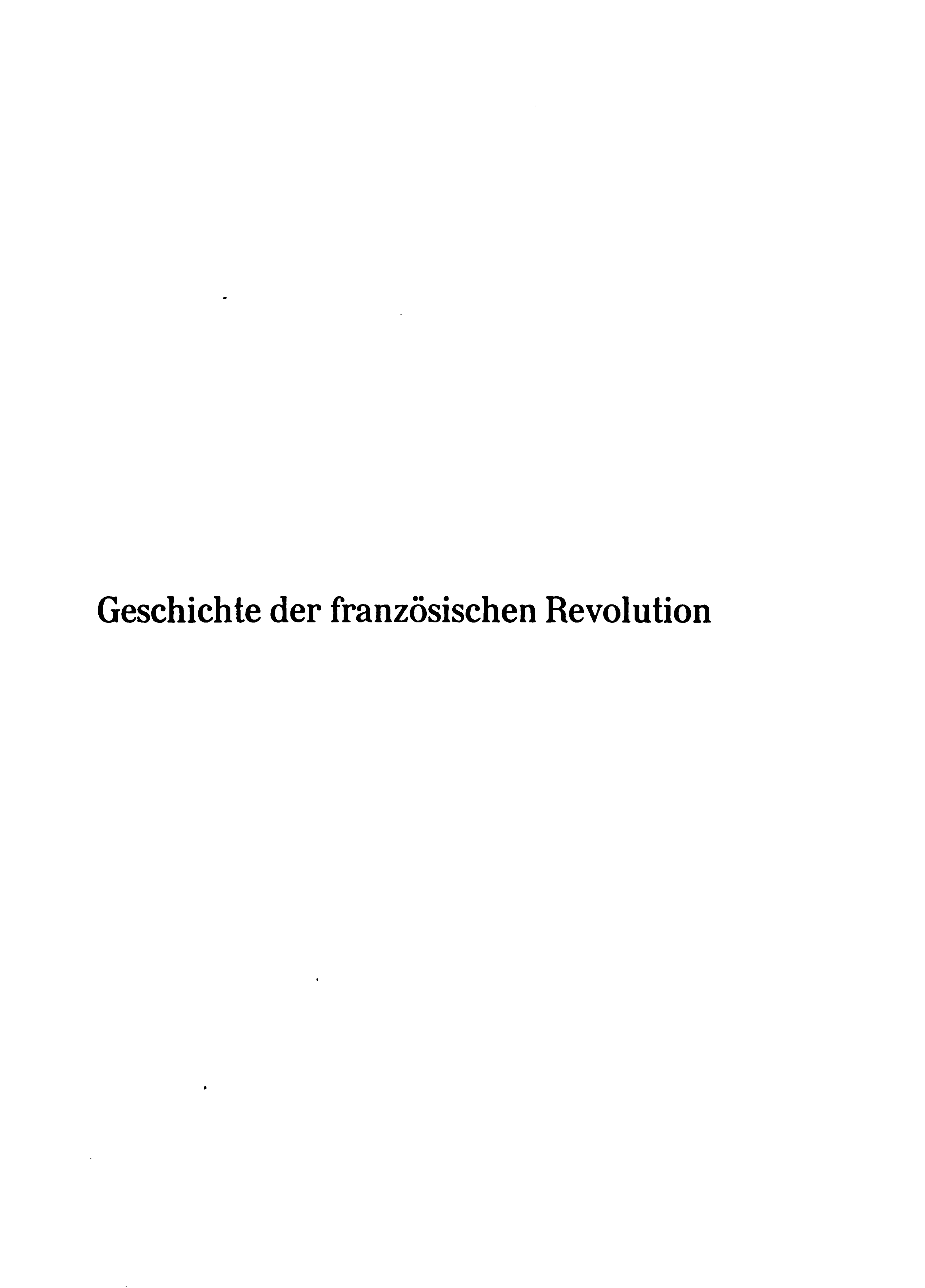
JULES MICHELET
GESCHICHTE DER
FRANZOESISCHEN
REVOLUTION



Geschichte der französischen Revolution

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BEARBEITET
UND HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH M. KIRCHEISEN
NACH DER ÜBERSETZUNG VON
RICHARD KÜHN

BAND 1—2

GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 1

DIE URSACHEN DER REVOLUTION UND DIE EREIGNISSE DES JAHRES 1789



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Einleitung

Zwei große Krisen bestimmen das politische und geistige Leben Europas im neunzehnten Jahrhundert: die französische Revolution und der Krieg von 1870/71. Indessen liegt der vorläufige äußere Abschluß der Revolution noch innerhalb des achtzehnten Jahrhunderts, und das anbrechende neunzehnte sah sich bereits trotz der Unklarheiten und Wirrnisse der politischen Zustände im einzelnen vor einer Reihe fester Ergebnisse und neuer Faktoren. Diese fallen in ihren Anfängen mit denen der Aufklärung zusammen, waren von der siegreichen Revolution aus der Phase der wissenschaftlichen und agitatorischen Erörterung in die lebendige Wirklichkeit des tätigen Alltags durchgesetzt worden und konnten nunmehr ihre Wirkung auf die Gesamtstruktur des Lebens der einzelnen und der Völker beginnen sowie ihre Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit erweisen.

Naturgemäß ist diese Erneuerung — oder besser Veränderung — des Lebens am deutlichsten und am stärksten in Frankreich, dem Lande der großen Revolution selbst. Doch geht ihre Wirkung weit über die Landesgrenzen hinaus. Mehr oder weniger laut, mehr oder weniger erkennbar in seinen äußeren Folgen, pflanzt sich das große Beben von seinem Herde aus durch den todkranken Leib Europas fort, der an den faulen Narkotiken des Mittelalters, besonders den kirchlichen Wirren, krank geworden war, führt ihm frische Säfte zu und strafft seine Glieder zu neuer, energischer Anspannung. Allerdings erwiesen sich die Staatengründungen der jungen Republik an ihren Ost- und Südostgrenzen, am Rhein, in der Schweiz, in Italien, als verfrüht; sie brachen nach kurzem Widerstande vor den Armeen der alten Gewalten zusammen und verschwanden so plötzlich, wie sie entstanden waren. Denn die „legitimen" Mächte hatten eine Jahrhunderte hindurch geübte und verfeinerte Technik der Organisation und des Gebrauchs ihrer immer noch gewaltigen Mittel für sich. Was aber die Tochterrepubliken zurückließen, war die Durchdringung des öffentlichen Geistes bis tief in die niedersten Volksschichten hinein mit jener Sehnsucht nach Freiheit und Gerechtigkeit der öffentlichen Zustände, welche die französische Geschichte der Jahre 1789—1794 ein für allemal in das Bewußtsein der europäischen Menschheit eingegraben hat und die zum Losungswort der innerpolitischen Geschichte Europas im neunzehnten Jahrhundert geworden ist. Wo das Kredo der Revolution nicht, wie in

diesen neuen Gebilden, durch direkte Beziehungen zur Zentrale vermittelt wurde, da sorgten die napoleonischen Heere für seine Verbreitung, wenigstens in den breiten Massen.

Wurde so der ideelle Gehalt der Revolution zum festen inneren Besitz des vorwärtsstrebenden Teiles der Völker — des Bürgertums und vielfach auch der großen Menge —, so entsprach das äußere Bild der politischen Entwicklung doch keineswegs den Erwartungen, die der Sturz des alten, despotischen Regimes in Frankreich bei den Zeitgenossen geweckt hatte. Die Republik der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die sich nur in Blut und Greueln eine Zeitlang hatte behaupten können, war von der Militärdiktatur und vom Despotismus des ersten Kaiserreiches abgelöst worden. Es folgten die napoleonischen Kriege, die Herrschaft Napoleons über Europa, die Befreiungskriege, d. h. die Befreiung der legitimen Monarchen von dem korsischen Usurpator und Imperator, die Restauration in Frankreich und der dumpfe Druck der Reaktion im übrigen Europa.

Freilich hatte in Frankreich selbst die Revolution zu gründlich mit den Institutionen des ancien régime aufgeräumt, als daß es den inneren und äußeren reaktionären Mächten möglich gewesen wäre, das Frankreich von 1815 wieder zu dem Frankreich von 1789 zurückzugestalten. Die dem besiegten Lande aufgezwungene Verfassung, die „Charte" von 1815, mußte dem Besitz und der Bildung in Frankreich auch in Zukunft einen verhältnismäßig großen Anteil an der Leitung der Geschicke des Landes zugestehen; Frankreich blieb nach wie vor ein — relativ — freiheitlich regiertes Land. Und der Versuch des „Legitimus" zur Wiederherstellung der absoluten Monarchie erlitt in der Julirevolution von 1830 einen kläglichen Mißerfolg, der zu seiner dauernden Beseitigung führte. Wieder war das Bürgertum, die Großbourgeoisie, allmächtig, und das Bürgerkönigtum des Herzogs Ludwig-Philipp von Orléans hatte nur insoweit einen Wert an sich, als es diese Macht des Bürgertums nach außen repräsentierte und mehr durch diplomatisches Geschick als durch verliehenes Recht für seine eigenen Zwecke auszunutzen verstand.

Dieses System gewährte jeder Art von Korruption weiten Spielraum; und Ludwig-Philipp, der an dem faulen Erbe eines von Generationen her verderbten Geschlechtes trug, war nicht der Mann dazu, Möglichkeiten — auch die unlautersten — ungenutzt zu lassen, wenn sie eine Mehrung seines Einflusses oder auch nur seines Reichtums versprachen. So kam denn, was kommen mußte: in siebzehn kurzen Jahren reifte das Bürgerkönigtum zum Untergang. Die blutige Februarrevolution von 1848 brachte die zweite Republik und verlegte den Schwerpunkt der Macht im Staate in die mittleren Schichten der

Gesellschaft. Die Revolution von 1848 zeigt ein wesentlich anderes Bild als die früheren Bewegungen: zum erstenmal trat die feste Masse des Proletariats als politischer Faktor auf, denn kleinere Versuche innerhalb der großen Revolution sowie die von Chalier in Lyon und Jacques Roux in Paris geführte kommunistische Bewegung, die von den Truppen des Konvents mit leichter Mühe unterdrückt wurden, sind nur Episoden des großen Dramas. Nun aber war der Sozialismus in Frankreich wie in den übrigen europäischen Kulturstaaten aus dem Stadium schwärmerischer Träume und Wünsche zu bewußtem politischen Leben erwacht, wuchs in parallelem Aufstieg mit der ungeheuren wirtschaftlichen Entwicklung der modernen Staaten zu immer größerer Bedeutung und verschwand seitdem nicht mehr aus der europäischen Geschichte.

Auch die zweite Republik zeigte sich nicht lebensfähiger als die erste. Wiederum konnte nach einer geschickt betriebenen Propaganda ein einzelner die Exekutive an sich reißen, und wiederum war es ein Bonaparte, der Prinz Ludwig Napoleon, Präsident der Republik, für dessen frühere abenteuerliche Versuche zur Wiederherstellung der bonapartistischen Macht man nur ein mitleidiges Lächeln gehabt hatte. Zwei Jahrzehnte lang konnte sich das zweite Kaiserreich behaupten, dank vor allem einer sehr geschickten äußeren Politik, die Frankreich bald wieder zur ersten Macht Europas machte. Erst als die äußere Politik versagte, als Napoleon III. unsicher wurde, begann die Opposition, sich von neuem kräftig zu regen. Ein auswärtiger Krieg sollte die gefährdete Stellung des Kaisers stärken, aber der Zusammenbruch von 1870 machte seiner Herrschaft ein ebenso plötzliches wie definitives Ende. Drei Jahre brauchte die neue, dritte Republik, um sich gegen den immer kräftiger andrängenden Sozialismus, der seinen Forderungen vor allem in dem Kommuneaufstand vom März 1871 Nachdruck zu geben versuchte, zu befestigen und sich ihre bis heute letzte Form zu geben.

Weniger laut und blutig, aber auch weniger erfolgreich als in Frankreich, verliefen die Verfassungskämpfe in den anderen europäischen Ländern, vor allem in Deutschland. Das hatte nicht so sehr in dem zum va-banque-Spiel weniger als die Franzosen geneigten Nationalcharakter der Deutschen seinen Grund, als in den Besorgnissen, die der Verlauf der „großen Revolution" in Anhängern und Gegnern geweckt hatte. Zunächst freilich, solange die napoleonischen Kriege dauerten, war an eine innerpolitische Aktivität der freiheitlich gesinnten Schichten überhaupt nicht zu denken. Und als man endlich 1815 zu seinen eigenen Angelegenheiten zurückkehren konnte, da war nach den unerhörten Anstrengungen und Schäden, die der Krieg mit-

gebracht hatte, die Erschöpfung so groß und das Ruhebedürfnis so stark, daß die alten, herrschenden Mächte unschwer jede fortschrittliche Regung mit eisernem Druck am Boden halten konnten. Dazu kam, daß die norddeutsche Vormacht Preußen in den Jahren nach Jena kluge Konzessionen an das allgemeine Verlangen nach Freiheit gemacht hatte. Die Steinsche Reform war eine, wenn auch sehr bedingte Erfüllung eines Teiles des revolutionären Programms, jedenfalls aber bog sie einem allzu energischen Drängen von unten die Spitze ab.

Die Julirevolution von 1830 weckte endlich auch den öffentlichen Geist in Deutschland wieder. Drei Momente sind von nun an wesentlich für den Verlauf der Entwicklung, die mit den Revolutionen von 1848/49 ihren Höhepunkt erreicht. Der Absolutismus hat seine Mittel straff organisiert und ist seinen Gegnern an äußerer Stärke bei weitem überlegen. Anderseits hat ihn das Schicksal der Bourbonen insofern klug gemacht, als er das friedliche Feilschen um die Macht einer blutigen Auseinandersetzung vorzieht. Darin begegnet er sich drittens mit den Wünschen der Führer der Opposition, des liberalen Bürgertums, — denn die Arbeiterbewegung war noch viel zu schwach, um schon eine selbständige politische Rolle zu spielen. Die Liberalen begnügten sich lieber mit einem kleinen Fetzen von Macht, wenn er auch noch so fadenscheinig war, als daß sie den Appell an das Volk gewagt hätten, der in Frankreich zu so blutigen Resultaten geführt hatte. Günstig für die Herrschenden war auch die politische Zerrissenheit Deutschlands, welche die Bewegung in eine große Reihe von Einzelbewegungen auseinanderfallen ließ und ihre Stoßkraft, die sie bei einem gemeinsamen Richtpunkt gehabt hätte, von vornherein schwächte.

Zwar endeten die schwachen und von den eigenen Anhängern künstlich geschwächten bewaffneten Revolutionen von 1848 mit einem Siege des Liberalismus, der nun endlich in den Parlamenten einen gewissen Anteil an der Leitung der politischen Geschäfte erhielt. Aber dieser Sieg war weder durchgreifend noch von Dauer. Die Geschicklichkeit der reaktionären Regierungen wußte — namentlich in Preußen, das sich immer mehr zum Militärstaat entwickelte — die Wirksamkeit der liberalen Errungenschaften zu paralysieren, die Opposition sank mehr und mehr zu faktischer Bedeutungslosigkeit herab.

Dann kam der deutsch-französische Krieg. Er brachte — außer der schon durch den Krieg von 1866 vorbereiteten Einigung Deutschlands und der gänzlichen Verschiebung der internationalen Machtverhältnisse — der erstaunten Welt eine große Überraschung: er erwies die Überlegenheit des streng konservativ regierten Militärstaates über

ein (relativ) freiheitlich regiertes Land. Der Zusammenbruch Frankreichs war zu völlig, als daß man dessen Ursachen lediglich in den Fehlern der gerade herrschenden — und noch während des Krieges wechselnden — Regierungen hätte finden können. Sie mußten tiefer liegen; das Frankreich von 1870, dessen Fundamente in der großen Revolution gelegt waren, mußte in eben diesen Grundlagen morsch sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus erfolgte eine Neuorientierung der politischen Parteien. Der Gedanke des Fortschritts trat zurück hinter dem der Befestigung und Erweiterung der (militärischen) Macht nach außen und innen. Nicht zum wenigsten in Frankreich selbst, wo die herrschende Partei der „Republikaner" ein in vielen Farben schillerndes, im Grunde konservatives Gebilde ist, dessen imperialistische Bestrebungen ebensogut weit von der revolutionären Tradition entfernt sind wie die aller anderen bürgerlichen Parteien in den modernen Kulturstaaten. Dagegen hat einen wesentlichen Teil des Programms der Revolution die internationale, revolutionäre Sozialdemokratie übernommen, ohne daß sie darum der Erbe der Revolution genannt werden könnte.

*

Man darf diese bedeutendsten Brechungen in der Geschichte der von der Revolution zur Parole des politischen Kampfes erhobenen liberalen Ideen nicht übersehen, wenn man die Geschichtsschreibung der Zeit vom Beginn des Jahrhunderts bis zum deutsch-französischen Krieg würdigen will. Die Historiker waren — in Frankreich noch mehr als in Deutschland und am deutlichsten diejenigen, die sich mit der Geschichte der Revolution befaßten — nicht nur Forscher, objektive Akademiker, wie es mit verschwindenden Ausnahmen der moderne Forscher wenigstens in seinen Werken ist, sondern sie waren Parteiführer, Persönlichkeiten mit bestimmter politischer Färbung — auch in ihren Büchern. Der Lärm und die Hitze des von Anhängern und Gegnern der neuen Ideen mit gleicher Erbitterung und gleicher Leidenschaft durchgefochtenen Streites drang auch in die Hörsäle der Universitäten und die stillen Studierzimmer der Gelehrten; das Katheder wurde nicht selten zur Tribüne und der grüne Tisch zur Barre. Die ganze Stadt nahm teil an den Vorlesungen der Dozenten, das ganze Volk, die Gebildeten aller Kulturnationen. Und da das gesprochene Wort allzu schnell im Lärm des Tages verhallte, so mußten die Bücher die Eindrücke festhalten und wurden als Bekenntnisschriften ebenso wertvoll wie als Erzeugnisse gelehrter Forschung. Traf es sich, daß die Männer, die sie schrieben, ein Herz

besaßen, dessen Glut über die Forderungen des Tages hinaus den ewigen Widerstreit der Menschheit zu neuem Ausdruck gestalten konnte, und geistvoll genug waren, um die zeitlose Sprache des Genies zu reden, so entstanden Werke dauernden Lebens, immer neuer, immer junger Frische.

Dahin gehört auch Michelets „Geschichte der Revolution", die, wie jedes geniale Werk, von ihrem Autor nicht zu trennen ist. Sie entstand in den Jahren, da die Geschichte Europas am heißesten brannte, vor und nach der Revolution von 1848 und während und nach dem Kriege von 1870. Alles, was jene Jahre an Hoffnungen und Enttäuschungen, an freudigen und bitteren Einsichten, an heißem Begehren und traurigem Entsagen in dem Herzen eines ebenso guten Europäers wie guten Franzosen, eines ebenso ernsten Forschers wie genialen Künstlers entzünden konnte, fließt in die grandiose Darstellung hinüber und gibt ihr ihre besondere Farbe.

Man tut jedoch dem Verfasser unrecht, wenn man die „Geschichte der Revolution" aus seinem Gesamtwerk loslöst und sie besonders betrachtet. Denn sie ist nicht bloß eine in sich abgerundete Schöpfung, an die er zehn Jahre seines Lebens gewandt hat, sondern sie schließt außerdem — nicht zeitlich, aber organisch — die Reihe jener Werke ab, in denen er die Geschichte Frankreichs von den Anfängen bis zum Niedergang des Absolutismus schildert. Und sie ist, wie die Geschichte Frankreichs, ein Teil seiner unendlich reichen und unendlich tätigen Persönlichkeit, deren Bild in kurzen Zügen hier festgehalten werden soll.

* * *

In Michelets „Journal" heißt es: „Hier (in Paris) bin ich geboren, hier habe ich immer gelebt, und hier werde ich, wenn es Gott gefällt, begraben werden." Und an einer anderen Stelle: „Hier habe ich vierzig Jahre verbracht, in angestrengter täglicher Arbeit, um Frankreich ein Denkmal zu errichten; hier lebte ich zwanzig Jahre in den Katakomben der Geschichte[1]) wie in einem Sarge, um jenes Denkmal auf ein unzerstörbares Fundament zu gründen; hier habe ich vierzig Jahre lang Freundschaft mit dem Tode gehalten, um mich besser mit Frankreichs Toten verständigen zu können, die ich auferstehen lassen wollte." Und in Paris blieb er, von einigen Unterbrechungen und gelegentlichen Reisen abgesehen, bis zu seinem Ende.

Er wurde am 21. August 1798 im Chor einer alten Kirche geboren, die in der Revolution aufgehoben war und nun als Wohnung und Werkstätte diente. Seine Eltern stammten beide aus dem Volke. Der

[1]) Den Archiven.

Vater war der Sohn eines Küsters aus der fröhlichen Picardie, die Mutter kam aus einer Bauernfamilie und hatte in den düsteren Ardennen ihre Heimat. Der alte Michelet betrieb eine Druckerei, die zunächst einige Jahre leidlicher Blüte erlebte. Bald aber litt das Geschäft unter der scharfen Überwachung der Presse und des Buchhandels durch die napoleonische Regierung, und als Michelet acht Jahre alt wurde, war der Verdienst des Vaters so gering geworden, daß die Gehilfen entlassen werden und die Familienmitglieder — Großvater, Vater, Mutter und er selbst — alle Arbeit tun mußten. Oft fehlte es an Brot, und selbst im strengsten Winter langte es niemals zur Heizung. Dann mußte der Knabe mit blaugefrorenen Fingern und hungrigem Magen viele Stunden täglich am Setzkasten sitzen und war froh, wenn er abends ein paar müßige Augenblicke zum Lesen erwischen konnte. Von einer regelrechten Erziehung konnte bei diesen Verhältnissen nicht wohl die Rede sein; Michelet wurde zwölf Jahre alt, ehe er den ersten Schulunterricht erhielt, und auch der wurde nur durch die schwersten persönlichen Opfer der Eltern und mit Unterstützung eines wohlwollenden und wohlhabenden Freundes ermöglicht. Er wurde in das Collège Charlemagne aufgenommen und benutzte von nun an geradezu gierig jede Gelegenheit innerhalb und außerhalb der Schule, sein Wissen zu mehren. Bald bekam er Preise unter seinen Mitschülern. Im übrigen rechnet er die Schulzeit nicht zu seinen frohen Erinnerungen. Die Schüler des Collège Charlemagne entstammten in der Mehrzahl angesehenen und begüterten Familien und sahen in dem schlecht gekleideten und daher schüchternen Kameraden ein geeignetes Objekt für ihre Spottsucht. Die Ungeselligkeit und der Hang zu absoluter Zurückgezogenheit, den Michelet bis spät in seine reifen Jahre behielt, und der ihn nie ganz verließ, datiert aus seiner Schulzeit.

Dem Unterricht im Collège verdankt er auch die Vorliebe für den Katholizismus, die den als Sohn eines guten Republikaners und Anhängers der Revolution bisher konfessionslosen Jüngling (1816) dazu trieb, sich taufen zu lassen. Freilich: ein guter Katholik war er auch in den Jahren nicht, als der geistig-sinnliche Kult der römischen Kirche seine einsame Seele mit all jenem mystischen Gefühlszauber erfüllte, in dem er einen Ersatz fand für die seiner dürftigen äußeren Lage versagten Freuden seiner Altersgenossen gleicher Bildung. Später, als er längst völlig mit jedem christlichen Dogma gebrochen hatte, erzählte er nicht ohne Genugtuung, daß er selbst in seiner gutkatholischen Zeit niemals zur Kommunion gegangen sei. Sein Christentum war immer ein Gefühlschristentum, nie ein Überzeugungschristentum. Sein Intellekt wuchs ebensosehr vom Eltern-

hause her wie in eigener gedanklicher Arbeit an der Aufklärungsphilosophie seines Landes und an den Ideen der Revolution.

Nach Beendigung des Collège bezog er die Sorbonne, wo er bereits 1819 mit einer historischen Arbeit: „Vies de Plutarque" und einer philosophischen: „Idée de l'infini d'après Locke", zum Docteur ès lettres promovierte. Bei seinem völligen Mangel an Geldmitteln konnte er es nicht wagen, sich lediglich der Schriftstellerei zu widmen. Das äußerst scharfe Präventivpreßgesetz der Restauration hätte ihn in die Abhängigkeit einer seiner revolutionären Überzeugung feindlichen Gruppe gebracht. Zudem ging auch seine persönliche Neigung auf einen sicheren Beruf, bei dem er alle Muße zur systematischen Betreibung seiner Studien fände. So nahm er eine Stelle als „Professeur" im Institut Briand und kurz darauf im Collège Rollin an. Für täglich vierstündigen Unterricht in alter und neuer Geschichte sowie in der Philosophie erhielt er monatlich sechzig Franken! Er hatte also schwer zu kämpfen, um sich leidlich anständig durchs Leben zu schlagen, zumal er bald heiratete. Seine Ehe gehörte nicht zu den glücklichen. Frau Michelet entstammte ziemlich verwickelten Familienverhältnissen, stand an Bildung weit hinter ihrem Manne und besaß Eigenschaften, die ein Zusammenleben mit ihr nicht gerade leicht machten. Sie soll das Hindernis zu Michelets gesellschaftlichem Aufstieg gewesen sein, den man sonst damals Leuten seiner Art gern erleichterte. So erzählt wenigstens einer seiner Biographen, der feine Essayist Vicomte d'Haussonville, der allerdings als überzeugter Royalist im ganzen Michelets Gegner ist, und dessen Angaben man auch sonst hier und da mit einem Fragezeichen versehen kann. Michelet selbst berichtet ganz andere Gründe, die ihn, von seiner alten Neigung zur Einsamkeit abgesehen, veranlaßt hätten, die Gesellschaft zu meiden: „Mir war jene fade Atmosphäre der Freunde Chateaubriands zuwider . . . Nur eins war meine Stärke: die herbe Jungfräulichkeit meiner Anschauungen und die freie Ausübung einer neuen, nur mir eigenen Kunst." — Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, eine Tochter, die jung heiratete, und ein Sohn, der ebenfalls noch jung nach Straßburg ging. Beide sind ohne Bedeutung für das Leben des Vaters. Frau Michelet starb schon 1840, nach sechzehnjähriger Ehe.

Eine wesentliche Besserung seiner äußeren Lage brachte Michelet die Ernennung zum „Maître des conférences d'histoire et de philosophie" an der Ecole normale (1827), mit der zugleich sein Wirkungskreis weit bedeutender wurde. Aus seinem Unterricht erwuchs ihm das erste Buch, der prächtige: „Précis de l'histoire moderne" (1829), der in glänzender Diktion und mit einer damals unerhört klaren

Gruppierung des Stoffes die Ereignisse von der Eroberung Konstantinopels bis zur französischen Revolution schildert. Trotz seiner „nicht unbedenklichen“ Tendenz wurde das Buch auf die Liste der klassischen Unterrichtswerke für die Collèges und Universitäten gesetzt, von der es erst 1852, als Michelet dem napoleonischen Regime den Eid weigerte, wieder verschwand. Der „Précis“ lenkte die Aufmerksamkeit der Umgebung des Königs auf ihn. Er erhielt den Geschichtsunterricht bei der Prinzessin Luise, der späteren Herzogin von Parma, Tochter des Herzogs von Berry und Enkelin Karls X. Die tüchtigen Eigenschaften seiner jungen Schülerin weckten in Michelet eine Art väterlicher Sympathie; diese verwandelte sich in dauernde Achtung, als sich jene Eigenschaften im späteren Leben der Prinzessin, die als Herzogin von Parma in der Verbannung leben mußte, bewährten.

Die Tätigkeit am Hof hinderte Michelet übrigens nicht, die Julirevolution (1830) mit Begeisterung zu begrüßen. Das streng reaktionäre Ministerium Polignac hatte durch sein Sakrileggesetz und durch die Forderung, die Emigranten für den Verlust ihrer in der großen Revolution verkauften Güter mit einer Milliarde zu entschädigen, den Haß gegen die Bourbonen im Volke und sogar in der zahmen Deputiertenkammer auf eine Höhe getrieben, die zur Explosion führen mußte. Die Regierung versuchte es mit einer Auflösung der Kammer, und als die Neuwahlen ebenfalls keine Mehrheit ergaben, die mit der Reaktion zu arbeiten gewillt war, schritt sie, ermutigt und getäuscht durch den scheinbaren Stimmungswechsel bei der Nachricht von der Eroberung von Algier, zum Staatsstreich. Sonntag, den 25. Juli 1830, unterzeichnete der König fünf Ordonnanzen, welche die Auflösung der Kammer dekretierten, deren Rechte willkürlich einschränkten, das Wahlgesetz verschlechterten und außerdem das Erscheinen jeder Druckschrift von der Erlaubnis der Preßpolizei abhängig machten. Am 26. Juli erschienen die Ordonnanzen im „Moniteur“, und am 27. veröffentlichten die Blätter einen von Thiers entworfenen Protest, der die vielleicht unbeabsichtigte Wirkung hatte, daß das Volk sich bewaffnete und die königlichen Truppen angriff. Nach dreitägigem Straßenkampfe mußte das Militär Paris räumen. Die Revolution hatte gesiegt. Karl X. entfloh mit seiner Familie nach England. Freilich erfüllte sich der Wunsch der Massen und der bürgerlichen Mitte, die Wiederaufrichtung der Republik, nicht; die „auch“ liberalen Deputierten der Großbourgeoisie, aus denen sich die provisorische Regierung zusammensetzte, zogen das parlamentarische System des „Bürgerkönigtums“ vor. Die von Guizot ausgearbeitete und am 7. August angenommene Verfassung erhielt

der Großbourgeoisie alle Macht; sie knüpfte das Wahlrecht an einen übertrieben hohen Zensus, der die Zahl der Wähler auf 200 000 (!) und die der Wählbaren auf 24 000 beschränkte. Schon am 9. August konnte der Herzog Ludwig Philipp von Orléans als „König der Franzosen“ den Thron besteigen; aber wenn auch wieder statt der weißen Fahne die Trikolore über den Tuilerien wehte, das Bürgerkönigtum war und blieb für die ganze Dauer seines Bestehens eine „Fehlgeburt“ (avortement).

Michelet nahm zwar an den in rascher Folge sich abwickelnden Ereignissen keinen aktiven Anteil, um so entscheidender aber wurde sein Denken und seine Arbeit von ihnen beeinflußt. Radikal sagt er sich vom Christentum, soweit es Dogma und soweit es Gegenwart ist, los. Doch bleibt ihm vorläufig noch die Liebe zum katholischen Mittelalter, seiner Kunst und seinem Kult, wenn diese auch immer weniger den Menschen und immer mehr den Künstler in ihm angehen. Indessen haben die letzten Zeiten der legitimen Monarchie mit ihrer Jesuitenwirtschaft allzu deutlich gezeigt, einen wie weiten Spielraum der Dogmenglaube jeder menschlichen Verderbnis läßt, als daß er nicht das Christentum als System ablehnen sollte. Die „Introduction à l'histoire universelle“, die unmittelbar unter dem Einfluß der Julirevolution geschrieben ist, kann dem Christentum nur noch aus der historischen Betrachtung heraus Berechtigung zugestehen. Christentum, Reformation und Revolution sind die drei Hauptetappen in der Geschichte der menschlichen Freiheit.

Mancherlei Veränderungen brachte die Revolution in Michelets äußeres Leben. In die Ecole normale, die unter der Restauration wie der gesamte Unterricht in Frankreich völlig unter jesuitischem Einfluß gestanden hatte, zog ein neuer, vergleichsweise liberaler Geist ein. Michelet lehrte nur noch mittelalterliche und neue Geschichte und konnte nun alle seine glänzenden Gaben frei entfalten, um seinen Schülern die eigene Überzeugung von der notwendig freiheitlichen Entwickelung der Menschheit in die jungen Geister zu hämmern. Welche Erfolge seine Methode hatte, das erzählt uns Jules Simon, der damals vor seinem Katheder saß. Noch nach sechzig Jahren erinnert er sich der Unterrichtsstunden bei Michelet so lebendig, als seien sie gestern gewesen, er schildert sie sehr anschaulich und ruft schließlich begeistert aus: „Er war der König der Schule . . . Ein jeder von uns hat ihn stets geliebt und verehrt.“ — Auch am Hofe fand Michelet bald eine neue Schülerin, die Prinzessin Klementine von Orléans, Ludwig Philipps Tochter, die spätere Herzogin von Sachsen-Koburg. Die wichtigste Folge der Julirevolution aber war für ihn die Berufung zum Sektionschef in den Nationalarchiven

(1831). „Das hieß, dem Historiker den Schlüssel zu seinem Königreich zu geben", schreibt sein bester Kenner und begeisterter Bewunderer Gabriel Monod. Und Michelet selbst berichtet: „Als ich zum erstenmal diese Katakomben aus Handschriften, diese Ruhestätte nationaler Erinnerungen, betrat, da hätte ich gern die Worte wiederholt, die jener Deutsche beim Eintritt ins Kloster Saint-Vannes sprach: ‚Das ist die Wohnung, die ich mir erwählt habe, hier will ich ruhen in Ewigkeit!'" Es ging ihm nicht gerade um die Ruhe. Vielmehr entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit, um die Schätze des Nationalarchivs seinem umfassend angelegten Plane einer „Geschichte Frankreichs" dienstbar zu machen.

Eine Einführung zu diesem großen Werke stellte die „Römische Geschichte" dar, deren zwei erste Bände, die Geschichte der Republik, in eben diesem Jahre 1831 erschienen. Sie sind wie der „Précis" und die „Introduction" meisterhaft in Form und Gehalt. Nach dem Vorbild Niebuhrs in Deutschland, auf den er sich ausdrücklich beruft, und dessen Ideen er so in die französische Geschichtsschreibung einführt, lehnt er die große Legende der ersten Jahrhunderte des römischen Staates „wie einen albernen Roman" ab und stützt seine ganze Darstellung auf die dürftigen Auskünfte, die ihm die Quellen des alten römischen Rechtes liefern. Wo er von diesen im Stich gelassen wurde, traten kühne Hypothesen an Stelle der alten Tradition. Aber gerade hier hat die moderne Wissenschaft Gelegenheit, die intuitive Sicherheit des historischen Denkens bei Michelet zu bewundern. Das meiste von dem, was bei ihm Vermutung bleiben mußte, hat die moderne Epigraphik, haben die Forschungen Mommsens seither erwiesen. So fand sein Wagnis eine nachträgliche Rechtfertigung.

Die exakte Forschung nimmt es Michelet sehr übel, daß er die Geschichte der römischen Kaiserzeit ungeschrieben gelassen hat. Sie erblickt darin eine willkürliche Durchbrechung seines eigenen Planes, der die französische Geschichte an die römische anschließen wollte. Was man aber dem Historiker vorwerfen kann, das ist ein besonderer Ruhm des Menschen, des Mannes, der seiner Zeit das Beste geben will. Sein Frankreich war ein anderes, das Leben seines Volkes aus anderen Quellen geflossen, nicht aus dem Streit zwischen Prinzipien und Institutionen, sondern aus dem Blut seiner Stämme, aus den Leidenschaften und der Liebe seiner großen Männer und Frauen. Das Leben seines Volkes war ihm vor allem eben „Leben", und nur so konnte es der eigenen Zeit etwas bedeuten. Was nutzt die gelehrteste Darstellung der Vergangenheit, wenn sie das Vergangene nicht lebendig machen kann? Wozu die Toten beschwören, wenn uns ihr Mund stumm bleibt? . . . Und die Toten drängten ihn. Sie

forderten ihre Auferstehung. „Es regte sich etwas in den langen Korridoren [den Archiven], und ich vernahm ein Murmeln, — das kam nicht vom Tode. Jene Papiere sind keine Papiere, sondern lebendige Menschen, Provinzen, Völker. Zuerst erhoben die Geschlechter und Familien unter ihrem verstaubten Wappen Einspruch gegen das Vergessenwerden. Dann wurden die Provinzen unruhig — alle waren sie lebendig, alle sprachen sie — — Und wenn ich den Staub von ihnen wegblies, standen sie auf. Hier kam eine Hand aus dem Grab hervor, dort ein Kopf, wie in Michelangelos ‚Jüngstem Gericht' oder wie im ‚Totentanz' — — Sachte, ihr Herren Toten! Der Reihe nach, wenn ich bitten darf." Freilich: „Die so betrachtete und zurechtgemachte Geschichte ist wie ein persönlicher Roman: es ist die durch eine Seele gesehene Vergangenheit." Aber ist sie darum weniger Geschichte, weniger Wissenschaft?

Die Toten drängten, und der an der Julirevolution im nationalistischen und demokratischen Sinne neuorientierte öffentliche Geist drängte ebenfalls. Ihn galt es zu stärken. Michelet ließ die römische Geschichte und begann die Geschichte Frankreichs. 1833 erschienen die Prolegomena, der „Précis de l'histoire de France" und noch im gleichen Jahre die beiden ersten Bände. Sie machten Michelet mit einem Schlage zum Geschichtsschreiber der Nation, zum „Historien de France". Fünf Bände sollte das ganze Werk umfassen, und sechs Bände gebrauchte er, um nur bis zu Ludwig XI. zu gelangen. Zehn Jahre kostete ihn die Arbeit an diesen sechs Bänden. „Die Welt hätte glauben können, ich läge schon im Grabe, so zurückgezogen lebte ich; meine einzige Gesellschaft war die Vergangenheit, und Freundschaft hielt ich nur mit den versunkenen Völkern. Ich liebte den Tod." Dieser Satz gilt auch für die zu Studien unternommenen Reisen dieser Zeit. Sie führten ihn nach Südwest-Frankreich, Flandern, Deutschland, in die Schweiz, nach Norditalien. Überall hielt er auf strengste Innehaltung seines umfangreichen Arbeitsprogramms, aus dem sich neben dem großen Werke kleinere Arbeiten ablösten: „Mémoires de Luther" 1835 — Übersetzungen aus Luthers Streitschriften und Tischgesprächen, mit einem prachtvollen Essay, einer wahren Apotheose des großen Reformators und mit sehr klugen Anmerkungen —, „Origines du droit français" 1837 und „Actes du procès des Templiers" 1841.

Die moderne Literatur steht keinem der Werke Michelets so unentschieden gegenüber wie den sechs ersten Bänden der Geschichte Frankreichs, d. h. der Darstellung des französischen Mittelalters. Man ist einig über die Pracht des Stiles, über die hinreißende Gewalt der Darstellung; aber man weiß nichts Rechtes anzufangen mit

Michelets Verhältnis zu den Tatsachen. Allenfalls gibt man ihm die Gewissenhaftigkeit und den ungeheuren Fleiß in der Benutzung der Quellen zu. Aber, so sagen die einen, diese Quellen waren dürftig, und wo sie ihn im Stich ließen, da suchte er sich mit den gewagtesten und willkürlichsten Konstruktionen zu helfen. Diese „Konstruktionen“, meinen die anderen, sind eines Ranges mit den Hypothesen in der „Römischen Geschichte“, die man nicht genug loben kann, seitdem sie nachträglich bestätigt wurden. Wie kann man hier verdammen, wovor man sich dort als vor einer Offenbarung des Genies verneigt hat? — Wenn man genauer zusieht, dann findet man hinter dieser Verschiedenheit der Meinungen die politische Doktrin. Ausnahmsweise sind es diesmal die Freunde der Kirche, die Michelet loben, während die eifrigen Anhänger des späteren Michelet ihm die Geschichte des Mittelalters nur darum verzeihen, weil er sich nachher so völlig von jenen alten Zeiten lossagte. Die Zeitgenossen empfanden anders. Sie konnten einmütig feststellen, daß die gesamte französische Geschichtsschreibung nichts aufzuweisen hatte, was nur von weitem dem nationalen Empfinden einen so starken Ausdruck gegeben hätte, nichts, worin der Franzose der Gegenwart sich mit solcher Sicherheit in dem Franzosen der Vergangenheit wiedererkannt hätte. Der Franzose der dreißiger Jahre betrachtete es nicht als einen Verrat an den Ideen der Demokratie, daß Michelet die katholische Kirche des Mittelalters wohlwollend, ja sogar mit einer gewissen Liebe behandelt. Denn die alte Kirche war nicht bloß eine Einrichtung, sondern sie war der Träger des gesamten religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens des Volkes. Band man den Historiker der Kirche gegenüber an den unversöhnlichen Standpunkt des modernen Demokraten, so konnte man nicht mehr von ihm verlangen als eine Kritik des Mittelalters. Der historische Stoff blieb lediglich Objekt einer nachträglichen Untersuchung, und man mußte darauf verzichten, am mittelalterlichen Leben selbst im Gang seiner Geschichte gleichsam als Zeitgenosse teilzunehmen. Das aber war Michelets Ziel: die Gegenwart sollte sich in der Vergangenheit lebendig fühlen. Den Zusammenhang des Lebens im Ablauf der Jahrhunderte zu zeigen, war ihm Sinn und höchste Aufgabe der Geschichte.

In Michelets äußerem Leben bereiteten sich allmählich die Jahre vor, die sein persönliches Auftreten in den Streit der Parteien rückten. Schon von 1834 an bekam er in Vertretung Guizots, der inzwischen von seiner staatsmännischen Tätigkeit völlig in Anspruch genommen war, Lehraufträge für neuere Geschichte an der Sorbonne, und 1838 erhielt er den Lehrstuhl für Geschichte und Moral am Col-

lège de France. Seine Vorlesungen und Übungen wurden in den nächsten Jahren zu einem Bekenntnis für die liberalen und demokratischen Ideen der französischen Gegenwart und zu einem heftigen Feldzuge gegen den Klerikalismus, der damals gerade erfolgreiche Versuche machte, den in der Julirevolution verlorenen Boden wiederzugewinnen. Genossen im Kampf wurden dem Historiker bald Edgar Quinet, der über die Literaturen der südlichen Völker las, und der Pole Mickiewicz, der slawische Literatur lehrte. Bald wurden die Klerikalen aufmerksam auf das unbequeme „Triumvirat", das eine ebenso neue wie unwillkommene Note in die gewohnte Zurückhaltung und Zahmheit des Lehrbetriebs an der Pariser Hochschule brachte. Die wiederholten persönlichen Vorstellungen des Erzbischofs von Paris, Monsignore Affre, bei dem versöhnlichen Unterrichtsminister Villemain nutzten nichts. Nun eröffnete die klerikale Presse den Angriff unter Führung des beschränkten Romanciers Louis Veuillot, dessen dummen Roman „Odeurs de Paris" man den Parisern von heute gar zu gern wieder schmackhaft machen möchte, ohne Gegenliebe zu finden. Ohne Namen zu nennen, aber durchsichtig genug, machte man die Regierung scharf gegen den Demokratismus der Universität und empfahl das alte klerikale Programm der Intoleranz; auch diesmal nur mit dem Erfolge, daß die drei Professoren ihren Vorlesungen einen aktuellen Akzent gaben. In die schwüle Atmosphäre platzte das Pamphlet eines kleinen und im übrigen höchst gleichgültigen Provinzabbés, Des Garets: „Le monopole universitaire" (1843). Jetzt brach das Gewitter los. Michelet sowohl wie Quinet begannen besondere Vorlesungen mit dem Thema: „Die Jesuiten". Sie hatten sofort einen ungeheuren Zulauf. Man versuchte, die Vorlesungen zu stören, sie unmöglich zu machen. Lange vor Beginn des Kollegs belegten klerikale Studenten die Hörsäle und machten beim Eintritt der Professoren solchen Lärm, daß diese nicht zu Worte kamen. Zwei- oder dreimal sahen die Liberalen ruhig zu, dann begannen sie die Ruhestörer mit Gewalt aus den Sälen zu entfernen. Wochenlang kam es zu blutigen Schlägereien; die Unterrichtsbehörde konnte oder wollte nicht eingreifen, denn die ganze nicht klerikale Presse ergriff Partei für Michelet und Quinet, und zwar in der denkbar wirksamsten Form. Die Blätter erbaten sich einfach die Texte der Vorlesungen, die doch nicht geregelt gehalten werden konnten, und druckten sie wörtlich ab; sie machten die „Tour de la France" und weckten überall hallendes Echo. Erst allmählich, und als das Thema Jesuiten erschöpft war, wurden die Zustände am Collège de France wieder normal. Michelet las weiter über neuere Geschichte und erwarb sich für immer die Liebe seiner Studenten

durch sein suggestives Wesen, seinen schweren, feierlichen Vortrag, durch „die Fülle der Ideen, der Schönheit der Form und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände". Der Kampf an der Universität aber fand seinen bleibenden Niederschlag in drei ausgezeichneten Arbeiten: „Les Jésuites", „Le prêtre et la femme" und „Le peuple" (1844—46), in denen Michelet seine Stellung zum Klerikalismus endgültig festlegte. Seine Sprache ist schärfer als sonst; grell stehen die Tatsachen da, historische, moralische, psychologische: hart, schonungslos, mit fast mathematischer Genauigkeit baut er auf ihnen seine Anklage und sein Verdikt.

Die Vorgänge am Collège de France waren nur ein — wenn auch bedeutungsvolles — Zeichen der Unzulänglichkeit des bestehenden Zustandes, eine Rückwirkung unter anderen. Die bürgerliche Julimonarchie war unfähig, das Staatswesen gesund zu erhalten. Das Jahr 1848 keimt schon am Ausgang der dreißiger Jahre. Das herrschende Korruptionssystem — Bestechung der Abgeordneten des Gesetzgebenden Körpers durch die Regierung, Bestechung der Mitglieder der Regierung durch den Monarchen — lag so am Tage, daß man in breitester Öffentlichkeit darüber redete. Es nahm dem Lande jedes Vertrauen zu der Leitung seiner Geschicke. Mißerfolge und Ängstlichkeit in der äußeren Politik verletzten das Selbstbewußtsein der Nation. Die junge und kräftig aufstrebende Arbeiterbewegung wußte man in keiner Weise in den Organismus des sozialen Lebens einzuordnen; sie niederzuhalten, kannte man kein anderes Mittel als die brutale Gewalt oder wollte kein anderes kennen. Dazu war die Person des Königs ebenso unbedeutend wie verächtlich. Habgier, die sich in ehrlosen Geldspekulationen äußerte, war seines Wesens stärkster Zug. Selbst die Einfachheit seines Auftretens und seiner Lebensweise galt dem französischen Auge als Geiz. So fanden sich Legitimisten und Republikaner, Sozialisten und sogar ein großer Teil der ursprünglichen Anhänger der Julimonarchie, die sogenannte „dynastische Opposition", in der Feindschaft gegen die bestehende Unordnung. Die jeder Reform feindliche, in der Zahl wie im Geiste äußerst beschränkte Großbourgeoisie, deren Führer Guizot der tatsächliche und seit 1847 auch der nominelle Leiter der Regierung war, bildete ihre einzige starke Stütze. — Die allgemeine Unzufriedenheit fand ihren stärksten Ausdruck in wiederholten Attentaten auf das Leben des Königs, in zahlreichen Verschwörungen und vor allem in einer Reihe von ausgedehnten, blutigen Arbeiteraufständen (in Paris, Lyon, Saint-Etienne usw.). Die Regierung ergriff die schärfsten Gegenmaßregeln. Die Vereins- und Preßfreiheit wurde von Jahr zu Jahr immer weiter eingeschränkt, die politischen Prozesse wurden

den ordentlichen Gerichten entzogen und kamen vor die Pairskammer. Der Anlaß zu einer endgültigen Auseinandersetzung zwischen Volk und Regierung brachte die Propaganda für die Erweiterung des Wahlrechts, die unter Leitung der Republikaner und der von Thiers und Odilon Barrot geführten dynastischen Opposition in Form von öffentlichen Banketten betrieben wurde. Vom Juli bis Dezember 1847 fanden siebzig solcher „Reformbankette" statt. Im Februar 1848 meldete das 12. Arrondissement von Paris ein Bankett an. Es wurde verboten. Man erließ dennoch Einladungen auf den 22. Februar. Die Regierung zog Truppen zusammen. Am 22. war ganz Paris auf den Straßen. Das Militär versuchte, die Massen zu sprengen. Eine unruhige Nacht folgte. Tags darauf begann der offene Kampf. In jeder Straße, vor jedem Hause beinahe wuchsen die Barrikaden aus dem Boden. Da machte die Nationalgarde mit dem Volke gemeinsame Sache. Ihrem Beispiel folgten mehrere Linienregimenter. Am Abend war die Stadt in den Händen des Aufstandes. Am 24. stürmte das Volk die Tuilerien, drang in den Sitzungssaal der Nationalversammlung. Mit genauester Not und nur durch schleunigste Flucht entrann der Bürgerkönig dem Schicksal Ludwigs XVI. Am gleichen Tage bildete sich unter der Leitung Lamartines eine aus Republikanern und Sozialisten zusammengesetzte provisorische Regierung, die sofort die Republik ausrief. Gleichzeitig wurden umgehende Neuwahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts beschlossen. Das Provisorium bewies, seinem sozialistischen Einschlag entsprechend, eine große Reformfreudigkeit. Ungeheure „Nationalwerkstätten" wurden gegründet, sie sollten den Arbeiter vom Privatunternehmer unabhängig machen und seine Existenz sichern. Aber die neugewählte „Konstituierende Nationalversammlung" teilte den Fortschrittseifer der Regierung und der Pariser Bevölkerung nicht. Sie übergab die Leitung der Geschäfte einer aus ihrer Mitte gewählten Exekutivkommission, in der ebenfalls Lamartine den Vorsitz führte. Am 21. Juni verfügte diese die Auflösung der Nationalwerkstätten und die Ausweisung der darin beschäftigten Arbeiter in die Provinz. Die so plötzlich außer Brot gesetzten Arbeiter begannen am 24. den Aufstand, und nun wurde klar, daß man der jungen Republik zu früh zugejubelt hatte. Mit der äußersten Strenge und unter persönlicher Leitung des Kriegsministers Cavaignac wurden die Unruhen von Nationalgarden und Linientruppen erstickt. Drei Tage, bis zum 26., dauerte die „Junischlacht". 10 000 Arbeiter wurden getötet, viele Tausende auf Lebenszeit deportiert. Cavaignac wurde Ministerpräsident. Paris begriff, daß sein Sieg im Februar nur ein Scheinsieg gewesen war. Bald

hatte die Konstituierende ihre Arbeit getan. Die neue Verfassung brachte — außer einer Verschlechterung des Wahlrechtes, die der „gesetzgebenden Versammlung“, welche die konstituierende ablöste, eine Mehrheit aus Monarchisten und Klerikalen verschaffte — der Republik einen Präsidenten, der durch Plebiszit jedesmal auf vier Jahre gewählt werden sollte. Kein früherer Präsident sollte zum zweitenmal kandidieren. Am 10. Dezember 1848 fand die erste Präsidentenwahl statt. Kandidat der Republikaner war Cavaignac, während Prinz Ludwig Napoleon nach einer äußerst geschickten Propaganda die Stimmen aller anderen Parteien, der Bonapartisten, Monarchisten, Klerikalen und Sozialisten auf sich zu vereinigen wußte. So wurde er von einer ungeheuren Mehrheit gewählt.

Sehr bald zeigte sich, daß es durchaus nicht das letzte Ziel aller Wünsche des Prinz-Präsidenten war, vier Jahre lang die höchste Stelle in der Republik zu bekleiden. Er setzte alles daran, populär zu werden, die Hoffnungen des Volkes weit über sein Amt hinaus an seine Person zu fesseln. Die Nationalversammlung machte ihm durch ihre völlig unpopuläre Politik die Mühe leicht. Die Expedition gegen die Römische Republik und die Wiederaufrichtung des päpstlichen Despotismus nach der Einnahme Roms (Juli 1849) wurde als eine Verhöhnung der Februarrevolution empfunden. Und die offene Reaktion der folgenden Jahre, die weitere Verschlechterung des Wahlrechts, die Auslieferung der Schule an den Klerus durch die monarchische und klerikale Mehrheit brachte die Versammlung um alles Vertrauen im Lande und nahm der Republik viele Sympathien. Der Prinz, der „Erwählte der Nation“, konnte des Beifalls des größeren Teiles dieser Nation sicher sein, als er die Revision der Verfassung und die Erweiterung der Befugnisse des Präsidenten von der Versammlung verlangte. Sie wurden ihm verweigert. Da schritt er in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1851 zum Staatsstreich. Er ließ sechzig Abgeordnete und hervorragende Persönlichkeiten verhaften (unter ihnen Cavaignac, Victor Hugo, Thiers). Am Morgen wurde der Palast der Nationalversammlung mit Truppen besetzt, die Versammlung selbst aufgelöst. Der Widerstand war beinahe nur platonisch. 218 Deputierte, die sich in einer Mairie versammelten, wurden ebenfalls verhaftet, das Conseil und der höchste Gerichtshof aufgelöst. Immerhin hielt es Ludwig Napoleon für nützlich, den Parisern von vornherein jede Lust zur Auflehnung gegen seinen Willen zu nehmen. Die bonapartistischen Generale richteten am 3. und 4. Dezember in den Straßen ein beträchtliches Blutbad an. Über 100 000 „Unzuverlässige“ wurden im ganzen Lande festgenommen und in die Strafkolonien verbannt. Als am 14. Januar

1852 die neue Verfassung verkündigt wurde, regte sich nicht der leiseste Widerspruch. Von nun an dauerte die Amtszeit des Präsidenten zehn Jahre, nach deren Ablauf er wiedergewählt werden durfte. Er war „nur dem Volke verantwortlich“, das heißt: er besaß beinahe absolute Gewalt. Die Erste Kammer bekam den Namen Senat und wurde vom Präsidenten ernannt. Die Zweite Kammer erhielt nur Bestätigungsrechte, eigene gesetzgebende Initiative war ihr versagt. Dem absoluten Herrscher fehlte nur noch der Titel. Aber auch den bewilligte ihm das „dankbare“ Volk durch sein Plebiszit noch im gleichen Jahre. Am 2. Dezember 1852 durfte sich Napoleon III., Kaiser der Franzosen, die Krone aufs Haupt setzen. Er heiratete, da ihm die legitimen Monarchen Europas ihre Töchter standhaft verweigerten, die schöne spanische Gräfin Eugenie von Montijo und hielt in Saint-Cloud glänzenden Hof.

In diesem Jahre 1852 schloß Michelet den siebenten Band seiner „Geschichte der Revolution“ mit der Darstellung des 9. Thermidor des J. II ab. 1847 waren die ersten Bände erschienen: „Der Sturm auf die Bastille“ und „Das Bundesfest“. Die Vorarbeiten zu dem Werke reichen bis in das Jahr 1844. Der Entschluß, die Geschichte Frankreichs mit dem Ausgang des Mittelalters abzubrechen und einen Zeitraum von dreihundert Jahren zu überspringen, ging aus ähnlichen Motiven hervor wie die Abschwenkung von der römischen Geschichte zur Geschichte Frankreichs. Er fühlte mit den besten Geistern seiner Zeit das Nahen der neuen Umwälzung, er sah die ungeheuren Widerstände, denen der Versuch, Frankreich von der Willkür und den Schäden der großbourgeoisen Herrlichkeit zu befreien, bei der kompakten Reaktion begegnen würde. Und er sah anderseits, daß die freiheitlichen Kräfte zersplittert und uneins waren, daß das einheitliche Ziel fehlte. „Das kann nicht so bleiben“ — das wußte jeder Ehrliche. Wie man es aber ändern sollte, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. „Ebenso wie die christlichen Sekten sich vervielfältigten und es Jansenisten, Molinisten usw., aber keine Christen mehr gab, so vernichten die Sekten der Revolution die Revolution; man wird wieder Konstitutioneller, Girondist, Montagnard, aber nicht mehr Revolutionär.“ Der G e i s t der Revolution mußte wieder erwachen, der schöpferische Geist ihrer glorreichen Anfänge. „So reden sie zu uns: ‚Sucht doch nicht länger! Ihr habt Götter und Heilige, ihr habt eine lückenlose Legende!‘ Demnach handelt es sich nur, wie im Mittelalter, um die ‚Nachfolge‘; wir sollen also unser Mühen aufgeben, nicht mehr nach neuen Wegen suchen, sklavisch die Taten unserer Väter kopieren! Statt den Geist zu erfassen, sollen wir uns an die äußere

Form halten, lächerlich wie jener Mönch, der das Wunder von Bethlehem darstellen wollte und sich darin übte, bald wie der Ochse und bald wie der Esel zu blöken . . . Das Hindernis zu Gott sind die Götter. Um von ihnen freizubleiben und Herr seiner selbst, muß man sie in der Nähe besehen, wie sie auf ihrem Altar stehen, muß man sie befühlen, erforschen, ergründen. Fürchtet euch nicht, sie zu entschleiern, tragt kein Bedenken: ihr könnt ihnen keinen Schaden tun, wenn sie wirklich unsterblich sind."

Was wußte der Nachgeborene von der großen Revolution? Was seine Partei, was der Historiker seiner Partei ihm darüber gesagt hatte. Unter den Gesichtspunkt irgendeiner Doktrin gezwängt — mochte diese nun monarchisch sein im Sinne des ancien régime oder monarchisch im Sinne der bürgerlichen und militärischen Diktatur —, verschoben sich die Ereignisse nach dem Maßstabe dieser Doktrin, wurden verdunkelt durch den blutigen Schatten Ludwigs XVI., wurden verstümmelt durch die blasse Theorie, durch die Prinzipienweisheit des Irréprochable, wurden verfälscht durch den das Vergangene überstrahlenden Glanz des ersten Napoleon. Vergessen aber hatte man, daß die Revolution geboren war aus dem ungeheuren, finanziellen, politischen, geistigen, moralischen Druck, der auf dem Lande lastete, aus dem gewaltigen Mißverhältnis zwischen der Quelle der Macht und dem Träger der Gewalt. Vergessen hatte man, daß sie Auflehnung, Empörung, Gewalt gegen Gewalt war in ihren Wirkungen, und Liebe zur Gerechtigkeit, heißes Durchdrungensein vom Herrscherberuf des Rechtes in ihren Ursachen. Über den Systemen, die wechselten und sich bekämpften, den Interessen der einzelnen, der Parteien, die klug und fein oder brutal und gewaltsam sich gegeneinander durchzusetzen suchten, hatte man den revolutionären Geist vergessen. Den Geist, der hinter allen Vordergründen des Interesses und der Leidenschaft, der Spaltungen und Kompromisse, der Falschheiten und Halbheiten, der spontanen Ausbrüche und künstlichen Hemmungen, das große Drama der Revolution erst zum Ganzen schloß. Der mit souveräner Rücksichtslosigkeit, mit einer Willensanspannung, wie sie keiner Zeit und keinem Volke noch je zugemutet worden war, mit unerhörten Opfern an Gut und Blut, das alte, schwere, dumpfige, zehnfach verteidigte und geschützte Gebäude der alten sozialen Ordnung niederriß und zu einem neuen die Fundamente legte. Was half es, die Revolution zu „erzählen", wie der liberale Thierry, oder sie zu „analysieren", wie Guizot, der Mann des Bürgerkönigs, wenn sie jenen Geist zu beschwören nicht vermochten — oder sich scheuten? Die großen Jahre blieben tot, Themata für historische Dissertationen, Vorlagen für

politische Erwägungen, Material, das aber nur mit Vorsicht zu genießen war, für Gesetzesanträge in der Kammer, die nicht angenommen wurden. Das Kaiserreich, die Restauration, die Julimonarchie hatte die revolutionäre Tradition unterbrochen. Sollte die große Revolution dem Lebenden etwas bedeuten, ihm Vorbild, Mahnung und Warnung zugleich werden in den Gärungen der Gegenwart, dann mußte man, unbekümmert um verkrampfte Lehrmeinungen und verzerrte Interessenhistorie, zurückgehen in das Jahr 1789, mitleben mit den Menschen von 1789, mit den Ereignissen wachsen, das Vergangene erleben, unter tausend Formen und Gestalten, in tausend Abstufungen und Einschränkungen, in tausend Richtungen, Brechungen und Einzelbewegungen, Einzelpersönlichkeiten und Einzelkämpfen den nämlichen zerstörenden und schöpferischen Geist der Gerechtigkeit erkennen. Er war bisweilen dem Geist der Rache eng benachbart, er verkehrte sich oft in sein Gegenteil, er erschlaffte nach unerhörtem Aufschwung und erlag 1794 dem Prinzip der öffentlichen Wohlfahrt („salut public"), der Reaktion. Er ist darum nicht weniger der Schöpfer neuer Menschen, neuer Völker, neuer Zustände, der Wegweiser und das Ziel aller künftigen Erneuerungen.

Wenn einer im Frankreich der vierziger Jahre, so war Michelet berufen, die Geschichte der Revolution zu schreiben, die Frankreich noch nicht besaß. Er sprach selbst seine Absicht aus, als er ans Werk ging. Alle sollten „teilnehmen an der Begeisterung von 1792, an dem Ruhm des jungen Banners, dem Gesetz göttlicher Gerechtigkeit und Brüderlichkeit, das Frankreich verkündet und mit seinem Blut geschrieben hat." Alle, die ihn lasen, sollten aus seiner Darstellung die Revolution in sich erleben. Um das zu erreichen, mußte er alle abgeleiteten Darstellungen ignorieren, mußte er zurückgehen auf die ursprünglichsten Lebensäußerungen der Revolution selbst. Die Archive mußten ihm das Material liefern, aus dem er sein Werk schuf.[2]) Die „Cahiers" von 1789, die Berichte der Verbrüderungen,

[2]) Außer den Nationalarchiven, dem Archiv der Polizeipräfektur und dem von Nantes (für den Krieg der Vendée) standen Michelet vor allem die Seinearchive, worin sich die Protokolle der Kommune und der Sektionen von Paris befanden, zur Verfügung. Michelet hat diese als erster und einziger ausbeuten können, sie wurden im Mai 1871 von den Communards in Brand gesteckt und zerstört. Monod berichtet, Michelet habe „un dépouillement très complet des registres de la Commune" gemacht. Tatsächlich bildeten für die späteren Historiker Michelets Forschungen über die Bewegungen der Kommune die wichtigste Quelle für diesen wesentlichen Teil der Revolution. Die neueste Forschung, einschließlich Aulard und die Société de la révolution française hat die von Michelet benutzten Quellen in unwesentlichen Einzelheiten ergänzen und bereichern können, hat kleine Irrtümer berichtigt.

die jede Stadt, jedes Dorf, jeder Flecken an die Nationalversammlung sandte, die Akten der Kommunen, der Ministerien, der Ausschüsse, die Sitzungsberichte der Nationalversammlung, der Klubs, die Memoiren, Aufzeichnungen, Briefe der einzelnen: all das mußte gesammelt, gesichtet, ausgezogen, benutzt werden. Wenn man bedenkt, daß die Zeit von 1789—1815 reicher ist an Ereignissen als die Geschichte mehrerer Jahrhunderte [3]), daß diese Ereignisse selbst

Im ganzen aber ist das große Epos bestehen geblieben, wie es Michelet geschrieben hat.

[3]) In einer deutschen Ausgabe von Mignets: „Geschichte der französischen Revolution von 1789—1815“ aus dem Jahre 1835 findet sich in der Vorrede von Dr. E. Burckhardt, Privatdozenten der Geschichte an der Universität Leipzig, folgendes gerade im Hinblick auf Michelet interessante Zitat aus Rotteck „Allgemeine Geschichte“: „Die ungeheure Masse der denkwürdigsten, außerordentlichsten Ereignisse und die betäubend schnelle Folge derselben, verwirrt den Blick, und der Kühnste muß erschrecken vor der herkulischen Arbeit ihres Sammelns, Prüfens, Ordnens, und mehr noch vor den höheren Forderungen einer, solcher Sachen und Personen als hier zu schildern sind, würdigen historischen Kunst. ‚Man denke sich‘ — also sprach ein Meister (Posselt in seinen Europäischen Annalen 1802) — ‚schon nach Verfluß der ersten zwölf Jahre der Revolution, vom 14. Juli an bis zum 18. Brumaire, so viele berühmte Tage, an deren jeden sich eine volle Geschichte knüpft: Von jener ersten Zusammenkunft der Notabeln an bis auf das Rumpfparlament zu Saint Cloud alle die verschiedenen Versammlungen, die mit wilder Kühnheit, vom Parteienkampf zerrissen, von Ränken aller Art umstrickt, zum Teil unter feindlichem Kanonendonner an dem gefährlichen Experimente der politischen Wiedergeburt Frankreichs arbeiteten! Die Kriege der vierzehn Armeen der Republik, deren jeder so reichen, so eigentümlichen Stoff zu einer Geschichte bietet! Die romanhafte Vendée, so oft mit Feuer und Schwert und Wellen vertilgt und immer wieder aus ihrem Grabe erstehend! Die Revolutionen von Holland, Helvetien, Mailand, Genua, Venedig, Rom, Neapel! Die ägyptische Expedition, der Kolonial- und Seekrieg! Wer könnte alle die einzelnen Rubriken herzählen, die alle Stoff zu einer eigenen Geschichte gäben? — Und was ist nun erst das ungeheure Ganze?‘ . . . Was ist es erst jetzt, setzt Rotteck hinzu, da seitdem weitere zwanzig Jahre Umwälzungen auf Umwälzungen gehäuft, und neue Kriege abermaliger Koalitionen den schrecklichsten Kampf über alle Länder geführt haben, das republikanische Frankreich zum Kaiserreich, und sein Gewaltherrscher zum Diktator des Festlandes geworden, endlich aber das kolossale Gebäude unter dem Beben des Erdteils eingestürzt, und nochmals eine ganz neue Ordnung der Dinge in beiden Welten entstanden ist. — ‚Wann wird der Mann kommen,‘ fährt Posselt fort, ‚der diesen langen schrecklichen Kampf der Meinungen und der Waffen, dies unendliche Gewühl zum Teil nie zuvor erlebter Begebenheiten, das den Blick verwirrende Gemisch von Heroismus und Barbarei, von wilder Freiheitsglut und feigem Versinken einer ganzen, großen Nation bald unter dem, bald unter jenem Treiber, diese aus den Angeln gerissene und wieder ganz neu zusammengesetzte Welt, die so stolz angekündigten, durch den fürchterlichsten

unendlich variieren in ihrer Anlage und ihrem Verlauf, in Ursachen und Wirkungen, in der sozialen, geistigen und moralischen Verfassung der daran Beteiligten, der Führer und Geführten, daß sie hundertfach ineinandergreifen, sich verwirren und verwickeln, dann ist allein die Arbeit, die Michelet in verhältnismäßig kurzer Zeit leistete — neben seiner Professur und neben seiner Verwaltungstätigkeit leistete, so erstaunlich, daß ihr in Frankreich nichts, in Deutschland nur wenig gleich kommt.

Der Erfolg des Werkes entsprach seiner Bedeutung und Einzigartigkeit. Am Vorabend der Februarrevolution erschienen die ersten Bände. Begeisterte Leser, junge Studenten und alte Demokraten, zogen mit noch druckfeuchten Exemplaren auf die Straßen und öffentlichen Plätze und lasen ganze Kapitel vor. In wenigen Tagen wurde der Name Michelet einer der populärsten in Paris. Als man in den Tagen des Aufruhrs auch vor Michelets Haus in der Rue Vaugirard eine Barrikade bauen wollte, hieß es: „Weg da, hier wohnt Michelet!“ Das Volk hielt die Straße neutral. Ein Verehrer in Wien, Professor Füster, wurde so ergriffen bei der Lektüre, daß er auf den Markt eilte und einer erstaunt und begeistert lauschenden Zuhörerschaft stundenlang aus dem Buche über die Bundesfeste deutsch vorlas. Der Erfolg auf den Höhen war nicht minder stark als der in der Breite, und der Beifall, den die letzten Bände erhielten, nicht minder groß als der der ersten. Zwei Äußerungen aus entgegengesetzten Lagern mögen hier stehen: „Ich habe Thränen auf diese unvergänglichen Seiten vergossen,“ schrieb der ein wenig überschwengliche Béranger in einem offenen Briefe. Und der kühle Sozialist Proudhon versteigt sich zu dem Ausruf (1851): „Endlich geht die französische Revolution aus der Legende, dem Roman, der Tatsache und der Flugschrift hervor: sie wird Geschichte. Es scheint, als ob sie sich erst von diesem Tage an über die Welt verbreite . . . Sie haben die Revolution wiederhergestellt.“

Inzwischen erlebte Michelet auch äußerlich Geschichte. Der Februar kam und die zweite Republik, die provisorische Regierung, der März mit seiner nationalen Feier für die gefallenen Revolutionäre in der Madeleine — Frankreichs bester Tag vielleicht nach dem 14. Juli 1790 —, dann der erste Streich gegen die junge Freiheit:

Krieg debattierten, und, dem Ausschlag des Kriegs zum Trotz, vernichteten — oder verzögerten? — Bestimmungen des Menschengeschlechts, in Einem beseelten Gemälde darstellen wird?‘“ — Diese im Jahre 1802 von einem Deutschen gestellte und 1835 von einem Deutschen wiederholte Frage wurde durch Michelets Werk anderthalb Jahrzehnte später beantwortet. Michelet war nicht bloß für Frankreich ein Erfüller.

die Junischlacht, im folgenden Jahre die volle Reaktion: der Zug nach Rom, dann der Staatsstreich, dann der „Despotismus" Michelet durchlebte die Jahre wie im Fieber. Er mußte es sich versagen, aktiv an den Ereignissen teilzunehmen. Seine zarte Gesundheit hätte die Aufregungen nicht ertragen[4]). Dazu fesselte ihn die Arbeit an der Geschichte der Revolution, die seine revolutionäre Tat sein sollte. Er leitete mit Quinet zusammen die Wahlmännerversammlungen seines Bezirkes, das war alles. Während Quinet Oberst der Nationalgarde und Deputierter wurde, schlug Michelet sowohl das Kommando in der Garde aus, wie die ihm wiederholt und dringend angetragene Kandidatur für die Konstituierende. Als ihm die provisorische Regierung die Reorganisation des Unterrichtes übertragen wollte, bat er um Zurücknahme der Aufforderung.

Um so intensiver war seine innere Teilnahme und seine Tätigkeit in Wort und Schrift. Eins seiner Bücher („L'Etudiant") enthält die öffentliche Vorlesung des Winters 1847/48. In prachtvollem Schwung feiert er da die jüngste Revolution und die Bruderbewegungen im übrigen Europa[5]). Weit zurückgreifend in die Geschichte entwickelt er aus der historischen Rolle der gebildeten Jugend deren Beruf, Mittler zu sein zwischen dem Volk und seinen Führern, Faktoren der sozialen Versöhnung und damit der wichtigsten Möglichkeit, den jüngsten Errungenschaften Dauer zu geben. — Schwer traf ihn die Reaktion von 1849. Er konnte es sich nicht versagen, auf dem Katheder gegen die Politik des Tages Einspruch zu erheben und den

[4]) Michelets ganzes Leben war ein Kampf seiner stählernen Energie gegen den schwachen Körper. Jede seelische Erregung wirkte physisch zurück. Und bei seiner ungeheuren Einbildungskraft und Reizbarkeit geriet sein Inneres nur allzu leicht in Aufruhr. Nach Stunden anhaltenden Schaffens war er oft so auffallend erregt, daß die Seinen ihn nach den Gründen fragten. Er fuhr dann auf wie aus visionären Zuständen und merkte erst durch die Frage, daß der Gegenstand seiner Besorgnis schon seit fünfzig, hundert oder tausend Jahren tot war. Nach dem Abschluß des „Terreur" erkrankte er plötzlich. Auf die Frage des Arztes erwiderte er mit einer Geste nach dem Manuskript: „Mir ist, als hätte ich ein Glas Scheidewasser getrunken."

[5]) Gelegentlich des polnischen Aufstandes richtete Michelet einen „Offenen Brief" an den König von Preußen, der in der Vorrede zu „L'Etudiant" abgedruckt ist. Dieser Brief enthält folgende Stelle, die der Erinnerung wert ist, da sie sich mit späteren Anschauungen (Harden, Naumann usw.) deckt: „Frankreich und Deutschland, zwischen zwei Riesen eingezwängt, von denen der eine das Meer und der andere das Land beherrscht, können ihre Zukunft nicht besser garantieren als durch ein Bündnis. Es wäre für die ganze Welt ein Unglück, wenn es zwischen Deutschland und Frankreich zu Blutvergießen käme."

Zug nach Rom als Verrat an der Freiheit zu kennzeichnen. Als der Unterrichtsminister Giraud daraufhin seine Vorlesungen schließen ließ, wurden die Studenten unruhig. Große Protestversammlungen fanden statt, an die sich wiederholte Demonstrationen vor der Kammer anschlossen. Doch es blieb dabei. Michelet gab nicht nach. 1850 erschienen drei weitere Bände der „Geschichte der Revolution“. Alles, was die beiden letzten Jahre an ehrlichem Zorn gegen die Unterdrückung, an bitterer Enttäuschung über die Unzulänglichkeit der Bewegung von 1848 in ihm angesammelt hatten, ging in seine Darstellung über und gab ihr „une sorte de verve endiablée“, wie Haussonville es ärgerlich nennt. Schlimmer noch als die Regierung von 1849 spielte ihm das napoleonische Regime mit. Er wurde von der Liste der Professoren gestrichen, und als er sich weigerte, den Eid auf die Verfassung vom 14. Januar zu leisten, verlor er auch seine Stelle als Chef der historischen Sektion der Archive; man entließ ihn ohne Pension.[6]) Er war nun vierundfünfzig Jahre alt, lediglich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Leichtherzig im Verschenken, hatte er trotz seiner persönlichen Anspruchslosigkeit nichts gespart und mußte, um Bargeld in die Hand zu bekommen, einen großen Teil seiner wertvollen Bibliothek verkaufen. Dann verließ er Paris und ging zunächst nach Nantes. Hier vollendete er die Geschichte der Revolution.

Seit 1850 war Michelet zum zweitenmal verheiratet. Nach eigenem Geständnis verdankte er es dem Glück dieser Ehe, wenn er sein Gleichgewicht verhältnismäßig rasch wiedergewann. Seine Frau, Athanaïs, geborene Mialaret (geb. 1828), war Erzieherin im Hause des Fürsten Esterhazy in Wien gewesen. Sie hatte 1848 nach der Lektüre der „Fédérations“ einen begeisterten Brief an Michelet geschrieben, an den sich eine umfangreiche und sehr lebhafte Korrespondenz über literarische und philosophische Fragen anschloß. Sie kehrte 1850 nach Paris zurück. Die persönliche Bekanntschaft führte zur Freundschaft, zur Liebe, zur Ehe. Frau Michelet war selbst eine begabte Schriftstellerin, ihre reizenden und sehr lebendigen „Mémoires d'un enfant“ werden noch heute in Frankreich gern gelesen. Vor allem aber wurde sie die treue, tüchtige und diskrete Mit-

[6]) Der Morgen nach dem Staatsstreich brachte ihn in persönliche Gefahr. Er erfuhr, daß Chabrier, der Generaldirektor der Archive, den Anschlag Napoleons unterstützt hatte. In höchster Erregung suchte Michelet seinen Vorgesetzten auf und warf ihm den Verrat vor. Chabrier geriet in Wut, zog eine Pistole und feuerte auf Michelet, der inzwischen wieder ruhig geworden war und den Wütenden nur erstaunt anblickte. Der erste Schuß ging fehl; ehe Chabrier zum zweitenmal abdrücken konnte, war ihm die Waffe von herbeistürzenden Beamten aus der Hand geschlagen.

arbeiterin ihres Gatten; noch mehr: sie regte ihn an, sein Schaffen über das historische Gebiet hinaus auszudehnen und die moralphilosophischen und sozialgeschichtlichen Studien seiner Jugend wieder aufzunehmen.

Eine zweite mächtige Anregerin in dieser Periode seines Lebens wurde ihm die Natur. Er lebte mehrere Jahre fern von Paris, bald in den Fichtenwäldern der Bretagne, bald an den steinigen Küsten des Mittelmeeres, in der Schweiz oder auf den Klippen des Atlantik. Er hatte bisher die Natur nur mit den schnellen Augen des Künstlers gesehen, sie nach ihrem ästhetischen und dekorativen Wert in sich aufgenommen. Jetzt wurde sein Leben mit der Natur und den Geschöpfen der Natur in ganz anderem Sinne vertraut. Er erkannte sie als beseelt, wechselnd in Ausdruck und Stimmung, und gelangte zu jenem völlig modernen Empfinden, das die Natur in die innigste Beziehung zu den Ereignissen unseres Innenlebens setzt. Die gemäßigten Regionen des Nordens waren Michelet die liebsten, die Tage des Vorfrühlings und des frühen Herbstes, die Tage aus Licht und Nebel, Regen und Sonne, die in ihrer Unbeständigkeit unserem Leben am besten gleichen. Die neue Liebe blieb nicht platonisch. Sie weckte in dem Forscher die Lust, die Natur wissenschaftlich zu erkennen, zu beobachten, neue Resultate zu finden. Daraus erwuchsen jene teils wunderlichen, teils wundervollen Bücher, die in großen Abständen in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens erschienen. „L'Oiseau“ (1856), „La Mer“ (1861), „L'Insecte“ (1857), „La Montagne“ (1868). Man muß darauf verzichten, sie unter eine Rubrik zu bringen. Es sind nach dem Ausdruck Jules Simons eben „des livres de Michelet“. Der zentrale Gedanke der Naturphilosophie beherrscht sie alle: die Natur ist in ihren größten wie in ihren kleinsten Äußerungen die mächtige Quelle nicht nur des physischen, sondern auch des psychischen Lebens. Sie erhält, stärkt, erneuert jeden Ermatteten, der sich zu ihr findet; sie führt jeden Verzweifelten, der sich vereinsamen will, zum Leben, zum Menschen, zur Tat zurück. Jede kleinste Beobachtung, jedes genaue Ergebnis gliedert sich an diesen Gedanken. Meistens sind die Beziehungen genial, hier und da sind sie auch sonderbar. Eine mehr sekundäre Wirkung dieser Bücher war die Liebe zu Tier und Pflanze, „diesen untadeligen Kindern Gottes“, zu jedem lebendigen oder toten Gegenstande der Natur, die sie weckten und mit einer Glut verkündeten, wie sie nur Franz von Assisi besessen hatte, mit dem man den Autor denn auch verglich. Der Erfolg war ungeheuer. Die Bücher wurden im besten Sinne populär und erlebten, noch bis heute, unzählige Auflagen.

Michelet hatte in der Natur den großen äußeren Wiederhersteller des Lebens erkannt und dargestellt. Aber daran allein konnte zwar der einzelne, konnte aber die Menschheit, konnte sein Vaterland nicht gesunden. Die geistige Verfassung unter dem zweiten Kaiserreich war entmutigend. Eine tödliche Schlaffheit lastete auf dem öffentlichen Leben. Durch den Fehlschlag von 1848 wurde der freiheitliche Geist der Nation gelähmt, und das napoleonische Regime sorgte dafür, daß er keine Gelegenheit fand, sich von seiner Betäubung zu erholen. Sorgte dafür durch strenge polizeiliche Maßnahmen und sorgte vielleicht noch besser dafür durch die vorbildlich sittenlose Hofhaltung in Saint-Cloud, die in tausend Kanälen und zahllosen Abstufungen den Aktionsdrang der Geister in die niederen Sphären der Menschlichkeit ableitete. Michelet fragte sich, wie dieses Leben von innen her erneuert werden könnte. Wie der einzelne innerhalb der Gesellschaft und innerhalb des engeren Verbandes der Familie, in die ihn sein Dasein band, jenen Fond an Willen, Tatkraft, sozialem Gefühl finden könnte, der allein die Tüchtigkeit, Gesundheit und Freudigkeit des Volksganzen verbürgt. Und er findet die Antwort: die Liebe allein schafft ihn, Liebe und Ehe mit all ihren Pflichten und all ihren Freuden. Ein weit angelegter Erziehungsplan entwickelte sich ihm, von dem leider nur ein kleiner Teil ausgeführt wurde. 1858 und 1859 erschienen „L'Amour" und „La Femme". Sie erregten Stürme der Begeisterung und Stürme der Entrüstung. Wenn man die kleinen Bände heute liest, muß man sich einige Gewalt antun, um jene Begeisterung zu begreifen. Gewiß! Viele Seiten sind unerhört modern und beweisen eine verblüffende Kenntnis des menschlichen und namentlich des weiblichen Gefühlslebens. Jene flüchtigsten Stimmungen, Gesten, Blicke der Frau, die Veränderungen des Aussehens, der Haltung, in denen der Verlauf des Innenlebens sich äußerlich dartut, werden aufgegriffen, analysiert und gedeutet und ergeben im Zusammenhang ein klares, geschlossenes Bild der weiblichen Psyche. Dazu kommt die feine Kunst der Darstellung, er gibt keusche, graziöse Einzelheiten, die Haussonville (der im übrigen zu den Entrüsteten gehört) mit Bildern von Gérard Dou vergleicht. Man bedauert es, daß sie unter einer für modernes Empfinden allzu starken Betonung der Gefühlsseite leiden. Prachtvolle Sätze, deren Gehalt zu dem Tiefsten gehört, was je über Menschenwesen gesagt worden ist, stehen in einem Wust von manchmal sentimentalen Übertreibungen: Ibsen im Meiningerstil. — Ganz unverständlich ist uns jedoch die Entrüstung, die beim Erscheinen der Bücher zu ebenso hohem Grade stieg wie die Begeisterung. Michelet hatte es gewagt, bei der Beurteilung weiblicher

Handlungen physiologische Gesichtspunkte zu erwägen. Was uns heute als das Natürlichste erscheint, als eine der großen Rechtfertigungen der Frau wie des Menschen überhaupt, was selbst die schwärzeste Psychologie nicht mehr ganz zu übersehen wagt, wenn sie noch einen Schimmer von Geltung retten will, das galt dem Frankreich des dritten Napoleon als Unsittlichkeit! Dem Frankreich, das in Saint-Cloud die Vollendung seiner Existenz sah! Man verzieh dem Historiker seine Naturwissenschaft, aber seine Psychologie fand man unverzeihlich. Und da man sie nicht widerlegen konnte, so verdächtigte man die Motive, aus der sie entsprungen war. Sensationslust sollte den Autor getrieben haben. Eine arge Entgleisung leistete sich Haussonville kurz nach Michelets Tode. Er rechnete ihm die Honorare vor, die er für „L'Amour" und „La Femme" erhalten hatte, und die damals bei einem Rechtsstreit um Michelets Erbschaft gerade bekannt geworden waren. Michelet wußte, so meinte er, womit Geld zu verdienen war.

Michelet ließ sich nicht beirren durch das Geschrei: den beiden ersten Büchern folgte: „Nos Fils". Hier ist das Problem der Erziehung enger gesteckt, werden Ideen wieder aufgenommen, die schon in „Le Peuple" gekeimt hatten. Vater und Mutter, Elternhaus und Schule sollen zusammenwirken in der Erziehung des Kindes. Das höchste Ziel der Unterweisung muß die Entwicklung der Wahrheitsliebe sein. Was ist Wahrheit? Das Gesetz in der Natur und die Gerechtigkeit im Menschentum. Also bilden Natur und Geschichte die vorzüglichsten Materialien des Unterrichts.

Ein Erziehungsbuch eigner Art ist die „Bible de l'Humanité" (1864). Sie wendet die Theorien an, die „Nos Fils" entwickelte, und erweitert sie auf die Erziehung der Menschheit. Aus den religiösen und moralischen Lehrsätzen aller Völker stellt Michelet das Beste und Originellste zusammen und leitet daraus das Kredo der neuen Generationen ab. Aber auch hier handelt es sich nicht um dogmatische Sätze. Wenn der Glaube jemals Herzen erfüllt hat, Herzen geschaffen hat, dann konnte er es nur darum, weil zuvor Herzen den Glauben geschaffen hatten. „Unablässig offenbart die Menschheit ihre Seele in einer gemeinsamen Bibel. Jedes große Volk schreibt seinen Spruch hinein. Leuchtend und klar sind diese Sprüche, doch verschieden in ihrer Form. Frei und groß ist die Hand, die sie schrieb; und sie sind bald ein Heldenlied, bald ein Stück Geschichte, sie sind hier Pyramiden, dort Bildwerke." Jedes Volk hat sein Kapitel. Das Altertum, findet Michelet, „unterscheidet sich sehr wenig von der neuen Zeit in den großen moralischen Grundlagen . . ."; es ist einig mit uns über den Wert „des häuslichen

Herdes, über die Grundfragen des Herzens, über die elementaren Ideen der Arbeit, des Rechts, der Gerechtigkeit". Die Ideen, zu denen ihn das Studium von Natur und Geschichte geführt hat, findet er wieder in der Religion und Philosophie der alten arischen Völker. Das ganze Altertum leiht seinem Wort die Stimme: Indien mit seiner Liebe für alles, was lebt und fühlt, Ägypten mit seiner „Hoffnung und seinem Mühen zur Unsterblichkeit", Griechenland mit seiner Hingabe an die Heimat, an das Vaterland, Persien mit seiner „Tüchtigkeit, die Natur zu zähmen und sie fruchtbar zu machen, mit seinem hohen Ideal vom ehelichen, tätigen, keuschen Leben". Michelets Bibel, „deren Autor das Menschengeschlecht ist", ist nur ein erster Versuch, ein erstes Buch einer Bibel der Menschheit, aber einer solchen Bibel würdig: gedrängt-gehaltvoll, getaucht in Poesie, vorwärtsschreitend in verhalten - rhythmischer Diktion, getragen von edlem Pathos.

Damit ist der Kreis jener Bücher, die, veranlaßt durch die Bedürfnisse der Zeit, die Frage der Erneuerung des Menschen und der Menschheit erörtern, geschlossen. Es ist nun eine Gruppe kleinerer Werke zu nennen, die weit enger als die zuletzt besprochenen mit dem Rückgrat seines Schaffens, der Historie zusammenhängen, aber doch mehr dem Menschen und Künstler als dem Historiker Michelet angehören. 1854 erschienen die „Légendes démocratiques du Nord". Sie erweitern und vereinigen eine Reihe von Aufsätzen, die 1848 zum ersten Male veröffentlicht wurden und sich mit dem politischen Zustand und den Aufständen in Polen und den Donaufürstentümern beschäftigen. In flammender Beredsamkeit tritt er ein für die Unverletzlichkeit der Nationen, für ihr Recht, sich von fremder Abhängigkeit zu befreien. Aus der Gestalt des Kosziusko entwickelt er den revolutionären Idealhelden, den er dithyrambisch feiert. In dasselbe Jahr gehören „Die Frauen der Revolution". Der Anteil der Frauen an der großen Revolution, den er in der „Histoire" nur flüchtig skizzieren konnte, gibt er hier in abgerundeten Bilde. Auch dieses Buch ist weit mehr als reine Historie, als gelassene Darstellung. Es ist ein Buch der Pietät, einer unsentimentalen, männlichen Pietät, die vom Vergangenen her an das Gegenwärtige appelliert. So blutig und beklagenswert die Opfer jener ereignisreichen Jahre sind: wir haben keinen Grund, sie ungeschehen zu wünschen. Denn sie gaben Gelegenheit, zu zeigen, wessen der Mensch fähig ist, wenn das brutale Muß der Ereignisse oder die werbende Gewalt eines neuen, hohen Zieles ihn aller Rücksichten auf eigenes und fremdes Behagen enthebt und ihn in die Verkettung eines souveränen Schicksals zwingt.

Alles höchste Menschliche erlebt in der Revolution seine elementaren Ausbrüche. Jedes größte Opfer wird gefordert und freiwillig gegeben. Auch und vor allem von den Frauen. Immer sind sie tatbereit und immer todesbereit. Niemals weichen sie den Entscheidungen aus, oft erzwingen sie diese. So werden sie vorbildlich für das Kommende.

Das letzte dieser Bücher ist „La Sorcière" (1862). Es ist vielleicht das merkwürdigste, das Michelet hinterlassen hat. Von den beiden Teilen, in die es zerfällt, könnte man den ersten einen naturalistischen Roman nennen. Wie die Naturalisten der achtziger Jahre sammelt er eine Unzahl von Dokumenten, Anekdoten, Details, die sich über drei Jahrhunderte verteilen, und leitet daraus den Typus der Hexe ab. Sie ist die schöne junge Frau eines armen Hörigen. Sie liebt ihren Gatten. Sie leidet alles, was die Leibeigene unter dem Feudalrecht des Mittelalters leiden konnte: Armut, Frondienst, Hunger, die gesetzlich geschützte „Schändung" durch den Schloßherrn. Sie ist fromm. Sie wehrt sich wacker gegen die Einflüsterungen Satans. Sie fällt erst und wird des Teufels Geliebte, als es ihrem Mann an den Kragen geht und Satan ihn zu retten verspricht. Satan hat noch mehr versprochen und hält es auch. Sie hat nun alle jene Gaben, durch welche die Hexen des Mittelalters hunderttausenden ihrer armen Schwestern Helferinnen wurden in Krankheit und Not. Dieselben Gaben, um deretwillen man sie verdächtigte, verbrannte, wie es auch Michelets Hexe ergeht. Der zweite Teil bringt den Verlauf und die Kritik einiger sehr instruktiver Hexenprozesse, zu denen er umfangreiche Aktenstudien machte. „La Sorcière" ist eine große Apologie der Frau des Mittelalters, besonders der Hexe, die nichts anderes ist als eine Verkörperung weiblicher Eigenschaften in ausgeprägter, höherer Art, als sie die normale Frau besitzt. Die Frau hat ein unmittelbareres Verhältnis zur Natur als der Mann, sie ist mit der Natur verwandt, von ihr abhängig; sie weiß instinktiv um ihre Geheimnisse und Kräfte, die sie nutzbar machte, längst bevor der Mann, die Wissenschaft, auf dem Umwege über den Intellekt ihre Tiefen erforschte.

Michelets größtes Werk in diesem letzten Abschnitt seines Lebens ist die Vollendung der Geschichte Frankreichs. Er nahm sie da wieder auf, wo er sie im Jahre 1843 verlassen hatte. Von 1855—1867 erschienen elf Bände, sie umfaßten die Zeit von Karl VIII. bis 1789 und füllten die große Lücke aus, die zwischen der Geschichte des Mittelalters und der Revolution klaffte. Michelet war ein anderer, als er von neuem an sein Werk ging. Die Forschungen über die Revolution und vor allem das, was er selbst an Geschichte erlebte,

hatten ihm jene Gelassenheit genommen, die ihm früher erlaubte, vergangene Zeiten aus dem Wesen der Vergangenheit heraus zu sehen, zu beurteilen und zu erleben. Freilich blieb der schöpferische Geist, der alles lebendig macht, was er berührt. Freilich sieht und fühlt Michelet noch immer, wo andere ins Leere starren, wenn ihre Quellen sie verlassen. Aber sein Urteil ist schärfer geworden. Seine Augen sind die des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Die Revolution ist ihm ins Blut gedrungen. Sie hat ihm jede Menschlichkeit nackt gezeigt, und er hat Gelegenheit gehabt, seine Partei zu wählen und die Feinde seiner Partei als seine eigenen Feinde zu erkennen. Danach stellt er dar, und danach urteilt er, danach verteilt er Haß und Liebe. Liebe, wo er Liebe sah, das heißt Willen zum Aufstieg, zur Freiheit, zur Gerechtigkeit, zum Umsturz und Bessermachen bestehender Mißverhältnisse. Und Haß, unbarmherzigen Haß gegen Priester und König, die aller Übelstände Hüter und Erhalter sind. Wenn der Haß mit ihm durchgeht, dann wirft er Bilder hin von einer Leuchtkraft und Eindringlichkeit, die nicht zu übertreffen sind: die Schilderung des Größenwahns Ludwigs XIV., der Spekulationswut der Lawzeit, der feinen, luxuriösen Korruption der Valois, der ans Pathologische streifenden Mißwirtschaft der Régence sind Kabinettstücke der modernen Geschichtsschreibung. Oft leitet er große politische Wirkungen aus geringfügig erscheinenden Ursachen ab. Man muß Doktrinär sein, um ihm das zu verdenken; man muß von der Geschichte verlangen, daß sie sich genau dem mehr oder weniger brauchbaren Schema anpaßt, das man selbst aufgestellt hat. Aber die Geschichte hat ihre eigenen Launen. Michelet schien die ganze Entwickelung der Neuzeit zur Revolution hinzudrängen. Er sah ihre Keime in der Reformation. Er sah sie heranreifen in lokalen Bewegungen, die für andere Augen nur Unterbrechungen des tiefen Schlafes waren, worin die Völker noch verharrten. Er sah ihren Auftakt in der Regentschaft, in der Herrschaft Ludwigs XV. und der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XVI., mit deren Darstellung er den Anschluß an die „Geschichte der Revolution“ erreichte.

Michelet war inzwischen siebzig Jahre alt geworden. Sein ganzes Leben war Arbeit, ununterbrochene Arbeit gewesen in strengster Einteilung seiner Zeit. Morgens um sechs hatte er begonnen, bis zwölf oder ein Uhr pflegte er am Schreibtisch zu sitzen. Dann durfte ihn niemand stören. Selbst auf Reisen hielt er es so. Nachmittags saß er in den Archiven, machte Spaziergänge oder Besuche und beschäftigte sich mit seinen Tieren, seinen vielen Katzen und Vögeln,

— von denen er immer einige auch auf Reisen bei sich hatte. Der Abend gehörte wieder der Arbeit oder der Lektüre. Um 10 oder 10½ Uhr ging er zu Bett; niemals arbeitete er nachts. Er lebte äußerst mäßig, verabscheute den Tabak und nahm nur selten Alkohol. Dagegen gewöhnte er sich leicht an den Kaffee. Bis zuletzt mied er jede Teilnahme an Geselligkeiten außerhalb des Hauses. Doch empfing er gern Freunde bei sich. Nachmittags von 4—6 Uhr durfte, wer wollte, ihn in seiner bescheidenen Wohnung im Lateinischen Viertel aufsuchen. Jetzt, da er alt wurde, mußte er sich längere Pausen gönnen in der Arbeit. Um so eifriger pflegte er Freundschaften und Beziehungen von Mensch zu Mensch. Viele seiner Besucher haben ihre Eindrücke aufgezeichnet; alle sind sie begeistert von dem kleinen Herrn mit dem schweren, edel gemeißelten Haupt, dem vollen weißen Haar — Michelet war schon mit fünfunddreißig Jahren weiß — und den tiefen, blauen, lebensprühenden Augen. Er war lebhaft in der Unterhaltung, ebenso geduldig im Zuhören, wie bereitwillig, selbst zu sprechen, zu erzählen, Rat zu geben, anzuregen. Auf seinen Spaziergängen bevorzugte er den Wald von Vincennes und den Père Lachaise, die große Pariser Totenstadt. Stundenlang konnte er zwischen den Gräbern umherwandeln und den Toten nachsinnen, die ihm dann gegenwärtig wurden wie Lebende. Er hielt die Gräber heilig. Es tat ihm weh, wenn er ein ungepflegtes Grab sah; dem half er ab, wo er konnte, oft hat er Gräber ihm völlig unbekannter Leute von Grund auf wieder instandsetzen lassen.

In diesen Jahren begann Frankreich, den napoleonischen Bann von sich abzuschütteln. Mißerfolge in der äußeren Politik hatten auf das Innere zurückgewirkt. Unter der Leitung des „Vizekaisers" Rouher war ein unruhiges Schwanken zwischen liberalen Zugeständnissen und Polizeimaßregeln an Stelle der früheren Stetigkeit getreten. Umgekehrt war die Opposition sehr erstarkt. Mit frischer Energie, die sich in der Haltung des Volkes immer wieder erneuerte, meldete sie alte Forderungen an und hatte bald Erfolge. Michelet spürte den Geist von 1789, den von 1848 sich regen und durfte sich rühmen, seinen Anteil an dem beginnenden Umschlag zu haben. Es nützte dem Kaiser nichts, daß er Rouher abberief und Emile Ollivier, ein Mitglied der Opposition, an die Spitze der Geschäfte stellte. Das zur Auffrischung des Ansehens des kaiserlichen Namens angeordnete Plebiszit fiel nicht nach Erwarten aus, und nun sollte ein populärer auswärtiger Krieg, der sich nur gegen Preußen richten konnte, dem Kaisertum helfen. Michelet war fast der einzige von Frankreichs großen Männern, der öffentlich dagegen protestierte, daß man den

Chauvinismus der Franzosen erhitzte und das Volk in einen unheilvollen Krieg hetzte. Er kannte Frankreichs Schwäche zu genau, um nicht den Ausgang vorauszusagen. Und sein Gerechtigkeitsgefühl war zu stark, als daß er nicht den Anlaß zum Kriege als verbrecherisch hätte brandmarken sollen. Doch verhallte seine Stimme in dem allgemeinen Tumult, und am 16. Juli schrieb er an Monod die prophetischen Zeilen: „Die Ereignisse haben sich überstürzt. Das Verbrechen ist vollbracht. Europa wird intervenieren, aber nicht früh genug, um ein unermeßliches Unheil zu verhüten.“ Er irrte sich nur in einem Punkte, setzte Monod hinzu: die Intervention Europas blieb aus.

Nach den ersten Niederlagen wurde die Kammer einberufen, wurde Ollivier durch den streng bonapartistischen Palikao ersetzt. Doch Napoleons Macht stürzte endgültig zusammen. Am 4. September stand das Volk auf. Die Kaiserin mußte nach England fliehen, der gesetzgebende Körper wurde gesprengt, im Hôtel de Ville die Republik ausgerufen. Pariser Deputierte übernahmen unter Trochu die Geschäfte als „Regierung der nationalen Verteidigung“, Jules Favre wurde Minister des Auswärtigen. Der Krieg ging, entgegen der Hoffnung der Republikaner, weiter: im September wurde Paris eingeschlossen. Ein Teil der Regierung blieb in der belagerten Stadt, ein anderer ging als „Delegation“ nach Tours. Das Haupt der letzteren wurde Gambetta, der am 5. Oktober Paris in einem Luftballon verließ und bald als Frankreichs Diktator auftrat. — Die Aufregungen jener Zeit hatten Michelets Gesundheit zerrüttet. Er durfte sich den Strapazen, die eine Belagerung auch für den einzelnen mit sich bringen mußte, nicht aussetzen und reiste von Paris ab nach Italien. Die Republik begrüßte er mit neuer Hoffnung, die indessen einer tiefen Niedergeschlagenheit wich, als er die weiteren Niederlagen der französischen Waffen erfuhr. Bei der Nachricht der Kapitulation von Paris erlitt er einen Schlaganfall. Die ungünstigen Nachrichten aus der Nationalversammlung verzögerten die Genesung. Die Versammlung war am 13. Februar 1871 während des Waffenstillstandes in Bordeaux zusammengetreten. Sie hatte eine völlig konservative, dem Frieden geneigte Mehrheit. Thiers wurde Chef der Exekutivgewalt. Er erhielt Vollmachten für die Friedensunterhandlungen, und am 1. März wurden die deutschen Bedingungen unter ungeheurer Aufregung angenommen. Gleichzeitig wurde die napoleonische Dynastie fast einstimmig abgesetzt. Indessen kam es zwischen Monarchisten und Republikanern zu einem Vertrage, der die Frage der endgültigen Regierungsform offen ließ. Kurz darauf siedelte die Nationalversammlung nach Versailles über. Der „Pakt von Bor-

deaux" hatte die Gemüter in Paris aufs äußerste erregt. Man argwöhnte mit Recht, die reaktionäre Monarchie der Bourbonen solle wieder hergestellt werden. Am 18. März griff das Volk die Linientruppen an. Der Aufstand glückte, und am Abend wurde die Kommune proklamiert. Bis in die letzte Maiwoche blieb Paris in den Händen der Communards, erst dann gelang es der Versailler Regierung, Schritt vor Schritt, unter den größten Anstrengungen und Greueln, während die Flammen der von den Aufständischen angezündeten öffentlichen Gebäude meilenweit in die Banlieue hinausleuchteten, die Stadt zurückzuerobern.

Michelet war inzwischen nach Paris zurückgekehrt. Die Berichte über den Kommuneaufstand warfen ihn zum zweitenmal nieder. Man erwartete sein Ende. Aber er erholte sich noch einmal, dank der sorgfältigen Pflege durch seine Gattin, dank vor allem seiner eigenen Energie. Er hatte sich noch eine letzte Aufgabe gestellt, die ihn ans Leben band. Frankreichs Zukunft erschien den Besten damals für immer gefährdet. Die „brutalen" Friedensbedingungen, die „Verstümmelung" Frankreichs, die provisorische Verfassung mit der schönen Aussicht, das Land könne abermals den Nachkommen des Sonnenkönigs in die Hände fallen, der totale Verfall der militärischen Macht — es genügte, um Patrioten zur Verzweiflung zu bringen. Michelet richtete die geknickten Hoffnungen wieder auf. Selbst noch leidend, schrieb er den großen Hymnus des Patriotismus: „La France devant l'Europe".

Wenn die Revolution nicht gesiegt hatte, wenn die Ideen von 1789 im neunzehnten Jahrhundert, nach immer neuen, energischen, heroischen Anläufen, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, sich nicht hatten behaupten können, immer wieder unterlegen waren, dann lag es nicht an ihrer Unfruchtbarkeit, lag es nicht daran, daß das Volk, daß die Menschheit sie ablehnte. Es war die Schuld jener klerikalen, monarchischen, großbourgeoisen Mächte, die unter dem Vorwand, Recht und Gesetz zu hüten, die Religion zu schützen und aller Kultur Hort zu sein, nichts weiter wollten als die Macht, die Gewalt, den Besitz, die Möglichkeit, zu tun, wozu sie Lust hatten. Es waren dieselben Mächte, die den Pakt von Bordeaux geschlossen hatten, die die Republik nur als Provisorium betrachteten, die, als sie am 31. August 1871 Thiers auf drei Jahre zum Präsidenten wählten, der Nationalversammlung das Recht vorbehielten, dem Lande eine neue Verfassung zu geben, und im stillen daran arbeiteten, der Monarchie von neuem den Weg zur Herrschaft in Frankreich zu öffnen. Das lehrte die Geschichte Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert, die seinem Volke zu geben Michelet als seine letzte große

Aufgabe betrachtete. Am Morgen nach dem Kriege begann er, er fühlte, daß seine Zeit gemessen war, und setzte schonungslos seine Gesundheit daran, um sein Werk vorwärts zu bringen. In drei Jahren waren dreieinhalb Bände geschrieben und gedruckt. Sie setzen die „Geschichte der Revolution" unmittelbar fort, beginnen mit dem Untergang der Jakobiner und enden mit der Restauration von 1815. Nach seinem Tode wurden sie, einer mündlichen Anweisung entsprechend, als VIII., IX. und X. Band der „Histoire" veröffentlicht. Geist, Methode, Stil haben sich nicht verändert, man sucht vergeblich nach Spuren des Alters.

Und doch kam das Ende schnell, unerwartet schnell. Er erfuhr 1873 den Schmerz, zu sehen, was die neue Republik wert war, wie wenig sie mit der Republik gemein hatte, die die Führer der großen Revolution zu errichten gesucht hatten. Äußerlich bewährte sich die neue Regierungsform gut, nach dem Kriege nahmen die Geschäfte einen glänzenden Aufschwung, und man begann wieder, sich behaglich zu fühlen. Als jedoch Thiers im Mai 1873 wagte, der Kammer die definitive Proklamierung der Republik vorzuschlagen, erteilte ihm eine große Mehrheit ein Mißtrauensvotum. Er nahm am 23. seine Entlassung und wurde noch in der folgenden Nacht durch Mac Mahon ersetzt. Mac Mahon spielte mit offenen Karten. Er machte den Herzog von Broglie zum Chef eines streng reaktionären Ministeriums, das die Wiederaufrichtung der legitimen Monarchie betrieb. Der Graf von Chambord, das „Wunderkind" Heinrich V., Karls X. „von Gott geschenkter" Enkel sollte Frankreichs neuer König werden. Die Verhandlungen scheiterten nur daran, daß Chambord sich zu keinerlei Zugeständnissen an den liberalen Teil der Franzosen verstehen wollte. Wie im Oktober 1789 drehte sich der Streit darum, ob die weiße oder die trikolore Kokarde den französischen Soldatenhelm zieren sollte. Nur daß diesmal die Weißen die Sache blutig ernst nahmen, während die Trikoloren, die gemäßigten Republikaner, zwar eben dieses Ernstes wegen auf den König verzichteten, im übrigen aber einen Kompromiß schlossen, der den Monarchisten und Klerikalen auch nicht einen Deut ihres Einflusses raubte. Die siebenjährige Präsidentschaft kam, das „Septennat", und die Dreißigerkommission zur Ausarbeitung der neuen Verfassung.

Diese selbst und die spätere „Radikalisierung" der Republik erlebte Michelet nicht mehr. Seit dem Fall Thiers' wurde er müde und krank. Man brachte ihn weg von Paris, er sollte dem Lärm der Ereignisse nicht so nahe sein. Er ging in den Süden, nach Hyères. Hier erlitt er einen neuen schweren Schlagfluß, dem er am 9. Februar 1874, mittags im hellen Licht, erlag. Gefaßt, ohne zu klagen,

hatte er das Ende erwartet. Frieden und Vertrauen in das Kommende umfingen ihn, wie sie herausklingen aus den schönen letzten Zeilen seines Testamentes: „Gott gebe, daß ich die Meinen wiedersehe und die, die ich geliebt habe. Er nehme meine Seele auf, die dankbar ist für so viel Gutes, so viele Jahre voll Mühe und Arbeit, für so viele Werke und so viel Freundschaft."

Sein Testament hatte bestimmt, er wolle auf dem nächsten Friedhof beigesetzt sein. Ein wenig übereilig erfüllte man den Wunsch und begrub ihn in Hyères. Doch Paris wollte seinen großen Toten wenigstens auf dem Père Lachaise haben, da das Panthéon, das man ihm zugedacht hatte, seinem letzten Willen allzu sehr entgegen gewesen wäre. Er wurde 1876 exhumiert. Seine Überführung nach Paris glich einem posthumen Triumphzuge. Die Bahnhöfe mußten gesperrt werden vor dem Andrang des Volkes, das seinen besten Freund zum letzten Male grüßen wollte. Waggons von Blumen und Kränzen wurden dem Zuge angehängt. Die Beisetzung gestaltete sich zu einer ernsten, gewaltigen Kundgebung der Demokratie. — Er ruht an einer der Hauptalleen des Père Lachaise, dicht bei Bartholomés Monument „Aux Morts" und in unmittelbarer Nachbarschaft von Balzac, Casimir Delavigne und anderen großen Männern Frankreichs. Am Nationaltage 1882 wurde auf seinem Grabe ein großes Relief von Mercié enthüllt. Es zeigt, auf einem Sarkophage ruhend, Michelets Gestalt in Lebensgröße. Über dem Sarkophage reckt sich das Symbol der Geschichte auf. Siebzig Städte Frankreichs und fast alle Nationen Europas haben ihren Beitrag geleistet zu diesem Denkmal. Man vermißt den Namen Deutschlands darunter.

Am 13. und 14. Juli 1898 fand die Jahrhundertfeier von Michelets Geburtstag statt. Die schönsten Kapitel aus seinen Werken wurden als „Hommage national à Michelet" auf Staatskosten gedruckt und in Hunderttausenden von Exemplaren verteilt. Offizielle Micheletfeiern fanden in allen Städten, Dörfern und Flecken statt. Paris machte ein Nationalfest daraus. Morgens wurde im Panthéon Michelets Büste enthüllt. Der Präsident der Republik, Felix Faure, und die Regierung nahmen teil. Der Unterrichtsminister, Léon Bourgeois, hielt eine schöne Rede. Pariserischer war das Fest im Hôtel de Ville. „Michelet, und in ihm die Revolution feiern", war das Programm. Den Statuen großer Pariser an den Fassaden des Hôtel de Ville wurde die Michelets beigefügt. Auf dem Grèveplatz tanzte man ein großes historisches Ballett: Frankreich, von Vercingetorix bis Ludwig XI., von Richelieu bis Danton. Im großen Festsaal versammelten sich die Maires der größeren Städte Frankreichs, ihn zu ehren. Es war, so sagt der prächtig ausgestattete offizielle Fest-

bericht des Conseil Municipal — er füllt einen Folioband —, „ein entferntes Echo dieser Bundesfeste von 1790, die Michelet in seinen unvergeßlichen Seiten erzählt".

* * *

Michelet hat einmal von sich selbst gesagt: „Ich bin zweitausend Jahre alt." Simon greift diesen Satz auf und setzt launig hinzu: „Er hat recht, und dieses hohe Alter ist dazu angetan, seine Schilderer zu entmutigen."

Wenn man Michelets literarische Persönlichkeit verstehen will, muß man den Boden untersuchen, auf dem sein Genie zur Reife gedieh. Die Wirkungen der französischen Revolution gingen weit über das politische Gebiet hinaus. Sie schufen den Menschen um in allen seinen Verhältnissen, seinen Anschauungen, seiner Bedeutung. Die Welt von 1815 war eine andere als die von 1789. Früher hatte sich alles Leben nach dem Hofe orientiert. Alle Kunst, alle Literatur, Philosophie, Moral, Sitten, Gewohnheiten waren abhängig gewesen von dem in Regeln festgelegten „Geschmack" des Hofes. Geltung hatte, was jenem Geschmack sich unterwarf, und was seine eigenen Wege ging, mußte damit rechnen, zu keinem Ziele zu gelangen, oder aber durch eine „lettre de cachet" belehrt zu werden, daß er — wie Voltaire — mindestens den Schein zu wahren habe. Ganz besonders scharf waren die Regeln für die Geschichtsschreibung. Zwar hatte die Aufklärung zum erstenmal gewagt, kritisch zu sein, die rohen Vorstellungen der früheren Geschichtsschreibung zu bezweifeln und sich zu fragen, ob es nicht richtig sei, der „unerforschlichen, göttlichen Weltregierung" die Verantwortung für die Geschicke eines Volkes zu nehmen und sie auf den „Nationalcharakter", den „Geist der Zeiten" und andere geheimnisvolle Mächte zu übertragen. Das entband sie aber nicht von ihrer obersten Pflicht, die herrschende Regierung ungeschoren zu lassen. Es war gefährlich, gerecht zu sein.

Unter völlig entgegengesetzten Bedingungen arbeitete die Generation von 1815. Wohl war der Hof wieder da, aber er hatte seine Bedeutung als Orientierungspunkt des geistigen Lebens verloren. Das Publikum der Schaffenden war breiter geworden. Und die ernste Zeit, die hinter ihm lag, hatte es selbst ernster, nachdenklicher gemacht. Nicht der konnte sich mehr durchsetzen, der den „guten Geschmack" besaß, sondern der, der eine starke Persönlichkeit war. Der Stärkste konnte sich seine Gefolgschaft erzwingen und gehorchte selbst niemandem als dem Gesetz seines Ich. Besonders günstig lagen die Dinge für den Historiker der französischen

Vergangenheit. Diese Vergangenheit galt als abgeschlossen für immer. Sie brauchte nur dargestellt und beurteilt zu werden. Man lebte selbst in Anfängen und brauchte keine Rücksicht darauf zu nehmen, ob man etwa ein „schwebendes Verfahren“ beeinflusse.

Ebenso günstig wie die allgemeinen Verhältnisse wirkten besondere literarische Strömungen auf das Entstehen einer subjektiven Literatur. Der strenge Klassizismus war durch die Romantik abgelöst worden. Walter Scott und Chateaubriand beherrschten das erste Drittel des Jahrhunderts. Auch für die Geschichte handelte es sich nicht mehr ausschließlich darum, geschichtliche Vorgänge wissenschaftlich kühl zu zerlegen, sondern ihnen Farbe zu geben und Leben, Menschen und Dinge in das Kostüm ihrer Zeit zu stellen, das Milieu wiederzugeben, aus dem sie hervorgegangen waren. Historische Schilderungen sollten menschlich ergreifen und packen wie poetische. Die Lehre vom „Lokalkolorit“ hielt ihren Siegeszug in den Geisteswissenschaften. Aber das Kolorit allein konnte weder Ursache noch Wirkung der Dinge erklären. Wollte man Geschichte begreifen, dann mußte man die theoretischen Faktoren ihres Verlaufs erkennen. Man sah bald, daß man mit den „unbeweisbaren Mächten“ der Aufklärung nicht mehr auskam. Und ebensowenig mit dem bequemen Satz der orthodoxen Romantiker, daß die Entwickelung sich von selbst vollziehe, daß der Wert der Individuen in der Geschichte nur gering sei. Gerade die französische Revolution hatte gelehrt, wie sehr der Gang der Dinge von herrschenden Ideen abhängig ist. Die Ideen der Revolution hielten deren Anhänger zusammen und bestimmten — zum großen Teil wenigstens — ihren Verlauf. Man verallgemeinerte diese Erfahrung, baute sie aus zur „historischen Ideenlehre“ und begann, die ganze Bewegung der Vergangenheit auf theoretische Wurzeln zurückzuführen. Diese Ideen hatten nichts Mystisches, wie die der Aufklärung, sondern waren konkrete, in den Menschen bewußt wirkende Triebe. Die Vertreter der Ideenlehre konnten, was die Romantiker nicht getan hatten, auch das Wirken des einzelnen anerkennen, und zwar hielten sie diejenigen politischen Gestalten für die bedeutendsten, in denen der idelle Gehalt einer Zeit am reinsten zum Ausdruck kam.

Aus allen diesen Einflüssen bildete sich in Frankreich die nach Form und Methode ihres Schaffens sogenannte „École de l'Imagination“. Sie hat starke Talente hervorgebracht, Thierry vor allem, ferner Barante und Michaud. Das Genie der Schule ist Michelet. Er hat jene Einflüsse in sich aufgenommen, denn „kein Strom wird aus sich selbst reich“, aber es wäre ebenso falsch, das Genie auf die Maße einer „Schule“ zu beschneiden, wie es lächerlich wäre zu

sagen, man kenne den Strom, wenn man nur an seinen Bächen gewandert ist. „Er nannte sich selbst einen Künstler.“ Und als Taine ihn „definieren“ wollte — Taine „definierte“ immer — tat er es so: „Herr Michelet ist ein Dichter, ein Dichter großen Formats. Er schreibt, wie Delacroix malt und Doré zeichnet.“ Die Meinung Taines könnte zu Irrtümern verführen über Michelets Zuverlässigkeit als Historiker. Aber selbst Haussonville muß zugeben: „Die seltensten Eigenschaften eines Historikers fehlen Michelet nicht.“ Und bei Jules Simon heißen diese Eigenschaften: „Feststellen, erraten, verknüpfen und urteilen.“

Der Historiker: Michelet fliegt zur Wahrheit, wo andere sie mühsam suchen müssen. Er besitzt das Gefühl für die großen Zusammenhänge, die Weite des Blicks, die ihm gestattet, lange Zeitläufte zu übersehen, die Gegenwart nicht von der Vergangenheit erdrücken, das Entfernte nicht vom Nahen verdunkeln zu lassen. Und er besitzt jene Kenntnis des Herzens, jene intuitive Gewißheit von der psychologischen Folgerichtigkeit menschlichen Geschehens, menschlichen Handelns — die bei weitem nicht immer die logische Folgerichtigkeit zu sein braucht —, die ihn auch da in den allermeisten Fällen richtig entscheiden läßt, wo seine Quellen nicht ausreichen. Er war parteiisch, denn: „Der Historiker, der hinter seinem Werke verschwinden will, ist durchaus kein Historiker.“ Und doch gehörte er keiner Partei, keiner Sekte, keiner Schule an. Über jedes Ereignis, über jede Persönlichkeit bildete er sich sein eigenes, direktes Urteil. Er verließ sich nicht auf fertige Meinungen, ging niemals auf ausgetretenen Pfaden, sondern befragte selbst die Quellen und beurteilte Dinge und Menschen nach der Antwort, die er erhielt. Seine Parteilichkeit besteht darin, daß er sich als Mensch über das gerechte Urteil, das er als Historiker ausgesprochen hatte, freute oder daran litt. Er hat für Dantons Schicksal ebensoviel Mitgefühl wie für Ludwig XVI., und die Hinrichtung des Anarcharsis Cloots erregt ihn mehr als die der Madame Elisabeth. Das nennt Haussonville: Parteilichkeit bis zum Zynismus — obwohl Ludwig XVI. ein Hochverräter war, fortgesetzt und mit Absicht sein Volk getäuscht hat und um so weniger unsere Achtung als Mensch verdient, je gründlicher wir bei fortschreitender Kenntnis seiner Politik das alte und veraltete Urteil über seine machiavellistischen Fähigkeiten revidieren müssen; obwohl Danton der glühendste Anhänger der Revolution war, Anhänger aus lauterstem Idealismus, und obwohl er in der Zeit seines Wirkens für die Sicherheit und den Bestand seines Vaterlandes unvergleichlich wertvoller war als der König. Und Madame Elisabeth? Michelet empfand ein Grauen über diesen

Mord einer Unschuldigen. Aber Madame Elisabeth teilte das Schicksal vieler Unschuldigen, und da sie übrigens gänzlich unbedeutend war, konnte sie nicht darum eine besonders energische Äußerung jenes Grauens verlangen, weil sie des Königs Schwester war. — Die „Uninteressiertheit“ der Wissenschaft war Michelet fremd. Er begriff nicht den „eigentümlichen“ Wert historischer Probleme, den Wert einer reinen „Betrachtung“ der Vergangenheit im Gegensatz zur Gegenwart. Ihm war die Darstellung des Vergangenen das Mittel, auf die Gegenwart und Zukunft zu wirken. Geschichte als Schöpfung ist seine Formel der Geschichte. Wurzelnd in der Erkennung und Anerkennung der Tatsachen, wird sie in ihrer Form und ihrem subjektiven Gehalt zur Kunst.

Der Künstler: „Ob er der erste oder nicht der erste der Historiker ist, so ist er doch sicherlich der erste der Zauberer und Künstler.“ Alle Mittel der Darstellung, alle Gewalten des Wortes stehen Michelet zu Gebote. Er wirkt suggestiv. Ein so feiner, heller Geist wie Pierre Loti hat es auf seinem eigensten Gebiete erfahren. Loti erzählt, wie er das Buch „La Mer“ seines großen Landsmannes las. Er wußte, daß Michelet das Meer nur vom Ufer, höchstens von Küstenfahrten her kannte, daß er niemals größere Seereisen gemacht hatte. Gleichwohl: nach der Lektüre sah er das Meer mit Michelets Augen, seine eigene Auffassung vom Meer gestaltete sich um, wurde abhängig von der des anderen. Und Loti war seit Jahrzehnten mit allen Meeren der Erde vertraut, hatte unzählige Seereisen gemacht, hatte das Meer als Seemann und als Künstler betrachtet, erforscht und dargestellt.

Man lese etwa das Kapitel über die Prozession der Generalstaaten. Sie ist oft erzählt worden, auch von Historikern, die sich die Forderungen des Lokalkolorits zu eigen gemacht haben. Aber keine Darstellung bringt auch nur von weitem den Eindruck hervor, den Michelets wenige Seiten hinterlassen. Was er bringt, ist voll Farbe und Leben. Bei ihm und bei ihm allein ist das Lokalkolorit nicht Flitter und Blendwerk, sondern Auferweckung lebendiger Wesen, tatsächlicher Ereignisse, die er gesehen hat, und die er auch uns sehen läßt. Oder die Begegnung der Königin mit Mirabeau im Jardin d'Armide. Mirabeau reitet langsam die Avenue von Saint-Cloud hinan, — der Wurm sitzt ihm im Herzen, nagt an seinem Mark. Es ist Ende Mai — — Andere haben Porträts von Mirabeau geliefert, sehr schöne, definitive Porträts: „Zu Rom würde er in den schönen Zeiten der Republik einer der Gracchen, bei ihrem Verfall ein Catilina, unter der Fronde ein Kardinal von Retz geworden sein . . . Denkart, Stimme, Gebärde waren die eines Tribunen . . .

usw. usw." Michelet läßt uns teilnehmen an allen Phasen des Kampfes, den sich Vernunft und Leidenschaft in Mirabeau liefern. Er zeichnet auch Porträts, aber er datiert sie und zeichnet neue, wenn neue Züge in seinen Gestalten hervortreten: „Wie viele Menschen stecken in einem Menschen! Wie unrichtig ist es, dieses veränderlichste aller Geschöpfe in einem Bilde endgültig festzuhalten! Rembrandt hat dreißig Selbstporträts gemacht, alle sind sie ähnlich und alle verschieden. Ich habe diese Methode befolgt, Kunst und Gerechtigkeit rieten es mir gleicherweise."

Michelets Stil ist von Rousseau, von Diderot, von Chateaubriand beeinflußt. Aber die Ähnlichkeiten sind gering. Flüchtige Klänge, als spräche der Dichter der „Julie" oder der „Martyrs" hier und da mit leiser Stimme halbe Sätze in den mächtigen Strom eigenster Empfindungen, der Michelets Bücher durchbraust. Eher kann man sagen, daß sein Stil an der leidenschaftlich-subjektiven Lyrik sich gebildet hat, die im Anfang des neuen Jahrhunderts die Kunstpoesie der Klassik und die galante Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts ersetzte. Er ist rhythmisch bewegt, leidenschaftlich und folgt in unerhörter Biegsamkeit jeder Bewegung, jeder Veränderung seines Gedankens und seines Empfindens. Man hat Michelets Stil musikalisch genannt, er selbst klagt gelegentlich darüber. Monod nennt Michelet mit George Sand zusammen: „Die beiden größten Lyriker in Prosa, nach Chateaubriand, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat." Und Taine versteigt sich sogar zu dem einseitigen Urteil: „Vielleicht in fünfzig Jahren, wenn man die Geschichte Michelets definieren will, wird man sagen, daß sie das lyrische Epos von Frankreich war." Das ist zu wenig und zu viel. Zu wenig: denn Michelets „Histoire" ist eben vor allem und trotz allem Geschichte und darüber hinaus erst ein Kunstwerk; zuviel: um ein „lyrisches Epos" zu sein, müßte sie über die nackte Tatsächlichkeit, auf der sie ruht, und über die Kritik dieser Tatsächlichkeit hinausgehoben sein, müßte sie wurzeln im Empfinden statt in den Tatsachen. Richtig aber ist, daß Michelet den historischen Stoff vorträgt von Mensch zu Mensch, in hinreißender Beredsamkeit. Kein Papier, keine gelehrte Art, kein „wissenschaftlicher" Stil drängt sich störend zwischen ihn und den Leser. Jedes Wort ist lebendig, jeder Satz durchpulst von warmem Blute.

Der Mensch: Er war religiös. Bis weit in seine späten Jahre trug und schlug er sich mit Problemen des Glaubens, hatte er ein unstillbares Verlangen, in die Mysterien des Jenseitigen einzudringen, seine Beziehungen, sein persönliches Verhältnis zu suchen zu einem höchsten Wesen. Erst nachdem er — in der Einführung

zur „Geschichte der Revolution“ — völlig mit dem Katholizismus und dem Christentum überhaupt gebrochen hatte, in dem Frieden seiner zweiten Ehe, beschwichtigten sich auch diese Wünsche. Freudig bekannte er seinen Glauben an die Existenz Gottes und an die unsterbliche Bestimmung der Seele, freudig, aus einem Überzeugtsein des Herzens heraus, ohne jede dogmatische Formulierung. Er ehrte Überzeugungen bis über das Grab. Seine erste Frau war eine gute Katholikin gewesen: er, der unerbittlichste Feind des Katholizismus, ließ ihr bis an das Ende seines eigenen Lebens jedes Jahr eine Totenmesse lesen.

Er stammte aus dem Volke und war stolz darauf. Er war der genaueste Beobachter aller Stände, aber bei dem Volke war er zu Hause. Keiner kannte es wie er, und keiner liebte es wie er. Es war ihm mehr als die stumme Masse ohne Namen, die nicht weiß, was sie will und sich jeder Verführung willig ergibt. Er wußte, daß das Volk gut war, und er hat seiner Stummheit Stimme gegeben, damit es seine Güte aussagen könnte und seine Reue, wenn es gefehlt hatte, verleitet, ohne fehlen zu wollen. Er haßte nichts so sehr als den beschränkten Hochmut der Gelehrten, der die Menge mit einer Geste abtut. Und er vertraute dem Wissen des Volkes um seine Geschichte und den Urteilen, die das Volk über seine geschichtlichen Gestalten fällt: „Unterrichtet das Volk in Astronomie, in Chemie, meinetwegen! Aber wenn es sich um den Menschen handelt, das heißt um es selbst, wenn es sich um seine Vergangenheit, seine Moral, sein Herz und seine Ehre handelt, dann, ihr Herren Gelehrten, scheut euch nicht, euch von ihm belehren zu lassen . . . Wenn ich mündliche Tradition sage, dann meine ich die nationale Tradition, wie sie allgemein im Volke verbreitet ist, das, was alle wieder und wieder sagen, die Bauern, die Städter, die Greise, reife Männer, Frauen, Kinder sogar; was ihr hören könnt, wenn ihr abends in eine Dorfschenke tretet, was der Wanderer euch sagt, der am Wege ausruht, wenn ihr euch zu ihm setzt, vom Regen anfangt oder vom schönen Wetter, dann von den teuren Zeiten sprecht, vom Kaiser später und von der Revolution . . . Merkt euch seine Urteile; in den D i n g e n irrt er bisweilen, meistens weiß er sie nicht. Aber die M e n s c h e n kennt er, und sehr selten täuscht er sich in ihnen! . . . Laßt ihm seine Urteile, ihr Herren Weisen, laßt sie ihm! Er hat es wohl verdient, friedlich in ihrem Besitz zu leben, — sie sind ein gewichtiger, wesentlicher Besitz, meine Herren; sie sind sein moralisches Vätererbe, ein wesentlicher Teil der französischen Moralität, eine ansehnliche Entschädigung für das Blut, das ihn seine Geschichte kostete.“

Michelet war Franzose und ganz besonders Pariser. Er kannte die Seele und den geheimsten Nerv des Pariser Volkes, er wußte um seine Instinkte und Leidenschaften; er liebte seine Vorurteile, seinen voltairianischen Geist und seinen Patriotismus. Den glühenden Patriotismus, den er selbst besaß, der ihn aber nicht blind machte gegen die Fehler seines Volkes; er seziert sie mit unerbittlicher Schärfe, wo er sie findet. Und der ihn nicht so engherzig machte, daß er nicht auch in jedem anderen Lande und Volke das Gute hätte lieben können. Um 1860 beantwortet er sich die Frage, was jedes Vaterland ihm gegeben habe, und findet, daß jedes ihm eine besondere Erziehung war, daß er sie alle lieben könne, denn alle seien gerade durch das in ihm wirksam, was sie untereinander auszeichne. Gern ging er dem Traum Dantons und Chaumettes nach, begründete ihn und erweiterte ihn zu dem Begriff „das europäische Vaterland", zu den Vereinigten Staaten Europas, Gedanken, auf denen ihm Nietzsche folgt (sieht man nicht, „daß Europa eins werden will"), und die noch heute trotz Imperialismus und nationaler Interessengegensätze in den Geistern der besten Europäer leben.[7])

* * *

Michelets Meisterstück ist die „Geschichte der Revolution". Man kann sie mit den besprochenen Einschränkungen ein nationales Epos nennen und hat sie so genannt. Selbst die moderne Kritik, die von

---

[7]) Michelet glaubte, in der Solidarität der Völker „im Leiden, in der Verbannung, in der Auswanderung" den Keim für das europäische Vaterland zu erblicken. Die Vereinigung der Staaten ruht bei ihm ganz auf der revolutionären Idee der allgemeinen Brüderlichkeit. Er nennt Beispiele für jene Solidarität: in den Vereinigten Staaten haben deutsche Ausgewanderte unter eigener Lebensgefahr den Italiener Badini verjagt, einen der grausamsten Unterdrücker der italienischen Aufstände. Englische Arbeiter haben Haynau für seine Untaten in Ungarn gezüchtigt. (Haynau, ein österreichischer General, machte sich 1849 in Raab, Pest, Arad durch seine blutige Strenge berüchtigt. Kurze Zeit nach dem Aufstande machte er eine Reise nach England, wurde im Restaurant Barclay in London erkannt und von englischen Arbeitern schwer mißhandelt.) Die russischen Flüchtlinge haben ihre Zentrale in der polnischen Buchhandlung aufgeschlagen.

Michelet liebte Deutschland. Er meint (1831), Deutschland sei nur Naivität, Poesie und Metaphysik. Im Gegensatz zu seinem Freunde Edgar Quinet ahnte er das neue Deutschland noch nicht. Noch 1842 hat er auf einer längeren Reise in Deutschland folgende Eindrücke: „Die deutsche Nation hat sich selbst in ihrem Parzival gemalt. Der erblickt eines Tages auf fernen Wegen drei Blutstropfen im Schnee und glaubt, das zarte Rot zu sehen, das auf den Wangen der Vielgeliebten glüht. Lange betrachtet er sie still und fährt erst auf aus seiner Unbeweglichkeit, um die zu Boden zu

ihrem methodischen Standpunkte aus Michelet nur bedingt gelten läßt, gibt zu: „Die Stimmung der Revolutionszeit ist mit einer Gewalt wiedergegeben, die in der Geschichtsschreibung kaum ihresgleichen hat“[8]). Begeistert lobt Jules Simon und resümiert mit seinen Worten die Wertung, die Michelet in Frankreich erfuhr und erfährt: „Weisere Bücher wie diese haben wir in Fülle. Aber glänzendere und beredtere gibt es nicht, ebensowenig gleichwertige“. Vorsichtigere Bücher? Ja. Eine ganze Reihe. Tocqueville, Sorel, Mignet, Aulard. Sie haben im einzelnen gute, zum Teil hervorragende Arbeiten geliefert. Sie betasten die Dinge und Menschen mit feinen Fingern. Sie haben die denkbar zuverlässigsten Methoden und sagen gewiß kein Wort, das sie nicht auch beweisen können, äußern nicht einmal eine Meinung, wenn sie nicht in Quellen oder in Arbeiten gleichen Ranges eine Berufungsinstanz haben. Darum lassen uns ihre Bücher so leer, wenn wir nicht gerade Spezialisten sind und selbst in dem grauen Netz sitzen, das Theorie und Gelehrsamkeit gesponnen haben — — Dann die Herren mit den Gesamtwerken: Thiers, der so viele Bände über die Revolution geschrieben hat. Er ist liberal und trägt konvexe Gläser. Er kann einen Sitzungsbericht entziffern, aber wenn er selbst in den Konvent geht, dann reicht sein Blick kaum von der Rednertribüne bis zur vordersten Sitzreihe. Er war Opportunist und ist sehr beliebt geworden, denn er verlangt keinerlei Anstrengung vom Leser. Er hat den Ehrgeiz, ebenso bequem verstanden zu werden wie provinziale Leitartikel. Er ist ebenso mittelmäßig wie kraftlos wie unoriginell. Oder der

---

schlagen, die seinen Traum stören. Auch Deutschland will für sich bleiben; wenigstens läßt es sich alles gefallen, außer, daß man es aus seiner Ruhe stört und in seinem Nachdenken aufscheucht.“ Aber dann klingt es bald anders: „Die Deutschen sind ein gebildetes Volk, hervorragend erzogen und diszipliniert; die Zukunft muß lehren, was diese Disziplin im Kriege und in der Literatur wert ist.“ Dreißig Jahre später war diese Zukunft reif geworden, und Michelet mußte zu seinem Schmerze erleben, daß sein heißgeliebtes Frankreich die schweren Kosten zu bezahlen hatte für die Entwicklung der Deutschen zu einem disziplinierten Volke. Erwähnenswert ist noch folgende Eintragung im „Journal“ vom 4. April 1854: „Mein Deutschland: wissenschaftliche Tiefe, die allein mich gelehrt hat, allen Fragen auf den Grund zu gehen. Brot der Starken . . . Hat mir Kant gegeben . . . Beethoven, neuer Glaube . . . Ist heroisiert, größer geworden durch Beethoven.“ Später ruft er einmal aus: „Die Deutschen sind ein unschuldiges Volk, sind gute, echte Patrioten! Sie wissen nicht, wie sehr wir mit ihnen sympathisieren! Wie hoch wir es schätzen, daß sie ihr Land so sehr lieben. Was sollen die dummen Schranken! Glauben sie etwa, Molière, Voltaire oder Rosseau seien uns teurer als Beethoven?“

[8]) Fueter in seinem ausgezeichneten Buche: „Geschichte der neueren Historiographie.“ München und Berlin, 1911.

Sozialist Louis Blanc, der nur wenige Jahre später als Michelet geschrieben hat. (Er verfaßte in London eine Geschichte der französischen Revolution.) In seinen zehn oder zwölf Bänden sind so viele Angriffe auf Michelet, daß sie allein einen Band füllen würden. Michelet ließ sie fünfzehn Jahre lang unerwidert, er arbeitete an der „Histoire de France" und an seinen Naturbüchern. Dann, als er seine eigene Geschichte revidierte und neu herausgab, wehrte er sich mit drei Worten: „Lest und vergleicht." Louis Blanc ist im Vergleich mit Thiers die stärkere Persönlichkeit. Aber er hat unleidliche Gewohnheiten, seine Darstellung ist ledern und vor allem: er sieht trotz seines Sozialismus ebenso wie die anderen außer Michelet nur Verfassungskämpfe und Prinzipienstreitigkeiten in der Revolution.

Das Genie neben Michelet ist Taine. Er gilt bei uns so viel, daß ein Angriff auf ihn Lästerung wäre. Seine „Origines de la France contemporaine" entstanden, wie Michelets „Histoire", zunächst mehr aus politischen Ursachen als aus einem weit angelegten Plane seiner wissenschaftlichen Arbeit heraus. Der deutsch-französische Krieg gab den Anlaß. Der Patriot sah sich einer Katastrophe gegenüber, deren Wurzeln nach seiner Meinung viel tiefer lagen als in den Mißständen des zweiten Kaiserreiches. Es drängte ihn, sich über das Wesen dieser Wurzeln Klarheit zu verschaffen. So brach er seine unendlich sorgfältig vorbereitete Arbeit über deutsche Literatur ab und begann die Untersuchung, die ihn achtzehn Jahre kostete. Man bedauert es, einsehen zu müssen, daß diesem glänzenden Darsteller und Stilisten — der als solcher wie Michelet von der Romantik abhängt —, diesem außerordentlichen Psychologen seine Methode versagte. Die naturwissenschaftlich-mathematische Methode und die Theorie der „tout petits faits significatifs" reichen für die ungeheuren Dimensionen der großen Revolution nicht aus. So konnte er den Zusammenbruch von 1870 auf die unwissenschaftliche Methode, auf den „Dilettantismus" der französischen Politiker und Literaten im 18. Jahrhundert zurückführen. Der „klassische Geist" sollte an allem Unheil schuld sein.

Man hat Michelet oft mit Carlyle verglichen und seine Histoire mit der zu Unrecht so genannten „History": „The French Revolution". Was beide Männer gemeinsam haben, ist ihre Fähigkeit zu packenden Schilderungen. Aber auch hier beschränkt sich die Gemeinsamkeit darauf, daß beide auf demselben Boden der romantischen Darstellungskunst, des Lokalkolorits, der Lehren Walter Scotts gewachsen sind. Total aber unterscheiden sie sich in dem Gebrauch ihrer formalen Mittel. Bei Michelet ein großer Zug, ein freies Schalten, ein Schöpfen aus unversieglichen Quellen, ein

Verschwenden des Reichtums, der sich selbst nicht kennt, und der Mittel bleibt zur Erörterung historischer Resultate, die er in ernsten Forschungen errungen hat, und die überall an der feststehenden Größe seines nationalen Demokratismus gemessen sind. Bei Carlyle sind die Mittel Selbstzweck. Es ist ihm sehr gleichgültig, ob die Dinge, die er erzählt, historisch echt sind, wenn sie nur dankbare Romanszenen ergeben. Und wenn er umgekehrt tote Stellen findet in der Geschichte — oder Stellen, die er für tot hält, weil er ihnen kein Leben abgewinnen kann —, dann läßt er sie einfach aus, und man darf sich die Zusammenhänge wo anders suchen. Und sein Standpunkt? Die Frage bleibt offen, Carlyle selbst beantwortet sie weder direkt noch indirekt. Vielleicht hatte er gar keinen, war er einfach ein Steckengebliebener, ein Enttäuschter. Der englische Puritaner saß ihm im Blut. Er war als Puritaner wie zufällig an die Aufklärung geraten, die ihm sein altes Welt- und Lebensbild gründlich zertrümmerte. Ein neues zu schaffen, dazu fehlte ihm die Begeisterung und der Geist; so rächte er sich für den Verlust mit ätzendem Hohn an denen, die ihm die alten Ideale genommen hatten, und verkrampfte sich in einen falschen Kult hinein für Menschen, denen es besser gegangen war als ihm, für die Starken, die Helden im Glauben und in der Tat. Dieser „Weise von Chelsea“ ist durchaus kein Weiser, aber ein gefährlicher Verführer für Halbgebildete. Er kann schreiben, er besitzt einen blendenden Stil, den er bewußt anwendet und raffiniert nuanciert, je nach dem Effekt, den er erzielen will. Er kennt sein Publikum genau, er war lange genug englischer Publizist gewesen und wußte, daß die Engländer harthörig sind und nur auf die stärksten Töne reagieren. — Fueter faßt den Fall Carlyle in den Satz zusammen: „Er ist nur ein Prediger, der in der Geschichte Trost suchte und historische Gegenstände zum Text erbaulicher Betrachtungen machte.“

In Deutschland schrieb H. von Sybel eine umfangreiche „Geschichte der Revolutionszeit“. Nietzsche rechnet Sybel zu den „dick verbundenen Köpfen“ unter den deutschen Historikern in und nach der Hegelzeit; aber Nietzsche mochte die deutsche Geschichtsschreibung überhaupt nicht und verrannte sich ihr gegenüber in eine einseitige Verneinung. Sybels Arbeit ist gründlich, so gründlich und erschöpfend, wie man sie nur von einem deutschen Gelehrten erwarten kann. Stil und Darstellung sind konventionell, wenig persönlich. Sybel ist national und liberal, doch verträgt sich sein Liberalismus sehr gut mit der Idee von der absoluten Gewalt des Staates nach innen. Schutz der Bildung, der gebildeten Stände, gegen das andringende Proletariat ist seine Hauptsorge, die ihm seit der Arbeiterbewegung

Verschwenden des Reichtums, der sich selbst nicht kennt, und der Mittel bleibt zur Erörterung historischer Resultate, die er in ernsten Forschungen errungen hat, und die überall an der feststehenden Größe seines nationalen Demokratismus gemessen sind. Bei Carlyle sind die Mittel Selbstzweck. Es ist ihm sehr gleichgültig, ob die Dinge, die er erzählt, historisch echt sind, wenn sie nur dankbare Romanszenen ergeben. Und wenn er umgekehrt tote Stellen findet in der Geschichte — oder Stellen, die er für tot hält, weil er ihnen kein Leben abgewinnen kann —, dann läßt er sie einfach aus, und man darf sich die Zusammenhänge wo anders suchen. Und sein Standpunkt? Die Frage bleibt offen, Carlyle selbst beantwortet sie weder direkt noch indirekt. Vielleicht hatte er gar keinen, war er einfach ein Steckengebliebener, ein Enttäuschter. Der englische Puritaner saß ihm im Blut. Er war als Puritaner wie zufällig an die Aufklärung geraten, die ihm sein altes Welt- und Lebensbild gründlich zertrümmerte. Ein neues zu schaffen, dazu fehlte ihm die Begeisterung und der Geist; so rächte er sich für den Verlust mit ätzendem Hohn an denen, die ihm die alten Ideale genommen hatten, und verkrampfte sich in einen falschen Kult hinein für Menschen, denen es besser gegangen war als ihm, für die Starken, die Helden im Glauben und in der Tat. Dieser „Weise von Chelsea“ ist durchaus kein Weiser, aber ein gefährlicher Verführer für Halbgebildete. Er kann schreiben, er besitzt einen blendenden Stil, den er bewußt anwendet und raffiniert nuanciert, je nach dem Effekt, den er erzielen will. Er kennt sein Publikum genau, er war lange genug englischer Publizist gewesen und wußte, daß die Engländer harthörig sind und nur auf die stärksten Töne reagieren. — Fueter faßt den Fall Carlyle in den Satz zusammen: „Er ist nur ein Prediger, der in der Geschichte Trost suchte und historische Gegenstände zum Text erbaulicher Betrachtungen machte.“

In Deutschland schrieb H. von Sybel eine umfangreiche „Geschichte der Revolutionszeit“. Nietzsche rechnet Sybel zu den „dick verbundenen Köpfen“ unter den deutschen Historikern in und nach der Hegelzeit; aber Nietzsche mochte die deutsche Geschichtsschreibung überhaupt nicht und verrannte sich ihr gegenüber in eine einseitige Verneinung. Sybels Arbeit ist gründlich, so gründlich und erschöpfend, wie man sie nur von einem deutschen Gelehrten erwarten kann. Stil und Darstellung sind konventionell, wenig persönlich. Sybel ist national und liberal, doch verträgt sich sein Liberalismus sehr gut mit der Idee von der absoluten Gewalt des Staates nach innen. Schutz der Bildung, der gebildeten Stände, gegen das andringende Proletariat ist seine Hauptsorge, die ihm seit der Arbeiterbewegung

von 1848 lebendig geworden ist, und die sich überall tendenziös in die historische Darlegung einmischt.

All das kann nicht befriedigen. Wenn wir warm dabei werden, dann ist der Stoff die Ursache, nicht die Darstellung und nicht die Erörterung. Jene Vorgänge sind zu groß, als daß sie auf die Dauer hinter Theorien verschleiert oder in Romanflitter gekleidet und verfälscht werden könnten. Lästig und störend sind die Interpretationen, die von irgendeinem genau berechneten Gesichtswinkel aus dem Wesen der Revolution beizukommen suchen. Wir wollen die Dinge selbst, die jedem Menschlichen in uns verwandt sind, und die wir darum spontan begreifen. Gibt man uns Erläuterungen, so sollen sie aus den Dingen selbst wachsen.

Die Sache der Revolution ist die Sache der Menschheit: Insofern sie Tat ist und der erste ungeheure Versuch, die engen Fesseln zu sprengen, mit denen Überhebung, Interesse, Eigennutz, Willkür, Grausamkeit, Selbstsucht in der Maske der Religion jedes persönliche Leben, jedes freie Atmen, jede Möglichkeit zum Aufstieg am Boden hielten. Insofern sie Empörung ist und unversöhnliche Feindschaft gegen jene schlimmen Mächte, die, nachdem sie vom Altertum her und durch das ganze Mittelalter ihren guten Dienst geleistet hatten als Werkzeuge der Zivilisation und der Erziehung des Menschen zu seiner sozialen Bestimmung, in der neuen Zeit alt, krank und faul geworden waren, ein Hemmnis und eine unerträgliche Last für den Menschen, der in Renaissance und Reformation erwacht und seiner selbst bewußt geworden war.

Das hat Michelet begriffen und mit einer Wucht und Gewalt zum Ausdruck gebracht, wie keiner von den vielen, die vor, mit und nach ihm Geschichte der Revolution schrieben. Michelets Werk ist wie eine einzige große Marseillaise, ist wie der gewaltige Hymnus Rouget de Lisles, vor dem alle Nationalhymnen der Welt verblassen, und von dem Napoleon sagt, er sei der größte General der Republik gewesen und habe unerhörte Wundertaten verrichtet. Aufwühlend in allen Tiefen, jede Fiber, jeden Gedanken zusammenraffend in ein einziges großes Gefühl: glühend heißen Patriotismus, der bereit ist zu jeder Entsagung und jedem Opfer, wenn es das freie Vaterland gilt, jäh emporschießend in unbarmherzigem Haß gegen alles, was dumm und breit blutig erkauften Freiheiten die Bahn sperren will:

Tremblez, tyrans, et vous, perfides,
L'opprobe de tous les partis!
Tremblez! vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix:
Tout est soldat pour vous combattre!

S'ils tombent, nos jeunes héros,
La France en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre.
Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!
Marchons, marchons!
Qu' un sang impur abreuve nos sillons!

— — Dem Deutschen kann Michelets „Geschichte der Revolution" noch in besonderem Sinne wertvoll werden. Was kein französischer Roman, kein Erzeugnis der dramatischen Literatur von jenseits des Rheins geben kann, das findet er in diesem historischen Werke: den Geist, der in der Breite und Tiefe des französischen Volkes lebt, den Geist, der über alle chauvinistische Verärgerung, über alle künstlich genährten Rachegelüste hinaus den freien Menschen als Bruder will, als Kinder derselben mütterlichen Erde. Den Geist, dem diese Erde der fruchtbare Boden ist, auf dem die Menschheit wachsen, erstarken und sich freuen soll, nicht aber der blutige Schauplatz gegenseitigen Zerfleischens um irgendeines vermeintlichen Interesses willen.

Der Deutsche ist ein guter Käufer des französischen Marktes. Die Erzeugnisse französischer Industrie und Wirtschaft sind ihm so notwendig wie die eigenen. Und dem Franzosen geht es umgekehrt ebenso. Trotzdem mißverstehen wir einander so gründlich wie keine anderen unter den modernen Völkern. Nichts ist so geeignet, dem Deutschen des französischen Wesens Kern vertraut zu machen, als die Kenntnis der Revolution, jenes heroischen Abschnittes der französischen Geschichte, in dem Frankreichs Genie weithin durch die Lande leuchtet und in blutigem Widerschein Europas Morgendämmerung verkündet. Möge daher Michelets Werk, in dem jenes Genie wogt und brennt, auch in Deutschland Eingang finden. Die beiden hochentwickelten Nationen der Erde haben eine bessere Mission, als sich zu befehden und vielleicht sogar zu vernichten, — anderen, weniger wertvollen das Erbe zu überlassen. Möge Michelets Werk uns einander näher bringen in gegenseitigem Verstehen.

Richard Kühn

Vorwort Michelets von 1847

Alljährlich, wenn ich meine Vorlesungen schließe, wenn die Menge — abermals eine Generation, die ich nicht wiedersehen werde — sich verlaufen hat, halte ich bei mir selbst Einkehr.

Es ist hoch im Sommer, die Stadt ist weniger volkreich, die Straße weniger lärmend, rings um mein Panthéon tönt das Pflaster lauter. Seine großen, weißen und schwarzen Fliesen hallen unter meinen Schritten.

Ich halte Einkehr. Ich befrage über meine Lehre, über meine Geschichte deren allmächtigen Deuter: den Geist der Revolution.

Er ist der Wissende, die anderen waren unwissend. In ihm ist das Geheimnis aller Zeiten, die früher waren. Nur in ihm wurde sich Frankreich seiner selbst bewußt. Immer, wenn Schwäche uns befällt, wenn wir uns selbst zu vergessen scheinen, müssen wir uns in ihm suchen, in ihm uns wiederfinden. In ihm bewahrt sich für uns allezeit das tiefe Geheimnis des Lebens, der unverlöschliche Funke.

Die Revolution ist in uns, in unseren Herzen; draußen hat sie kein Denkmal. Lebendiger Geist Frankreichs, wo soll ich dich fassen, wenn nicht in mir selbst? . . . Die Gewalten, die einander folgten, feindlich in allem übrigen, sind einig gewesen in einem Punkte: die fernen, toten Zeiten zu wecken und wieder lebendig zu machen . . . Dich hätten sie gern verborgen gehalten . . . Warum? . . . Du allein lebst.

Du lebst! . . . Ich fühle es jedesmal um diese Zeit des Jahres, wenn mein Lehrberuf mich freigibt, wenn die Arbeit lästig ist und der Sommer drückend wird. Dann gehe ich zum Marsfeld, setze mich auf das verwelkte Gras und atme den frischen Wind, der über die trockene Fläche streicht.

Das Marsfeld ist das einzige Denkmal, das die Revolution hinterlassen hat. Das Kaiserreich hat seine Säule und außerdem fast für sich allein den Triumphbogen; das Königtum hat seinen Louvre und den Invalidendom; die feudale Kirche vom Jahre 1200 thront noch in Notre-Dame; sogar die Römer haben ihre Thermen des Cäsar. Und die Revolution hat zum Denkmal — — die Leere.

Ihr Denkmal ist dieser Sand, so eben wie der Arabiens. Ein steinerner Grabhügel rechts und ein steinerner Grabhügel links, wie man sie in Gallien errichtete, dunkle und zweifelhafte Zeugen des Gedächtnisses der Helden.

Ist nicht der der Held, der den Pont d'Iéna baute? Nein, hier ist einer, der größer, mächtiger, lebendiger ist als jener, — er erfüllt diese unendliche Fläche.

„Wer ist der Gott? Man weiß nichts von ihm — — Hier wohnt ein Gott!"

Ja, obgleich ein vergeßliches Geschlecht diese Stätte zum Schauplatz seiner eitlen Vergnügungen zu machen wagt, die dem Ausland entlehnt sind, obgleich der englische Gaul frech den Boden stampft — — ein heiliger Hauch weht über diesen hin, den ihr nicht spürt, eine Seele, ein allmächtiger Geist — —

Und wenn diese Fläche auch trocken ist, wenn dies Gras auch verwelkt ist, eines Tages wird es wieder grünen.

Denn der Boden ist tief getränkt mit dem fruchtbaren Schweiß derer, die an einem heiligen Tage jene Hügel aufwarfen, an dem Tage, da, vom Donner der Geschütze vor der Bastille geweckt, Nord und Süd zusammenströmten und Frankreich Frankreich in die Arme sank —, an dem Tage, da drei Millionen Männer, erhoben wie ein Mann, in Waffen den ewigen Frieden beschlossen.

Arme Revolution! Du warst so vertrauend an deinem ersten Tage und ludest die Welt zur Liebe und zum Frieden. — —

„O meine Feinde," so sprachst du, „es gibt keine Feinde mehr!" Du strecktest allen die Hand hin, botest ihnen deinen Becher, zu trinken auf den Frieden der Nationen. Aber sie haben ihn nicht gewollt.

Und selbst dann, als sie kamen, um Frankreich zu überfallen, war der Degen, den es zog, der Degen des Friedens. Um die Völker zu befreien, um ihnen den wahren Frieden, die Freiheit, zu bringen, schlug es die Tyrannen. Dante setzt als Schöpfer über die Pforten der Hölle die ewige Liebe. So schrieb die Revolution auf ihre Kriegsfahne das Wort: „Friede".

Ihre unüberwindlichen Helden waren vor allem die Friedfertigen. Die Hoche, Marceau, Desaix und Kleber wurden beweint als Männer des Friedens, von Freunden und Feinden, beweint am Nil und am Rhein, beweint vom Kriege selbst, von der unbeugsamen Vendée.

Frankreich hatte sich so ganz der Macht der Idee anvertraut, daß es tat, was es konnte, um keine Eroberung zu machen. Da alle Völker dasselbe bedurften, die Freiheit, da alle das gleiche Recht erstrebten, — wie konnte da der Krieg entstehen? Konnte die Revolution, ohne herausgefordert zu sein, Gewalt gebrauchen, sie, die in

ihrem Wesen nur den Triumph des Rechtes, die Auferstehung der Gerechtigkeit, den langsamen Gegendruck der Idee gegen die brutale Stärke bedeutete?

Dieser im tiefsten friedliche, wohlwollende Charakter der Revolution erscheint heute paradox. So wenig kennt man ihre Ursprünge, so mißverstanden ist ihre Natur, so sehr ist nach so kurzer Zeit ihre Tradition bereits verdunkelt!

Die gewaltigen, entsetzlichen Anstrengungen, die sie machen mußte, um nicht unterzugehen, gegen eine Welt im Bunde, hat ein vergeßliches Geschlecht für die Revolution selbst genommen.

Und aus der Verwechslung entsprang ein tiefwurzelndes Übel, das sehr schwer heilbar ist bei diesem Volke: die Anbetung der Kraft.

Die Kraft des Widerstandes, die verzweifelte Anstrengung, die Einheit zu verteidigen, im Jahre 1793 . . . man schaudert, und man wirft sich auf die Knie.

Die Kraft des Angriffs und der Eroberung, 1800, die Bezwingung der Alpen, dann der Blitz von Austerlitz . . . man beugt sich, man betet an.

Soll ich gestehen, daß man 1815, allzu leicht geneigt, die Kraft zu preisen, den Erfolg als Gottesurteil anzusehen, im Grunde des Herzens, unter Schmerz und Zorn verborgen, ein klägliches Argument besaß, den Feind zu entlasten? Viele sprachen ganz leise zu sich: „Er ist stark, also ist er gerecht."

So wurde Frankreich von zwei Übeln auf einmal getroffen, den schwersten, die ein Volk heimsuchen können. Seine eigene Tradition ist ihm verlorengegangen, es hat sich selbst vergessen. Und jeden Tag schwankte ungewisser, fahler, flüchtiger das zweifelhafte Bild des Rechtes vor seinen Augen.

Forscht nicht, warum dies Volk sinkt, schwächer wird. Erklärt seinen Niedergang nicht mit äußeren Gründen; weder Himmel noch Erde soll es anklagen; das Übel sitzt in ihm selbst.

Eine arglistige Tyrannei konnte es leicht verderben, denn es war verderblichem Einfluß zugänglich. Sie fand es schwach, entwaffnet, der Versuchung ausgesetzt; es hatte die Idee aus dem Gesichtskreis verloren, die allein es aufrecht hielt; es tappte jammervoll blind in den Schlamm, es sah seinen Stern nicht mehr. Welchen? Das Gestirn des Sieges? . . . Nein, die Sonne der Gerechtigkeit und der Revolution.

Daß die Mächte der Finsternis auf der ganzen Erde daran arbeiteten, das Licht Frankreichs auszulöschen, das Recht zu verdunkeln, das war natürlich. Aber niemals wäre es ihnen gelungen, trotz ihrer

Anstrengungen. Sonderbar ist, daß die Freunde des Lichtes seinen Feinden halfen, es zu verhüllen und zu verfinstern.

Die Partei der Freiheit hat in letzter Zeit zwei ernste, traurige Symptome innerer Krankheit dargeboten. Möge es einem Freunde, einem Einsiedler, erlaubt sein, ihr offen zu sagen, was er denkt.

Der Tod hat ihr seine treulose, verhaßte Hand geboten, ist auf sie zugetreten, und sie hat die ihrige nicht zurückgezogen. Sie hat geglaubt, daß die Feinde der religiösen Freiheit die Freunde der politischen Freiheit werden könnten. Leere scholastische Spitzfindigkeiten haben ihren Blick getrübt. Freiheit ist Freiheit.

Und um dem Feind zu gefallen, hat sie den Freund verleugnet . . .

Was sage ich? Ihren eigenen Vater, das große achtzehnte Jahrhundert! Sie hat vergessen, daß dieses Jahrhundert die Freiheit auf die Befreiung des Geistes gründete, der bis dahin durch das Fleisch gefesselt war, durch das materielle Prinzip einer doppelten Fleischwerdung, der theologischen und der politischen, des Priestertums und des Königtums. Dieses Jahrhundert, das Jahrhundert des Geistes, schaffte die sichtbaren Götter ab, im Staate und in der Religion, so daß es kein Idol mehr gab und keinen Gott außer Gott.

Und warum haben aufrichtige Freunde der Freiheit mit der Partei der religiösen Tyrannei paktiert? Weil sie zu einer schwachen Minorität zusammengeschmolzen waren. Sie waren betroffen über ihre geringe Zahl und wagten es nicht, das Entgegenkommen einer großen Partei zurückzuweisen, die sich ihnen anzubieten schien.

Unsere Väter haben nicht so gehandelt. Sie haben sich niemals gezählt. Als der blutjunge Voltaire die gefährliche Bahn des religiösen Kampfes betrat — und das unter Ludwig XIV.! — schien er allein zu stehen. Allein war Rousseau, in der Mitte des Jahrhunderts, als er im Streit zwischen Christen und Philosophen die neue Lehre zu gründen wagte . . . Er war allein; und am Tage darauf stand die ganze Welt zu ihm.

Wenn die Freunde der Freiheit ihre Zahl abnehmen sehen, so geschieht es, weil sie es selbst gewollt haben. Einige haben sich ein System fortschreitender Reinigung, kleinlicher Orthodoxie geschaffen, die darauf zielt, aus einer Partei eine Sekte, eine kleine Kirche zu machen. Man verwirft bald dies, bald jenes; man erschöpft sich in Vorbehalten, Unterscheidungen, Ausnahmen. Man entdeckt jeden Tag eine neue Ketzerei.

Um Himmelswillen, streiten wir weniger um das Licht vom Tabor, wie es das belagerte Byzanz tat! Mohammed II. ist vor den Toren!

Ebenso wie die christlichen Sekten sich vervielfältigten und es Jansenisten, Molinisten usw., aber keine Christen mehr gab, so an-

nullierten die Sekten der Revolution die Revolution; man wird wieder Konstitutioneller, Girondist, Montagnard, aber nicht mehr Revolutionär.

Man macht sich wenig aus Voltaire, man verwirft Mirabeau, man schließt Madame Roland aus. Sogar Danton ist nicht orthodox ... Wie! So bleiben denn nur Robespierre und Saint-Just?

Ohne zu verkennen, was diese Männer wert waren, ohne noch ein Urteil über sie fällen zu wollen, möge hier ein Wort genügen: Wenn die Revolution ihre Vorgänger ausschließt und verdammt, so schließt sie gerade die aus, die ihr Anspruch gaben auf die Menschheit, die einen Augenblick lang die ganze Welt revolutionär machten. Wenn sie der Welt erklärt, daß sie sich an diese hält, wenn sie ihr nur das Bild dieser beiden Apostel auf ihrem Altar zeigt, so wird die Bekehrung nur langsam fortschreiten, die französische Propaganda ist nicht sehr gefährlich, die absoluten Regierungen können ruhig schlafen.

Brüderlichkeit! Brüderlichkeit! Es ist nicht damit getan, das Wort zu wiederholen ... Damit die Welt zu uns kommt, wie sie es zuerst tat, müssen wir ihr ein brüderliches Herz zeigen. Die Brüderlichkeit der Liebe ist es, die sie gewinnen wird, nicht die der Guillotine.

Brüderlichkeit? Ach! Wer hat das Wort nicht gebraucht seit der Schöpfung? Glaubt ihr, daß Robespierre oder Mably damit den Anfang gemacht hat?

Schon die antike Stadtrepublik spricht von Brüderlichkeit; aber sie spricht nur zu den Bürgern, den Menschen; der Sklave ist eine Sache. Hier ist die Brüderlichkeit einseitig, unmenschlich.

Als die Sklaven oder Freigelassenen das römische Reich regieren, als sie Terenz, Horaz, Phädrus, Epictet heißen, ist es schwer, die Brüderlichkeit nicht auf die Sklaven auszudehnen. „Seid Brüder," sagt das Christentum. Aber um Bruder zu sein, muß man *sein*; nun, der Mensch *ist* noch nicht; Recht und Freiheit allein machen das Leben des Menschen aus. Ein Dogma, das diese nicht gewährt, ist nur eine theoretische Brüderlichkeit, ein Nichts.

„Brüderlichkeit *oder Tod*," sagte später der Schrecken. Nur eine andere Brüderlichkeit von Sklaven. Warum in grausamem Hohn den heiligen Namen der Freiheit damit verbinden?

Brüder, die sich fliehen, die erbleichen, wenn sie einander anblicken, deren Händedruck tot und kalt ist ... Ein verhaßtes, widerwärtiges Schauspiel! Wenn *etwas* frei sein soll, dann ist es das brüderliche Gefühl.

Die Freiheit allein, die im letzten Jahrhundert begründet wurde, hat die Brüderlichkeit möglich gemacht. Die Philosophie fand den

Menschen rechtlos, d. h.: er war noch niemand, war in ein religiöses und politisches System gebunden, dessen Kern Willkür war. Und sie sprach: „Schaffen wir den Menschen, durch die Freiheit werde er . . .“ Kaum geschaffen, liebte der Mensch.

Noch könnte unsere Zeit, erweckt, an ihre wahre Tradition erinnert, durch die Freiheit ihrerseits ihr Werk beginnen. Nicht wird sie in ihr Gesetz schreiben: „Sei mein Bruder oder stirb!“ Aber durch eine geschickte Pflege der besten Eigenschaften der Menschenseele wird sie bewirken, daß alle, ohne es auszusprechen, in der Tat Brüder sein wollen. Der Staat wird sein, was er sein soll, ein brüderlicher Weihebund, eine Erziehung, ein beständiger Austausch spontaner Einsichten aus Begeisterung und Glauben, wie sie aus der Menge kommen, und überlegter Einsichten aus Wissenschaft und Betrachtung, die von den Denkern stammen [9]).

Das ist das Werk dieses Jahrhunderts. Könnte es doch endlich ernstlich damit beginnen!

Es wäre wirklich traurig, wenn es, statt selbst etwas zu tun, die Zeit damit verbrächte, das tätigste der Jahrhunderte, dem es alles verdankt, zu verkleinern. Unsere Väter, man muß es wiederholen, taten, was damals getan werden mußte, begannen gerade so, wie man beginnen mußte.

Sie fanden die Willkür im Himmel und auf Erden, und sie begannen das Recht.

Sie fanden das Individuum waffenlos, nackt, ohne Schutz, vernichtet und verloren in einer scheinbaren Einheit, die nur ein gemeinsamer Tod war. Damit es keine Zuflucht hätte, selbst nicht beim

---

[9]) Weihe, Erziehung, Regierung, drei sinnverwandte Wörter. Rousseau ahnte etwas davon, als er bei Erwähnung der antiken Stadtrepubliken und der vielen großen Männer, die das kleine Athen hervorgebracht hat, schrieb: „Das waren weniger Regierungen als die fruchtbarsten Erziehungssysteme, die je gewesen sind.“ Unglücklicherweise konnte das Jahrhundert Rosseaus, da es nur die reflektierende Vernunft anbetete und die Fähigkeiten des Instinktes, der Begeisterung wenig erforschte, nicht wohl den Übergang von der einen zur anderen bemerken, welcher das ganze Geheimnis der Erziehung, der Weihe, der Regierung ausmacht. Die Lehrmeister der Revolution, die Philosophen, Männer des Kampfes, sehr verständig und sehr subtil, besaßen alle Gaben, nur nicht die tiefe Einfalt, die allein das Kind und das Volk verstehen lehrt. Daher konnte die Revolution die große revolutionäre Maschine nicht organisieren; ich meine die, welche besser als Gesetze die Brüderlichkeit stützen muß: die Erziehung. Dies wird das Werk des 19. Jahrhunderts sein; es macht bereits schwache Versuche nach dieser Richtung. In meinem kleinen Buch „Le Peuple“ habe ich, wie ich es empfand, das Recht des Instinktes, der Begeisterung gefordert, gegen seine aristokratische Schwester, die Reflexion, die vernünftelnde Wissenschaft, die sich für die Königin der Welt hält.

höchsten Richter, verwickelte das religiöse Dogma es gleichzeitig in die wechselseitige Verantwortlichkeit für einen Frevel, den es nicht begangen hatte; dieses im höchsten Grade fleischliche Dogma behauptete, daß die Ungerechtigkeit vom Vater auf den Sohn übergeht mit dem Blute.

Man mußte vor allem das so grausam verleugnete Recht des Menschen zurückfordern, der allzu wahren und doch so verdunkelten Wahrheit wieder Geltung verschaffen: „Der Mensch hat ein Recht, er bedeutet etwas; man kann ihn nicht verneinen, ihn nicht annullieren, selbst nicht im Namen Gottes; er ist verantwortlich, aber für seine eigenen Taten, für das Böse oder Gute, das er tut."

So verschwindet aus der Welt die falsche Solidarität. Die ungerechte Vererbung des Guten, im Adel verewigt, und die ungerechte Vererbung des Bösen durch die Erbsünde oder die bürgerliche Brandmarkung der Nachkommen des Schuldigen. Die Revolution vertilgt sie.

Und das, Zeitgenossen, nennet ihr Individualismus? Das nennt ihr ein egoistisches Recht?

So überlegt doch, daß der Mensch ohne dieses Recht des Individuums, das allein ihn geschaffen hat, nicht war, nicht handelte und also auch nicht Bruder sein konnte. Man mußte wohl die Brüderlichkeit des Todes abschaffen, um die des Lebens zu begründen.

Sprecht nicht von Selbstsucht. Geschichte und Logik wissen es anders. Im ersten Augenblick der Revolution, im Augenblick, wo sie das Recht des Individuums verkündet, breitet sich die Seele Frankreichs aus — weit entfernt, sich zu verschließen — und umarmt die ganze Welt mit ihrem mitfühlenden Gedanken, bringt allen den Frieden dar, will mit allen ihren Schatz teilen, die Freiheit.

Es scheint, daß im Augenblick der Geburt, des Eintritts in ein noch zweifelhaftes Leben, jedem Wesen ein rechtmäßiger Egoismus anhaftet; das Neugeborene, so sehen wir, will vor allem dauern, leben . . .

Hier war es nicht so.

Als die junge französische Freiheit ihre Augen aufschlug, als sie das erste Wort sagte, welches jede neue Kreatur entzückt, das Wort: „Ich bin!", da beschränkte sich ihr Denken nicht auf das Ich, sie schloß sich nicht ab in selbstsüchtiger Freude, sondern sie dehnte ihr Leben und ihre Hoffnung auf das Menschengeschlecht aus; die erste Bewegung, die sie in der Wiege machte, war, daß sie die brüderlichen Arme öffnete. „Ich bin!" sagte sie zu allen Völkern. „O meine Brüder, ihr werdet auch sein!"

Das war ihr ruhmvoller Irrtum, ihre rührende, erhabene Schwäche: die Revolution, man muß es gestehen, begann damit, alles zu lieben.

Sie liebte sogar ihren Feind, England.

Sie liebte das Königtum, die Hauptstütze der Mißbräuche, die sie soeben vernichtet hatte, und versuchte lange Zeit hartnäckig, es zu retten. Sie wollte die Kirche retten; sie versuchte, christlich zu bleiben, und schloß freiwillig die Augen vor dem Widerspruch zwischen dem alten Prinzip, der willkürlichen Gnade, und dem neuen, der Gerechtigkeit.

Diese allgemeine Sympathie, die sie zuerst so viele sich widersprechende Elemente in sich aufnehmen und unklug vermischen ließ, führte sie zur Inkonsequenz, gleichzeitig zu wollen und nicht zu wollen, aufzurichten und zu zerstören. Das ist das merkwürdige Ergebnis unserer ersten Nationalversammlungen.

Die Welt hat über ihr Werk gelächelt; indessen möge sie nicht vergessen, daß die Revolution ihren Zwiespalt teilweise der allzu schnellen Sympathie, dem unterschiedlosen Wohlwollen verdankte, das ihr erster Wesenszug war.

Tief menschlicher Geist! Ich folge ihm gern, beobachte ihn gern bei seinen wundervollen Festen, wo ein ganzes Volk, Held zugleich und Zuschauer, den Schwung moralischer Begeisterung verlieh und empfing, wo jedes Herz größer wurde von der ganzen Größe Frankreichs, eines Vaterlandes, das als sein Recht das Recht der Menschheit verkündete.

Beim Fest des 14. Juli 1792 bemerkte man unter den heiligen Bildern der Freiheit und des Gesetzes, in der Prozession der Bürger, an der mit den Behörden und den Abgeordneten die Witwen und Waisen der bei der Bastille Gefallenen teilnahmen, verschiedene Sinnbilder, welche die den Menschen nützlichen Tätigkeiten darstellen, Ackerbauwerkzeuge, Pflüge, Getreidegarben, Zweige mit Früchten; die Träger hatten eine Krone aus Ähren und grünen Weinranken. Aber andere waren in Trauerkleidern, mit Zypressen gekrönt, sie trugen eine florbedeckte Tafel, unter dem Flor lag ein verhülltes Schwert, das des Gesetzes . . . Ein rührendes Gleichnis! Die Gerechtigkeit, die ihr Schwert in Trauer zeigte, unterschied sich nicht mehr von der Menschlichkeit selbst.

Ein Jahr später, am 10. August 1793, wurde ein Fest ganz anderer Art gefeiert, ein heroisches, düsteres. Aber das Gesetz hatte sich entmannt, die gesetzgebende Gewalt war geschändet worden, die richterliche Gewalt, ohne Schutz vernichtet, war Diener der Gewalttätigkeit. Man wagte nicht mehr das Schwert zu zeigen, das Auge hätte es nicht mehr ertragen.

Etwas, was allen gesagt werden muß, was allzu leicht bewiesen werden kann, ist, daß an dem menschlichen und wohlwollenden Zeitabschnitt unserer Revolution das Volk, das gesamte Volk, die ganze Welt tätigen Anteil nimmt. Dagegen hat die Zeit der Gewalttätigkeiten, die Zeit blutiger Taten, in die später die Gefahr sie treibt, nur ganz wenige, eine unendlich kleine Zahl Männer als Helden.

Das habe ich gefunden, geprüft und festgestellt, entweder aus schriftlichen Zeugnissen, oder durch solche, die ich aus den Erzählungen der Greise sammelte.

Bleiben wird das Wort eines Mannes aus dem Faubourg Saint-Antoine: „Wir waren alle da am 10. August und nicht einer am 2. September.“

Eine andere Tatsache, welche diese Darstellung in helles Licht rücken wird, und die in jedem Betracht wahr ist, ist die, daß das Volk in der Hauptsache viel mehr wert war als seine Führer. Je weiter ich forschte, um so mehr fand ich, daß die Besten unten standen, in den dunkeln Tiefen. Ich bemerkte auch, daß jene glänzenden, mächtigen Redner, die dem Denken der Massen Ausdruck gaben, zu Unrecht als die einzigen Handelnden gelten. Sie haben den Ansporn viel häufiger empfangen, als sie ihn gaben. Der erste Spieler ist das Volk. Um ihn wiederzufinden und in seiner Rolle klarzustellen, habe ich die ehrgeizigen Marionetten, die er am Fädchen hatte, und in denen man bis heute das geheime Spiel der Geschichte suchte und zu sehen glaubte, auf ihre richtigen Maße zurückbringen müssen.

Ich muß gestehen, daß dieses Schauspiel mich selbst erstaunlich betroffen hat. In dem Maße, als ich tiefer in dieses Studium eindrang, sah ich, daß die Parteiführer, die Helden der herkömmlichen Geschichte, keines der großen Ereignisse weder vorausgesehen, noch vorbereitet, noch den Anstoß dazu gegeben haben, besonders keins von denen, die das einmütige Werk des Volkes waren im Beginn der Revolution. Von seinen angeblichen Führern in diesen entscheidenden Momenten sich selbst überlassen, hat es gefunden, was zu tun war, und hat es vollendet.

Große, überraschende Taten! Aber das Herz, das sie schuf, war noch viel größer . . . Die Handlungen sind nichts im Vergleich damit. Dieser Reichtum des Herzens war damals so groß, daß die Zukunft für immer daraus schöpfen kann, ohne befürchten zu müssen, den Boden zu finden. Jeder Mensch, der sich ihm nähert, kehrt menschlicher davon zurück.

Jede niedergeschlagene, verstörte Seele, jedes Menschen- oder Volksherz braucht, um sich aufzurichten, nur dahin seinen Blick zu

wenden; das ist ein Spiegel, in dem sich die Menschheit jedesmal, wenn sie hineinblickt, heroisch, großherzig, uneigennützig findet; eine seltsame Lauterkeit, die das Gold fürchtet wie den Schmutz, ist damals der Ruhm aller.

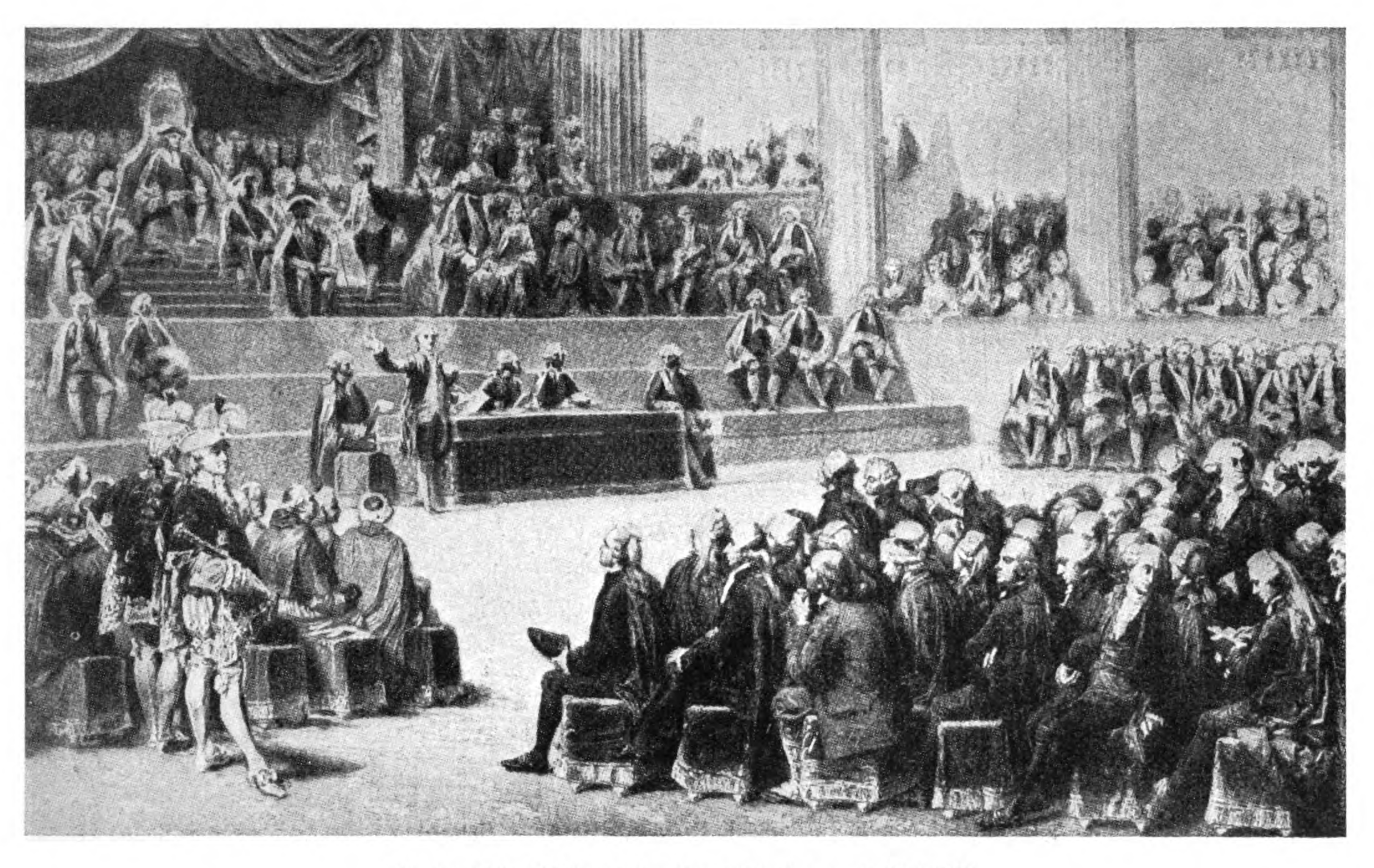
Ich veröffentliche heute den Teil, der den einmütigen, heiligen Zeitabschnitt enthält, wo die ganze Nation, ohne Unterschied der Partei, ohne noch (oder sehr wenig) die Klassengegensätze zu kennen, unter e i n e m brüderlichen Banner marschierte. Niemand wird diese wunderbare Einigkeit, e i n Herz in zwanzig Millionen Menschen, wahrnehmen, ohne dafür Gott zu danken. Dies sind die heiligen Tage der Welt, die glücklichen Tage der Geschichte. Ich habe meinen Lohn geerntet, da ich sie erzählte . . . Niemals seit meiner „Jungfrau von Orléans" habe ich einen solchen Strahl von oben, ein so leuchtendes Licht vom Himmel erlebt.

Und da alles sich kreuzt im Leben, so ist, während ich ein solches Glück genoß, die Tradition Frankreichs zu erneuern, die meinige für immer abgebrochen. Ich habe den verloren, der mir so oft die Revolution erzählte, der für mich das Bild und der ehrwürdige Zeuge des großen Jahrhunderts, ich meine des achtzehnten, war. Ich habe meinen Vater verloren, mit dem ich mein ganzes Leben gelebt hatte, achtundvierzig Jahre.

Als mir das geschah, sah ich dieses so lange erträumte Werk vor mir und vollendete es schleunigst. Ich war am Fuße der Bastille, ich nahm die Festung, ich pflanzte auf die Türme die unsterbliche Fahne . . . Dieser Schlag hat mich getroffen, unvorhergesehen, wie eine Kugel der Bastille . . .

Mehrere dieser schweren Fragen, die mich zwangen, so tief meinen Glauben zu ergründen, haben sich in mir gestritten in der schwierigsten Lage des menschlichen Lebens, zwischen Tod und Leichenbegängnis, wo der Überlebende, schon teilweise tot, zwischen zwei Welten saß und urteilte.

Dann habe ich meinen Weg fortgesetzt bis ans Ende dieses Werkes, voll von Tod und Leben, und bemühte mich, mein Herz der Gerechtigkeit am nächsten zu halten, stärkte mich in meinem Glauben durch meine Verluste und meine Hoffnungen und klammerte mich, je mehr mein eigener Herd zerbrach, um so fester an den Herd des Vaterlandes.



Die feierliche Eröffnung der Generalstaaten am 5. Mai 1789.
Stich von Prudhomme nach dem Gemälde von L. Ch. A. Couder.

April—Juli 1789

Erstes Kapitel

Die Wahlen von 1789

Das ganze Volk wird aufgefordert, die Wahlmänner zu wählen, seine Klagen und Forderungen schriftlich beizubringen. — Man rechnet auf die Unfähigkeit des Volkes. — Sicherheit des Volksinstinktes; Beharrlichkeit des Volkes, seine Einmütigkeit. — Man verzögert die Berufung der Staaten und die Wahlen in Paris. — Erste Tat der Nationalsouveränität. — Die Wahlmänner werden durch den Aufruhr gestört. — Der Fall Réveillon. — Die Wahlen gehen zu Ende. (Januar—April 1789.)

Die Einberufung der Generalstaaten von 1789 ist die Stunde der Geburt des Volkes. Sie rief das ganze Volk zur Ausübung seiner Rechte.

Wenigstens konnte es seine Klagen, seine Wünsche niederschreiben, seine Wahlmänner wählen.

Man hatte erlebt, daß kleine republikanische Gesellschaften alle ihre Glieder an den politischen Rechten teilnehmen ließen, noch niemals indessen ein großes Königtum, ein Reich wie Frankreich. Das war etwas Neues, nicht nur in unseren Annalen, sondern in denen der ganzen Welt.

Als man daher zum erstenmal allenthalben das Wort vernahm: Alle werden sich zur Wahl versammeln[10]), alle werden ihre Klagen aufschreiben, da war die Bewegung ungeheuer und tief wie ein Erdbeben; es ging ein Zittern durch die Masse bis zu den dunklen, stummen Regionen, wo man am wenigsten Leben vermutet hätte.

Alle Städte wählten, nicht nur die „guten" Städte, wie in den alten Staaten, sondern auch die ländlichen Bezirke.

Man versichert, daß fünf Millionen Menschen an der Wahl teilnahmen.

Ein großes, sonderbares, erstaunliches Schauspiel! Ein ganzes

[10]) Man vergleiche die Urkunden im ersten Bande des „Moniteur". Die Steuerzahler über fünfundzwanzig Jahre sollten die Wahlmänner wählen, aus deren engerer Wahl die Abgeordneten hervorgingen, und an der Abfassung der „Hefte" mitwirken. Da jedermann steuerpflichtig war, wenigstens durch die Kopfsteuer, so richtete sich der Ruf an die ganze Bevölkerung, ausgenommen das Gesinde.

Volk erwachte mit einem Male aus dem Nichts zum Sein, bis dahin stumm, fand es plötzlich eine Stimme.

Der gleiche Ruf wandte sich an Bevölkerungsklassen, die nicht allein ihrer Lage nach, sondern auch an Kultur, Moral und Ideen durchaus ungleich waren. Wie das Volk antworten würde, das war die große Frage. Das Königtum hatte ihm das Gemeindeleben genommen, die Erziehung, die ihm die Gemeindeangelegenheiten gaben. Die Geistlichkeit, sein eigentlicher Lehrer, lehrte es schon lange nicht mehr. Man schien alles getan zu haben, um es unfähig zu machen, stumm, wort- und gedankenarm zu machen, und dann sagte man ihm: „Steh' jetzt auf, gehe, rede.“

Man hatte sehr, allzu sehr auf diese Unfähigkeit gerechnet; sonst hätte man es nie gewagt, den Anstoß zu der großen Bewegung zu geben. Die ersten, die den Namen „Generalstaaten“ aussprachen, die Parlamente, die sie forderten, die Minister, die sie versprachen, Necker, der sie einberief, alle glaubten das Volk außerstande, ernsthaft daran teilzunehmen. Sie dachten lediglich, durch diese feierliche Berufung an eine große, träge Masse den Privilegierten Furcht einzujagen. Der Hof, der selbst das Privilegium der Privilegierten, der schlimmste aller Mißstände war, hatte keine Lust, mit ihnen im Kriege zu leben. Er hoffte nur, mit den von Klerus und Adel erzwungenen Beiträgen die Staatskasse zu füllen, die er als die seinige betrachtete.

Was wollte die Königin? In den Händen der Emporkömmlinge, vom Adel mit Spottliedern bedacht, immer mehr verachtet und allein, wollte sie eine kleine Rache an den Spöttern nehmen, sie einschüchtern, sie verbinden, sich enger um den König zu scharen. Sie sah, wie ihr Bruder Joseph in den Niederlanden versuchte, die kleinen Städte in Gegensatz zu bringen mit den großen, zu den Prälaten, den Herren[11]). Dieses Beispiel verminderte zweifellos ihre Abneigung gegen die Pläne Neckers; sie willigte darin ein, dem dritten Stande ebensoviel Abgeordnete zu geben, wie Adel und Geistlichkeit zusammen hatten.

---

[11]) Über die von der französischen so verschiedene Revolution in Brabant vergleiche die von Gachard (1834) und Gérard (1842) gesammelten Dokumente, ferner die Darstellungen von Groß-Hoffinger (1837), Borgnet (1844) und Ramshorn (1845). Diese Revolution der Äbte, unter denen die Kapuziner die Terroristen waren, täuschte hier alle Welt, den Hof sowohl wie die Jakobiner. Dumouriez allein begriff und sprach es aus, daß sie ursprünglich das Werk der mächtigen Äbte in den Niederlanden war. Der österreichische Gesandte, Mercy d'Argenteau, glaubte zuerst — und machte es zweifellos auch Marie Antoinette glauben —, daß in Frankreich wie in Belgien die Gefahr von der Aristokratie her drohte. Daher tat man mehrere falsche Schritte.

Und was wollte Necker? Zwei Dinge auf einmal: viel sehen lassen und wenig tun.

Als Schaustück um des Ruhmes willen, um von den Salons und vom großen Publikum gefeiert und gepriesen zu werden, mußte man hochherzig die Abgeordneten des dritten Standes verdoppeln.

In Wirklichkeit wollte man mit wenig Kosten hochherzig sein [12]).

Der dritte Stand, gleichgültig wie zahlreich er war, würde immer nur einer von den drei Ständen bleiben, nur eine Stimme gegen zwei besitzen; Necker gedachte sehr, die Abstimmung nach Ständen beizubehalten, welche die früheren Generalstaaten so oft unwirksam gemacht hatte.

Der dritte Stand übrigens war zu allen Zeiten sehr bescheiden, sehr respektvoll gewesen, allzu gelehrig, um von Männern aus dem dritten Stande vertreten sein zu wollen. Er wählte oft Adlige zu Abgeordneten, am häufigsten Geadelte, Parlamentsmitglieder und andere, die stolz darauf waren, mit dem Adel zu stimmen, gegen die Interessen des dritten Standes, der sie gewählt hatte.

Alles das beweist, daß man keine ernsthafte Absicht hatte, sondern nur durch dieses große Blendwerk den Egoismus der Privilegierten brechen und ihre Börse lockern wollte, ist die Tatsache, daß man übereinkam, ihnen in diesen Staaten, die man gegen sie berufen hatte, nichtsdestoweniger einen beherrschenden Einfluß zu sichern [13]). Die Volksversammlungen mußten durch Zuruf wählen. Man vermutete nicht, daß die kleinen Leute bei einem solchen Wahlverfahren, in Gegenwart der Adligen und Notabeln, genug Festigkeit besäßen, um ihnen die Stirn zu bieten, und genug Sicherheit, andere Namen zu nennen, als die ihnen diktiert würden.

Indem Necker die Land- und Dorfbevölkerung zur Wahl aufrief, glaubte er zweifellos, politisch sehr klug zu handeln. In gleichem

[12]) Über all das muß man die merkwürdigen Geständnisse Neckers lesen, sein Plaidoyer für den dritten Stand (Oeuvers VI, 419, 443 usw.). Man merkt hier wie in allen seinen Arbeiten immer den Ausländer, der in Frankreich nicht Wurzel gefaßt hat, den Unterwürfigen, der immer unterwürfig bleibt, der vor dem Adel beim Sprechen den Hut abzieht, den Protestanten, der Gnade finden möchte vor den Augen des Klerus. Um die Privilegierten über den armen dritten Stand zu beruhigen, schildert er ihn schwach, furchtsam, demütig; es sieht aus, als gäbe er ihnen Zeichen des Einverständnisses. Übrigens läßt er durchblicken, daß sein Klient gutmütig ist, daß man ihn immer hinters Licht führen kann.

[13]) Die privilegierten Stände waren doppelt begünstigt: 1. sie waren nicht den beiden Stufen der Wahl unterworfen, sie wählten ihre Abgeordneten direkt; 2. die Adligen waren alle Wahlmänner, nicht nur die Adligen, die ein Lehen besaßen, wie in den früheren Staaten; das Privilegium war um so verhaßter, als es auf den ganzen adligen Pöbel ausgedehnt war; und die Ansprüche waren um so lächerlicher.

Maße, wie der demokratische Geist in den Städten erwacht war, wurde das Land von den Adligen und dem Klerus beherrscht, die zwei Drittel des Bodens besaßen. Millionen Leute kamen so zur Wahl, die von den Privilegierten abhängig waren, wie Pächter, Meier usw., oder die von ihren Agenten, Intendanten, Verwaltern, Geschäftsführern indirekt beeinflußt und eingeschüchtert werden mußten. Necker wußte aus seinen Erfahrungen in der Schweiz und in den kleinen Kantonen, daß das allgemeine Stimmrecht unter gewissen Bedingungen eine Stütze der Aristokratie sein kann. Die Notabeln, die er um Rat fragte, machten sich diesen Gedanken so zu eigen, daß sie sogar die Bedienten wählen lassen wollten. Necker gab hierzu seine Einwilligung nicht, da die Wahl sonst ganz in den Händen der großen Besitzer gewesen wäre.

Der Ausgang täuschte jede Berechnung[14]). Das so wenig vorbereitete Volk zeigte einen sehr sicheren Instinkt. Als man es zur Wahl berief und über sein Recht belehrte, erwies sich, daß man es wenig zu lehren hatte. Bei dieser Riesenbewegung, die fünf oder sechs Millionen Menschen umfaßte, gab es hier und da eine Verzögerung, aus Unkenntnis der Formen und besonders, weil die meisten nicht schreiben konnten. Aber sie konnten sprechen; sie konnten in Gegenwart ihrer Herren, ohne von ihren respektvollen Gewohnheiten abzugehen oder ihre demütige Haltung aufzugeben, würdige Wahlmänner ernennen, die alle sichere und standhafte Abgeordnete wählten.

Die Zulassung der ländlichen Bezirke zur Wahl hatte das unerwartete Ergebnis, daß selbst unter den Abgeordneten der privilegierten Stände zahlreiche Demokraten ihren Platz fanden, an die man nicht dachte, zweihundert und mehr Pfarrer, die ihren Bischöfen sehr feindlich gesinnt waren. In der Bretagne und im Süden wählte der Bauer gern seinen Pfarrer, der, da übrigens nur er schreiben konnte, die Stimmen in Empfang nahm und die ganze Wahl leitete [15]).

Die städtische Bevölkerung, die etwas besser vorbereitet und durch die Philosophie des Jahrhunderts ein wenig aufgeklärt war, bewies einen wunderbaren Eifer, ein lebhaftes Bewußtsein seines Rechtes.

---

[14]) Die Berechnungen waren sehr unsicher. Der König gestand bei dem Wahlaufruf von Paris, daß er die Einwohnerzahl der bekanntesten Stadt des Königreichs durchaus nicht wußte, daß er keine Vermutung hatte über die Zahl der Wähler usw.

[15]) Indessen stellte man in mehreren Gemeinden vereidigte Schreiber an, um die Stimmen aufzuschreiben. (Duchatellier: „La révolution en Bretagne", Bd. 1, S. 281.)

Man sah das bei den Wahlen an der Schnelligkeit und Sicherheit, mit der die unerfahrenen Massen diesen ersten politischen Schritt taten. Man sah es an der Gleichförmigkeit der „Hefte“, in die sie ihre Klagen verzeichneten, — eine unerwartete, eindrucksvolle Übereinstimmung, die dem öffentlichen Verlangen eine unwiderstehliche Kraft verlieh. Wie lange lebten diese Klagen in den Herzen! Es kostete gar keine Mühe, sie niederzuschreiben. Ein solches Heft aus einem unserer Distrikte, das beinahe ein Gesetzbuch umfaßte, wurde um Mitternacht begonnen und war um drei Uhr fertig[16]).

Eine so umfassende, so abwechselungsreiche, so wenig vorbereitete Bewegung, und dennoch einmütig! Das ist ein wunderbares Phänomen. Alle nahmen teil daran und alle (mit verschwindenden Ausnahmen) wollten dasselbe[17]).

Einmütig! die Eintracht ist vollständig, ohne Vorbehalt, die Lage ist völlig klar: auf der einen Seite die Nation und auf der anderen das Privilegium. Und innerhalb der Nation war damals kein Unterschied möglich zwischen Volk und Bürgertum[18]). Nur einen Unterschied gab es: zwischen Gebildeten und Ungebildeten; die Gebildeten allein sprachen und schrieben, aber sie schrieben, was alle dachten. Sie formulierten die gemeinsamen Forderungen, und diese Forderungen waren ebensosehr und noch mehr die der stummen Massen als ihre eigenen.

Wer wäre nicht gerührt in der Erinnerung an diesen einzigen Augenblick, von dem wir unseren Ausgang nahmen? Er dauerte nicht lange, aber er bleibt für uns das Ideal, dem wir immer zustreben, die Hoffnung der Zukunft! Erhabene Eintracht, in der sich die beginnenden Freiheiten der Klassen, die später einander fremd waren, so zärtlich umarmten wie Brüder in der Wiege, werden wir deine Wiederkunft auf dieser Erde nicht mehr erleben?

Diese Verbindung der verschiedenen Klassen, das große Schauspiel: das Volk in seiner furchtbaren Eintracht, erschreckte den Hof. Der machte die äußersten Anstrengungen, den König zu bestimmen, sein Wort zu brechen. Der Kreis der Polignacs war auf den Einfall

---

[16]) „Memoiren Baillys“, Bd. I, S. 12.

[17]) Dasselbe in allen wesentlichen Punkten. Außerdem fügte jede Körperschaft, jede Stadt etwas Besonderes hinzu.

[18]) Es ist ein Grundirrtum der Verfasser der „Histoire parlementaire“, auf diesen Unterschied hinzuweisen in dem schönen Augenblick, wo keiner ihn machte. Er wird nur allzufrüh eintreten, und man muß das abwarten. So die wirkliche Folge der Tatsachen verkennen, sie mit Gewalt vorzeitig herbeiführen durch eine Art systematischer Voraussetzung, das ist genau das Gegenteil von Geschichte.

geraten, um ihn von zwei Seiten her in Furcht zu setzen, einen verwegenen Brief schreiben und ihn von den Prinzen unterzeichnen zu lassen, worin sie dem König drohten, sich als die Häupter der Privilegierten gebärdeten, von Steuerverweigerung, Spaltung, beinahe von Bürgerkrieg sprachen.

Und doch, wie hätte der König die Staaten umgehen sollen? Vom Obersteueramt angekündigt, von den Parlamenten und den Notabeln gefordert, von Brienne versprochen und von Necker versprochen, sollten sie endlich am 27. April eröffnet werden. Man vertagte sie noch bis zum 4. Mai. Ein gefährlicher Aufschub! Zu so vielen Stimmen, die laut wurden, hatte sich ach! eine letzte gesellt, die man oft hörte im achtzehnten Jahrhundert, die Stimme der Erde . . . Die wüste, unfruchtbare Erde weigerte den Menschen das Leben! Der Winter war furchtbar gewesen, der Sommer wurde trocken und brachte nichts, die Hungersnot begann. Die beunruhigten Bäcker, beständig in Gefahr vor der aufgewiegelten und ausgehungerten Menge, zeigten selbst Gesellschaften an, die den Kornwucher betrieben. Nur eins hielt das Volk im Zaum, ließ es geduldig fasten und abwarten: die Hoffnung auf die Generalstaaten. Eine unsichere Hoffnung, aber sie hielt aufrecht: die bevorstehende Versammlung war ein Messias, sie brauchte nur zu sprechen, und die Steine würden sich in Brot verwandeln.

Die so sehr verzögerten Wahlen wurden in Paris noch weiter verzögert. Sie wurden erst für den Vorabend des Zusammentritts der Staaten angeordnet. Man hoffte, daß die Abgeordneten den ersten Sitzungen nicht beiwohnen würden, und daß man vor ihrer Ankunft die Trennung der drei Stände, die den Privilegierten die Majorität gab, sicherstellen würde.

Noch ein anderer und ernsterer Grund zur Unzufriedenheit bestand in Paris. In dieser Stadt, der aufgeklärtesten des Königreichs, war die Wahl strengeren Bedingungen unterworfen. Eine besondere Verordnung, die nach der Einberufung gegeben wurde, bestimmte zu Urwählern nicht alle Steuerpflichtigen, sondern nur die, die mindestens sechs Franken bezahlten.

Paris wurde mit Truppen gefüllt, die Straßen mit Patrouillen, alle Wahllokale wurden von Soldaten umstellt. Die Waffen wurden angesichts der Menge auf der Straße geladen.

Bei diesen eitlen Kundgebungen blieben die Wähler sehr standhaft. Kaum versammelt, setzten sie die Präsidenten ab, die der König ihnen gegeben hatte. Von sechzig Distrikten billigten nur drei den vom König ernannten Präsidenten, ließen ihm jedoch erklären, daß er als Erwählter den Vorsitz führe. Eine ernste Maßregel, die erste

Tat der Nationalsouveränität. Und die galt es in Wirklichkeit zu erobern, sie war das Recht, das begründet werden mußte. Die Geld- und Reformfragen kamen erst nachher.

Die von diesen Bezirksversammlungen gewählten Wahlmänner handelten genau ebenso. Sie wählten zum Vorsitzenden den Advokaten Target, zum Stellvertreter Camus, den Advokaten des Klerus, zu Sekretären den Akademiker Bailly und den Doktor Guillotin, einen philanthropischen Arzt[19]).

Der Hof war erstaunt über die Entschiedenheit, die Sicherheit, die Folgerichtigkeit, mit der fünfundzwanzigtausend im politischen Leben so neue Urwähler vorgingen. Keine Unordnung entstand. Sie versammelten sich in den Kirchen und brachten die Erregung über die große, heilige Handlung, die sie erfüllten, mit dahin. Die verwegenste Maßregel, die Absetzung der vom König ernannten Präsidenten, ging geräuschlos vor sich, ohne Lärm, mit der energischen Selbstverständlichkeit, die das Bewußtsein des Rechts verleiht.

Die Wahlmänner tagten unter einem Vorsitzenden ihrer Wahl im erzbischöflichen Palast und machten sich daran, die Hefte der Distrikte zu verschmelzen und das gemeinsame Heft zu redigieren; sie waren schon einig über einen Punkt, den Sieyès geraten hatte: an den Anfang eine Erklärung der Rechte des Menschen zu setzen. Mitten in dieser schwierigen Aufgabe unterbrach sie ein furchtbarer Lärm. Es war eine zerlumpte Menge, die den Kopf eines ihrer Kollegen verlangte, eines Wahlmannes, Réveillon, Papierfabrikant im Faubourg Saint-Antoine. Réveillon wurde versteckt; aber die Bewegung war nichtsdestoweniger gefährlich. Man schrieb schon den 28. April; es bestand die Gefahr, daß die Generalstaaten, die für den 27. versprochen und dann auf den 4. Mai verschoben waren, wenn die Bewegung andauerte, abermals vertagt würden.

Sie hatte gerade am 27. begonnen, und es war bei der hungernden Bevölkerung nur allzu leicht, sie zu schüren, fortzusetzen, zu vergrößern. Man hatte im Faubourg Saint-Antoine verbreitet, daß der Papierhändler Réveillon, ein reich gewordener früherer Arbeiter, die harte Äußerung getan habe, man müsse den Taglohn auf fünfzehn Sous erniedrigen; es wurde hinzugefügt, er solle mit dem Bande des

---

[19]) Diese Versammlung, die in ihren ersten Schritten so sicher war, setzte sich gleichwohl aus Notabeln, Beamten, Kaufleuten und Advokaten zusammen. Diese letzteren leiteten die Versammlung; es waren Camus, Target, Treilhard, Advokat der Generalpacht; Lacretelle der Ältere, Desèze. Die Akademiker kamen in zweiter Linie: Bailly, Thouin und Cadet, Gaillard, Suard, Marmontel. Dann die Bankiers wie Lecouteulx, schließlich Drucker, Buchhändler, Papierhändler: Panckoucke, Baudouin, Réveillon usw.

Michaelordens dekoriert werden. Dieses Gerücht verursachte große Bewegung. Zuerst hängte vor der Türe Réveillons eine Bande sein mit dem Orden geschmücktes Bild auf, schleppte es dann auf den Grèveplatz und verbrannte es feierlich unter den Fenstern des Hôtel de Ville, unter den Augen der städtischen Behörde, die sich nicht rührte. Diese Behörde und die anderen, die eben noch so wach waren, schienen eingeschlafen zu sein. Der Polizeiminister, der Vorsteher der Kaufmannschaft Flessels, der Intendant Berthier, alle diese Geschäftsführer des Hofes, die unlängst erst Soldaten für die Wahlen aufboten, hatten ihre Tatkraft verloren.

Die Bande hat laut erklärt, daß sie Réveillon am folgenden Tage nach Gebühr strafen würde. Sie hält Wort. Die so gut benachrichtigte Polizei trifft keine Vorsichtsmaßregel. Der Oberst der französischen Garde schickt von sich aus dreißig Mann: eine lächerliche Hilfe; gegen eine kompakte Masse von tausend oder zweitausend Räubern und hunderttausend Neugierigen wollen und können die Soldaten nichts ausrichten. Das Haus wird gestürmt, man zerbricht, zerschlägt und verbrennt alles. Nichts wird weggenommen, mit Ausnahme von fünfhundert Louisd'or[20]). Viele machen es sich in den Kellern bequem, trinken den Wein und die Farben aus der Fabrik, die sie für Wein halten.

Unglaublich ist, daß diese häßliche Szene den ganzen Tag dauerte. Man beachte, daß sie sich am Eingang des Faubourg zutrug, unter dem Geschütz der Bastille, an dem Tor der Feste. Réveillon, der dort versteckt war, sah von den Türmen aus alles. Von Zeit zu Zeit schickte man Kompanien französischer Garde, die zuerst nur mit Pulver schossen, dann scharf. Die Plünderer achteten nicht darauf, obgleich sie nur mit Steinen werfen konnten. Spät, sehr spät,

[20]) Nach Réveillons eigener Aussage: „Exposé justificatif", S. 422 (in der Fortsetzung zu Ferrières gedruckt). Die „Histoire parlementaire" ist auch hier ungenau. Sie macht ohne den geringsten Beweis aus dieser Sache einen Krieg des Volkes gegen das Bürgertum. Sie übertreibt die Ausdehnung der Bewegung, die Zahl der Toten usw. Dagegen stellt sie Bailly mit ebensoviel Unrecht als unbedeutend hin: „Ich wüßte nicht, daß jemand dabei umgekommen wäre." (Memoiren S. 28.) — Ein sehr gewichtiges Zeugnis über die Affäre Réveillon ist das des berühmten Chirurgen Desault, der im Hôtel Dieu mehrere Verwundete aufnahm: „Sie sahen aus wie vom Blitz getroffene Verbrecher, wogegen die Verwundeten der Bastille usw." (vgl. „L'Ouvre des sept jours", S. 411). — Ein guter Beweis, daß das Volk die Plünderung des Hauses Réveillon nicht als eine patriotische Tat ansah, ist, daß es am 16. Juli beinahe einen Menschen gehängt hätte, den es für den Abbé Roy hielt, der angeklagt war, diesen Aufruhr angestiftet und später dem Hof ein Mittel angeboten zu haben, Paris zu vernichten. (Bailly, Bd. II, S. 51. — „Protokoll der Wahlmänner", Bd. II, S. 46.)

schickte der Kommandant Besenval Schweizer; die Plünderer leisteten noch immer Widerstand, töteten einige Mann; die Soldaten antworteten mit mörderischen Salven, die zahlreiche Verwundete und Tote auf dem Platz zurückließen. Viele dieser zerlumpten Toten hatten Geld in den Taschen.

Wenn in diesen beiden langen Tagen, in denen die Behörden schliefen und Besenval es vermied, Truppen zu schicken, der Faubourg Saint-Antoine sich hätte verleiten lassen, sich der Bande, die Réveillon ausplünderte, anzuschließen, wenn fünfzigtausend arbeitslose und brotlose Arbeiter sich nach diesem Beispiele darangemacht hätten, die reichen Häuser zu plündern, dann gewann alles ein anderes Gesicht; der Hof hatte einen ausgezeichneten Grund, ein Heer auf Paris und auf Versailles zusammenzuziehen, einen Scheinvorwand, die Generalstaaten zu vertagen. Aber die große Masse des Faubourg blieb anständig und hielt sich zurück; sie sah zu, ohne sich zu rühren. Der Aufruhr, der so auf ein paar hundert Betrunkene und Diebe beschränkt war, wurde eine Schande für die Obrigkeit, die ihn zuließ. Besenval fand schließlich seine Rolle allzu lächerlich, er handelte und machte allem ein plötzliches Ende. Der Hof wußte ihm schlechten Dank dafür; er wagte nicht, ihn zu tadeln, aber er gönnte ihm kein Wort[21]).

Das Parlament konnte es sich nicht erlassen, ehrenhalber eine Untersuchung zu eröffnen, und bei der Untersuchung blieb es. Man hat ohne zureichenden Grund behauptet, daß ihm im Namen des Königs ein Verbot zuging, weiterzugehen.

Wer waren die Anstifter? Vielleicht niemand. In stürmischen Augenblicken bricht das Feuer leicht von selbst aus. Man verfehlte nicht, die „revolutionäre Partei“ anzuklagen. Wer war diese Partei? Eine Vereinigung der Tat gab es noch nicht.

Man behauptete, daß der Herzog von Orléans Geld gegeben habe. Warum? Was gewann er damals dabei? Die beginnende große Bewegung bot seinem Ehrgeiz zu viele Möglichkeiten auf dem Boden des Gesetzes, als daß er um diese Zeit zum Aufruhr seine Zuflucht

---

[21]) Memoiren Besenvals, Bd. II, S. 347. — Madame de Genlis und andere Freunde des ancien régime wollen, daß diese für sie so belastenden Memoiren vom Vicomte de Ségur redigiert worden sind. Das mag sein; er wird nach den Notizen und Erinnerungen Besenvals geschrieben haben. Die Memoiren sind dennoch Besenvals Eigentum. Ich weiß, Besenval konnte nicht gut schreiben; aber ohne seine vertraulichen Mitteilungen hätte der liebenswürdige Liederdichter niemals dieses so starke, dieses unter einer leichten Form so streng historische Buch verfaßt; die Wahrheit strahlt darin, leuchtet oft mit blendendem Licht; es bleibt nichts übrig, als die Augen niederzuschlagen.

hätte nehmen müssen. Es ist wahr: er wurde von Intriganten gelenkt, die zu allem bereit waren, aber ihr Plan richtete sich damals völlig auf die Generalstaaten; als der einzige populäre unter den Prinzen würde ihr Herzog, dessen glaubten sie sich sicher, dort die erste Rolle spielen. Jedes Ereignis, das die Generalstaaten verzögern könnte, erschien ihnen als ein Unglück.

Wer wünschte sie zu verzögern? Wer fand seine Rechnung dabei, die Wähler zu erschrecken? Wem nützte der Aufruhr?

Dem Hof allein, das muß man gestehen. Die Affäre kam ihm so gelegen, daß man ihn für den Urheber halten könnte. Gleichwohl ist es wahrscheinlicher, daß er sie nicht begann, aber sie mit Vergnügen sah, nichts tat, um sie zu verhindern, und bedauerte, daß sie zu Ende war. Der Faubourg Saint-Antoine hatte damals noch nicht seinen furchtbaren Ruf, der Aufruhr unter dem Geschütz der Bastille selbst schien nicht gefährlich.

Der Adel der Bretagne hatte das Beispiel gegeben, wie man die gesetzliche Arbeit der Provinzialstaaten störte; er hatte die Bauern aufgewiegelt und den mit Lakaien untermischten Pöbel gegen das Volk gehetzt. In Paris selbst schien es ein Blatt, „l'Ami du roi", wenige Tage vor der Affäre Réveillon mit den gleichen Mitteln versuchen zu wollen. „Welchen Wert haben diese Wahlen," schrieb es gleisnerisch, „der Arme wird immer arm bleiben; das Schicksal des interessantesten Teiles des Königreichs ist vergessen worden usw." Als wenn nicht die ersten Ergebnisse der Revolution, welche diese Wahlen eröffneten — die Abschaffung des Zehnten, der Warensteuer, der wohlfeile Verkauf der Hälfte der Ländereien des Königreichs —, die plötzlichste Verbesserung im Schicksal des Armen gebracht hätten, die irgendein Volk je erlebt hatte!

Am 29. April morgens war alles wieder ruhig. Die Wahlmännerversammlung konnte friedlich ihre Arbeiten wieder aufnehmen. Sie dauerten bis zum 20. Mai, und der Hof erlangte den Vorteil, den er sich durch die verspätete Einberufung verschaffen wollte: die Abgeordneten von Paris zu verhindern, an den ersten Sitzungen der Generalstaaten teilzunehmen. Der Letztgewählte in Paris und ganz Frankreich war der Mann, der in der öffentlichen Meinung von allen der erste war, der schon vorher der Revolution einen völlig gerechten und einfachen Weg vorgezeichnet, der ihre ersten Schritte, einen nach dem anderen, bestimmt hatte. Alles rückte voran nach Sieyès' Plan, in majestätischer Bewegung, friedfertig und sicher wie das Gesetz.

Das Gesetz allein kam zur Herrschaft; nach so langen Jahrhunderten der Willkür und der Laune kam die Zeit, wo niemand recht behalten würde gegen das Recht.

Zweites Kapitel

Eröffnung der Generalstaaten

Feierlicher Umzug der Generalstaaten. — Die Eröffnung am 5. Mai 1789. — Rede Neckers. — Frage der Trennung der Stände. — Der dritte Stand ladet zur Vereinigung. — Untätigkeit der Versammlung. — Welche Fallen man ihr stellt. (4. Mai bis 9. Juni 1789.)

Am Vorabend der Eröffnung der Generalstaaten las man in Versailles die feierliche Messe des Heiligen Geistes. Das oder niemals war der Tag, an welchem man die prophetische Hymne singen konnte: „Du wirst Völker erschaffen, und das Antlitz der Erde wird sich erneuern."

Dieser große Tag war der 4. Mai. Die zwölfhundert Abgeordneten, der König, die Königin und der ganze Hof hörten in der Kirche Notre-Dame das „Veni Creator". Dann begab sich die ungeheure Prozession durch die ganze Stadt nach Saint-Louis. Die breiten Straßen von Versailles, mit französischen Garden und Schweizergarden umsäumt und mit Teppichen mit der Krone belegt, konnten die Menge nicht fassen.

Ganz Paris war gekommen. Die Fenster, sogar die Dächer waren mit Menschen überfüllt. Die Balkone waren mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen, besetzt mit glänzenden Frauen in koketten und eigenartigen Toiletten, wie man sie damals trug, in Federn und Blumen. Alle diese Menschen waren bewegt, gerührt, voll Aufregung und Hoffnung[22]).

Etwas Großes nahm seinen Anfang; wie würden die Fortsetzung, der Ausgang, die Ergebnisse sein; wer konnte es sagen? Der Glanz eines so abwechselungsreichen, majestätischen Schauspiels, die Musik, die hie und da spielte, brachten jeden anderen Gedanken zum Schweigen.

Ein schöner Tag, der letzte Tag des Friedens, der erste einer ungeheuren Zukunft! . . .

Die Leidenschaften waren lebendig, verschiedener, zweifellos gegensätzlicher Art, aber sie waren nicht gereizt, wie sie es bald wurden. Selbst diejenigen, welche diese neue Zeit am wenigsten gewünscht hatten, konnten nicht umhin, die allgemeine Erregung zu teilen. Ein Abgeordneter des Adels gesteht, daß er vor Freude weinte: „Dieses

---

[22]) Man vergleiche die Berichte der Augenzeugen: Ferrières, Staël usw.

Frankreich, mein Vaterland, schien, auf die Religion gestützt, zu uns zu sprechen: Begrabt euren Hader! . . . Tränen entströmten meinen Augen. Mein Gott, mein Vaterland, meine Mitbürger waren ich selbst geworden."

An der Spitze der Prozession erschienen zunächst eine Menge Männer in Schwarz, die starke ernste Schar der fünfhundertfünfzig Abgeordneten des dritten Standes; unter dieser Zahl stellten mehr als dreihundert Rechtsgelehrte, Advokaten oder Beamte, kraftvoll die Ankunft des Gesetzes dar. In bescheidener Kleidung, mit sicherem Schritt und Blick, zogen sie dahin, noch ohne Unterschied der Partei, alle glücklich über diesen großen Tag, der ihr Werk und ihr Sieg war.

Die glänzende kleine Truppe der Abgeordneten des Adels folgte mit ihren Federhüten, ihrem Spitzenschmuck, ihren Goldaufschlägen. Der Beifall, der den dritten Stand empfangen hatte, verstummte plötzlich. Von diesen Adeligen indessen schienen ungefähr vierzig ebenso warme Freunde des Volkes zu sein wie die Männer des dritten Standes.

Dasselbe Schweigen empfing die Geistlichkeit. Bei diesem Stande unterschied man sehr deutlich zwei Stände: einen Adel und einen dritten Stand: etwa dreißig Prälaten in Chorröcken und violetten Roben, — gesondert und durch eine Musikkapelle von ihnen getrennt, die demütige Schar der zweihundert Pfarrer in ihren schwarzen Priesterroben.

Beim Anblick dieser glänzenden Menge von zwölfhundert Männern, die eine große Leidenschaft erfüllte, mußte dem aufmerksamen Beobachter etwas auffallen. Sie besaß sehr wenig starke Individualitäten, viele ehrenwerte Männer von schätzbarem Talent gewiß, doch keinen von denen, die vermöge ihrer Überlegenheit an Genie und Charakter das Recht haben, die Menge mit fortzureißen, keinen großen Erfinder, keinen Helden.

Die gewaltigen Neuerer, die dem Jahrhundert die Wege geöffnet hatten, lebten damals nicht mehr. Nur ihr Gedanke blieb, um die Nationen zu führen. Große Redner traten auf, um ihn auszusprechen, ihn anzuwenden, aber sie fügten nichts Neues hinzu. Der Ruhm der Revolution in dieser ersten Zeit, aber auch ihre Gefahr, das, was sie auf ihrem Wege weniger sicher machen konnte, war ihr Mangel an großen Männern, war der Zwang, allein gehen zu müssen im Schwung der Ideen, nur auf den Glauben an die reine Vernunft gestützt.

Dieses Adelskorps, das sich als den Bewahrer und Hüter unseres militärischen Ruhmes betrachtete, besaß keinen berühmten General.

„Es waren erlauchte Unbekannte wie alle Grandseigneurs Frankreichs.“ Ein einziger erregte vielleicht Interesse, der als erster gegen den Willen des Hofes am amerikanischen Kriege teilgenommen hatte, der junge, blonde Lafayette. Niemand ahnte noch die Rolle, die das Schicksal ihm zuteilen sollte.

Der dritte Stand in seiner dunklen Masse barg schon den Konvent. Aber wer hätte das erkennen sollen? Wer hätte in dieser Menge von Advokaten die steife Gestalt und das fahle Gesicht des Advokaten von Arras unterscheiden sollen?

Zwei Dinge wurden bemerkt: die Abwesenheit Sieyès' und die Anwesenheit Mirabeaus.

Sieyès war noch nicht dabei; in diesem großen Menschenstrom suchte man vergeblich den, dessen einzigartiger Scharfsinn ihn vorausgesehen, beschrieben und berechnet hatte.

Mirabeau war zugegen, und er lenkte alle Blicke auf sich. Sein ungeheurer Haarwuchs, sein Löwenkopf, bemerkenswert durch eine machtvolle Häßlichkeit, weckten Staunen und beinahe Schrecken; man konnte die Augen nicht davon losmachen. Das war offenbar ein Mann, und die anderen waren Schatten; unglücklicherweise war er ein Mann seiner Zeit und seiner Klasse, lasterhaft wie die vornehme Gesellschaft der Zeit, überdies anstößig, lärmend und frech im Laster, das hatte seinen Ruf vernichtet. Die Welt war voll von seinen romanhaften Abenteuern, seinen Gefangenschaften, seinen Leidenschaften. Denn er hatte Leidenschaften gehabt, heftige, wütende Leidenschaften . . . Und wer hatte damals nicht solche? Die Tyrannei seiner begehrlichen und verzehrenden Leidenschaften hatte ihn oft weit in die Niederungen geführt. Arm durch die Hartherzigkeit seiner Familie, besaß er außer den Lastern des Reichen auch die Laster des Armen. Tyrannei der Familie, Tyrannei des Staates, Tyrannei der Moral, des inneren Zustandes, der Leidenschaft: Ach, niemand mochte diese Morgenröte der Freiheit feuriger begrüßen. Er gab die Hoffnung nicht auf, die Freiheit und die Erneuerung des Herzens auch wirklich zu finden, und er sprach sich zu seinen Freunden darüber aus[23]). Er würde mit Frankreich wieder jung werden, seinen alten, befleckten Mantel abwerfen. Nur mußte er am Leben bleiben; auf der Schwelle dieses neuen Lebens war er, der starke, feurige, leidenschaftliche Mann, nichtsdestoweniger schwer leidend; seine Gesichtsfarbe war kränklich, seine Wangen wurden schlaff . . . Was machte es ihm aus! Er trug seinen ungeheuren Kopf hoch, sein

---

[23]) E. Dumont, „Souvenirs“, S. 27.

Blick war voll Kühnheit! Jedermann ahnte in ihm Frankreichs laute Stimme.

Der dritte Stand wurde im allgemeinen mit Beifall begrüßt; dann vom Adel einzig der Herzog von Orléans, schließlich der König, dem man so dafür dankte, daß er die Generalstaaten einberufen hatte. So war die Gerechtigkeit des Volkes.

Als die Königin vorüberkam, entstand ein Murmeln, Frauen riefen: „Es lebe der Herzog von Orléans!“ und glaubten, sie mit dem Namen ihres Feindes mehr zu verwunden. Der Ruf machte starken Eindruck auf sie, sie glaubte, ohnmächtig zu werden, man stützte sie[24]); aber sie erholte sich sehr schnell, warf ihren Kopf hochmütig zurück, — sie war immer noch schön. Von da an versuchte sie, dem öffentlichen Haß mit festem, verächtlichem Blick zu begegnen: ein trostloses Bemühen, das sie nicht verschönte. In dem feierlichen Porträt von 1788, das uns ihre Malerin, Madame Lebrun, von ihr hinterlassen hat — diese liebte sie und legte ihre eigene Herzenswärme in sie hinein —, spürt man dennoch bereits etwas Abweisendes, Geringschätziges, Verhärtetes[25]).

So verriet dies schöne Fest des Friedens und der Einigung den künftigen Krieg. Man bestimmte Frankreich einen Tag, sich zu vereinigen und sich in einem gemeinsamen Gedanken zu finden, und gleichzeitig tat man alles Erforderliche, es zu spalten. Wenn man nur die Verschiedenheit der Trachten sah, die den Abgeordneten befohlen war, erkannte man die Wahrheit von Sieyès' hartem Wort: „Drei Stände? Nein, drei Nationen.“

Der Hof hatte die alten Bücher durchsuchen lassen, um die abscheulichen Einzelheiten eines mittelalterlichen Zeremoniells festzustellen, die Gegenstände der Klassen, die Zeichen der Absonderung und des sozialen Hasses, die man viel besser hätte verbergen sollen; Wappen, Bilder, Symbole nach dem „Figaro“, nach Voltaire — das war spät! Die Wahrheit zu sagen: es war nicht so sehr das Behagen am alten Zopf, das den Hof bestimmt hatte, sondern eher die heimtückische Lust, diese kleinen Leute, die bei den Wahlen die Könige gemacht hatten, zu kränken, zu erniedrigen und sie an ihr

---

[24]) Campan, Bd. II, S. 37.

[25]) Man vergleiche die drei Porträts in Versailles. Auf dem ersten (in weißem Atlas) ist sie kokett, noch sanft; sie fühlt, daß sie geliebt wird. Auf dem zweiten (in rotem Sammet und Pelzwerk) ist sie von ihren Kindern umgeben; ihre Tochter schmiegt sich sacht an sie, doch ganz vergeblich, die Frostigkeit der Mutter ist unheilbar, der Blick ist starr, ausdruckslos, sonderbar unfreundlich (1787). Auf dem dritten (in blauem Sammet [1788] ist sie allein, mit einem Buch in der Hand, ganz Königin, aber traurig und hart.

geringes Herkommen zu erinnern. Die Schwäche genoß das gefährliche Vergnügen, die Starken ein letztes Mal zu demütigen.

Am 3. Mai, am Tage vor der Messe des Heiligen Geistes, wurden die Abgeordneten in Versailles vorgestellt, und der König benutzte diesen Augenblick herzlichen Gefühls und leichter Erregung, die Abgeordneten abzustoßen, die fast alle in ihm günstiger Gesinnung kamen. Anstatt sie nach Provinzen zu empfangen, ließ er sie nach Ständen vor; den Klerus und den Adel zuerst, dann, nach einer Pause, den dritten Stand.

Man hätte diese kleinen Unverschämtheiten gern den Offizieren und den Kammerdienern zugeschrieben; aber Ludwig XVI. bewies nur allzu sehr, daß er selbst am alten Zeremoniell festhielt. Als in der Sitzung vom 5. Mai der König sich bedeckt hatte und der Adel nach ihm, wollte es der dritte Stand ebenso machen; der König aber, um ihn zu verhindern, sich so dem Adel gleichzustellen, zog es vor, sein Haupt wieder zu entblößen.

Am 5. Mai wurde die Versammlung eröffnet, nicht im königlichen Schloß, sondern in der Avenue de Paris, in der Salle des Menus. Dieser Saal, der bedauerlicherweise nicht mehr vorhanden ist, war ungeheuer groß, er konnte außer den zwölfhundert Abgeordneten viertausend Zuhörer fassen.

Ein Augenzeuge, Madame de Staël, die Tochter Neckers, die hingekommen war, um den Beifall für ihren Vater zu hören, berichtet uns, daß der Beifall tatsächlich erfolgte, und daß, als Mirabeau seinen Platz einnehmen wollte, man Murren hörte. Murren gegen den unmoralischen Menschen? Diese glänzende Gesellschaft, die an ihren Lastern starb und zu ihrem letzten Fest beisammen war, hatte kein Recht zur Strenge[26]).

Die Versammlung hatte drei Reden anzuhören, die des Königs, des Großsiegelbewahrers und Neckers, alle über denselben Text, alle unwürdig der großen Gelegenheit. Endlich stand der König der Nation gegenüber, und er hatte kein väterliches Wort für sie, kein Wort, das aus dem Herzen kam und zu Herzen ging. Der Anfang war ein unbeholfenes, ängstliches, verstecktes Schelten über den Geist der Neuerung. Er gab seinem Wohlwollen Ausdruck . . . für die beiden ersten Stände, „die sich geneigt zeigten, auf ihre geldlichen Vorteile zu verzichten“. Die Geldsorge beherrschte die drei Reden; wenig oder nichts stand darin über die Frage des Rechtes, die alle

[26]) „Als der König inmitten dieser Versammlung auf dem Thron Platz nahm, empfand ich zum erstenmal etwas wie Furcht. Zuerst bemerkte ich, daß die Königin sehr erregt war; sie kam später als zur festgesetzten Stunde, und sie sah schlecht aus.“ (Staël, „Considérations“, Bd. I, Kap. XVI.)

Herzen erfüllte und erregte, über das Recht der Gleichheit. Der König und seine beiden Minister sprachen ungeschickt, wobei die Schwülstigkeit mit Gemeinplätzen abwechselt; sie scheinen überzeugt, daß es sich lediglich um Steuer, Geld, Unterhalt, um die Magenfrage handelt. Sie glauben, daß, wenn die Privilegierten dem dritten Stand wie ein Almosen die Gleichheit der Steuerpflicht zugestehen, alles andere sich von selbst ordnen wird[27]). So enthalten die drei Reden drei Belobungen für das Opfer der ersten Stände, die bereit sind, auf ihre Steuerbefreiung zu verzichten. Das Lob steigt bis zu Necker, der keinen vergleichbaren Heroismus in der Geschichte kennt.

Die Lobsprüche, die viel eher wie eine Aufforderung aussehen, zeigen allzu deutlich, daß dieses bewundernswerte und so sehr gelobte Opfer noch nicht erfolgt ist. Es möge also möglichst rasch geschehen! das ist die ganze Frage für den König und die Minister, die den dritten Stand als Schreckmittel berufen haben und ihn gern wieder heimschicken würden. Was das große Opfer anlangt, so haben sie nur noch halbe, zweifelhafte Zusagen; einige Herren haben es angeboten, aber die anderen haben sich über sie lustig gemacht. Mehrere Mitglieder des Klerus haben gegen das bekannte Gutachten der Klerikerversammlung die gleiche Hoffnung erweckt. Die beiden Stände haben es nicht eilig, sich darüber zu erklären; das entscheidende Wort will nicht aus ihrem Munde, es bleibt im Halse stecken. Zwei Monate sind erforderlich und die schwersten, außerordentlichsten Umstände, sagen wir es offen: der Sieg des dritten Standes, damit der Klerus endlich, am 26. Juni, als Besiegter verzichtet, und selbst dann gibt der Adel nur „das Versprechen“, zu verzichten.

Necker sprach drei Stunden über Finanzen und über Moral. „Nichts,“ meinte er, „geschieht ohne die öffentliche Moral, ohne die private Moral.“ Seine Rede enthielt nichtsdestoweniger die unmoralische Aufzählung der Mittel, die der König besaß, um sich der Generalstaaten zu entledigen und in der Willkür fortzufahren. Demnach waren die Generalstaaten ein reines Geschenk, eine bewilligte und widerrufliche Gunst.

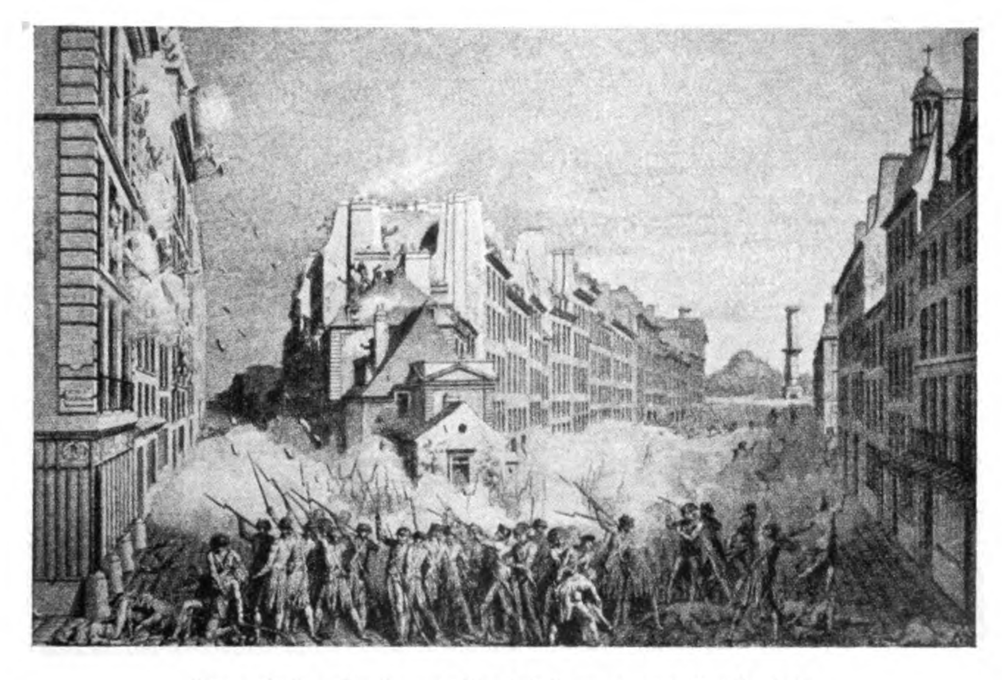
Er gestand unklugerweise, daß der König „unruhig war“. Er gab

---

[27]) Um zunächst nur vom Geld zu sprechen, von dem, was man Steuer nannte: diese machte nur einen kleinen Teil der Gesamtsteuer aus, dessen, was man unter verschiedenen Titeln an den Klerus und den Adel bezahlte, wie Zehnten und Feudalabgaben. Und dann war es nicht allein das Geld. Für das Volk handelte es sich nicht darum, die paar Sous aufzulesen, die man ihm hinwarf, sondern sein Recht zu bekommen; um nichts mehr und nichts weniger.



Truppenaufgebot gegen die Arbeitslosen, die am 27. und 28. April 1789 die Häuser der Fabrikanten Réveillon und Henriot plünderten.



Tumult im Faubourg St. Antoine am 28. April 1789.
Nach einem Stich von Girardet.

dem Wunsch Ausdruck, daß die beiden ersten Stände, allein und frei in ihrem Entschluß, ihre Opfer darbrächten, unbeschadet der Vereinigung mit dem dritten Stand, um später über Fragen von gemeinsamem Interesse zu verhandeln. Das war ein gefährlicher Wink! Wenn es dem Minister einmal freistand, an den reichen Quellen der großen Vermögen seine Steuer zu schöpfen, dann würde er nicht weiter auf der Vereinigung der Stände beharren. Die Privilegierten hätten ihre falsche Majorität behalten; zwei Stände gegen einen im Bunde könnten die Reformen verhindern. Was lag daran? Wenn der Bankerott vermieden war, die Teuerung aufgehört und die öffentliche Meinung sich beruhigt hatte, dann wurden die Fragen des Rechtes und der Garantie vertagt, die Ungleichheit und die Willkür wieder gestärkt; Necker regierte oder vielmehr der Hof, der, einmal außer Gefahr, den empfindsamen Bankier nach Genf zurückgeschickt hätte.

Am 6. Mai nahmen die Abgeordneten des dritten Standes vom großen Saal Besitz; die ungeduldige Menge, welche die Türen belagerte, drängte sich ihnen nach.

Der Adel und der Klerus tagten, jeder für sich, in ihren Räumen und beschlossen unverzüglich, daß die Vollmachten innerhalb jeden Standes durch diesen selbst geprüft werden sollten. Der Beschluß fand eine große Mehrheit beim Adel, eine kleine beim Klerus; viele Pfarrer wollten sich mit dem dritten Stand vereinigen.

Der dritte Stand erklärte kraft seiner großen Zahl und als Herr des großen Saales, „daß er die beiden anderen Stände erwarte". Die Öde dieses ungeheuren Lokals schien deren Abwesenheit anzuklagen: der Saal selbst redete.

Die Frage der Vereinigung der Stände enthielt alle übrigen. Der dritte Stand, der schon die doppelte Mitgliederzahl besaß, brauchte bloß die Stimmen von ungefähr fünfzig Adeligen und etwa hundert Pfarrern hinzuzugewinnen, um die beiden anderen Stände mit ungeheurer Mehrheit zu beherrschen und in allem ihr Richter zu sein. Das Privilegium von denen gerichtet, gegen die es bestimmt war! Es war leicht, das Urteil vorauszusehen.

Der dritte Stand also erwartete den Klerus und den Adel, er wartete geduldig im Bewußtsein seiner Kraft — wie alles Ewige. Die Privilegierten wurden unruhig; sie wandten sich zu spät dem großen Privilegierten, dem König, ihrem natürlichen Mittelpunkt, wieder zu, dessen Stellung sie selbst erschüttert hatten. So ordneten sich in dieser Zeit des Wartens, die einen Monat und länger dauerte, die Dinge nach ihrer natürlichen Zugehörigkeit: die Privilegierten hielten sich zum König, die Versammlung zum Volk.

Sie lebte mit ihm, redete mit ihm vor weit geöffneten Türen; noch bestand keine trennende Schranke. Paris tagte in Versailles mitten unter den Abgeordneten. Ein ständiger Verkehr war auf dem ganzen Wege eingerichtet. Die Wahlmännerversammlung in Paris, die irreguläre, tumultuarische Versammlung der Menge im Palais-Royal verlangte jeden Augenblick Nachricht von den Abgeordneten; man fragte begierig alles aus, was von Versailles kam. Der dritte Stand, der wahrnahm, wie der Hof immer gereizter wurde und sich mit Soldaten umgab, war nur eines Schutzes gewiß: der Menge, die ihm zuhörte, der Presse, die ihm im ganzen Königreich Gehör schaffte. Am Tage der Eröffnung der Generalstaaten selbst versuchte der Hof, die Presse zu ersticken; ein Beschluß des Conseil unterdrückte und verurteilte das „Journal des États généraux", das Mirabeau herausgab; ein anderer Beschluß verbot das Erscheinen jeder periodischen Zeitschrift ohne besondere Erlaubnis. So wurde die Zensur, die seit mehreren Monaten untätig und wie aufgehoben war, angesichts der versammelten Nation wieder hergestellt für die notwendigen, unentbehrlichen Verbindungen der Abgeordneten mit ihren Wählern. Mirabeau kehrte sich nicht daran und schrieb weiter unter dem Titel: „Lettres à mes commettants". Die Wahlmännerversammlung in Paris unterbrach ihre Arbeit an den „Heften" (7. Mai), um einstimmig gegen den Beschluß des Conseils Widerspruch zu erheben. Das was die erste Einmischung von Paris in die allgemeinen Angelegenheiten. Die große Hauptfrage von der Freiheit der Presse wurde mit einem Schlage durchgesetzt. Nun mochte der Hof Kanonen und Armeen versammeln; eine mächtigere Artillerie, die der Presse, donnerte hinfort an das Ohr des Volkes, das ganze Königreich hörte es.

Am 7. Mai erlaubte der dritte Stand auf den Antrag Malouets und Mouniers hin einigen seiner Mitglieder, den Klerus und den Adel zur Sitzung einzuladen. Der Adel ging darüber hinweg und konstituierte sich als Versammlung. Der Klerus, in seinen Ansichten geteilter und ängstlicher, wollte den Gang der Dinge abwarten; überdies glaubten die Prälaten, mit der Zeit Stimmen unter den Pfarrern zu gewinnen.

Sechs Tage gingen verloren. Am 12. Mai schlug Rabaut de Saint-Etienne, der protestantische Abgeordnete von Nîmes, der Sohn des alten Cevennenmärtyrers, eine Konferenz vor, um die Vereinigung herbeizuführen. Statt dessen beantragte der Bretone Chapelier eine Erklärung: „Der dritte Stand ist erstaunt über die Abwesenheit der beiden anderen Stände, es ist unmöglich, anders als gemeinschaftlich zu konferieren, jeder Abgeordnete hat ein Recht und ein Interesse daran, die Gültigkeit der Mandate aller zu prüfen; nach Eröffnung

der Generalstaaten gibt es keinen Standes- oder Provinzabgeordneten mehr, sondern Vertreter der Nation; die privilegierten Abgeordneten gewinnen dabei, ihre Befugnisse werden größer."

Der Antrag Rabauts drang durch als der gemäßigteste. Es fanden Konferenzen statt, doch sie verschlimmerten nur die Sache. Am 24. Mai brachte Mirabeau aufs neue einen Antrag ein, den er schon zu Beginn gestellt hatte, zu versuchen, den Klerus vom Adel loszumachen, ihn „im Namen des Gottes des Friedens" zur Vereinigung aufzufordern. Der Antrag war politisch sehr klug; zahlreiche Pfarrer warteten ungeduldig auf die Gelegenheit zur Vereinigung. Die neue Aufforderung hätte beinahe den ganzen Stand mitgerissen. Mit großer Mühe erreichten die Prälaten einen Aufschub. Am Abend eilten sie ins Schloß zu den Polignacs und ihrem Anhang. Mit Hilfe der Königin erlangte man vom König einen Brief, worin er erklärte, „er wünsche, daß die Konferenzen in Gegenwart des Großsiegelbewahrers und einer königlichen Kommission wieder aufgenommen würden[28]). Der König verhinderte so die Vereinigung des Klerus mit dem dritten Stand und machte sich sichtlich zum Geschäftsführer der Privilegierten.

Dieser eines Königs wenig würdige Brief war eine Falle. Wenn der dritte Stand annahm, so war der König der Schiedsrichter der Konferenzen und konnte die Frage durch einen Beschluß des Conseils abtun, dann blieben die Stände getrennt. Wenn der dritte Stand allein ablehnte, während die anderen annahmen, so trug er allein das Odium der allgemeinen Untätigkeit, dann wollte er allein in diesem Augenblick der Not und des Hungers keinen Schritt tun, der Nation zu helfen. Mirabeau zeigte die Falle und riet der Versammlung, als die Geprellten zu erscheinen, die Konferenzen anzunehmen, aber gleichzeitig durch eine Adresse zu protestieren.

Eine neue Falle: auf den Konferenzen appellierte Necker an das Gefühl, an die Großmut, an das Vertrauen. Er gab den Rat, jeder Stand solle dem anderen die Prüfung seiner Vollmachten anvertrauen; bei Meinungsverschiedenheiten würde der König entscheiden. Der Klerus nahm unverzüglich an. Wenn der Adel auch angenommen hätte, dann blieb der dritte Stand allein gegen zwei. Wer wird ihm aus der Gefahr helfen? Der Adel selbst, der toll in sein Verderben rennt. Der Kreis Polignac wollte keinen von seinem Feinde vorgeschlagenen Ausweg. Der Adel hatte, sogar noch

[28]) Droz, Bd. II, S. 189. Droz' Zeugnis hat oft das Gewicht einer zeitgenössischen Autorität; oft überliefert er uns die Mitteilungen und mündlichen Enthüllungen Malouets und anderer wichtiger Teilnehmer der Revolution.

bevor er den Brief des Königs kannte, um jeden Weg zur Versöhnung zu sperren, entschieden, daß die Beratung nach Ständen und das „Veto“ jedes Standes gegen die Beschlüsse der anderen Grundprinzipien der Monarchie seien. Der Plan Neckers lockte viele gemäßigte Adelige; zwei sehr talentierte, aber hitzige und nicht sehr intelligente Geadelte, Cazalès und d'Éprémesnil, überstürzten die Frage und machten schließlich das letzte Rettungsmittel unbenutzbar, versetzten der Planke einen Stoß, die der König ihnen in ihrem Schiffbruch zuschob (6. Juni).

Man bemerke, daß die Reichen sich in dieser Zeit der großen Erwartung ganz ruhig hielten, jede Ausgabe vertagten. Die Arbeit hatte aufgehört. Wer nur seine Arme und die tägliche Arbeit hatte, um Nahrung für jeden Tag zu beschaffen, der suchte nach Arbeit, fand keine, bettelte, bekam nichts, stahl. Ausgehungerte Banden durchstreiften das Land; wo sie Widerstand fanden, wurden sie wütend, mordeten und sengten . . . Weithin verbreitete sich der Schrecken; der Verkehr stockte, die Teuerung wuchs. Tausend sinnlose Gerüchte gingen um. Die Räuber seien vom Hofe bezahlt, erzählte man. Und der Hof machte seinerseits den Herzog von Orléans verantwortlich.

Die Lage der Versammlung war schwierig. Sie mußte untätig bleiben, während alle Rettung, die zu erhoffen war, nur von ihrem tatkräftigen Handeln ausgehen konnte. Sie mußte gewissermaßen dem Schmerzensschrei Frankreichs ihr Ohr verschließen, um Frankreich selbst zu retten und seine Freiheit zu gründen!

Der Klerus erschwerte diese grausame Lage und bediente sich eines wahrhaft pharisäischen Mittels gegen den dritten Stand. Ein Prälat erschien in der Versammlung, weinte über das arme Volk, über das Elend auf dem Lande. Vor viertausend Personen, die der Sitzung beiwohnten, zog er ein greuliches Stück Schwarzbrot aus der Tasche und sagte: „Das ist das Brot des Bauern.“ Der Klerus schlug vor, zu handeln, eine Kommission zu bilden, um gemeinsam über die Lebensmittelfrage und über das Elend der Armen zu beraten.

Eine gefährliche Falle. Entweder gab die Versammlung nach, begann ihre Tätigkeit und anerkannte so die Trennung der Stände, oder sie erklärte sich unempfindlich gegen das öffentliche Unglück. Die Verantwortung für die überall beginnende Unordnung fiel dann zuversichtlich auf sie. Die gewöhnlichen Redner schwiegen indessen über diese heikle Frage. Aber die unbekannten Abgeordneten, die Herren Populus und Robespierre[29]) gaben dem allgemeinen Empfin-

---

[29]) Robespierre erhob mit Glück Gegenvorwürfe. Er sagte sehr gut: „Die alten Satzungen ermächtigen sogar, die geweihten Gefäße zu verkaufen, um dem Armen Erleichterung zu verschaffen.“ — Der „Moniteur“, der hier wie

den energisch und klug Ausdruck. Man forderte den Klerus auf, im gemeinsamen Saal über die öffentlichen Mißstände zu beraten, von denen die Versammlung nicht minder gerührt sei als er.

Diese Antwort verminderte die Gefahr nicht. Wie leicht mußte es dem Hofe, den Adeligen, den Priestern nun fallen, das Volk herumzukriegen. Wie schön konnte man von einer hochmütigen, ehrgeizigen Versammlung von Advokaten reden, die versprochen hatte, Frankreich zu retten und es lieber im Elend umkommen ließ, als von seinem unberechtigten Anspruch etwas nachzulassen!

Der Hof ergriff begierig diese Waffe und glaubte, die Versammlung vernichten zu können. Der König erklärte dem Präsidenten des Klerus, der ihm den liebreichen Vorschlag seines Standes über die Lebensmittelangelegenheit unterbreitete, „er würde mit Vergnügen sehen, wenn sich eine Kommission aus den Generalstaaten bildete, die ihn mit ihrem Rat unterstützen könnte".

So sorgte sich also der Klerus um das Volk, der König ebenfalls; nichts hinderte den Adel, dieselben Worte zu sprechen. Und dann würde der dritte Stand allein bleiben. Man würde feststellen, daß alle das Beste des Volkes wollten, und daß der dritte Stand allein es nicht wollte.

Drittes Kapitel

Die Nationalversammlung

Letzte Aufforderung des dritten Standes, am 10. Juni. — Er nimmt den Namen „die Gemeinen" an. — Die Gemeinen nehmen am 17. Juni den Titel „Nationalversammlung" an. — Sie bemächtigen sich des Steuerbewilligungsrechtes. — Der König läßt den Saal schließen. — Die Versammlung im Ballhaus, 20. Juni 1789.

Als Sieyès am 10. Juni die Versammlung betrat, erklärte er: „Kappen wir das Tau, es ist Zeit." Von diesem Tage an segelte das Schiff der Revolution, trotz Stürmen und trotz Windstillen, manchmal aufgehalten, niemals stillstehend, der Zukunft entgegen.

Dieser große Theoretiker, der so richtig vorausgerechnet hatte, bewies sich hier wahrhaft als Staatsmann; er hatte gesagt, was zu tun sei, und er tat es augenblicklich.

Jedes Ding hat nur einmal seinen richtigen Augenblick. Hier war es der 10. Juni; nicht früher und nicht später. Früher war die Nation

---

so oft unvollständig und ungenau ist, muß hier durch Etienne Dumont, „Souvenirs", S. 60, ergänzt werden.

nicht genügend überzeugt von der Verstocktheit der Privilegierten; sie brauchten einen Monat, um ihren bösen Willen völlig ins rechte Licht zu rücken. Später waren zwei Dinge zu befürchten: Entweder ließ das Volk, zum äußersten getrieben, die Freiheit für ein Stück Brot fahren, und die Privilegierten machten durch ihren Verzicht auf Steuerbefreiung allem ein Ende; oder der Adel verband sich mit dem Klerus und bildete (wie man es ihnen riet) eine Erste Kammer. Eine solche Kammer, die heutzutage nur die Rolle eines dem Königtum bequemen Werkzeuges spielt, wäre im Jahre 1789 eine Macht an sich gewesen: Sie hätte diejenigen in sich vereinigt, die damals die Hälfte oder zwei Drittel vom Boden des Königtums besaßen, die durch ihre Geschäftsführer, ihre Pächter, ihre zahllose Dienerschaft so viele Mittel des Einflusses auf die ländlichen Bezirke inne hatten. Man hatte soeben in den Niederlanden die Frucht der furchtbaren Eintracht dieser beiden Stände gesehen, die das Volk mit fortgerissen, die Österreicher verjagt und den Kaiser um sein Land gebracht hatte.

Mittwoch, den 10. Juni 1789, beantragte Sieyès, den Klerus und den Adel zum letztenmal aufzufordern, sie zu benachrichtigen, daß der Aufruf *in einer Stunde* erfolgen und daß gegen die Nichterschienenen Versäumnisurteil ergehen würde.

Diese Aufforderung in gerichtlicher Form war ein unerwarteter Streich. Die Abgeordneten der Gemeinen nahmen denen gegenüber, die ihnen die Gleichheit abstritten, eine überlegene Stellung an, gewissermaßen die Stellung von Richtern.

Das war klug, denn man setzte beim Abwarten zuviel aufs Spiel, aber es war auch verwegen. Man hat oft wiederholt, daß die Leute, die ein ganzes Volk hinter sich hatten und eine Stadt wie Paris, nichts zu fürchten brauchten, daß sie die Starken waren, daß sie ohne Gefahr vorwärtsgehen konnten. Hinterdrein, und da alles gelungen ist, kann man diesen Satz unterstützen. Zweifellos waren sich diejenigen, die diesen Schritt wagten, einer großen Macht bewußt, aber diese Macht war keineswegs organisiert; das Volk war noch nicht militärisch ausgebildet, wie es später wurde. Ein Heer lagerte um Versailles, zum Teil aus Deutschen und Schweizern bestehend (wenigstens neun Regimenter von fünfzehn); eine Batterie Geschütze stand vor dem Gebäude der Versammlung. Der Ruhm des großen Logikers, der den nationalen Gedanken zusammenfaßte, der Ruhm der Versammlung, die die Formel annahm, war, nichts von diesen Dingen zu sehen, an die Logik zu glauben und in ihrem Glauben vorwärts zu gehen.

Der Hof war vollkommen unentschlossen und wußte nichts zu tun, als sich in verächtliches Schweigen zu hüllen. Zweimal vermied es

der König, den Präsidenten der Gemeinen zu empfangen; er war auf der Jagd, sagte man, oder wohl: er war allzu traurig über den kürzlichen Tod des Dauphin. Dabei wußte man, daß er alle Tage die Prälaten, die Adeligen, die Parlamentsmitglieder empfing. Diese begannen, Angst zu bekommen, sie kamen, um sich dem König anzubieten. Der Hof hörte sie an, verhandelte mit ihnen, spekulierte auf ihre Furcht. Gleichwohl war es offenbar, daß der König, von ihnen überlaufen und in gewisser Beziehung ihr Gefangener, sich ganz zu ihnen halten und sich mehr und mehr als das erweisen würde, was er war: ein Privilegierter an der Spitze der Privilegierten. Die Lage wurde klar und übersichtlich; nur zwei Dinge blieben: das Privilegium auf der einen Seite und das Recht auf der anderen.

Die Versammlung hatte deutlich gesprochen. Sie erwartete von ihrem Schritt den Anschluß eines Teiles des Klerus. Die Pfarrer fühlten sich als Volk und hätten gern ihren wahren Platz neben dem Volke eingenommen. Aber die Gewohnheiten geistlicher Unterordnung, die Ränke der Prälaten, ihre Autorität, ihre drohende Stimme, andererseits der Hof und die Königin, hielten sie noch auf ihren Bänken fest. Nur drei unternahmen das Wagnis, dann sieben, schließlich achtzehn im ganzen. Großes Gespött bei Hof über die schöne Eroberung, die der dritte Stand machte.

Die Versammlung mußte auf Tod oder Leben einen zweiten Schritt tun. Sie mußte die einfache, außerordentliche Lage der Dinge, die ich soeben zeigte, das Recht gegenüber dem Privileg, das in der Versammlung verkörperte Recht der Nation, kühn ins Auge fassen. Und es genügte nicht, dies selbst zu sehen, man mußte es auch sichtbar machen, es feierlich verkünden, mußte der Versammlung ihren wahren Namen geben: Nationalversammlung.

In seiner berühmten Broschüre, die jedermann auswendig wußte, hatte Sieyès das bemerkenswerte Wort gesagt, das nicht vergebens fiel: „Der dritte Stand allein, so wird man sagen, kann keine Generalstaaten bilden. Um so besser, dann wird er eine Nationalversammlung sein.“

Diesen Namen annehmen, sich so die Nation nennen, das von Sieyès aufgestellte revolutionäre Dogma — „Der dritte Stand ist alles“ — verwirklichen, das war ein zu verwegener Schritt, um ihn gleich anfänglich zu wagen. Man mußte die Geister darauf vorbereiten, allmählich und stufenweise sich den Weg zu diesem Ziele bahnen.

Das Wort „Nationalversammlung“ wurde durchaus nicht zuerst in der Versammlung selbst ausgesprochen, sondern in Paris bei den Wahlmännern, die Sieyès gewählt hatten und sich nicht fürchteten, in seiner Sprache zu reden.

Am 15. Mai sprach Boissy d'Anglas, damals unbekannt und ohne Einfluß, das Wort aus, aber um es zu beseitigen, es aufzuschieben, um der Kammer zu raten, sie solle sich vor jeder Übereilung hüten, sich von dem leisesten Vorwurf der „Leichtfertigkeit“ freihalten. Bevor die Bewegung begann, wollte er schon bremsen.

Die Versammlung blieb also bei dem Namen die „Gemeinen“, der in seiner niedrigen und schlecht bestimmten Bedeutung sie dennoch des kleinen, besonderen, ungenauen Namens: „der dritte Stand“, enthob. Lebhafte Einsprüche seitens des Adels folgten.

Am 15. Juni forderte Sieyès vorsichtig und klug, daß die Gemeinen sich den Titel beilegten: „Versammlung der anerkannten und beglaubigten Vertreter der französischen Nation“. Er schien nur eine unbestreitbare Tatsache auszusprechen, die Abgeordneten der Gemeinen hatten ihre Vollmachten einer öffentlichen Prüfung unterworfen, die feierlich im offenen großen Saale und vor der Menge vor sich gegangen war. Die beiden anderen Stände hatten unter sich bei verschlossenen Türen geprüft. Das einfache Wort „beglaubigte“ Abgeordnete beschränkte die anderen auf den Namen „mutmaßliche“ Abgeordnete; konnten diese letzteren die anderen hindern zu handeln? Konnten die Abwesenden die Gegenwärtigen lähmen? Sieyès erinnerte daran, daß diese bereits sechsundneunzig Hundertstel (wenigstens!) der Nation vertraten.

Man kannte Sieyès zu gut, um daran zu zweifeln, daß dieser Vorschlag nur eine Stufe war, die zu einem anderen, verwegeneren, entscheidenderen führte. Mirabeau machte ihm gleich zu Anfang den Vorwurf, „er bringe die Versammlung auf einen bestimmten Weg, ohne ihr das Ziel zu zeigen, an das er sie führe“.

Und tatsächlich wurde es am zweiten Tage der Schlacht licht. Zwei Abgeordnete dienten Sieyès als Vorläufer. Legrand beantragte, daß die Versammlung sich als „allgemeine“ Versammlung erkläre; daß sie sich durch nichts in dem behindert fühle, was aus der „Unteilbarkeit einer Nationalversammlung“ hervorgehen würde. Galand forderte, daß, da der Klerus und der Adel einfach zwei Körperschaften seien, die Nation hingegen eins und unteilbar, die Versammlung sich als „rechtmäßige und aktive Versammlung der Vertreter der französischen Nation“ erkläre. Da trat Sieyès aus seiner Zurückhaltung hervor, ließ die Umschweife und beantragte den Titel „Nationalversammlung“.

Seit der Sitzung vom 10. sah Mirabeau Sieyès den festen Boden verlassen, und er erschrak. Dieser Marsch führte geradlinig zu einem Punkte, wo er das Königtum und die Aristokratie sicher vor den Kopf stoßen mußte. Würde er haltmachen aus Ehrfurcht vor einem

wurmstichigen Gößenbild? Es hatte nicht den Anschein. Nun ist troß der harten Schule, durch welche die Tyrannei Mirabeau zur Freiheit bildete, zu sagen, daß der berühmte Tribun Aristokrat war nach Geschmack und Sitten, Royalist aus Neigung, sozusagen der Herkunft und dem Blute nach. Zwei andere Dinge, das eine groß, das andere niedrig, bestimmten ihn ebenfalls. Er war von gierigen Weibern umgeben und gebrauchte Geld; und die Monarchie erschien ihm als die offene, freigebige Hand, die Geld und Gunst verschwendete. Das Königtum war hart, grausam mit ihm verfahren; aber sogar das nußte ihm jeßt bei diesem Mann: der hätte es schön gefunden, einen König zu retten, der siebzehnmal den Haftbefehl gegen ihn unterzeichnet hatte. So hochherzig und edel war dieser arme, große Mann, daß man gern die Schuld an seinen Lastern auf seine erbärmliche Umgebung, auf die Barbarei des Vaters schieben möchte, die ihn von der Familie absonderte. Sein Vater verfolgte ihn sein ganzes Leben lang, und sterbend bat der Sohn, man möge ihn neben seinem Vater bestatten[30]).

Als Sieyès am 10. beantragte, das Versäumnisurteil gegen die Nichterschienenen zu erlassen, unterstüßte Mirabeau dieses harte Wort und sprach stark und fest. Abends jedoch, als er die Gefahr sah, gewann er es über sich, seinen Feind Necker aufzusuchen[31]); er wollte ihn über die Lage aufklären, dem Königtum den Beistand seines mächtigen Wortes anbieten.

Schlecht empfangen und darüber empört, unternahm er es gleichwohl, Sieyès den Weg zu versperren; er, der Tribun, der gestern erst durch die Revolution wieder zu Ansehen gekommen war und nur von ihr seine Stärke hatte, er wollte sich ihr entgegenstemmen und gedachte sie aufzuhalten.

Jeden anderen hätte der Versuch sogleich zu Fall gebracht, ohne daß er sich jemals wieder hätte erheben können. Daß dieser Mann mehr als einmal unpopulär werden und immer wieder in die Höhe kommen konnte, das gibt einen sehr großen Begriff von der Macht der Beredsamkeit über diese vor allen anderen für das Genie des Wortes empfängliche Nation.

Was war schwieriger als die These Mirabeaus! Vor der erregten und erhißten Menge, vor einem Volke, das durch die Größe der Krisis über sich selbst hinausgehoben war, versuchte er die Behauptung, „daß das Volk keinen Anteil nähme an solchen Diskussionen,

---

[30]) Memoiren Mirabeaus, herausgegeben von Lucas de Montigny, Bd. XIII, Buch X.

[31]) Vergleiche die verschiedenen, doch vereinbaren Versionen E. Dumonts und Droz' (der dem mündlichen Zeugnis Malouets folgt).

daß es lediglich verlange, nicht mehr zu bezahlen, als es könne, und friedlich sein Elend tragen zu dürfen".

Nach solchen kleinen, betrübenden, entmutigenden, übrigens in der Hauptsache falschen Worten wagte er, die Grundfrage zu stellen: „Wer hat euch einberufen? Der König. Ermächtigen euch eure Mandate und eure Hefte, euch zur Versammlung der einzig anerkannten und beglaubigten Vertreter zu erklären? Und wenn der König euch seine Bestätigung verweigert? Die Folge ist ersichtlich. Ihr werdet Plünderungen und Metzeleien bekommen, aber nicht einmal die verruchte Ehre eines Bürgerkrieges haben."

Welchen Titel sollte man also annehmen?

Mounier und die Nachahmer der englischen Regierungsform schlugen vor: „Vertreter des größten Teiles der Nation in Abwesenheit des kleineren Teiles". Das schied die Nation in zwei Teile und führte zur Errichtung der beiden Kammern.

Mirabeau zog die Formel vor: „Vertreter des französischen Volkes". Dieses Wort war, wie er erklärte, dehnbar und konnte wenig oder viel bedeuten.

Und gerade diesen Vorwurf machten ihm zwei hervorragende Rechtsgelehrte, Target (aus Paris) und Thouret (aus Rouen). Sie fragten ihn, ob Volk „plebs" bedeute oder „populus". Der Doppelsinn trat zutage. Der König, der Klerus, der Adel würden zweifellos „Volk" im Sinne von „plebs", von niederem Volk, von einem bloßen Teil der Nation ausgelegt haben.

Viele hatten den Doppelsinn nicht bemerkt, ebenso nicht, wieviel an Boden die Versammlung dabei verlieren mußte. Alle verstanden ihn, als Malouet, Neckers Freund, das Wort „Volk" annahm.

Die Furcht vor dem königlichen „Veto", die Mirabeau zu wecken versuchte, konnte nur empören. Der Jansenist Camus, einer der festesten Charaktere in der Versammlung, antwortete mit den starken Worten: „Wir sind, was wir sind. Kann das ‚Veto' verhindern, daß die Wahrheit eins und unwandelbar ist? Kann die königliche Bestätigung die Ordnung der Dinge ändern und ihr Wesen entstellen?"

Mirabeau, durch den Widerspruch gereizt und alle Vorsicht fallen lassend, verstieg sich zu der Erklärung: „Ich halte das Veto des Königs für so notwendig, daß ich lieber in Konstantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn er es nicht besäße. Ja, ich erkläre, ich kenne nichts Furchtbareres, als die souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, die sich morgen unabsetzbar, übermorgen erblich machen und schließlich, wie die Aristokratien aller Länder der Welt, alles an sich reißen würden."

So zog Mirabeau von zwei Übeln, von denen das eine möglich, das andere gegenwärtig war, das letztere und sichere vor. In der Voraussetzung, daß die Versammlung sich eines Tages würde verewigen und erblicher Tyrann werden wollen, bewaffnete er diesen unverbesserlichen Hof, den es zu reformieren galt, mit der tyrannischen Befugnis, jede Reform zu verhindern. „Der König! Der König!“ Warum immer Mißbrauch treiben mit dieser alten Religion? Wer wußte nicht, daß es seit Ludwig XIV. keinen König mehr gab? Krieg herrschte zwischen zwei Republiken; die eine, die in der Versammlung ihren Sitz hatte, das waren die großen Geister der Zeit, die besten Bürger, das war Frankreich selbst; die andere, die Republik der Mißbräuche, hielt ihre geheimen Zusammenkünfte bei Diana von Polignac, in den alten Kabinetten der Dubois, der Pompadour und Dubarry.

Die Rede Mirabeaus wurde mit einem Sturm der Entrüstung, mit einem Hagel von Verwünschungen und Flüchen aufgenommen. Die beredte Rhetorik, mit der er widerlegte, was niemand gesagt hatte (daß das Wort „Volk“ häßlich sei), täuschte niemanden.

Es war neun Uhr abends. Man schloß die Debatte, um zur Abstimmung zu schreiten. Die einzigartige Klarheit, mit welcher die Frage des Königtums selbst gestellt worden war, ließ befürchten, daß der Hof das einzige tue, was er tun konnte, um das Volk zu hindern, morgen selbst König zu sein. Er besaß die wirkliche Macht, eine Armee um Versailles; er konnte sie gebrauchen, die wichtigsten Abgeordneten ergreifen, die Generalstaaten auflösen, und, wenn Paris sich erhob, Paris aushungern ... Dieses verwegene Verbrechen war sein letzter Wurf; man glaubte, daß er ihn ausspielen würde. Dem wollte man zuvorkommen und die Versammlung noch in dieser Nacht konstituieren. Das war die Ansicht von mehr als vierhundert Abgeordneten; höchstens etwa hundert waren dagegen. Die kleine Minderheit verhinderte die ganze Nacht durch Geschrei und gewaltsames Gebaren, daß man den Namensaufruf vornehmen konnte. Aber dies schmachvolle Schauspiel einer tyrannisierten Mehrheit, der durch die Verzögerung gefährdeten Versammlung, der Gedanke, daß das Werk der Freiheit, das Heil der Zukunft von einem Augenblick zum anderen vernichtet werden konnten, all das erhitzte die Menge, welche die Tribünen füllte, bis zum Wahnsinn; ein Mann stürzte in den Saal und packte Malouet, den Hauptführer der hartnäckigen Schreier, am Kragen [32]). Der Mann entwischte. Das Geschrei ging weiter. Angesichts des Tumultes, erzählt Bailly, der den Vorsitz

[32]) Der Hauptzeuge, Bailly, erwähnt den Vorfall nicht, den Droz allein berichtet, zweifellos nach Malouet.

führte, blieb die Versammlung fest und würdig; ebenso geduldig wie stark wartete sie ruhig, bis diese tobende Bande durch ihr Geschrei erschöpft wäre. Eine Stunde nach Mitternacht waren die Abgeordneten weniger zahlreich, und man verschob die Abstimmung auf den Morgen.

Am Morgen, im Augenblick der Abstimmung, meldete man dem Präsidenten, er sei in die Kanzlei entboten, um einen Brief des Königs in Empfang zu nehmen. Dieser Brief, worin der König daran erinnerte, daß man ohne die Mitwirkung der drei Stände nichts vermöchte, hätte den hundert Gegnern gerade rechtzeitig einen willkommenen Text geliefert, zu langen Reden Anlaß gegeben und viele schwache Gemüter beunruhigt und erkältet. Die Versammlung vertagte mit königlicher Würde den Brief des Königs und verbot ihrem Präsidenten, vor Beendigung der Sitzung den Saal zu verlassen. Sie wollte abstimmen, und sie stimmte ab.

Die verschiedenen Anträge konnten auf drei, oder vielmehr auf zwei beschränkt werden:

1. Den von Sieyès: National versammlung.

2. Den von Mounier: Versammlung der Vertreter des größeren Teiles der Nation, in Abwesenheit des kleineren Teiles. Die doppelsinnige Formel Mirabeaus ging auf die Mouniers zurück, da das Wort „Volk“ in eingeschränktem Sinne als der „größere Teil der Nation“ verstanden werden konnte.

Mounier hatte den offenbaren Vorteil einer strengen Wörtlichkeit, die im Grunde der Gerechtigkeit widersprach. Sie stellte zwei ungeheuer verschiedene Werte einander gegenüber und glich sie aus, als seien sie von gleicher Höhe. Die Versammlung vertrat die Nation außer den Privilegierten, das heißt 96 oder 98 Hundertstel gegen vier Hundertstel (nach Sieyès) oder zwei Hundertstel (nach Necker). Warum sollte man diesen zwei oder vier Hundertstel eine so ungeheure Wichtigkeit beimessen? Sicherlich nicht, weil sie moralisches Ansehen besaßen, — das hatten sie nicht mehr, sondern weil in Wirklichkeit der ganze große Besitz des Königtums, zwei Drittel des Bodens, in ihren Händen war. Mounier war der Anwalt des Eigentums gegen die Bevölkerung, des Bodens gegen den Menschen. Nun sollte kein feudaler, englischer oder materialistischer Gesichtspunkt mehr gelten; Sieyès hatte die wahre französische Formel aufgestellt.

Mit Mouniers Arithmetik und seiner ungerechten Genauigkeit, mit Mirabeaus Doppelsinn blieb die Nation eine Klasse, und der große Besitz, der Boden, bildete ebenfalls eine Klasse der Nation gegenüber. Wir verharrten dann weiter in der alten Ungerechtigkeit; das Mittelalter setzte sein barbarisches System fort, bei dem die

Scholle mehr galt als der Mensch, bei dem der Boden, der Misthaufen, die Asche die Oberlehnsherren des Geistes waren.

Der Antrag Sieyès, über den zuerst abgestimmt wurde, erhielt ungefähr fünfhundert Stimmen, und nicht hundert waren dagegen [33]). So wurde die Versammlung als Nationalversammlung proklamiert. Viele riefen: „Es lebe der König!"

Noch zwei Unterbrechungen gab es, wie um die Versammlung aufzuhalten, die eine vom Adel her, der unter einem Vorwand eine Botschaft sandte; die andere von gewissen Abgeordneten, die vor allem wünschten, daß man einen Präsidenten wählte und ein regelmäßiges Bureau einrichtete. Die Versammlung ging darüber hinweg und schritt zum feierlichen Eid. In Gegenwart einer bewegten Menge von viertausend Zuhörern hörten die sechshundert Abgeordneten stehend, die Hand erhoben, unter tiefem Schweigen, die Augen auf das ernste und würdige Gesicht ihres Präsidenten geheftet, die Verlesung der Formel an und riefen: „Wir schwören es!" Ein allgemeines, ehrfürchtiges und religiöses Gefühl erfüllte alle Herzen.

Die Versammlung war begründet, sie lebte; doch fehlte ihr die Kraft und die Gewißheit des Lebens. Die verschaffte sie sich, indem sie das Steuerrecht an sich nahm. Sie erklärte, daß die Steuer, die bis dahin ungesetzlich gewesen sei, „provisorisch" erhoben werden würde, „bis die gegenwärtige Versammlung auseinanderginge". Das hieß, mit einem Schlage die ganze Vergangenheit verurteilen und sich der Zukunft bemächtigen.

Stolz machte sie die Ehrenfrage, die Staatsschuld, zu der ihrigen und übernahm die Bürgschaft dafür.

Und alle diese Taten eines Königs geschahen in der Sprache des Königs, sogar in den Formeln, die der König bis dahin allein anwandte: „Die Versammlung erwägt und verordnet . . ."

Schließlich machte ihr die öffentliche Verpflegung Sorge. Da die Verwaltung wie alle anderen Gewalten versagt hatte, so war die Gesetzgebung als die einzige, damals geachtete Autorität gezwungen einzuschreiten. Übrigens forderte sie für ihren Verpflegungsausschuß das gleiche, was der König selbst der Abordnung des Klerus angeboten hatte, die Übermittelung der Auskünfte, die über die Angelegenheit Klarheit schaffen konnten. Aber was er damals anbot, wollte er heute nicht mehr gewähren.

Am meisten überrascht von allen war Necker; er lebte in dem kindlichen Glauben, die Welt zu lenken, und die Welt ging ohne ihn vorwärts. Er hatte die junge Versammlung immer als sein Kind, seinen

---

[33]) Vierhunderteinundneunzig Stimmen gegen neunzig. Mirabeau wagte weder dafür noch dagegen zu stimmen und blieb zu Hause.

Augapfel betrachtet; er hatte dem König erklärt, sie würde gelehrig und klug sein; und nun stand sie plötzlich, ohne ihren Vormund zu fragen, auf eigenen Füßen, schritt voran, überstieg die alten Schranken, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. In seinem starren Erstaunen empfing Necker zwei Ratschläge, von einem Royalisten und einem Republikaner, und beide kamen auf eins heraus. Der Royalist war der Intendant Bertrand de Molleville, ein Intendant des ancien régime, beschränkt und voller Leidenschaften; der Republikaner war Durovray, einer jener Demokraten, die der König 1782 von Genf verjagt hatte.

Man muß wissen, warum dieser Ausländer in einer so schweren Krisis sich so sehr für Frankreich interessierte und sich vermaß, seinen Rat zu erteilen. Durovray hatte sich in England niedergelassen, bekam Pension von den Engländern, war aus Neigung und in seinen Grundsätzen Engländer geworden und wurde ein wenig später ein Haupt der Emigranten. Inzwischen gehörte er einer kleinen Genfer Gesellschaft an, die zu unserem Unglück Mirabeau hinterging. England schien das wichtigste Werkzeug der französischen Freiheit zu umgarnen [34]). Der große Mann, der den Engländern bis dahin wenig günstig gesinnt war, hatte sich von diesen Exrepublikanern, diesen sogenannten Märtyrern der Freiheit fangen lassen. Die Durovray, Dumont und andere mittelmäßige und geschäftige Macher waren immer bei der Hand, um seiner Trägheit behilflich zu sein. Er war schon krank und tat alles Nötige, um es immer mehr zu werden. Seine Nächte töteten seine Tage; morgens fielen ihm die Versammlung und die Geschäfte ein, und er suchte nach einem Gedanken. Da kam ihm der von den Genfern aufgegriffene englische Gedanke gerade recht; er griff ihn mit geschlossenen Augen auf und tat sein Talent hinzu. So groß war seine Leichtfertigkeit und Unvorsicht, daß sein bewundernswertes Wort sogar auf der Tribüne bisweilen nur eine Übersetzung der Notizen war, welche ihm diese Genfer von Augenblick zu Augenblick zukommen ließen.

---

[34]) Diese Genfer waren nicht gerade Agenten Englands. Aber die Pensionen, die sie von da bezogen, das Geschenk von mehr als einer Million, das England ihnen machte, um in Irland ein Genf zu gründen (das auf dem Papier stehen blieb), all das verpflichtete sie, den Engländern zu dienen. Übrigens spalteten sie sich. Ivernois wurde Engländer und unser grausamster Feind. Clavière allein wurde Franzose. — Was soll man zu Etienne Dumont sagen, der behauptet, daß diese Leute mit ihrer schwerfälligen Feder alle Reden für Mirabeau aufgeschrieben hätten? Seine „Erinnerungen“ bezeugen eine große Undankbarkeit für den genialen Mann, der ihn mit seiner Freundschaft ehrte.

Durovray, der gar keine Beziehungen zu Necker hatte, warf sich in jener schwierigen Lage zu seinem gefälligen Ratgeber auf.

Er wollte wie Bertrand de Molleville, daß der König den Beschluß der Versammlung für ungültig erkläre, ihr den Namen „Nationalversammlung“ untersage, die Vereinigung der drei Stände befehle, sich als den „provisorischen Gesetzgeber Frankreichs“ erkläre und kraft der königlichen Autorität tue, was die Gemeinen ohne sie getan hatten. Bertrand glaubte mit Recht, daß nach diesem Schlage nur die Auflösung bliebe. Durovray behauptete, daß die Versammlung, wenn sie gesprengt und gedemütigt wäre, unter dem königlichen Vorrang ihre kleine Rolle als Gesetzgebungsmaschine annehmen würde [35]).

Am 17. Juni abends waren die Häupter des Klerus, der Kardinal de Larochefoucauld und der Erzbischof von Paris nach Marly geeilt und hatten den König und die Königin um Hilfe angefleht. Am 19. gab es nichtssagende Debatten in der Adelskammer: Orléans schlug vor, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen, Montesquiou, sich mit dem Klerus zu vereinigen. Am gleichen Tage hatten die Pfarrer die Mehrzahl ihres Standes zum Anschluß an den dritten Stand bewogen und so ihren Stand gespalten. Der Kardinal und der Erzbischof gingen am gleichen Abend noch einmal nach Marly und warfen sich dem König zu Füßen: „Das heißt Revolution machen.“ Dann kamen die Parlamentsmitglieder: „Die Monarchie ist verloren, wenn man die Generalstaaten nicht auflöst.“

Ein gefährlicher Ausweg, den zu wählen bereits unmöglich war. Die Flut stieg von Stunde zu Stunde. Versailles, Paris murrten ... Necker hatte zwei oder drei Minister und den König selbst überzeugt, daß sein Plan das einzige Rettungsmittel sei. Man hatte diesen Plan in einem letzten, entscheidenden Staatsrat, Freitag, den 19. abends, wieder vorgenommen, alles war zu Ende und beschlossen: „Schon wurden die Mappen geschlossen,“ erzählt Necker, „als man einen Offizier vom Dienst eintreten sah; er sprach leise mit dem König, Seine Majestät erhob sich auf der Stelle und befahl seinen Ministern, sitzen zu bleiben. Herr de Montmorin, der neben mir saß, meinte: ‚Es ist nichts von Bedeutung; die Königin allein hat sich erlauben können, den Staatsrat zu unterbrechen; die Prinzen haben sich offenbar hinter sie gesteckt‘.“

[35]) Man vergleiche die beiden Pläne in den „Memoiren“ Bertrands und in den „Erinnerungen“ Dumonts. Dieser gesteht, daß die Genfer sich wohl gehütet hätten, ihren schönen Plan Mirabeau anzuvertrauen; der wurde hinterher davon unterrichtet und meinte sehr verständig: „So bringt man die Könige aufs Schafott.“

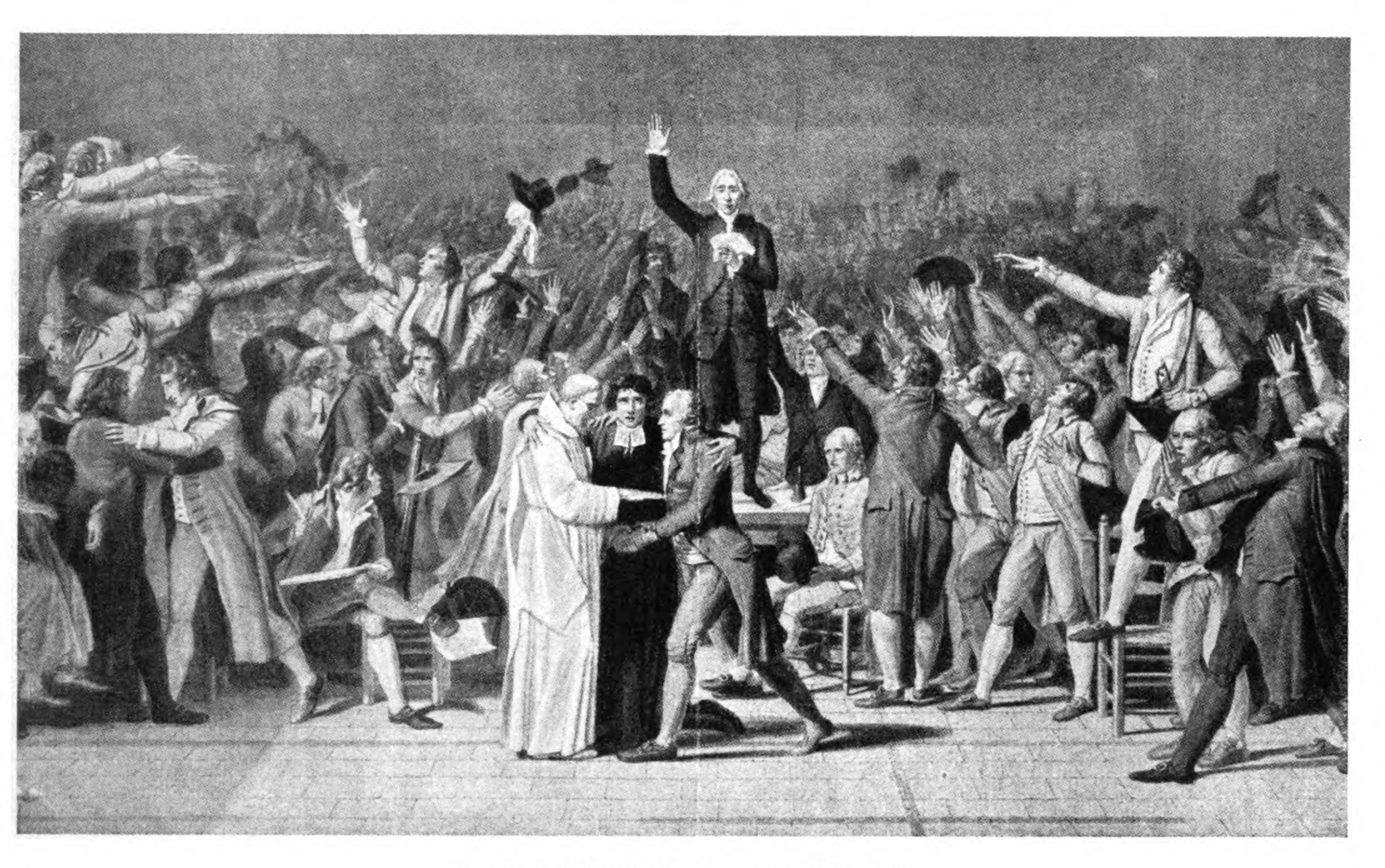
Alles wurde abgebrochen: man konnte das voraussehen; darum zweifellos hatte man den König nach Marly gebracht, wo er weit von Versailles und vom Volke mit der Königin allein war und in gemeinsamem Schmerze um den Tod ihres Kindes um so zarter und schwächer ihr gegenüber wurde. Eine schöne Gelegenheit, ein starker Anhaltspunkt für die Einflüsterungen der Priester. War der Tod des Dauphin nicht eine strenge Mahnung der Vorsehung, da sich der König zu den gefährlichen Neuerungen eines protestantischen Ministers hergab?

Da der König noch schwankte, obschon er beinahe besiegt war, begenügte er sich, um den Klerus zu verhindern, sich dem dritten Stand anzuschließen, mit dem Befehl, der Saal solle am folgenden Tage, Samstag, den 20. Juni, geschlossen bleiben; als Vorwand dienten die notwendigen Vorbereitungen für eine königliche Sitzung, die am Montag stattfinden sollte.

All dies wurde in der Nacht beschlossen und um sechs Uhr morgens in Versailles öffentlich angeschlagen. Der Präsident der Nationalversammlung erfährt zufällig, daß sie sich nicht versammeln kann. Nach sieben empfängt er einen Brief, nicht vom König (wie es natürlich gewesen wäre, der König richtete auch Handschreiben an den Präsidenten des Parlaments), sondern einfach eine Mitteilung des jungen Brézé, des Zeremonienmeisters. Eine solche Mitteilung hätte nicht dem Präsidenten Bailly in seiner Wohnung gemacht werden sollen, sondern der Versammlung selbst. Bailly hatte keine Vollmacht, selbständig zu handeln. Zu der am Tage vorher für die Sitzung anberaumten Stunde, um acht Uhr, begibt er sich mit vielen Abgeordneten an die Türe des Saales. Vom Wachtposten aufgehalten, protestiert er gegen die Behinderung und erklärt, man befände sich in offener Sitzung. Mehrere junge Abgeordnete machen Anstalt, die Tür zu sprengen; der Offizier läßt blank ziehen und zeigt so, daß sein Befehl sich der Unverletzlichkeit gegenüber keine Rücksicht auferlegt.

Da stehen nun unsere neuen Könige vor der Türe, wie widerspenstige Schüler. Da schweifen sie im Regen auf der Avenue de Paris unter dem Volk umher. Alle sind sich über die Notwendigkeit einig, die Sitzung abzuhalten und sich zu versammeln. Die einen rufen: „Zum Exerzierplatz!“ — Andere: „Nach Marly!“ — Einer: „Nach Paris!“ Dieser Vorschlag ging zu weit; er hätte Feuer an das Pulverfaß gelegt.

Der Abgeordnete Guillotin gab den weniger gefährlichen Rat, sich nach Vieux-Versailles zu begeben und im Ballhaus zu tagen. Das war ein öder, häßlicher, kahler, ärmlicher Ort. Er war um so geeig-



Der Schwur im Ballhause am 20. Juni 1789.
Nach dem Gemäude von L. David.

neter. Dort wurde die Versammlung selbst ärmlich und vertrat an diesem Tage um so mehr das Volk. Sie mußte den ganzen Tag stehen, es gab kaum eine Holzbank. Es war die Krippe der neuen Religion, ihr Stall von Bethlehem.

Einer der mutigen Pfarrer, die für den Anschluß des Klerus gestimmt hatten, der wackere Grégoire, besuchte lange nachher, als das Kaiserreich so grausam seine Mutter, die Revolution, vernichtet hatte, oft die Ruinen von Port-Royal in der Nähe von Versailles; eines Tages (zweifellos auf dem Rückwege) betrat er das Ballhaus[36]). Das eine lag in Trümmern, das andere war verlassen. Tränen entströmten den Augen des starken Mannes, der niemals weich geworden war. Zwei Religionen galt es zu beweinen, das war zu viel für ein Menschenherz!

Viertes Kapitel

Der Ballhauseid

Der Ballhauseid, 20. Juni 1789. — Die Versammlung ist obdachlos. — Staatsstreich; Plan Neckers; Erklärung des Königs, 23. Juni 1789; Weigerung der Versammlung, sich zu trennen. — Der König bittet Necker zu bleiben, aber er widerruft seine Erklärung nicht.

Nun sind sie im Ballhaus gegen den Willen des Königs versammelt. Aber was werden sie tun?

Man darf nicht vergessen, daß die Versammlung zu dieser Zeit völlig royalistisch ist, kein Mitglied ausgenommen[37]).

Man darf nicht vergessen, daß sie „Es lebe der König!“ rief, als sie sich am 17. den Titel Nationalversammlung gab. Und als sie sich das Steuerbewilligungsrecht zuschrieb und die bis dahin erhobene Steuer für ungesetzlich erklärte, da waren die Gegner lieber hinausgegangen, als daß sie durch ihre Anwesenheit eine solche Verletzung der Autorität des Königs gebilligt hätten[38]).

Der König, dieser alte Schatten, dieser Aberglaube von ehedem, der im Saale der Generalstaaten so mächtig gewesen war, verblaßte im Ballhaus. Der elende Raum, ganz modern, kahl, ohne Möbel, hatte

---

[36]) Memoiren Grégoires, Bd. I, S. 380.

[37]) Vergleiche unterm 22. Juli eine auf Robespierre bezügliche Anmerkung.

[38]) Das scheint sich mir aus der Vergleichsziffer der Abstimmungen zu ergeben. „Die Ungesetzlichkeit der nicht bewilligten Steuern usw.“ wurde einstimmig von den vierhundertsechsundzwanzig Abgeordneten angenommen, die allein im Saal blieben. (Archiv des Königreichs. Procès-verbaux manuscrits de l'Assemblée nationale.)

nicht einen Schlupfwinkel, in dem sich die Träume der Vergangenheit noch einnisten konnten. Möchten also hier der reine Geist, die Vernunft, die Gerechtigkeit, dieser König der Zukunft, herrschen.

An jenem Tage gab es keinen Widerspruch [39]), die Versammlung war eines Geistes und eines Herzens. Es war ein Gemäßigter, Mounier aus Grenoble, welcher der Versammlung die berühmte Erklärung vorschlug: daß, an welchem Ort auch immer sie gezwungen würde zusammenzutreten, so solle dort die Nationalversammlung sein, die nichts hindern könne, ihre Beratungen fortzusetzen; daß sie den Eid leiste, sich niemals zu trennen, bis zur Vollendung und Befestigung der Verfassung.

Bailly schwor zuerst und sprach den Eid so deutlich und laut, daß die ganze Volksmenge, die sich draußen drängte, ihn hören konnte und in trunkener Begeisterung Beifall rief. Rufe: „Es lebe der König!“ wurden in der Versammlung und im Volke laut. Das war inmitten der lebhaften Erregung der Ruf des alten Frankreich, und er mischte sich noch in den Eid des Widerstandes [40]).

Im Jahre 1792 fragt sich Mounier, der damals ausgewandert und allein im fremden Lande war, ob sein Antrag vom 20. Juni im Recht begründet war, ob seine Königstreue und seine Bürgerpflicht übereingestimmt haben. Und selbst da, als Emigrierter, bei allen Vorurteilen des Hasses und der Verbannung, gibt er sich die Antwort: „Ja!“

„Ja,“ sagt er, „der Eid war gerecht; man plante die Auflösung, ohne den Eid wäre sie geschehen; der Hof, einmal von den Generalstaaten befreit, hätte sie nie wieder berufen; man hätte darauf verzichten müssen, die Verfassung zu begründen, die so einstimmig in den schriftlich niedergelegten Wünschen Frankreichs verlangt wurde.“ Das ist die Meinung eines Royalisten, des Gemäßigtesten unter den Gemäßigten, eines Juristen, der gewohnt war, moralische Entscheidungen in positiven Fällen zu treffen, über die erste Tat unserer Revolution.

Was machte man inzwischen in Marly? Am Sonnabend und Sonntag zankte sich Necker mit den Parlamentsmitgliedern, denen der König ihn ausgeliefert hatte, und die mit der Kaltblütigkeit, wie sie

---

[39]) Einen einzigen gab es. Die neunzig Gegner vom 17. Juni schlossen sich der Mehrheit an.

[40]) Die Versammlung ging nicht weiter. Sie lehnte den energischen und richtigen Antrag Chapeliers ab, der das Pech hatte, deutlich zu sagen, was alle dachten. Er schlug eine Adresse vor: „Um Seine Majestät zu unterrichten, daß die Feinde des Vaterlandes den Thron umgeben, und daß ihre Ratschläge dahin zielen, den Monarchen an die Spitze einer Partei zu stellen.“

Tolle bisweilen haben, sein Projekt umstießen, das einzige daran, was es hätte durchbringen können, verdarben, ihm seinen unechten Charakter nahmen, um einen bloßen, brutalen Staatsstreich nach dem Beispiel Ludwigs XV., wie das Parlament es so oft erlebt hatte, daraus zu machen. Die Besprechungen wurden bis zum Abend fortgesetzt. Erst um Mitternacht erfuhr der Präsident im Bett, daß die Königliche Sitzung am Morgen nicht stattfinden konnte, daß sie auf Dienstag verschoben war.

Der Adel war Sonntags nach Marly gekommen, zahlreich und lärmend. Er hatte dem König in einer Adresse vorgestellt, daß es sich jetzt viel mehr um ihn als um den Adel handelte. Der Hof war neubelebt in ritterlichem Mut; die Männer des Degens schienen nur auf ein Signal gegen die Männer der Feder zu warten. Der Graf von Artois wurde inmitten dieser Großmäuler trunken vor Unverschämtheit, er ging so weit, daß er im Ballhaus sagen ließ, er würde am nächsten Tage dort spielen.

Die Versammlung fand sich also am Montag morgen wieder auf dem Pflaster von Versailles, obdachlos. Ein würdiges Vergnügen für den Hof! Der Herr des Saales hatte Angst und fürchtete die Prinzen. Nicht besser ging es der Versammlung am Tor des Recolletenklosters, wo sie anklopfte; die Mönche wagten nicht, sich bloßzustellen. Wer sind denn diese Vagabunden, diese gefährliche Bande, vor der sich alle Türen schließen? Niemand anders als die Nation selbst.

Und warum nicht unter freiem Himmel tagen? Welcher Versammlungsort war würdiger? Aber gerade an diesem Tage wollte die Mehrheit des Klerus mit den Gemeinen vereint Sitzung halten. Wo sollte man sie empfangen? Glücklicherweise hatten sich die hundertvierunddreißig Pfarrer und einige Prälaten an ihrer Spitze schon am Morgen in die Kirche Saint-Louis begeben. Die Versammlung wurde in das Schiff der Kirche geführt, und die Geistlichen, die zuerst im Chor gesessen hatten, kamen heraus und nahmen in ihrem Schoße Platz. Ein schöner Augenblick voll aufrichtiger Freude! „Der Tempel der Religion," sagte ein Redner bewegt, „wurde der Tempel des Vaterlandes."

Am selben Tage, Montag, den 22., kämpfte Necker noch immer vergebens. Sein Plan, der der Freiheit verderblich war, weil er einen Schatten von Mäßigung bewahrte, machte einem anderen, ehrlicheren Platz, der geeigneter war, die Dinge in ihr richtiges Licht zu rücken. Necker war nicht mehr als ein sträflicher Vermittler zwischen dem Guten und dem Bösen, der den Schein des Gleichgewichtes zwischen gerecht und ungerecht wahrte, zugleich ein Höfling des Volkes und der Feinde des Volkes. Beim letzten Staatsrat, der Montags in Ver-

sailles stattfand, erwiesen die Prinzen, die dazu berufen wurden, der Freiheit einen wesentlichen Dienst, indem sie diesen zweideutigen Vermittler unschädlich machten, der Vernunft und Unvernunft hinderte, sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

Bevor die Sitzung beginnt, will ich die beiden Pläne prüfen, den Neckers und den des Hofes. Was den ersten anlangt, so will ich nur Neckers eigenen Worten glauben.

Der Plan Neckers

In seinem Buche von 1796, das mitten in der Reaktionszeit geschrieben wurde, gesteht uns Necker vertraulich, wie sein Plan aussah; er zeigt, daß dieser Plan verwegen, sehr verwegen war . . . zugunsten der Privilegierten. Dieses Geständnis kostet ihn ein wenig Mühe, aber er macht sich die Mühe. „Der Fehler meines Planes ist seine allzu große Gewagtheit; ich setze alles aufs Spiel, was ich aufs Spiel setzen konnte. — Erklären Sie sich. — Das werde ich tun, das muß ich. Geruhen Sie, mich anzuhören“ [41]).

Er spricht zu den Emigranten, an die er diese Rechtfertigung richtet. Ein zweckloses Beginnen! Wie sollten sie ihm jemals verzeihen, daß er das Volk zum politischen Leben aufgerufen hat, daß er fünf Millionen Wähler schuf.

1. Die notwendigen, unumgänglichen Reformen, die der Hof so lange verweigert hatte, und die er nur notgedrungen annahm, ließ Necker durch den König öffentlich bekanntgeben. Er, der zu seinem Schaden wußte, daß der König ein Spielzeug der Königin und des Hofes war, ein bloßes Aushängeschild und nichts mehr, er gab sich dazu her, diese traurige Komödie fortzuführen.

Aus der Freiheit, dem heiligen Recht, das durch sich selbst besteht, machte er ein Geschenk des Königs, ein verliehenes Staatsgrundgesetz, wie es das Staatsgrundgesetz der Invasion von 1814 war. Aber ein dreißigjähriger Krieg war nötig, und ganz Europa mußte in Paris sein, damit Frankreich diese Lügenverfassung annahm.

2. Keine einheitliche Gesetzgebung, zwei Kammern wenigstens. Es war wie ein ängstlicher Rat für Frankreich, es England nachzutun; das hatte in der Tat zwei Vorteile: die Privilegierten, Priester und Adlige, die hinfort in einer Ersten Kammer vereint waren, zu stärken; ferner dem König die Mittel zu erleichtern, das Volk an der Nase herumzuführen, es durch die Erste Kammer zu hemmen, statt selbst der Hemmschuh zu sein, zwei Einsprüche, statt einen zu haben (wie wir es heute sehen).

---

[41]) Necker, „Oeuvres“, Bd. VI, S. 191.

3. Der König erlaubte den drei Ständen, gemeinsam über die allgemeinen Angelegenheiten zu beraten; was jedoch die Privilegien persönlicher Auszeichnung und der Ehre betraf, was die an den Lehen haftenden Rechte betraf, so gab es darüber keine gemeinsame Debatte. Und gerade das betrachtete Frankreich als die im wahrsten Sinne allgemeine Angelegenheit. Wer sollte auch in der Ehrenfrage eine spezielle Angelegenheit zu sehen wagen?

4. Diese hinkenden, bald vereinigten, bald in drei Stände getrennten, bald tätigen, bald durch ihre dreifache Bewegung unbeweglichen Generalstaaten hält Necker noch im Gleichgewicht, er hemmt sie und macht sie unwirksam durch die Provinzialstaaten, indem er die Spaltung vermehrt, während Frankreich sich nach der Einigung sehnt.

5. Das gewährt er, und sobald er es gewährt hat, zieht er es augenblicklich zurück. Diese schöne Gesetzgebungsmaschine wird niemand in Betrieb sehen, er neidet uns das Schauspiel, sie arbeitet hinter verschlossenen Türen: die Sitzungen sind nicht öffentlich. So wird das Gesetz fern vom Licht des Tages im Dunkeln entstehen, wie auch eine Verschwörung gegen das Gesetz entstehen könnte.

6. Das Gesetz! Was bedeutet dieses Wort ohne persönliche Freiheit? Wer kann frei handeln, wählen, abstimmen, wenn niemand sicher ist, nicht einmal zu Hause? Diese erste Bedingung des sozialen Lebens, die Voraussetzung aller politischen Tätigkeit und dieser unentbehrlich, erfüllt Necker noch nicht. Der König wird die Versammlung auffordern, nach Mitteln zu suchen, welche die Abschaffung der königlichen Verhaftsbefehle erlauben könnten. Inzwischen behält er sie bei, die willkürlichen Verhaftungen, die Staatsgefängnisse, die Bastille.

Das ist das äußerste Zugeständnis, das in seinem besten Augenblick, von einem volksfreundlichen Minister gedrängt, das alte Königtum macht. Dazu kann es nicht einmal soweit gehen. Der nominelle König verspricht; der wahre König, der Hof, spottet über das Versprechen . . . Mögen sie in ihren Sünden dahinfahren!

Erklärung des Königs (23. Juni 1789)

Der Plan des Hofes ist besser als der unechte Plan Neckers. Wenigstens sieht man durch ihn klarer. Alles, was bei Necker schlimm ist, wird sorgfältig beibehalten, aber reichlich vermehrt.

Dieses Aktenstück, das man das Testament des Despotismus nennen kann, zerfällt in zwei Teile:

1. Die Versagung der Garantien unter dem Titel: Erklärung, betreffend die gegenwärtige Haltung der Generalstaaten; 2. die Reformen, die sogenannten Wohltaten[42]): Erklärung, betreffend die Absichten des Königs, seine Forderungen, seine Wünsche für zukünftige Möglichkeiten. Das Schlimme steht fest, und das Gute ist möglich. Nun die Einzelheiten:

1. Der König zerbricht den Willen von fünf Millionen Wählern und erklärt, daß ihre Forderungen nur Auskünfte sind.

Der König hebt die Beschlüsse der Abgeordneten des dritten Standes auf, erklärt sie für „nichtig, ungesetzlich, verfassungswidrig".

Der König will, daß die Stände getrennt bleiben, daß immer einer den anderen hemmen kann (daß zwei Hundertstel der Nation ebensoviel gelten als die ganze Nation).

Wenn sie sich vereinigen wollen, so erlaubt er es, doch nur für dies eine Mal, — und nur für die allgemeinen Angelegenheiten; — unter diese allgemeinen Angelegenheiten gehören weder die besonderen Rechte der drei Stände, noch die Konstituierung der nächsten Generalstaaten, noch das feudale und grundherrliche Eigentum, noch die Geld- oder Ehrenprivilegien. Das ganze ancien régime ist also ausgenommen.

Soweit erledigte der Hof die Sache. Nun folgt aller Wahrscheinlichkeit nach ein Artikel des Königs, der ihm besonders am Herzen lag, den er selbst geschrieben haben wird: Der Klerus soll (gegen den Adel und den dritten Stand) ein besonderes Veto haben für alles, was die Religion, die Unterweisung, die Verwaltung der Welt- und Ordensgeistlichkeit angeht. — Es würde also keinen Mönch weniger geben, keine Reform einzuführen sein. Diese Klöster, die täglich verhaßter und nutzloser wurden, die man nicht mehr füllen konnte, wollte der Klerus alle bestehen lassen. Der Adel war wütend. Er verlor seine schönste Hoffnung; er hatte sehr damit gerechnet, daß ihm diese Beute des einen oder anderen Tages zufiele; wenigstens hoffte er, daß, wenn der König und das Volk ihn allzu sehr drängen würde, sein Opfer darzubringen, daß er dann großmütig das des Klerus darbringen würde.

Veto über Veto. Wozu? Ein übertriebener Luxus an Vorsichtsmaßregeln, sicher genug, um jedes Resultat unmöglich zu machen.

[42]) Die Form ist auf der Höhe des Inhaltes; zuweilen schwülstig, dann abgeschmackt, im ganzen prahlerisch: „Niemals hat ein König soviel getan." Am Schluß eine durch ihre Unvorsichtigkeit und Dummheit bemerkenswerte Phrase (auch Necker nimmt sie in Anspruch: Bd. IX, S. 196): „Bedenken Sie, meine Herren, daß keiner von Ihren Plänen Gesetzeskraft erlangen kann ohne meine besondere Zustimmung."

Bei den gemeinsamen Beschlüssen der drei Stände genügte es, daß zwei Drittel eines einzigen Standes gegen den Beschluß Einspruch erhoben, damit die Entscheidung dem König zufiel. Noch mehr, wenn der Beschluß gefaßt war, genügte der Einspruch von hundert Mitgliedern, ihn ungültig zu machen. Das heißt, das die Worte „Versammlung", „Beschluß", „Entscheidung" nur eine Mystifikation, eine Posse sind. Wer sollte sie spielen, ohne zu lachen?

2. Dann kommen die Wohltaten: Veröffentlichung des Finanzberichtes, Steuerbewilligungsrecht, Festsetzung der Ausgaben, für welche die Generalstaaten die Mittel finden werden, Seine Majestät „wird sie annehmen, wenn sie sich mit der königlichen Würde und der schnellen Abwickelung des öffentlichen Dienstes vereinigen lassen".

Zweite Wohltat: Der König wird der Gleichheit der Steuerpflicht seine Zustimmung geben, wenn der Klerus und der Adel auf ihre geldlichen Vorteile verzichten wollen.

Dritte Wohltat: Das Eigentum soll geachtet werden, besonders die Zehnten, die Feudalrechte und -lasten.

Vierte Wohltat: Freiheit der Person? Nein. Der König fordert die Generalstaaten auf, Mittel zu suchen und ihm vorzuschlagen, um die Abschaffung der „Königlichen Verhaftsbefehle" mit den Sicherheitsmaßnahmen in Einklang zu bringen, die, sei es zum Schutz der Familienehre, sei es zur Niederwerfung beginnender Aufstände usw. notwendig sind.

Fünfte Wohltat: Freiheit der Presse? Nein. Die Staaten werden ein Mittel suchen, die Freiheit der Presse mit der der Religion, den Sitten und der Ehre der Bürger geschuldeten Ehrfurcht in Einklang zu bringen.

Sechste Wohltat: Zulassung aller zu den Ämtern? Nein. Sie wird ausdrücklich zu denen der Armee verweigert. Der König erklärt nachdrücklichst, daß er die bestehende Einrichtung der Armee ohne die geringste Verletzung im ganzen erhalten will. Das heißt, daß der Bürgerliche niemals zu militärischem Rang gelangen wird usw. So treibt der einfältige Gesetzgeber die Dinge einer gewaltsamen Austragung, der Erledigung durch das Schwert zu. Und das in dem gleichen Augenblick, wo er das seinige zerbricht. Nun mag er Soldaten rufen, mag er die Versammlung damit umzingeln, mag er sie auf Paris marschieren lassen: das sind ebensoviele Verteidiger, die er der Revolution gibt.

Am Vorabend des großen Tages, um Mitternacht, benachrichtigen drei adlige Abgeordnete, d'Aiguillon, de Menou, de Montmorency,

den Präsidenten über die Ergebnisse des letzten Staatsrates, der am gleichen Abend in Versailles stattgefunden hatte: „Necker wird ein dem seinigen feindliches Projekt nicht durch seine Gegenwart unterstützen, er wird nicht in die Sitzung kommen, und zweifellos wird er abreisen.“ Die Sitzung wurde um zehn Uhr eröffnet; Bailly konnte den Abgeordneten, und diese vielen anderen Leuten, das große Geheimnis des Tages verraten. Die öffentliche Meinung hätte sich teilen, sich täuschen lassen können, wenn man den volkstümlichen Minister zur Seite des Königs hätte sitzen sehen; war er abwesend, so blieb der König ohne Deckung, von der öffentlichen Meinung verlassen. Der Hof hoffte, seinen Streich unter Neckers Schutz und auf dessen Kosten zu führen; er hat ihm niemals verziehen, daß er sich nicht durch ihn mißbrauchen und entehren ließ.

Ein Beweis, daß alles bekannt war, ist, daß, als der König das Schloß verließ, die Menge in düsterem Schweigen verharrte[43]). Der Anschlag war entdeckt, die große, wohl vorbereitete Szene hatte keine Wirkung mehr.

Der elende, kleine Geist der Unverschämtheit, der den Hof leitete, war auf den Einfall geraten, die beiden ersten Stände durch die große Vordertür den Saal betreten zu lassen, die Gemeinen dagegen durch den hinteren Eingang, sie unter einem Schuppen zu lassen, halb im Regen.

Der so gedemütigte, beschmutzte und durchnäßte dritte Stand würde gesenkten Hauptes eintreten, um seine Lehre zu empfangen.

Niemand da zur Einführung, die Türe war geschlossen, die Wache drinnen. — Mirabeau zum Präsidenten: „Mein Herr, führen Sie die Nation vor den König!“ Der Präsident klopft an die Türe; die Gardes du corps von drinnen: „Sofort!“ Der Präsident: „Meine Herren, wo ist denn der Zeremonienmeister?“ Die Gardes du corps: „Das wissen wir nicht.“ Die Abgeordneten: „Nun, dann wollen wir weggehen!“ Endlich gelingt es dem Präsidenten, den Hauptmann der Wache kommen zu lassen, der Brézé suchen geht.

Die Abgeordneten treten hintereinander ein und finden den Klerus und den Adel im Saal, die schon auf ihren Plätzen sitzen und sie wie Richter zu erwarten scheinen. Im übrigen ist der Saal leer. Öde ist dieser ungeheure Saal, aus dem das Volk verbannt ist.

Der König verlas mit seiner gewohnten Schlichtheit die Ansprache, die man für ihn verfertigt hatte, diese despotischen Worte, die so fremd in seinem Munde klangen. Er merkte kaum deren herausfordernde Heftigkeit, denn er zeigte sich überrascht von dem Anblick,

[43]) Dumont (Augenzeuge), S. 91.

den die Versammlung bot. Als die Adligen die Stelle, welche die Feudalrechte bestätigte, mit Beifall aufnahmen, ertönten laute und deutliche Stimmen: „Ruhig da!"

Nach einem Augenblick des Schweigens und des Staunens sagte der König schließlich ein gewichtiges, unduldsames Wort, das der Versammlung den Fehdehandschuh hinwarf und den Streit begann: „Wenn Sie mich bei einem so schönen Unternehmen im Stich lassen, dann werde ich allein das Wohl meiner Völker betätigen, ich allein werde mich als ihr wahrer Vertreter betrachten."

Und schließlich: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich augenblicklich zu trennen und sich morgen früh in die Ihrem Stande angewiesenen Räume zu begeben, um dort Ihre Sitzungen wieder aufzunehmen."

Der König verließ den Saal, Adel und Klerus folgten. Die Gemeinen blieben ruhig und schweigend sitzen[44]).

Nun tritt der Zeremonienmeister ein und sagt mit leiser Stimme zum Präsidenten: „Mein Herr, Sie haben den Befehl des Königs gehört?" — Der antwortet: „Die Versammlung hat sich bis nach der königlichen Sitzung vertagt; ich kann sie nicht entlassen, bevor sie darüber Beschluß gefaßt hat." Dann wendet er sich zu seinem nächstsitzenden Kollegen: „Mir scheint, daß die versammelte Nation keinen Befehl empfangen kann."

Dies Wort wurde in bewunderungswürdiger Weise von Mirabeau aufgegriffen und von ihm an den Zeremonienmeister gerichtet; mit seiner starken, wuchtigen Stimme und mit außerordentlicher Majestät rief er ihm die Worte zu: „Wir haben die Absichten gehört, die man dem König eingeflüstert hat; und Sie, mein Herr, der Sie nicht in der Lage sind, sein Werkzeug bei der Nationalversammlung zu sein, Sie, der Sie hier weder Sitz, noch Stimme, noch das Recht zu reden haben, Sie haben uns nicht an seine Rede zu erinnern. Sagen Sie denen, die Sie hierher schicken, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes, und daß nur die Gewalt der Bajonette uns von hier vertreiben soll[45]).

---

[44]) Es gab weder Zaudern noch Bestürzung, was Dumont auch sagen möge, der nicht dabei war. Die Hitzigen, wie Grégoire (Mémoires, Bd. I, S. 381), und die Gemäßigten, wie Malouet, waren völlig einig. Der letztere sagte bei dieser Gelegenheit die schönen einfachen Worte: „Wir durften keinen anderen Entschluß fassen. Wir schuldeten Frankreich eine Verfassung." (Malouet, Rechenschaftsbericht an seine Auftraggeber.)

[45]) Diese Version ist die einzig wahrscheinliche. Mirabeau war Royalist; er hätte weder jemals gesagt: „Sagen Sie Ihrem Herrn", noch die anderen Worte, die man hinzugefügt hat.

Brézé geriet aus der Fassung und wurde betroffen; er spürte das neue Königtum und erwies ihm die Ehre, die die Etiquette für das andere vorschrieb: er ging rückwärts schreitend hinaus, wie man es vor dem König tat[46]).

Der Hof hatte ein anderes Mittel ersonnen, um die Gemeinen nach Hause zu schicken, ein brutales Mittel, das man bei früheren Generalstaaten mit Erfolg angewandt hatte: einfach den Saal ausräumen, die Sitzreihen und die Königsloge abbrechen zu lassen. Tatsächlich traten Arbeiter ein, aber auf ein Wort des Präsidenten hielten sie inne, legten ihre Werkzeuge ab, sahen mit Bewunderung die ruhige Majestät der Versammlung und wurden aufmerksame und respektvolle Zuhörer.

Ein Abgeordneter schlug vor, am folgenden Tage die Resolutionen des Königs zu verhandeln. Er fand kein Gehör. Camus begründete schlagend und ließ die Erklärung abgeben: „Daß die königliche Sitzung nur ein ministerieller Akt gewesen sei, und daß die Versammlung bei ihren Beschlüsse beharre."

Der junge Dauphinéer Barnave meinte: „Ihr habt erklärt, was ihr seid; ihr braucht keine Bestätigung."

Und der Bretone Glezen: „Wie denn! Der Fürst spricht als Herr, während er doch um Rat bitten sollte."

Pétion, Buzot, Garat, Grégoire sprachen ebenso energisch. Und Sieyès sagte schlicht: „Meine Herren, Sie sind heute dasselbe, was Sie gestern waren."

Dann erklärte die Versammlung auf den Antrag Mirabeaus, daß ihre Mitglieder unverletzlich seien, daß, wer immer die Hand an einen Abgeordneten legte, ein Verräter sei, ehrlos und des Todes schuldig.

Diese Erklärung war nicht unnütz. Die Gardes du corps hatten sich in Reih und Glied vor dem Saal aufgestellt. Man glaubte, daß sechzig Abgeordnete in der Nacht gefangengenommen werden sollten.

Der Adel mit seinem Präsidenten an der Spitze ging geradewegs, um seinem Retter, dem Grafen Artois, seinen Dank abzustatten, dann zu Monsieur, der indessen vorsichtig war und sich wohl hütete, zu Hause zu sein. Viele suchten die triumphierende und freudestrahlende Königin auf, die, ihre Tochter an der Hand und den Dauphin auf dem Arm, zu ihnen sagte: „Ich vertraue ihn dem Adel an."

Der König teilte diese Freude durchaus nicht. Das Schweigen des

[46]) Von Frochot, einem Augenzeugen, an Mirabeaus Sohn berichtet. (Mémoires, Bd. VI, S. 39.) Die Familie Brézé hat es sich vierundvierzig Jahre nach dem Vorgang einfallen lassen, einige Einzelheiten dieser so wohlbekannten Szene zu bestreiten.

Volkes, das ihm so neu war, hatte ihn bedrückt. Als Brézé ihm berichtete, daß die Abgeordneten des dritten Standes ihre Sitzung fortsetzten, und ihn um seine Befehle bat, ging er einige Minuten umher und sagte schließlich mit der Stimme eines gelangweilten Menschen: „Nun! Man mag sie in Ruhe lassen."

Das war klug vom König. Er hatte alles zu befürchten. Noch ein Schritt weiter, und Paris marschierte auf Versailles. Schon war Versailles aufgewühlt. Fünf-, sechstausend Menschen zogen zum Schloß hinauf. Die Königin sah mit Schrecken diesen sonderbaren, ganz neuen Hof, der augenblicklich die Gärten, die Terrassen und schon die Gemächer erfüllte. Sie bat und flehte den König an, wieder gutzumachen, was sie getan hatte, Necker zurückzurufen. Der brauchte nicht von weit her zu kommen, er war ganz in der Nähe und schon da, wie gewöhnlich überzeugt, daß die Dinge ohne ihn nicht gehen würden. Ludwig XVI. sagte ihm gutmütig: „Ich für mein Teil lege durchaus keinen Wert auf diese Erklärung."

Necker wollte nicht mehr und stellte keine Bedingung. Seine befriedigte Eitelkeit, die trunkene Freude: „Necker!" schreien zu hören, raubten ihm jeden anderen Gedanken. Er ging, vor Freude aufgebläht, in den großen Hof des Schlosses und durchschritt ihn ganz, um die Menge zu beruhigen. Da warfen sich Narren auf die Knie und küßten ihm die Hände. Er wurde unruhig und sagte: „Ja, meine Kinder, ja, meine Kinder, ich bleibe, beruhigt euch." Und dann ging er in sein Arbeitszimmer und schmolz in Tränen.

Armes Werkzeug des Hofes! Er blieb, ohne eine Forderung zu tun, er blieb, um die Ränke mit seinem Namen zu decken, um dem Hof als Aushängeschild zu dienen und ihn gegen das Volk zu sichern; er flößte diesen Tapferen neuen Mut ein und gab ihnen Zeit, noch mehr Truppen herbeizuschaffen.

Fünftes Kapitel

Die Gärung in Paris

Wahlmännerversammlung, 25. Juni. — Gärung unter den französischen Garden. — Stimmungsmache im Palais-Royal. — Intrigen der Partei Orléans. — Der König befiehlt die Vereinigung der Stände, 27. Juni. — Das Volk befreit die französischen Garden, 30. Juni. — Der Hof bereitet sich zum Krieg. Paris fordert die Bewaffnung. — Entlassung Neckers, 11. Juni 1789.

Die Lage war einzigartig.

Die Versammlung hatte nicht gehorcht. Aber der König hatte nichts widerrufen.

Der König hatte Necker zurückgerufen. Aber er hielt die Versammlung wie gefangen inmitten der Truppen und hatte auch die Öffentlichkeit von den Sitzungen ausgeschlossen; die große Türe blieb geschlossen, die Versammlung trat durch die kleine ein und verhandelte hinter verschlossenen Türen.

Die Versammlung erhob schwachen Widerspruch. Der Widerstand vom 23. schien ihre Kräfte erschöpft zu haben.

Paris dagegen erschlaffte nicht.

Es beruhigte sich nicht dabei, daß seine Abgeordneten ihm im Gefängnis Gesetze machten.

Am 24. war die Gärung furchtbar.

Sie brach am 25. auf drei verschiedenen Wegen zugleich aus, durch die Wahlmänner, durch die Menge, durch die Soldaten. Die Revolution schlägt ihren Sitz in Paris auf.

Die Wahlmänner hatten sich das Versprechen gegeben, nach den Wahlen wieder zusammenzukommen, um die Anweisungen für die von ihnen gewählten Abgeordneten zu vervollständigen. Obgleich das Ministerium ihnen die Erlaubnis hierzu verweigerte, half ihnen der Staatsstreich vom 23. darüber hinweg; sie machten ebenfalls ihren Staatsstreich und versammelten sich am 25. in der Rue Dauphine. Ein elender Saal bei einem Speisewirt, der gerade von einer Hochzeitsgesellschaft — welche Platz machte — besetzt war, nahm die Wahlmännerversammlung von Paris zuerst auf. Das war *ihr* Ballhaus.

Durch sie ging nun Paris die Verpflichtung ein, die Nationalversammlung zu unterstützen. Einer von ihnen, Thuriot, gab den Rat, man solle sich ins Hôtel de Ville, in den großen Saal Saint-Jean begeben, den man ihnen nicht zu verweigern wagte.

Diese Wahlmänner waren in der Mehrzahl reiche Leute, angesehene Bürger; viele Aristokraten waren unter ihnen. Aber auch sehr hitzige Köpfe. Zwei Männer vor allem, feurige Revolutionäre, mit einem sonderbaren Hang zum Mystizismus; der eine war der Abbé Fauchet, ein beredter und unerschrockener Mensch, der andere sein Freund Bonneville (der Übersetzer Shakespeares). Alle beide wären im dreizehnten Jahrhundert sicher als Ketzer verbrannt worden. Im achtzehnten waren sie, ebensosehr und noch mehr wie jeder andere, die Seele des Widerstandes, den man von der bürgerlichen Wahlmännerversammlung durchaus nicht erwartet hätte[47]). Bonne-

---

[47]) Man vergleiche die Memoiren Baillys und das Protokoll der Wahlmänner, redigiert von Bailly und Duveyrier.

ville schlug am 6. Juni vor, Paris zu bewaffnen und rief selbst als erster zu den Waffen[48])!

Fauchet, Bonneville, Bertolio und Carra, ein feuriger Journalist, machten verwegene Anträge, die zuerst in der Nationalversammlung hätten gestellt werden müssen: 1. Errichtung der Bürgergarde. 2. Tunlichst schnelle Organisation einer wahren, gewählten und jährlich wiederkehrenden Kommune. 3. Eine Eingabe an den König mit der Bitte um Entfernung der Truppen, um Befreiung der Versammlung, um den Widerruf des Staatsstreiches vom 23.[49]).

Gerade am Tage der ersten Wahlmännerversammlung, als wenn der Ruf: „Zu den Waffen!" in den Kasernen widerhallt wäre, erzwangen die Soldaten der französischen Garden, die seit mehreren Tagen zurückbehalten worden waren, den Ausgang, gingen in Paris umher und verbrüderten sich mit dem Volke im Palais-Royal. Schon seit einiger Zeit bildeten sich geheime Gesellschaften unter ihnen; sie schwuren, keinem Befehl zu gehorchen, der den Verordnungen der Versammlung entgegen sein würde. Der Akt vom 23., in welchem der König auf das nachdrücklichste erklärte, er würde niemals die Einrichtung der Armee ändern, das heißt, der Adel würde immer alle Rangstufen innehaben, der Bürgerliche würde niemals aufsteigen können, der Gemeine müsse als Gemeiner enden: diese törichte Erklärung mußte vollenden, was die revolutionäre Ansteckung begonnen hatte.

Die französischen Garden, die in Paris ansässig und größtenteils verheiratet waren, hatten kurz zuvor durch ihren Obersten Du Châtelet, einen harten Menschen, die Anstalt aufheben sehen, in der man die Kinder der Truppe umsonst aufzog. Die einzige Änderung, die man an den „militärischen Einrichtungen" vornahm, geschah also zu ihrem Nachteil.

Um das Wort „Einrichtung der Armee" wohl zu würdigen, muß man bedenken, daß um diese Zeit die Offiziere mit 46 Millionen und die Gemeinen mit 44 Millionen im Budget standen[50]). Man muß wissen, daß Jourdan, Joubert, Kleber, die zuerst gedient hatten, den Soldatenberuf als eine Sackgasse, als eine trostlose Laufbahn auf-

[48]) Indessen rechnete man nirgendwo mehr auf die Schwäche des Volkes. Die bekannte Milde der Pariser Sitten, die große Zahl der Beamten, der Geldleute, die nur verlieren konnten bei dieser Bewegung, die Menge derer, die von den Mißständen lebten, all das hatte vor den Wahlen den Glauben genährt, daß Paris sich sehr bürgerlich, schlaff und ängstlich erweisen würde. (Vergleiche Bailly, S. 16, 150.)

[49]) Dussaulx, „Oeuvre des sept jours", S. 271 (Ausgabe von 1822).

[50]) Necker, „Administration", Bd. II, S. 422, 435 (1784).

gaben. Augereau war Unteroffizier bei der Infanterie, Hoche Sergeant bei den französischen Garden, Marceau Soldat; diese jungen, hochherzigen und ehrgeizigen Leute waren da für immer festgenagelt. Hoche, der einundzwanzig Jahre alt war, bildete sich nichtsdestoweniger weiter, als wenn er kommandierender General werden wollte. Literatur, Politik, Philosophie sogar: alles verschlang er. Muß ich erzählen, daß dieser große Mann, um ein paar Bücher kaufen zu können, Offizierswesten stickte und sie in einem Café verkaufte[51])! Der karge Sold des Soldaten wurde unter dem einen oder anderen Vorwand durch Abzüge verzehrt, welche die Offiziere, wie man erzählt, unter sich vergeudeten[52]).

Die Bewegung der französischen Garden war kein Prätorianeraufruhr, keine brutale Soldatenempörung. Sie erfolgte zur Unterstützung der Erklärungen der Wahlmänner und des Volkes.

Diese wahrhaft französische, zum großen Teil pariserische Truppe bekannte sich zu Paris, bekannte sich zum Gesetz, zum lebendigen Gesetz der Nationalversammlung.

Sie kommen zum Palais-Royal, von der Menge begrüßt, umdrängt, umarmt, beinahe erstickt. Der Soldat, der wahre Paria der alten Monarchie, so mißhandelt von den Adligen, wird vom Volke aufgenommen. Und was ist er unter der Uniform anders als das Volk selbst? Zwei Brüder haben sich wiedergefunden, der Soldat und der Bürger, zwei Kinder einer Mutter; sie sinken einander in die Arme, und die Tränen fließen . . .

Haß und Parteigeist haben all das verkleinert, die großen Szenen entstellt, die Geschichte ohne Grund verdunkelt. Man hat sich auf die oder jene lächerliche Anekdote festgelegt. Ein würdiges Vergnügen für kleine Geister! Man hat diese ungeheure Bewegung aus unglaublich kläglichen, kleinlichen Ursachen hergeleitet. So erklärt doch, ihr Unseligen, durch den Strohwisch, den die Welle mit fortträgt, das Wogen des Ozeans.

Nein, diese Bewegungen entstammten dem Volke, sie waren wahr, aufrichtig, ungeheuer, einmütig; Frankreich nahm daran teil, Paris nahm daran teil, alle (jeder nach seinem Maße), alle handelten sie, diese mit dem Arm und mit der Stimme, jene mit ihrem Gedanken, mit ihrem glühenden Verlangen, dem tiefsten ihres Herzens.

Und sagte ich nicht Frankreich? „Die Welt“ hätte es richtiger geheißen. Ein Feind, ein Mißgünstiger, ein von allen Vorurteilen Englands erfüllter Genfer kann nicht umhin, zu gestehen, daß die ganze

[51]) Rousselin, „Vie de Hoche“, Bd. I, S. 20.

[52]) Allein das Regiment Beauce glaubte sich um 240 727 Livres betrogen.

Welt in diesem entscheidenden Augenblick auf Frankreich blickte, daß sie mit besorgter Teilnahme den Gang unserer Revolution beobachtete, daß sie fühlte, wie Frankreich auf seine Kosten und Gefahr die Geschäfte der Menschheit besorgte[53]).

Ein englischer Ackerbaukundiger, Arthur Young, ein Verstandesmensch und Fachgelehrter, der sonderbarerweise zu einer solchen Zeit hierhergekommen war, um den Ackerbau zu studieren, wundert sich über das tiefe Schweigen, das rings um Paris herrscht; man sieht keinen Wagen, kaum einen Menschen. Die furchtbare Erregung, die alles im Innern zusammendrängte, machte aus der Umgegend eine Einöde. Er kommt herein, der Tumult erschreckt ihn, verwundert durchschreitet er diese Hauptstadt des Lärms. Man führt ihn zum Palais-Royal, in das Zentrum des Brandes, zu der Feuerstelle des großen Ofens. Zehntausend Menschen redeten gleichzeitig; in den Fensterrahmen standen zehntausend Lichter; es war ein Siegestag für das Volk; man brannte Feuerwerk ab und veranstaltete Freudenfeuer. Betäubt und geblendet von diesem gärenden Babel zieht er sich schleunigst zurück. Die so große und so lebhafte Erregung des in einem Gedanken einigen Volkes indessen gewinnt bald den Reisenden; er verbindet sich allmählich, ohne sich seine Sinnesänderung zu gestehen, den Hoffnungen der Freiheit; der Engländer hat gute Wünsche für Frankreich[54])!

Alle vergaßen sich. Der Ort, der merkwürdige Ort, wo diese Dinge geschahen, schien sich in solchen Augenblicken selbst zu vergessen. Das Palais-Royal war nicht mehr das Palais-Royal. Bei einer Leidenschaft von so reiner Größe wurde das Laster selbst für eine kurze Spanne rein in der Flamme der Begeisterung. Die Verdorbensten hoben den Kopf und schauten in den Himmel; ihre Vergangenheit, dieser böse Traum, war tot — wenigstens für einen Tag; ehrbar? das konnten sie nicht sein, aber sie fühlten sich heroisch im Namen der Freiheit der Welt! Freunde des Volkes, Brüder untereinander, kannten sie keine Selbstsucht mehr, waren ganz bereit, alles zu teilen.

Es ist unzweifelhaft, daß es Hetzer unter der Menge gab. Eine kleinere Zahl Adliger, lärmende und ehrgeizige Männer, wie die Lameth und Duport, bearbeiteten das Volk durch ihre Broschüren und ihre Agenten. Andere, Schlimmere, verbanden sich mit ihnen. All das geschah — dies bemerke man wohl — unter den Fenstern

[53]) E. Dumont, „Souvenirs“, S. 135.

[54]) Wohlverstanden, mit vielem Vorbehalt und unter der Bedingung, daß Frankreich die englische Verfassung annimmt. Arthur Young, „Voyage“, Bd. I, passim.

des Herzogs von Orléans, unter den Augen seines ränkesüchtigen, gierigen, unsauberen Hofstaates. Ach! Wer sollte unsere Revolution nicht bemitleiden? Diese naive, uneigennützige, erhabene Bewegung von den Augen derer wohlgefällig angesehen und belauert, die sie eines oder des anderen Tages zu ihrem Profit zu lenken hofften!

Blicken wir zu jenen Fenstern. Da sehe ich deutlich eine helle Frau und einen dunklen Mann. Das sind die Ratgeber des Fürsten, das Laster und die Tugend, Frau von Genlis und Choderlos de Laclos. Die Rollen sind verteilt. In jenem Hause, wo alles falsch ist, wird die Tugend von Frau von Genlis vertreten: dürre Empfindelei, ein Gießbach von Tränen und Tinte, der Schwindel einer „vorbildlichen“ Erziehung, die beständige Zurschaustellung der hübschen Paméla[55]). In diesem Flügel des Palais liegt das philanthropische Bureau, wo am Vorabend der Wahlen mit viel Lärm die Barmherzigkeit organisiert wurde[56]).

Die Zeit war vorbei, wo der fürstliche Jockey nach dem Souper wettete, er werde völlig nackt von Paris nach Bagatelle reiten. Heute ist er vor allem Staatsmann, Parteichef; seine Mätressen wollen es so. Zwei Dinge träumen sie, ein bequemes Ehescheidungsgesetz und einen Wechsel der Dynastie. Der politische Vertraute des Prinzen ist dieser düstere, schweigsame Mensch, der zu sagen scheint: „Ich verschwöre mich, wir verschwören uns.“ Der unergründliche Laclos, der sich rühmt, in seinem kleinen Buche „Liaisons dangereuses“ den Roman vom Laster zum Verbrechen weitergeführt zu haben, sucht darin darzutun, daß die verbrecherische Galanterie eine nützliche Vorübung für den politischen Verbrecher ist. Nach diesem Namen strebt sein Ehrgeiz, diese Rolle spielt er mit Entzücken. Einige sagen, um dem Prinzen zu schmeicheln: „Laclos ist eine schwarze Seele.“

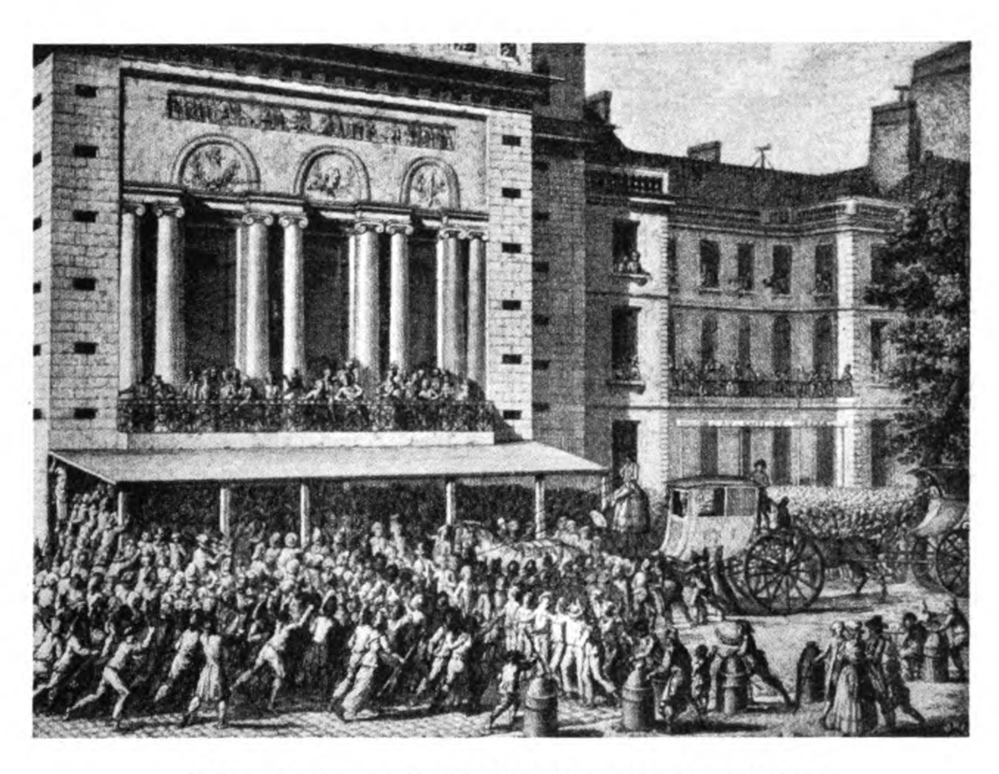
Dennoch war es nicht leicht, aus dem Herzog von Orléans einen Parteiführer zu machen; zu jener Zeit war er verbraucht, an Leib und Seele erledigt, sein Geist stumpf. Schurken veranlaßten ihn, auf den Speichern des Palais-Royal Gold zu machen, und sie vermittelten seine Bekanntschaft mit dem Teufel[57]).

---

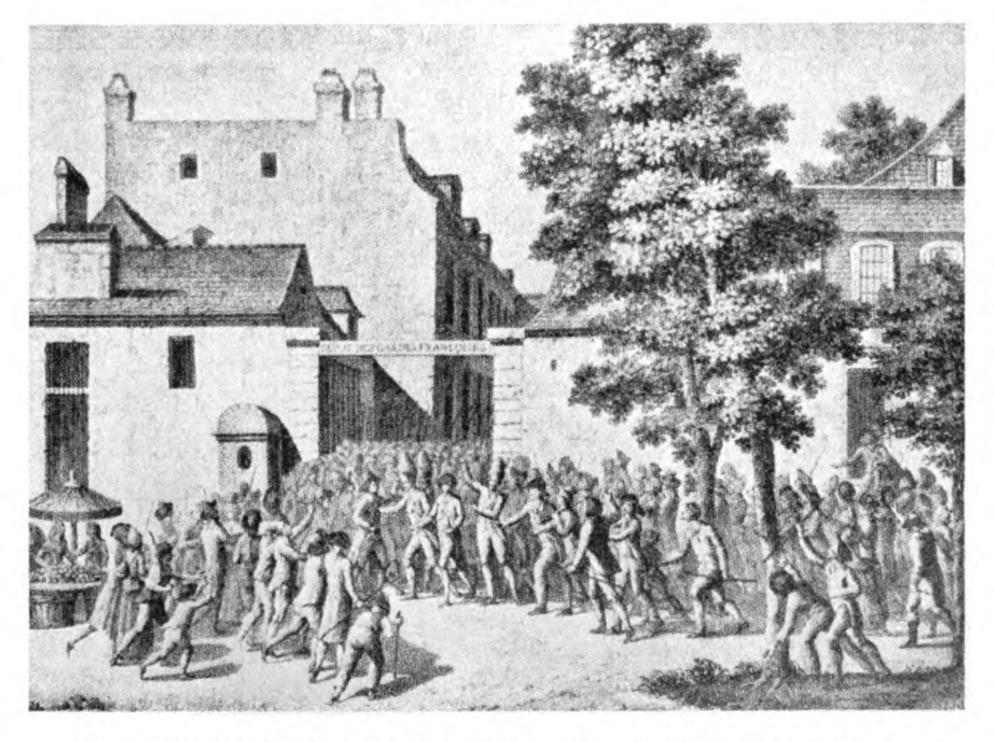
[55]) Die so weit ging, daß die Mutter sie zu Pferde mitten in den Tumult des Aufruhrs schickte, von einem Diener in der Livree Orléans gefolgt. Man lese Frau Lebrun (Souvenirs, Bd. I, S. 189), die Zeuge dieser Szene war.

[56]) Brissot war einige Zeit darin tätig. Mémoires, Bd. II, S. 430.

[57]) Der Prinz machte Gold, wie man es immer macht, aus Gold. Indessen brauchte man unter anderen Zutaten auch ein menschliches Skelett, das so und so viele Jahre und Tage in der Erde gelegen hatte. Man suchte unter den bekannten Toten, und es stellte sich heraus, daß Pascal genau die



Volksaufruhr vor der Großen Oper am 12. Juli 1789.
Nach einem Stich von Berthault.



Eingreifen der Garden für ihren Oberst du Châtelet am 19. Juli 1789.
Nach einem Stich von Berthault.

Eine andere Schwierigkeit war, daß dieser Fürst außer allen erworbenen Lastern ein natürliches, angeborenes und dauerhaftes besaß, das nicht mit der Entkräftung zu Ende ging, wie die anderen, das seinem Besitzer treu blieb. Ich meine den Geiz. „Ich würde keinen Taler für die öffentliche Meinung geben," meinte er. Das war keine Redensart. Er hatte es bewiesen, als er trotz des öffentlichen Unwillens das Palais-Royal umbaute.

Seine politischen Ratgeber waren nicht geschickt genug, ihn davon zurückzuhalten. Sie ließen ihn mehr als einen falschen und unvorsichtigen Schritt tun.

Im Jahre 1788 schrieb der Bruder von Frau von Genlis, ein junger Mensch ohne jeden anderen Titel als eines Offiziers des Hauses Orléans, an den König und bat ihn um — nichts Geringeres als das erste Ministerium, die Stelle Neckers und Turgots; er machte sich anheischig, augenblicklich die Finanzen der Monarchie wieder herzustellen. Der Herzog von Orléans war der Überbringer dieses unglaublichen Schreibens, übergab es dem König, unterstützte es und wurde zum Gespött des Hofes.

Die weisen Ratgeber des Prinzen hatten geglaubt, daß so ganz unmerklich die Macht in seine Hände gleiten würde. In dieser Hoffnung getäuscht, handelten sie offener, versuchten, einen Guise, einen Cromwell aus ihm zu machen, und stellten sich auf die Seite des Volkes. Auch da begegneten sie großen Schwierigkeiten. Nicht alle ließen sich täuschen; die Stadt Orléans wählte den Prinzen nicht, und aus Rache entzog er ihr brüsk die Wohltaten, durch die er seine Wahl kaufen zu können geglaubt hatte.

Indessen wurde nichts gespart, weder Geld noch Ränke. Die Leiter der Sache waren auf den Einfall geraten, eine ganz von Sieyès herrührende Broschüre für die Wahlanweisungen zusammenzustellen, die der Herzog in seine Besitzungen sandte, und so ihren Herrn unter die Firma und den Schutz des großen, damals so populären Denkers zu bringen, der doch keinerlei Beziehung mit dem Herzog von Orléans unterhielt.

Als die Gemeinen den entscheidenden Schritt taten und den Titel „Nationalversammlung" annahmen, benachrichtigte man den Herzog von Orléans, daß der Augenblick gekommen sei, sich zu zeigen, zu sprechen, zu handeln, daß ein Parteiführer keine „stumme Person" bleiben könnte. Man bewog ihn, wenigstens eine vier Zeilen lange

verlangte Bedingung erfüllte. Man bestach die Aufseher von Saint-Etienne-du-Mont, und der arme Pascal wurde in die Schmelztiegel des Palais-Royal geliefert. So erzählt wenigstens eine Persönlichkeit, die diese sonderbare Anekdote von Madame de Genlis erfuhr.

Rede zu lesen, um den Adel aufzufordern, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Er tat es, aber während des Lesens wurde ihm übel. Als man ihn aufknöpfte, sah man, daß dieser allzu vorsichtige Prinz aus Furcht, vom Hof ermordet zu werden, fünf oder sechs Westen wie einen Panzer übereinander trug[58]).

Am Tage des mißglückten Staatsstreiches (23. Juni) hielt der Herzog den König für verloren und meinte, er werde selbst am nächsten oder übernächsten Tage König sein; er konnte seine Freude nicht verbergen[59]). Die furchtbare Gärung in Paris am Abend und am folgenden Tage ließ vermuten, daß eine große Bewegung ausbrechen würde. Am 25. merkte die Minderheit, daß sie viel verlieren würde, wenn Paris die Ausführung übernahm: mit dem Herzog von Orléans an der Spitze schickte sie sich an, sich mit den Gemeinen zu vereinigen. Der Mann des Prinzen, Sillery, Frau von Genlis' nachsichtiger Gatte, hielt im Namen aller eine wenig passende Rede, die einen Vermittler, einen anerkannten Schiedsrichter zwischen König und Volk stellen wollte: „Vergessen wir niemals die Ehrfurcht, die wir dem besten der Könige schulden . . . Er biete uns den Frieden, wie sollten wir ihn nicht annehmen?“ usw.

Am Abend herrschte in Paris große Freude über diesen Anschluß der adeligen Freunde des Volkes. Im Café de Foy lag eine Adresse an die Versammlung auf; jedermann unterzeichnete schleunigst, bis zu dreitausend Personen, die Mehrzahl ohne zu lesen. Das Schriftstück, von geschickter Hand verfaßt, enthielt ein merkwürdiges Wort über den Herzog von Orléans: „Dieser Prinz ist Gegenstand allgemeiner ‚Verehrung‘.“ Ein solches Wort auf einen solchen Menschen erschien als ein grausamer Hohn; ein Feind hätte es nicht besser sagen können. Die ungeschickten Agenten des Prinzen glaubten offenbar, daß das gewagteste Lob sich auch am besten bezahlt machen würde.

Gott sei Dank ersparte die ungeheure Größe der Bewegung der Revolution den unwürdigen Vermittler. Vom 25. an war die Begeisterung so einmütig, die Eintracht so gewaltig, daß die Anstifter selbst mit fortgerissen wurden und ihre Einbildung, etwas zu leiten, fallen lassen mußten. Paris führte seine Führer. Die Catilinas der Salons und der Cafés konnten sich nur noch hinten anschließen. Es gab plötzlich eine Autorität in Paris, das man ohne Haupt und Führer geglaubt hatte: die Versammlung der Wahlmänner. Da sich andererseits die französischen Garden zu erklären begannen, so

[58]) Ferrières, Bd. I, S. 52.

[59]) Arthur Young, der mit ihm und anderen Abgeordneten speiste, war empört darüber, wie er so offensichtlich triumphierte.

konnte man voraussehen, daß es der neuen Autorität nicht an Macht fehlen würde. Mit einem Wort: die gefälligen Vermittler durften sich ruhig verhalten; wenn die Versammlung in Versailles gefangen war, so hatte sie hier, im Herzen Frankreichs selbst, eine Zuflucht und im Bedarfsfalle Paris als Armee.

Der Hof, der grollte und unwillig, aber noch mehr erschreckt war, entschied sich am 26. abends, der Vereinigung der Stände zuzustimmen. Der König lud den Adel dazu ein, und um sich ein Mittel zu bewahren, gegen alles, was geschah, zu protestieren, ließ man den Grafen d'Artois das unvorsichtige (und damals falsche) Wort veröffentlichen: „Das Leben des Königs ist in Gefahr."

Am 27. fand also die so lange erwartete Vereinigung statt. Der Jubel in Versailles war überschwenglich, unverständig und toll. Das Volk stieß Freudenrufe aus und schrie: „Es lebe die Königin!" Sie mußte auf dem Balkon erscheinen. Dann bat die Menge sie, ihr den Dauphin zu zeigen, als Zeichen der Versöhnung und des Friedens. Auch darin willigte sie ein und erschien mit dem Kinde wieder. Sie verachtete diese leichtgläubige Menge nur um so mehr, und sie rief Truppen herbei.

Sie hatte keinerlei Teil an der Vereinigung der Stände. Und konnte man überhaupt von einer Vereinigung sprechen? Es waren doch immer nur Feinde, die jetzt der gleiche Saal umschloß; man besuchte sich, sprach heimlich miteinander. Der Klerus hatte ausdrücklich Vorbehalte gemacht. Die Proteste des Adels erfolgten nacheinander, wie ebensoviele Herausforderungen, und füllten die Sitzungen aus; die vom Adel bequemten sich nicht, ihren Platz einzunehmen, sie gingen umher und blieben stehen, als wären sie bloß Zuschauer. Sie tagten auch, aber wo anders, in geheimer Zusammenkunft. Viele hatten erklärt, sie würden abreisen, und blieben doch in Versailles; ersichtlich warteten sie ab.

Die Versammlung verlor ihre Zeit. Die Advokaten, aus denen sie sich größtenteils zusammensetzte, sprachen viel und lange, glaubten allzusehr an die Macht des Wortes. Nach ihrer Meinung war alles gerettet, wenn die Verfassung zustande kam. Als wenn die Verfassung etwas bedeuten könnte bei einer Regierung, die sich doch beständig dagegen verschworen hätte! Eine papierene Freiheit, geschrieben oder mündlich verkündigt, während der Despotismus die Macht und den Degen in Händen hätte! Unsinn! Hohn!

Aber weder der Hof noch Paris wollten Kompromisse. Alles trieb der offenen Gewalt zu. Die Militärs am Hofe brannten darauf, zu handeln. Schon hatte Du Châtelet, der Oberst der französischen Garden, elf seiner Soldaten, die geschworen hatten, keinem den Be-

fehlen der Versammlung zuwiderlaufenden Befehl zu gehorchen, in die Abbaye [60]) gesteckt. Und er ließ es nicht dabei bewenden. Er wollte sie aus dem Militärgefängnis in das Diebsgefängnis schleppen lassen, in diese fürchterliche Kloake, die zugleich Gefängnis und Spital war, die unter derselben Peitsche Galeerensträflinge und Syphilitiker vereinigte [61]). Der scheußliche Fall des Latude, der hingebracht worden war, um dort zu sterben, hatte das Geheimnis von Bicêtre enthüllt und eine erste Aufklärung gebracht; ein kürzlich erschienenes Buch Mirabeaus hatte die Herzen geweckt und die Geister erschreckt [62]). Und dahinein wollte man die Männer werfen, deren Verbrechen darin bestand, daß sie nur die Soldaten des Gesetzes sein wollten.

Am gleichen Tage, als die Überführung nach Bicêtre geschehen sollte, erfährt man es im Palais-Royal. Ein junger Mann steigt auf einen Stuhl und schreit: „Zur Abbaye! Befreien wir die Leute, die nicht auf das Volk schießen wollen!" Soldaten bieten sich an; die Bürger danken ihnen und gehen allein. Die Menge wird unterwegs größer, Arbeiter schließen sich an mit guten Brechstangen. Bei der Abbaye waren sie viertausend. Man stößt die Seitenpforte ein, man zertrümmert mit Schlegeln, Hacken und Stangen die schweren Innenpforten. Die Opfer werden befreit. Beim Hinausgehen trifft man auf Husaren und Dragoner, die mit verhängten Zügeln und geschwungenem Säbel heransprengen. Das Volk springt in die Zügel; Erklärungen folgen; die Soldaten weigern sich, die Befreier der Soldaten niederzumetzeln; sie stecken den Säbel ein, nehmen ihre Helme ab, man bringt Wein, und alle trinken zusammen auf den König und die Nation.

Alles, was sonst noch im Gefängnis war, wurde gleichzeitig befreit. Die Menge brachte ihre Beute nach Hause, in ihr Palais-Royal. Unter den Befreiten war ein alter Soldat, der seit Jahren in der Abbaye schmachtete und nicht mehr gehen konnte. Der arme Teufel, der seit so langer Zeit nur unbeugsame Strenge erfahren hatte, war allzu bewegt. „Ich werde sterben, meine Herren," meinte er, „ich werde sterben an soviel Güte!"

Ein einziger wirklich Schuldiger war darunter, man brachte ihn ins Gefängnis zurück. Alle übrigen, Bürger, Soldaten, Gefangene

[60]) Bekanntes Gefängnis in Paris.

[61]) Sollte man glauben, daß man noch im Jahre 1790 in Bicêtre die alten barbarischen Vorschriften befolgte, welche jeder Behandlung einer venerischen Krankheit eine Geißelung vorangehen ließen? Der berühmte Doktor Cullérier hat es einem meiner Freunde bestätigt.

[62]) Observations d'un Anglais sur Bicêtre, traduites et commentées par Mirabeau, 1788.

durcheinander, ein ungeheurer Zug Menschen, gelangten zum Palais-Royal; man schlug im Garten eine Tafel auf und ließ sie Platz nehmen. Es war schwierig, ein Unterkommen für sie zu schaffen; man ließ sie im Theater nächtigen, in der Salle des Variétés, und stellte eine Wache an die Türe. Am folgenden Tage wurden sie in einem Hotel unter den Arkaden untergebracht und vom Volk mit Nahrung und Geld versehen. Die ganze Nacht hatte man beide Seiten von Paris sowie die Umgebung der Abbaye und das Palais-Royal beleuchtet. Bürger, Arbeiter, Reiche und Arme, Dragoner, Husaren, französische Garden, alle gingen miteinander, ohne daß ein anderer Lärm laut wurde als die Rufe: „Es lebe die Nation!" Alle geben sich der Begeisterung über diese Verbrüderung hin und vertrauen auf die Zukunft der Freiheit.

Am Morgen waren die jungen Leute frühzeitig in Versailles, an den Türen der Versammlung. Dort fanden sie nur Eiseskälte. Mirabeau wich der eigentlichen Frage aus und schlug vor, den Parisern zu raten, verständig zu sein. Man blieb bei dem Beschluß stehen (der wenig beruhigend war für diejenigen, welche die Fürsprache der Versammlung forderten), zu erklären, daß der Fall nur den König angehe, daß man diesen bitten könne, Milde walten zu lassen.

Das geschah am 1. Juli. Am 2. schrieb der König, nicht an die Versammlung, sondern an den Erzbischof von Paris, daß er Gnade üben wolle, wenn die Schuldigen ins Gefängnis zurückkehrten. Die Menge fand dieses Versprechen so wenig sicher, daß sie an das Rathaus, an die Wahlmänner die Frage richtete, was man glauben solle. Hier zauderte man lange, aber die Menge blieb hartnäckig und wurde jeden Augenblick größer. Um ein Uhr nachts verpflichteten sich die Wahlmänner, am folgenden Tage nach Versailles zu gehen *und nicht ohne die Gnadenerklärung zurückzukehren.* Auf ihr Wort hin gingen die Befreiten freiwillig wieder ins Gefängnis und wurden bald entlassen.

Dies bedeutete nicht etwa Frieden. Der Krieg tobte rings um Paris, alle fremden Regimenter waren angekommen. Zum Oberbefehl über sie hatte man den Herkules und Achilles der alten Monarchie berufen, den alten Marschall von Broglie. Die Königin hatte Breteuil entboten, ihren Vertrauensmann, den früheren Gesandten in Wien, einen Mann von der Feder, der jedoch durch sein lärmendes Auftreten und seine Prahlerei jeden Mann vom Degen aufwog. „Der grobe Klang seiner Stimme sah wie Energie aus; er hatte einen lauten Schritt und trat mit dem Fuße auf, als wenn er eine Armee aus dem Boden hätte stampfen wollen . . ."

Dieser ganze kriegerische Apparat weckte endlich die Versammlung. Mirabeau, der schon am 27., ohne daß man ihm zuhörte, eine Adresse für den Frieden verlesen hatte, schlug eine neue für die Entfernung der Truppen vor; das wohlgebaute und gut lautende Schriftstück, das dem König übermäßig schmeichelte, gefiel der Versammlung sehr. Das Beste, was es enthielt, die Forderung einer Bürgergarde, war das einzige, was man daraus strich[63]).

Die Wahlmänner von Paris, die diese von der Versammlung abgelehnte Forderung zuerst aufgestellt hatten, nahmen sie am 10. Juli energisch wieder auf.

Carra begründete in einer Abhandlung in der Art Sieyès' das Recht der Kommune, ein unverjährbares Recht, das wie er sagte, selbst dem der Monarchie vorausgeht, und jenes andere, sich selbst zu schützen, besonders in sich schließt. Bonneville forderte in seinem und seines Freundes Fauchet Namen, daß man zu seiner Anwendung schritte, daß man darauf bedacht sei, sich als Kommune zu konstituieren, und daß man vorläufig den angeblichen Munizipalkörper beibehalte. Charton wollte außerdem, daß sich die sechzig Distrikte von neuem versammelten, daß man ihre Beschlüsse der Nationalversammlung mitteilte und daß man sich mit den großen Städten des Königreiches verständigte.

Alle diese verwegenen Anträge geschahen im großen Saale Saint-Jean im Hôtel de Ville vor einer ungeheuren Menge Volks; Paris schien sich um diese Autorität zu scharen, die es selbst geschaffen hatte, keiner anderen vertraute es sich an; gern hätte es von ihr den Befehl erhalten, sich zu organisieren, zu bewaffnen, selbst für seine Sicherheit zu sorgen.

Die Schlappheit der Nationalversammlung war nicht geeignet, die Stadt zu beruhigen. Am 11. Juli erhielt jene die Antwort des Königs auf die Eingabe und begnügte sich damit. Und wie sah dabei die Antwort aus! Die Truppen seien da, um die Freiheit der Versammlung zu schützen. Wenn ihre Anwesenheit Argwohn errege, so würde der König die Versammlung nach Noyon oder Soissons verlegen, d. h. sie inmitten zweier oder dreier Armeekorps tagen lassen. Mirabeau konnte es nicht erreichen, daß man auf der Entfernung der

[63]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog von Orléans, als er sah, daß man sich um seine Vermittelung durchaus nicht kümmerte, Mirabeau zum Reden drängte, um den Hof in Verlegenheit zu bringen, bevor dieser seine Kriegsvorbereitungen vervollständigt hatte. Hierher verlegt Droz den Beginn der Beziehungen Mirabeaus zu Laclos und die Geldunterstützung, die jener von dem letzteren erhalten hätte.

Truppen beharrte. Offenbar hatte der Anschluß der fünfhundert Abgeordneten des Klerus und des Adels die Versammlung entnervt. Sie ließ die große Sache fallen und beschäftigte sich mit einer Erklärung der Rechte des Menschen, die Lafayette vorlegte.

Ein gemäßigtes, sehr gemäßigtes Mitglied, der Philanthrop Guillotin, kam eigens nach Paris, um die Versammlung der Wahlmänner durch diese Gemütsruhe zu beeinflussen. Er war ein anständiger Mensch und zweifellos selbst getäuscht, als er versicherte, daß alles gut gehe und daß Necker stärker sei als jemals. Diese ausgezeichnete Nachricht wurde mit Beifall aufgenommen, und die Wahlmänner, die nicht weniger betrogen waren als die Versammlung, vertaten wie jene ihre Zeit mit der bewundernswerten Erklärung der Rechte, die man zum Glück gerade aus Versailles mitgebracht hatte. Am gleichen Tage, während der gute Guillotin sprach, war Necker entlassen und schon sehr weit auf dem Wege nach Brüssel.

Als Necker den Befehl empfing, sich augenblicklich zu entfernen, setzte er sich gerade zu Tisch; es war drei Uhr. Der arme Mann, der sich dem Ministerium so zärtlich gewidmet hatte, weinte immer, wenn er es aufgeben mußte, er wußte sich jedoch vor seinen Gästen zu bezwingen und nahm eine straffe Haltung an. Nach dem Diner reiste er, ohne auch nur seine Tochter zu benachrichtigen, mit seiner Gattin ab und nahm den kürzesten Weg zur Grenze, den nach den Niederlanden. Die Leute der Königin waren der unwürdigen Meinung, man solle ihn verhaften; sie kannten Necker so wenig, daß sie Furcht hatten, er werde dem König ungehorsam sein und sich nach Paris begeben!

Broglie und Breteuil waren bereits am Tage ihrer Berufung selbst erschrocken gewesen, als sie sahen, was man unternahm. Broglie wollte die Entlassung Neckers nicht, Breteuil soll gesagt haben: „Dann geben Sie uns doch hunderttausend Mann und hundert Millionen Francs.“ — „Sie sollen sie haben,“ sagte die Königin. Und man machte sich heimlich daran, Papiergeld zu verfertigen[64]).

Broglie, den man unvorbereitet gewählt hatte, und den seine einundsiebzig Jahre drückten, war sehr tätig, ohne eigentlich etwas zu tun. Befehle und Gegenbefehle kreuzten sich. Seine Wohnung war ein Generalquartier, voll von Subalternen, Ordonnanzen, Adjutanten, die bereit waren, zu Pferde zu steigen. „Man stellte eine Liste von kommandierenden Offizieren auf; man entwarf einen Schlachtplan[65]).

---

[64]) „Mehrere meiner Kollegen haben mir gesagt, daß sie Druckvorlagen gesehen haben.“ Bailly, Bd. I, S. 325, 331.

[65]) Besenval, Bd. II, S. 359.

Die militärischen Häupter waren nicht allzu einig unter sich. Es gab nicht weniger als drei Befehlshaber: Broglie, der gerade Minister werden sollte, Puységur, der es noch war, schließlich Besenval, der seit acht Jahren kommandierender General in den inneren Provinzen war, und dem man trocken bedeutete, daß er dem alten Marschall zu gehorchen hätte. Besenval erklärte diesem die Lage, die Gefahr, und daß man nicht im offenen Felde sei, sondern vor einer Stadt von achthunderttausend Seelen im Zustand äußerster Erregung. Broglie wollte nicht auf ihn hören. Sicher in seinen Erfahrungen aus dem Siebenjährigen Kriege, nichts anderes kennend als den Soldaten und die nackte Gewalt, voller Verachtung für den Bürger, war er überzeugt, daß das Volk fliehen würde, wenn es nur eine Uniform sähe. Er hielt es nicht für nötig, Truppen nach Paris zu schicken; nur umgab er die Stadt mit fremden Regimentern und kehrte sich nicht daran, daß die Erbitterung des Volkes dadurch stieg. Alle diese deutschen Soldaten erweckten den Eindruck eines österreichischen oder schweizerischen Einfalles; die barbarischen Namen ihrer Regimenter klangen abschreckend in die Ohren: die Königskroaten lagen in Charenton; in Sèvres die Regimenter Reinach und Diesbach; Nassau in Versailles; Salis-Samade in Issy; Berchenys Husaren in der Militärschule; an anderen Orten Châteauvieux, Esterhazy, Roemer usw.

Die Bastille, die durch ihr dicken Mauern genügend verteidigt war, erhielt eine Verstärkung aus Schweizern. Sie war mit Munition versehen, mit ungeheuren Mengen Pulver, genug, um die ganze Stadt in die Luft zu sprengen. Die Kanonen, die seit dem 30. Juni auf den Türmen standen und alle geladen waren, richteten ihre drohenden Schlünde durch die Scharten nach allen Richtungen auf Paris.

Sechstes Kapitel

Die Erhebung in Paris

Paris in Gefahr. — Ausbruch des Aufstandes, 12. Juli 1789. — Untätigkeit in Versailles. — Herausforderung der Truppen; Paris greift zu den Waffen. — Die Nationalversammlung wendet sich vergeblich an den König, 13. Juli. — Die Wahlmänner in Paris billigen die Bewaffnung. — Errichtung der Bürgergarde. — Zögern der Wahlmänner. — Das Volk verschafft sich Pulver und Gewehre. — Sorglosigkeit am Hofe.

Vom 23. Juni bis zum 12. Juli, von der Drohung des Königs bis zum Aufstand des Volkes, herrschte ein merkwürdiger Zwischenzustand. Es war, erzählt ein Beobachter, eine stürmische, dumpfe, düstere Zeit, wie ein wüster, schwerer Traum, voll von Wahnvor-

stellungen und Unruhe. Falscher Alarm, falsche Nachrichten; Fabeln, Erfindungen aller Art. Man wußte und man wußte nicht. Man wollte alles erklären, alles vermuten. Man sah bedeutungsvolle Ursachen selbst bei gleichgültigen Dingen. Bewegungen begannen ohne Grund und ohne Ziel, aus sich selbst, aus einer allgemeinen Stimmung des Mißtrauens und dumpfen Zornes. Das Pflaster brannte, der Boden war wie unterminiert, man hätte schon den Vulkan darunter grollen hören können.

Wir haben gesehen, wie bereits in der ersten Wahlmännerversammlung Bonneville zu den Waffen gerufen hatte, ein merkwürdiger Ruf in dieser Versammlung von Pariser Standespersonen, der sehr verblüffte. Ein paar Stimmen murrten, andere lachten, und einer sagte prophetisch: „Junger Mann, verschieben Sie Ihren Antrag um vierzehn Tage.“

Zu den Waffen? gegen eine wohlorganisierte Armee, die vor den Toren stand? Zu den Waffen? wenn diese Armee die Stadt so bequem aushungern konnte; wenn die Teuerung schon fühlbar wurde und man die Reihen vor den Bäckertüren immer länger werden sah? Die armen Leute vom Lande strömten zu allen Toren herein, zerlumpt und abgezehrt, auf ihre langen Wanderstäbe gestützt. Eine Masse von zwanzigtausend Bettlern, die man auf Montmartre beschäftigte, lagerte über der Stadt; wenn in Paris die Bewegung begann, so konnte diese Armee herabkommen. Schon hatte man versucht, die Zollhäuser zu plündern und zu verbrennen.

Man konnte darauf wetten, daß der Hof den ersten Streich führen würde. Er mußte dem König seine Bedenken, seine friedlichen Anwandlungen nehmen und auf einmal mit allen Zugeständnissen aufräumen. Dazu aber war ein Sieg nötig.

Junge Husarenoffiziere vom Schlage der Sombreuil und Polignac gingen sogar ins Palais-Royal und verhöhnten die Menge, und mit gezogenem Säbel verließen sie es wieder. Offenbar hielt sich der Hof für äußerst stark; er wünschte Gewalttätigkeiten [66]).

Sonntag, den 12. Juli, bis morgens zehn Uhr, wußte noch kein Mensch in Paris die Entlassung Neckers. Der erste, der im Palais-Royal davon sprach, wurde wie ein Aristokrat behandelt und bedroht. Aber die Nachricht wurde bestimmter, sie lief um — und die Wut ebenfalls. In diesem Augenblick, es war Mittag, donnerte die Kanone vom Palais-Royal. „Man kann,“ sagt der „Ami du Roi“, „das

[66]) „Seht euch vor,“ schrieb in einer der zahllosen Broschüren des Augenblicks ein philanthropischer Arzt, der Doktor Marat, „seht euch vor . . . Bedenkt, wie verderblich die Wirkung einer Aufruhrbewegung sein würde. Wenn ihr das Unglück habt, an einer solchen teilzunehmen, so werdet ihr wie Rebellen behandelt; Blut fließt usw.“ Das war die Weisheit vieler Leute.

düstere Gefühl des Schreckens nicht schildern, mit dem dieses Dröhnen die Herzen durchdrang." Ein junger Mann, Camille Desmoulins, kommt aus dem Café de Foy, springt auf einen Tisch, zieht den Degen, hebt eine Pistole hoch und ruft: „Zu den Waffen! Die Deutschen auf dem Champ de Mars werden heute abend in Paris einziehen, um die Bewohner zu erwürgen! Geben wir uns eine Kokarde!" Er reißt ein Laubblatt ab und steckt es an den Hut: alle Welt tut es ihm nach; die Bäume werden entblättert.

„Kein Theater heute! Kein Tanz! Es ist ein Trauertag." Aus dem Wachsfigurenkabinett holt man die Büste Neckers; andere, die immer da sind, um aus den Umständen ihren Vorteil zu schlagen, tun die Orléans' dazu. Man umhüllt sie mit Flor und trägt sie durch ganz Paris; der Menschenzug, mit Stöcken, Degen, Pistolen und Hacken bewaffnet, folgt zuerst der Rue Richelieu, dann, den Boulevard kreuzend, der Rue Saint-Martin, Saint-Denis, Saint-Honoré und gelangt auf die Place Vendôme. Dort vor den Wohnungen der Generalpächter erwartet eine Abteilung Dragoner das Volk; sie fällt darüber her, zerstreut es und zertrümmert ihm seinen Necker; ein unbewaffneter französischer Gardist blieb stehen und wurde getötet.

Die Zollhäuser, die kaum vollendet waren, diese dumpfen, kleinen Bastillen der Generalpacht, wurden überall am gleichen Sonntag vom Volke angegriffen und von den Truppen schlecht verteidigt, obwohl es ein paar Tote gab. Sie brannten die ganze Nacht.

Der Hof, so nahe bei Paris, mußte genau unterrichtet sein. Er blieb unbeweglich und schickte weder Befehle noch Truppen. Offenbar erwartete er, daß der Tumult größer würde, sich zur Empörung und zum Kriege auswüchse und ihm böte, was die Affäre Réveillon, die zu früh erstickt wurde, nicht hatte geben können: einen besonderen Vorwand, die Versammlung aufzulösen. Also sah er in Muße zu, wie Paris ins Unrecht geriet. Er bewachte Versailles gut und die Brücken von Sèvres und Saint-Cloud, er schnitt jede Verbindung ab und hielt es für sicher, immer noch im schlimmsten Falle Paris aushungern zu können. Was hatte er selbst zu fürchten, der mit zu zwei Dritteln aus Deutschen bestehenden Truppen umgeben war? Nichts, als Frankreich zu verlieren.

Der Minister von Paris (es gab damals einen) blieb in Versailles. Die anderen Behörden, der Polizeipräfekt, der Vorsteher der Kaufmannschaft Flesselles, der Intendant Berthier, schienen ebenfalls untätig. Flesselles, der an den Hof entboten war [67]) konnte sich nicht hinbegeben, empfing aber wahrscheinlich Weisungen von dort.

---

[67]) Das erfahren wir vom König selbst. Siehe seine erste Antwort (vom 14. Juli) an die Nationalversammlung.

Der Kommandant Besenval, der nicht verantwortlich war, weil er nur auf Befehl Broglies handeln konnte, blieb lässig in der Militärschule. Er wagte nicht, die französischen Garden zu verwenden und hielt sie in der Kaserne. Aber er hatte mehrere Abteilungen verschiedener Korps und drei Regimenter zur Verfügung, ein schweizerisches und zwei deutsche Kavallerieregimenter. Als gegen Nachmittag der Tumult größer wurde, schickte er seine Schweizer mit vier Kanonen auf die Champs-Elysées und zog seine Reiterei auf der Place Louis XV. zusammen. Am Vorabend, vor der Stunde, in der man Sonntags nach Hause geht, kehrte die Menge durch die Champs-Elysées zurück und erfüllte die Tuilerien; es waren hauptsächlich harmlose Spaziergänger, Familien, die frühzeitig heimgehen wollten, „weil Gerüchte umgingen". Indessen geriet man beim Anblick der deutschen Soldaten, die in Schlachtordnung auf dem Platz standen, in Aufregung. Männer schimpften, Kinder warfen Steine[68]). Da gab Besenval in der Besorgnis, man werde ihm schließlich in Versailles seine Untätigkeit vorwerfen, den unverständigen, barbarischen, seiner Unbesonnenheit würdigen Befehl, die Dragoner sollten das Volk zurücktreiben. Diese konnten sich in der dichtgedrängten Menge nur bewegen, wenn sie ein paar Leute zerdrückten. Ihr Oberst, der Prinz von Lambesc, drang in die Tuilerien ein, wenn auch zunächst schrittweise. Er stieß auf eine Barrikade aus Stühlen; sogleich regnete es Flaschen und Steine auf ihn, er antwortete mit Schüssen. Die Frauen stießen durchdringende Schreie aus; die Männer machten sich daran, die Tuilerien hinter Lambesc zu schließen. Er zog es klugerweise vor hinauszugehen. Ein Mann wurde umgestoßen und zertreten; ein fliehender Greis wurde schwer verwundet.

Die Menge, die mit Rufen des Entsetzens und der Empörung aus den Tuilerien strömte, erfüllte Paris mit dem Bericht über diese Roheit, über die Deutschen, die ihre Pferde gegen Weiber und Kinder hetzten, über den, erzählte man, vom Prinzen eigenhändig verwundeten Greis. Dann eilte man zu den Waffenhändlern und nahm, was man fand. Man eilte zum Hôtel de Ville, um Waffen zu erlangen und die Sturmglocke zu läuten. Kein Mitglied des Magistrats war auf

[68]) Wenn Pistolenschüsse vom Volk abgefeuert und Dragoner verwundet worden sind, wie Besenval behauptet, so hätte sein sehr geschickter Verteidiger, Desèze, es sicher in seinen „Bemerkungen zu der Anklageschrift" erwähnt (vgl. die Anklageschrift, Histoire parlementaire, Bd. IV, S. 69; und Desèze in der Fortsetzung zu Besenval, Bd. II, S. 369). Wem soll man glauben: Desèze, welcher behauptet, daß Besenval keinen Befehl gab, oder Besenval, der vor seinen Richtern gesteht, „daß ihn die Lust packte", das Volk zu vertreiben, und daß er den Befehl zum Laden erteilte? Histoire parlementaire, Bd. II, S. 89.

seinem Posten. Einige gutgewillte Wahlmänner begaben sich um sechs Uhr abends hin, nahmen den für sie abgeteilten Raum im großen Saal ein und versuchten, die Menge zu beruhigen. Aber hinter der schon eingedrungenen Menge stand eine andere auf dem Platz, welche nach Waffen rief, welche glaubte, die Stadt besäße ein verborgenes Arsenal, welche drohte, alles in Brand zu stecken. Diese Leute stießen den Posten beiseite, drangen in den Saal, schoben die Schranke fort und drängten die Wahlmänner bis in ihr Büro. Dann gaben sie ihnen durcheinander die verschiedensten Darstellungen von dem, was soeben geschehen war. Die Wahlmänner konnten ihnen die Waffen der Stadtwachen nicht abschlagen; aber schon hatte sie das Volk gesucht, gefunden und an sich gerissen; schon hat ein Mann im Überhemd, ohne Schuhe und ohne Strümpfe, den Platz des Postens eingenommen und bezieht stolz, das Gewehr auf der Schulter, die Wache an der Tür des Saales [69]).

Die Wahlmänner scheuten vor der Verantwortung zurück, die Bewegung gutzuheißen. Sie stimmten nur der Einberufung der Distrikte zu und sandten einige ihrer Mitglieder „zu den Standquartieren der bewaffneten Bürger, um sie im Namen des Vaterlandes zu bitten, die Zusammenrottungen und Tätlichkeiten zu verschieben." Diese hatten am Abend auf eine sehr ernste Art begonnen. Französische Gardisten, die aus ihren Kasernen entwichen waren, stellten sich am Palais-Royal auf, marschierten gegen die Deutschen und rächten ihren Kameraden. Sie töteten auf dem Boulevard drei Reiter, dann zogen sie zur Place Louis XV., die sie geräumt fanden.

Montag, den 13. Juli, gingen der Abgeordnete Guillotin und nach ihm zwei Wahlmänner nach Versailles und baten die Versammlung dringend, „an der Errichtung einer Bürgergarde mitzuwirken". Die Versammlung wählte zwei Abordnungen, die eine an den König, die andere an die Stadt. Sie erlangte vom König nur eine dürre, ungnädige Antwort, die sehr eigentümlich wirkte in einem Augenblick, wo schon Blut floß: Er könne nichts ändern an den Maßregeln, die er ergriffen habe, er habe allein die Entscheidung über deren Notwendigkeit; die Gegenwart der Abgeordneten in Paris täte nicht gut. — Die Versammlung war empört und beschloß: 1. daß die Nation die Entlassung Neckers bedauere; 2. daß sie auf der Entfernung der Truppen beharre; 3. daß nicht allein die Minister, sondern auch die Ratgeber des Königs, welches auch ihr Rang sein möge, für die gegenwärtigen Mißstände persönlich verantwortlich seien; 4. daß

---

[69]) Procès-verbal des électeurs, Bd. I, S. 180, vergleiche Dussaulx, Oeuvre des sept jours. Dussaulx, der einige Zeit nachher schrieb, verkehrt oft die Reihenfolge der Tatsachen.

keine öffentliche Gewalt das Recht habe, das abscheuliche Wort Bankrott auszusprechen. — Punkt drei wies deutlich auf die Königin und die Prinzen hin; Punkt vier brandmarkte sie. — Die Versammlung gewann so ihre Haltung wieder; waffenlos inmitten der Truppen, ohne andere Stütze als das Gesetz, für den Abend mit Zersprengung und Verhaftung bedroht, nannte sie mutig ihre Feinde bei ihrem wahren Namen: „Bankrottierer“ [70]).

Die Versammlung hatte nach diesem Beschluß nur noch eine Zuflucht, nämlich sich selbst, den Saal, in dem sie tagte; draußen nicht einen Zoll breit sicheren Boden; keins ihrer Mitglieder wagte mehr, zu Hause zu schlafen. Sie fürchtete auch, daß der Hof sich ihrer Archive bemächtigen könnte. Am Sonntag abend hatte einer der Sekretäre, Grégoire, alle Papiere eingeschlossen, versiegelt und in einem Hause in Versailles verborgen [71]). Am Montag führte er „einstweilen“ den Vorsitz, richtete mit seinem großen Mut die schlaffen Seelen auf, erinnerte sie an das Ballhaus und an das Wort des Römers: „Wenn krachend der Erdkreis birst, so werden die Trümmer doch auf einen Furchtlosen stürzen.“ (Impavidum ferient ruinae.)

Man erklärte die Sitzung als ständig, und sie dauerte zweiundvierzig Stunden. Lafayette, der nicht wenig zu diesem herzhaften Entschluß beigetragen hatte, wurde zum Vizepräsidenten ernannt.

In Paris herrschte indessen die lebhafteste Besorgnis. Der Faubourg Saint-Honoré glaubte jeden Augenblick, die Truppen einmarschieren zu sehen. Trotz der Bemühungen der Wahlmänner, welche die ganze Nacht umherliefen, um die Niederlegung der Waffen zu betreiben, bewaffnete sich alle Welt; niemand hatte Lust, die Kroaten und Panduren friedlich zu empfangen und die Schlüssel der Königin zu überbringen. Montag morgens von sechs Uhr an läuteten alle Glocken auf sämtlichen Kirchen Schlag um Schlag Sturm, daraufhin begaben sich einige Wahlmänner ins Hôtel de Ville, fanden die Menge schon gestaut und schickten sie heim in die Distrikte. Um acht Uhr, da die Menge sich nicht rührt, behaupten sie, daß die Bürgergarde bewilligt ist, was noch nicht der Fall war. Das Volk schreit dauernd: „Waffen! Waffen!“, worauf die Wahlmänner erwidern: „Wenn die Stadt welche besitzt, so kann man sie nur durch den Vorsteher der Kaufmannschaft bekommen.“ — „Dann lasse man ihn holen.“

---

[70] Jene begannen, mit Papiergeld zu zahlen, das keine andere Garantie trug, als die Unterschrift eines zahlungsunfähigen Königs. Vergleiche oben, Kap. V.

[71]) Memoiren Grégoires, Bd. I, S. 382.

Der Vorsteher Flesselles wurde an diesem Tage vom König nach Versailles entboten und vom Volk ins Hôtel de Ville. Sei es, daß er nicht wagte, sich dem Ruf der Menge zu widersetzen, sei es, daß er dem König in Paris besser dienen zu können glaubte, er ging zum Hôtel de Ville, wurde auf dem Grèveplatz mit Beifall begrüßt und sagte väterlich: „Ihr werdet mit mir zufrieden sein, liebe Freunde, ich bin euer Vater.“ Im Saale erklärte er, daß er nur auf Grund einer Wahl durch das Volk den Vorsitz führen werde. Darauf erfolgten neue Freudenausbrüche.

Noch gab es keine Pariser Armee, und schon stritt man darüber, wer der General sein sollte. Der Amerikaner Moreau de Saint-Méry, der den Wahlmännern präsidierte, zeigte eine Büste Lafayettes, man klatschte Beifall bei seinem Namen. Andere schlugen vor und setzten es durch, daß man das Kommando dem Herzog von Aumont anbot, der erbat vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und lehnte dann ab. Zweiter Befehlshaber wurde der Marquis de la Salle, ein erprobter Offizier und patriotischer Schriftsteller, der ein opfermutiges Herz besaß.

All das zog sich in die Länge, die Menge zitterte vor Ungeduld; sie wollte möglichst schnell in Waffen sein, und nicht ohne Grund. Die Bettler vom Montmartre warfen ihre Hacke hin und stiegen in die Stadt hinunter; Massen von Unbekannten, von Landstreichern zogen umher. Das entsetzliche Elend auf dem Lande hatte von allen Seiten Trupps von Halbverhungerten nach Paris getrieben; die Hungersnot bevölkerte die Stadt.

Am Morgen eilte die Menge nach Saint-Lazare, weil das Gerücht ging, es gäbe Getreide dort; tatsächlich fand sie einen riesigen Vorrat Mehl, den die Mönche aufgestapelt hatten. Man belud mehr als fünfzig Wagen damit und fuhr sie in die Hallen. Im Kloster brach man alles auf, aß und trank, was man fand, nahm übrigens nichts mit; der erste, der den Versuch machte, wurde vom Volke selbst aufgeknüpft.

Die Gefangenen in Saint-Lazare waren entwischt. Man befreite auch die in La Force, die wegen Schulden festgehalten wurden. Die Verbrecher im Châtelet wollten den günstigen Augenblick benutzen und schlugen schon die Türen ein. Der Aufseher rief eine vorübergehende Volksschar an; diese drang ein, feuerte auf die Rebellen und zwang sie, Ordnung zu halten.

Die Waffen aus der Gerätkammer wurden weggeholt, aber später getreulich zurückgebracht.

Da die Wahlmänner die Bewaffnung nicht mehr aufschieben konnten, so versuchten sie es, sie zu beschränken. Sie stimmten ab, und

der Vorsteher verkündete: Jeder der sechzig Distrikte sollte zweihundert Mann auswählen und bewaffnen, und alles übrige sollte entwaffnet werden. — So hatte man eine Armee von zwölftausend Bürgerlichen, die ausgezeichnet die Polizei versehen, aber sehr schlecht die Verteidigung übernehmen konnte. Paris wäre geliefert gewesen. Am selben Tage nachmittags beschloß man, daß die Pariser Miliz achtundvierzigtausend Mann betragen solle. Die Kokarde solle die Farben der Stadt bekommen, blau und rot [72]). Dieser Beschluß wurde noch am gleichen Tage von allen Distrikten bestätigt.

Ein ständiges Komitee wird ernannt, um Tag und Nacht über die öffentliche Ordnung zu wachen. Man setzt es aus Wahlmännern zusammen. — „Warum nur Wahlmänner?“ fragt vortretend ein Mann. — „Wen soll man denn nach Ihrer Meinung nehmen?“ — „Mich,“ sagt der. — Er wird durch Zuruf gewählt.

Dann wagte der Vorsteher eine schwere Frage: „Wem soll man den Eid leisten?“ — „Der Versammlung der Bürger,“ erwidert lebhaft ein Wahlmann.

Die Lebensmittelfrage drängte ebenso wie die Bewaffnung. Der Polizeipräfekt, den die Wahlmänner kommen ließen, erklärte, daß die Zufuhren ihn nichts angingen. Die Stadt mußte darauf bedacht sein, sich zu verpflegen, so gut es ging. Alle Zugangsstraßen waren mit Truppen besetzt; die Pächter und Kaufleute, die Lebensmittel brachten, mußten den gewagten Weg durch die Posten und die Lager der fremden Soldaten nehmen, die nur deutsch sprachen. Und selbst wenn sie glücklich bis an die Stadt kamen, so gab es tausend Schwierigkeiten, bevor sie die Zollschranken passieren konnten.

Paris hatte die Wahl: Hungers zu sterben oder zu siegen, und zwar in einem einzigen Tage zu siegen. Wie sollte man ein solches Wunder hoffen? Der Feind lag in der Stadt selbst, in der Bastille und in der Militärschule, an allen Schlagbäumen; die französischen Garden, mit Ausnahme weniger, blieben in ihren Kasernen, konnten noch keinen Entschluß fassen. Daß die Pariser ganz allein das Wunder vollbringen könnten, schien beinahe lächerlich. Sie galten als nachgiebig, schlapp, als „gutmütig“. Nichts war weniger wahrscheinlich, als daß aus diesem Volke plötzlich eine Armee, und zwar eine kriegstüchtige Armee werden sollte.

Zweifellos war dies der Gedankengang der nüchternen Männer,

[72]) Aber da das auch die Farben des Hauses Orléans waren, so wurde auf Vorschlag Lafayettes das Weiß hinzugefügt, die alte Farbe Frankreichs. Vergleiche seine Memoiren, Bd. II, S. 266. „Ich gebe euch,“ sagte er, „eine Kokarde, welche die Reise um die Welt machen wird.“

die den Stadtausschuß bildeten. Sie wollten Zeit gewinnen, die ungeheure Verantwortlichkeit, die bereits auf ihnen lastete, nicht noch schwerer machen. Sie regierten Paris seit dem 12.; etwa noch als Wahlmänner? Konnte die Gewalt, die die Wahl gab, soweit reichen? Sie glaubten jeden Augenblick, den alten Marschall Broglie mit allen seinen Truppen kommen und Rechenschaft von ihnen verlangen zu sehen. Daher ihr Zaudern, ihr lange zweideutiges Verhalten. Daher das Mißtrauen des Volkes, das in ihnen sein wesentliches Hemmnis sah und seine Angelegenheiten ohne sie betrieb.

Um die Mitte des Tages kehrten die nach Versailles entsandten Wahlmänner zurück und berichteten die drohende Antwort des Königs und den Beschluß der Versammlung.

Das war allen Ernstes der Krieg. Die Abgesandten waren auf den Straßen der grünen Kokarde begegnet, der Farbe des Grafen Artois. Sie waren an Kavallerie vorübergekommen, an allen deutschen Truppen, die in ihren weißen österreichischen Mänteln an der Straße lagerten.

Die Lage war, äußerlich genommen, furchtbar, hilflos, wenig hoffnungsvoll. Aber das Herz war groß, und jeder fühlte es von Stunde zu Stunde wachsen in der Brust. Alle kamen zum Hôtel de Ville und boten sich für den Kampf an: Körperschaften, Stadtquartiere bildeten Freiwilligenlegionen. Die Schützengilde bot ihre Dienste an, die chirurgische Schule kam mit Boyer an der Spitze; die Basoche wollte voranziehen und im Vordertreffen kämpfen; alle diese jungen Leute schworen, bis zum letzten sterben zu wollen.

Kämpfen? Aber mit welchen Mitteln? Es gab weder Waffen, noch Gewehre, noch Pulver.

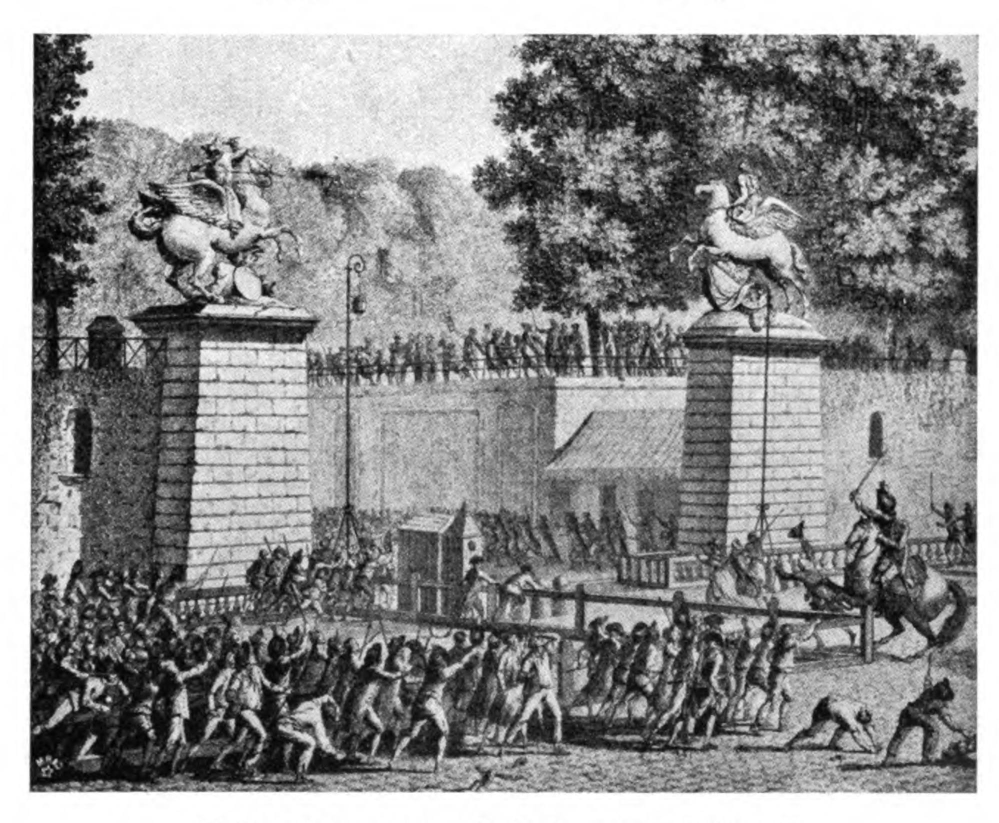
Das Arsenal, so erklärte man, war leer. Das Volk gab sich damit nicht zufrieden. Ein Invalide und ein Perückenmacher stellten sich in der Umgebung auf die Lauer, und bald sahen sie, daß eine große Menge Pulver herausgeschafft wurde, die nach Rouen verladen werden sollte. Sie eilten ins Hôtel de Ville und nötigten die Wahlmänner, dieses Pulver herbeischaffen zu lassen. Ein tapferer Abbé übernahm die gefährliche Aufgabe, es zu bewachen und unter das Volk zu verteilen [73]).

So fehlten nur noch Gewehre. Man wußte, daß in Paris eine große Niederlage war. Der Intendant Berthier hatte dreißigtausend

[73]) Der Abbé Lefebvre d'Ormesson, ein heldenmütiger Mensch. Niemand erwies der Revolution und der Stadt Paris einen größeren Dienst. Er hielt achtundvierzig Stunden auf dem Vulkan aus, unter den Wütenden, die sich um das Pulver zankten; mehrere Male schoß man auf ihn; ein Betrunkener rauchte über den offenen Fässern usw.



Necker. *Bailly.*



Volksaufruhr vor den Tuilerien am 12 Juli 1789.

Nach einem Stich von Berthault.

Stück kommen lassen, und er hatte die Anfertigung von zweihunderttausend Patronen befohlen. Der Vorsteher konnte über die große Geschäftigkeit der Intendanz nicht im Unklaren sein. Gedrängt, die Niederlage zu verraten, erklärte er, die Manufaktur in Charleville habe ihm dreißigtausend Gewehre versprochen, und ferner, zwölftausend könnten in jedem Augenblick ankommen. Wie um diese Lüge zu stützen, queren gerade Lastwagen den Grèveplatz, auf denen das Wort „Artillerie“ stand. Das sind zweifellos die Gewehre. Der Vorsteher läßt die Kisten herausnehmen. Aber er verlangt französische Garden für die Verteilung. Man rennt zu den Kasernen, und wie zu erwarten war, geben die Offiziere nicht einen Soldaten heraus. Also müssen die Wahlmänner die Gewehre selbst verteilen. Sie öffnen die Kisten. Was finden sie? Lumpen. Die Wut des Volkes steigt zum Gipfel, es schreit Verrat. Flesselles weiß nicht, was er sagen soll, und gerät auf den Einfall, das Volk zu den Cölestinern und Karthäusern zu schicken: „Die Mönche haben Waffen verborgen.“ Neue Enttäuschung; die Karthäuser öffnen und zeigen alles; die genaueste Durchsuchung fördert nicht ein Gewehr zutage.

Die Wahlmänner ermächtigen die Distrikte, fünfzigtausend Spieße zu verfertigen, sie waren in sechsunddreißig Stunden geschmiedet; aber diese so kurze Zeit war lang für eine solche Krisis. Alles konnte in der Nacht zu Ende sein. Das Volk, das immer wußte, was seine Führer nicht wußten, erfuhr abends das Vorhandensein einer großen Gewehrniederlage im Invalidenhaus. Die Abgeordneten eines Distrikts gingen noch am Abend zum Kommandanten Besenval und zu Sombreuil, dem Gouverneur des Hauses. „Ich werde darüber nach Versailles schreiben,“ sagte Besenval kalt. Er benachrichtigte in der Tat den Marschall Broglie — und erhielt sonderbarerweise keine Antwort.

An dieser unbegreiflichen Ruhe war zweifellos, wie man gesagt hat, die völlige Anarchie schuld, die im Staatsrat herrschte; alle waren über alles uneinig, mit Ausnahme eines fest beschlossenen Punktes: der Auflösung der Nationalversammlung. Auch war, glaube ich, die Verachtung des Hofes daran schuld, der, allzu fein und klug, in dieser großen Bewegung die Wirkung kleiner Ränke sah, der des Glaubens war, das Palais-Royal mache alles und Orléans bezahle alles . . . Eine kindische Erklärung: Kann man Millionen Menschen besolden? Der Herzog hatte also auch die Erhebung in Lyon und in der Dauphiné bezahlt, wo man im selben Augenblick die Steuern verweigerte? Er hatte die Städte in der Bretagne bezahlt, die zu den Waffen griffen, die Soldaten in Rennes bezahlt, die sich weigerten, auf die Bürger zu schießen?

Die Büste des Prinzen war im Triumph umhergetragen worden, das ist richtig. Aber der Prinz selbst war nach Versailles gekommen, um sich seinen Feinden anzuvertrauen und feierlich zu erklären, daß er genau so viel und noch mehr Furcht wie die anderen vor dieser Empörung habe. Man bat ihn, gefälligst im Schloß schlafen zu wollen. Der Hof glaubte, wenn er ihn in Händen hätte, damit die Ursache des ganzen Anschlags zu haben und sich wenig mehr beunruhigen zu müssen. Der alte Marschall, dem gerade jetzt alle militärischen Kräfte anvertraut waren, umgab sich dicht mit Truppen, hielt den König in Sicherheit, setzte Versailles, an das kein Mensch dachte, in Verteidigungszustand und wartete, daß der leere Dunst in Paris sich von selbst zerstreute.

Siebentes Kapitel

Erstürmung der Bastille, 14. Juli 1789

Schwierigkeit, die Bastille zu nehmen. — Die Idee des Angriffes gehört dem Volke. — Haß des Volkes gegen die Bastille. — Die Welt jubelt, als sie die Einnahme der Bastille erfährt. — Das Volk verschafft sich Gewehre im Invalidenhaus. — Die Bastille war in Verteidigungszustand. — Thuriot fordert die Bastille zur Übergabe auf. — Die Wahlmänner entsenden unnützerweise mehrere Abordnungen. — Der letzte Angriff; Elie, Hullin. — Gefährliche Verzögerung. — Das Volk glaubt sich verraten, bedroht den Vorsteher, die Wahlmänner. — Die Sieger im Hôtel de Ville. — Wie die Bastille sich übergab. — Tod des Gouverneurs. — Gefangene werden getötet, andere begnadigt. — Milde des Volkes.

In Versailles mit seiner organisierten Regierung, seinem König, den Ministern, einem General und einer Armee herrschte nur Zaudern, Zweifel, Unsicherheit, völlige moralische Anarchie.

Paris, aufgewühlt, von jeder gesetzlichen Autorität im Stich gelassen, in offenbarer Verwirrung, erreichte am 14. Juli den höchsten Grad moralischer Ordnung: die Einmütigkeit der Geister.

Am 13. Juli dachte Paris nur an Verteidigung. Am 14. griff es an.

Am 13. abends gab es noch Zweifel, und am nächsten Morgen waren sie verschwunden. Der Abend war voll Wirrnis, voll unmäßiger Wut. Der Morgen war strahlend und von grauenhafter Heiterkeit.

Ein Gedanke erhob sich über Paris mit dem anbrechenden Tag, und alle sahen dasselbe Licht. Eine Erleuchtung der Geister und

in jedem Herzen eine Stimme: „Geh hin, und du wirst die Bastille nehmen!“ [74])

Das war unmöglich, unsinnig; es nur auszusprechen, seltsam. Und trotzdem glaubten alle daran. Und so geschah es.

Die Bastille war zwar eine alte Festung, aber nichtsdestoweniger uneinnehmbar; wenigstens mußte man mehrere Tage daran wenden und viel Artillerie. Das Volk hatte in dieser Krisis weder Zeit noch Mittel, eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Und wenn es damit begonnen hätte, so brauchte die Bastille nichts zu fürchten, da sie genug Lebensmittel besaß, um eine so nahe Hilfe abwarten zu können, und ungeheure Kriegsmunition. Ihre an den Turmzinnen zehn Fuß und an der Basis dreißig oder vierzig Fuß dicken Mauern konnten lange aller Kugeln spotten; und ihre Batterien, deren Feuer über Paris reichte, hätten inzwischen den ganzen Marais, den ganzen Faubourg Saint-Antoine zerstören können. Ihre Türme, die von doppelt und dreifach vergitterten engen Fenstern und Schießscharten durchbrochen waren, erlaubten der Besatzung, in völliger Deckung ein furchtbares Gemetzel unter den Stürmenden anzurichten.

Der Angriff auf die Bastille war keineswegs klug. Er war eine Tat des Glaubens.

Niemand machte den Vorschlag. Aber alle glaubten und alle handelten. Die Straßen, die Quais, die Brücken, die Boulevards auf und ab rief die Menge der Menge zu: „Zur Bastille! Zur Bastille!“ Und aus dem Läuten der Sturmglocke hörten es alle: „Zur Bastille!“

Niemand, ich wiederhole es, gab den Anstoß. Die Redner des Palais-Royal verbrachten die Zeit damit, eine Liste der zu Ächtenden aufzustellen, die Königin, die Polignac, Artois, den Vorsteher Flesselles und noch andere zum Tode zu verurteilen. Unter den Namen der Sieger der Bastille befindet sich keiner derer, die sonst die Anträge stellten; das Palais-Royal war nicht der Ausgangspunkt, und ebensowenig brachten die Sieger ihre Beute und die Gefangenen zum Palais-Royal.

Noch weniger stammt die Idee des Angriffs von den Wahlmännern, die im Hôtel de Ville tagten. Weit entfernt davon gingen sie sogar, um das Blutbad, das die Bastille so bequem anrichten konnte, zu verhindern und ihm zuvorzukommen, soweit, daß sie dem Gouver-

[74]) Über die Einnahme der Bastille, in der sich bei ihrer Erstürmung nur wenige Gefangene vorfanden, ist die Wissenschaft jetzt anderer Meinung als Michelet sie auf den folgenden Blättern schildert. Linguets und Latudes Memoiren sind wenig zuverlässige Sensationsschriften. (Anmerkung des Herausgebers.)

neur versprachen, man würde ihn nicht angreifen, wenn er seine Kanonen zurückzöge. Die Wahlmänner übten nicht etwa Verrat, dessen man sie anklagte, aber sie hatten keinen Glauben.

Wer hatte ihn denn? Der, der auch den Opfermut hatte und die Kraft, seinen Glauben zu erfüllen. Wer? Das Volk, jedermann.

Was begab sich in dieser kurzen Nacht, in der niemand schlief, daß am Morgen alle Meinungsverschiedenheiten, alle Ungewißheit mit den Schatten der Nacht verschwunden waren und alle denselben Gedanken hatten?

Man weiß, was im Palais-Royal, im Hôtel de Ville geschah, doch müßte man wissen, was am häuslichen Herd des Volkes vor sich ging.

Was hatte die Bastille diesem Volke getan? Die Leute aus dem Volk kamen fast niemals hinein. Aber die Gerechtigkeit redete zu ihnen und eine Stimme, die noch stärker zum Herzen spricht, die Stimme der Menschlichkeit und des Erbarmens; diese sanfte Stimme, die so schwach scheint und die doch Türme stürzt, brachte schon seit zehn Jahren die Bastille ins Wanken.

Man muß die Wahrheit sagen; wenn irgend jemand auf den Ruhm Anspruch hat, sie gestürzt zu haben, dann ist es die unerschrockene Frau, die so lange gegen alle Mächte der Welt für die Befreiung Latudes wirkte. Das Königtum weigerte die Gnade, die Nation entriß sie ihm; diese Frau, dieser Held, wurde in öffentlicher Feier gekrönt. Die krönen, die sozusagen die Staatsgefängnisse erstürmt hatte, das hieß schon die letzteren brandmarken, sie dem öffentlichen Fluch weihen, sie im Herzen und in den Gedanken der Menschen zerstören. Diese Frau hatte die Bastille genommen.

Seit jener Zeit unterließ das Volk aus der Stadt und dem Faubourg, das unaufhörlich wieder und wieder an diesem belebten Ort den Schatten der Bastille kreuzen mußte[75]), nicht, diese zu verwünschen. Sie verdiente solchen Haß durchaus. Es gab sehr viele andere Gefängnisse, aber die Bastille war das der launischen Willkür, des phantastischen Despotismus, der kirchlichen und bureaukratischen Inquisition. Der Hof, so wenig religiös er war in diesem Jahrhundert, hatte aus der Bastille den Wohnsitz der freien Geister, das Gefängnis des Gedankens gemacht. Unter Ludwig XVI. war sie weniger gefüllt.

Die ganze Welt kannte und haßte die Bastille. Bastille und Tyrannei waren in allen Sprachen zwei gleichbedeutende Wörter. Alle Nationen glaubten sich befreit auf die Nachricht von ihrer Zerstörung.

---

[75]) Sie erdrückte die Rue Saint-Antoine, sagt Linguet sehr gut (S. 147). Die bekanntesten Sieger der Bastille sind aus dem Faubourg oder aus dem Quartier Saint-Paul und der Culture-Sainte-Catherine.

In Rußland, dem Reiche der Geheimnisse und des Schweigens, dieser monströsen Bastille zwischen Europa und Asien, langte die Nachricht kaum an, als man Leute aller Nationen auf den Plätzen schreien und weinen sehen konnte; sie sanken einander in die Arme und erzählten sich die Kunde: „Wie soll man nicht vor Freude weinen? Die Bastille ist genommen[76]).“

Am Morgen des großen Tages hatte das Volk noch keine Waffen.

Das Pulver, das es sich am Abend vorher im Arsenal verschafft und zum Hôtel de Ville gebracht hatte, wurde während der Nacht von nur drei Männern langsam verteilt. Als die Verteilung gegen zwei Uhr einen Augenblick stockte, schlug die verzweifelte Menge mit Hämmern die Türen des Magazins ein; bei jedem Schlag sprang Feuer von den Nägeln.

Und noch immer keine Gewehre! Man mußte sie mit Gewalt aus dem Invalidenhaus holen. Das war sehr gewagt. Tatsächlich liegt das Invalidenhaus völlig offen. Aber der Gouverneur Sombreuil, ein alter, tapferer Offizier, hatte eine starke Abteilung Artillerie und Kanonen aufgenommen, ohne die, welche er schon hatte. Wenn auch die Kanonen ziemlich nutzlos waren, so konnte die Menge doch leicht von den Regimentern Besenvals in der Militärschule in die Flanke genommen und zerstreut werden.

Sollten die fremden Regimenter den Gehorsam verweigert haben? Was auch Besenval sagen mag, man kann billig daran zweifeln. Viel offenbarer ist, daß er selbst, da man ihn ohne Order ließ, durchaus schwankte und wie geistesgestört war. An diesem Morgen, um fünf Uhr, hatte er einen merkwürdigen Besuch. Ein bleicher Mann tritt ein mit flammenden Augen, mit schnellem, kurzem Wort, mit verwegener Haltung. Der alte Geck, der frivolste Offizier des ancien régime, übrigens aber tapfer und kaltblütig, sieht den Mann an und findet ihn schön. „Herr Baron,“ sagt der Mann, „man muß Sie warnen, Widerstand zu versuchen. Die Schlagbäume werden heute niedergebrannt[77]); ich weiß es, kann aber nichts dazu tun und Sie ebensowenig. Versuchen Sie nicht, es zu verhindern.“

---

[76]) Die Tatsache ist von einem unverdächtigen Zeugen berichtet, dem russischen Gesandten, Grafen Ségur, der diese Begeisterung keineswegs teilte: „Diese Tollheit, die zu glauben mir jetzt noch, wo ich sie berichte, Mühe kostet, usw.“ Ségur, Memoiren, Bd. III, S. 508.

[77]) Man sieht hieraus, daß um fünf Uhr noch kein bestimmter Plan vorhanden war. Der betreffende Mann, der nicht aus dem Volke stammte, wiederholte allem Anschein nach die Gerüchte aus dem Palais-Royal. — Die Menge unterhielt sich schon lange über den Vorteil, die Bastille zu zerstören, schmiedete Pläne usw. Aber der heroische, wahnsinnige Gedanke, sie in einem Tage zu nehmen, konnte nur dem Volke selbst gehören.

Besenval hatte keine Furcht. Aber er spürte nichtsdestoweniger den Hieb und empfand die moralische Wirkung. „Ich fand ihn," erzählt er, „auf eine Art beredt, die mich verblüffte. Ich hätte ihn festnehmen lassen sollen, und ich tat nichts." Hier hatten sich ancien régime und Revolution Auge in Auge gegenübergestanden, und jenes blieb in erschrecktem Staunen zurück.

Noch vor neun Uhr standen dreißigtausend Menschen vor dem Invalidenhaus. An der Spitze sah man den Prokurator der Stadt; der Wahlmännerausschuß hatte nicht gewagt, dessen Teilnahme zu verweigern. Ferner waren da ein paar Kompanien französischer Garde, die aus ihrer Kaserne entwischt waren. In der Mitte bemerkte man die Mitglieder der Basoche in ihrem alten, roten Gewand, und den Pfarrer von Saint-Etienne-du-Mont, der, zum Vorsitzenden der in seiner Kirche tagenden Versammlung ernannt, das gefährliche Amt, die bewaffnete Macht zu führen, nicht ausschlug.

Der alte Sombreuil war sehr geschickt. Er kam zum Gittertor und sagte, er habe tatsächlich Gewehre, aber es sei eine ihm anvertraute Niederlage, und sein Gefühl als Offizier und Edelmann verbiete es ihm, sie preiszugeben. Dieser unerwartete Grund brachte die Menge zum Stillstand; die Strenge der Anschauungen des Volkes in den ersten Zeiten der Revolution war bewundernswert! — Sombreuil fügte hinzu, er habe einen Kurier nach Versailles geschickt, er warte auf Antwort — und das alles mit starken Betonungen seiner Anhänglichkeit und Freundschaft für das Hôtel de Ville und die Stadt im allgemeinen.

Die meisten wollten warten. Glücklicherweise war ein weniger bedenklicher Mann dabei[78]), der die Menge nicht dazu kommen ließ, genarrt zu werden. Es war keine Zeit zu verlieren; und wem gehörten die Waffen, wenn nicht der Nation? Man sprang in die Gräben und drang in das Gebäude ein; achtundzwanzigtausend Gewehre wurden in den Kellern gefunden und mitgenommen, außerdem zwanzig Geschütze.

Dies geschah zwischen neun und elf. Aber eilen wir zur Bastille.

Der Kommandant De Launey stand schon am 13., von zwei Uhr nachts an, unter Waffen. Er hatte keine Vorsichtsmaßregel versäumt. Außer den Geschützen auf den Türmen hatte er welche aus dem Arsenal kommen lassen, die er im Hof aufstellte und mit Kartätschen lud. Auf die Türme ließ er sechs Wagen mit Pflastersteinen, Kugeln und Eisenstücken bringen, um die Stürmenden zu zer-

[78]) Ein einziger von den versammelten Bürgern. Procès-verbal des électeurs, Bd. I, S. 300.

schmettern[79]). In den unteren Schießscharten hatte er zwölf grobe Wallbüchsen angebracht, von denen jede anderthalb Pfund schwere Kugeln verschießen konnte. Unten standen die sichersten Soldaten, zweiunddreißig Schweizer, die keinerlei Bedenken trugen, auf die Franzosen zu schießen. Die Mehrzahl seiner zweiundachtzig Invaliden war weit weg von den Toren auf den Türmen verteilt. Er hatte die Vorwerke geräumt, die den Fuß der Festung deckten.

Am 13. geschah nichts, von Verwünschungen abgesehen, die von den Passanten gegen die Bastille geschleudert wurden.

Gegen Mitternacht werden sieben Schüsse auf die Turmwachen abgefeuert. Alarm! Der Kommandant steigt mit dem Regimentsstab hinauf, bleibt eine halbe Stunde, horcht auf die fernen Geräusche der Stadt und steigt wieder hinab, als er nichts mehr hört.

Am Morgen des 14. sammelt sich viel Volk, jeden Augenblick strömen junge Leute herzu (aus dem Palais-Royal? oder andere?) und riefen, man müsse ihnen Waffen geben. Sie werden nicht beachtet. Dagegen wird — gegen zehn Uhr — die Friedensabordnung aus dem Hôtel de Ville beachtet und hereingeführt; diese bittet den Kommandanten, seine Kanonen zurückzuziehen, und verspricht, daß man ihn nicht angreifen wird, wenn er nicht schießt. Das nimmt er gern an, da er keinen Befehl hat zu schießen, und voller Freude ladet er die Abgesandten zum Frühstück ein.

Als jene fortgehen, kommt ein Mann, der eine ganz andere Tonart anschlägt.

Ein gewaltiger, verwegener Mensch, ohne Respekt vor Menschen, ohne Furcht und Mitleid, der kein Hindernis und keinen Aufschub kennt und in sich den zornigen Geist der Revolution trägt. Er kommt, um die Bastille zur Übergabe aufzufordern.

Mit ihm tritt der Schrecken ein. Die Bastille hat Furcht; der Kommandant weiß nicht, weshalb, aber er gerät in Verwirrung, er stammelt.

Dieser Mann war Thuriot, eine wahre Bulldogge von der Art Dantons; wir finden ihn zweimal, am Beginn und am Ende; sein Wort ist beide Male verderblich: er stürzt die Bastille[80]), er tötet Robespierre.

Er soll die Brücke nicht überschreiten, der Kommandant verbietet

---

[79]) Biographie Michaud, Artikel über De Launey, der nach Auskünften seiner Freunde redigiert ist.

[80]) Zweimal stürzt er sie. Er bringt den Zwiespalt hinein; und nach ihrer Einnahme ist er es, der den Vorschlag macht, sie zu zerstören. Er tötet Robespierre am 9. Thermidor, indem er ihm das Wort verweigert; Thuriot war damals Präsident des Konvents.

es, er überschreitet sie doch. Vom ersten Hof geht er in den zweiten; neues Verbot: er geht weiter; er geht auf der Zugbrücke über den zweiten Graben. Und da steht er vor dem ungeheuren Gitter, das den dritten Hof schließt. Es war weniger ein Hof, als eine riesige Wolfsgrube, deren Wände die acht unter sich verbundenen Türme bildeten. Diese schauerlichen Riesen gingen nicht nach der Hofseite, hier hatten sie nicht ein einziges Fenster. An ihrem Fuße, in ihrem Schatten war der einzige Spazierweg des Gefangenen; auf dem Boden des Abgrunds verloren, erdrückt von den riesigen Massen, hatte er nur den Ausblick auf die unerbittliche Nacktheit der Mauern. An einer Seite nur hatte man eine Uhr aufgestellt zwischen zwei Gefesselten aus Eisen, wie um die Zeit selbst in Ketten zu legen und die langsame Folge der Stunden schwerer wuchten zu machen.

Da standen die geladenen Geschütze, die Garnison, der Regimentsstab.

Nichts imponierte Thuriot: „Mein Herr," sagte er zum Kommandanten, „im Namen des Volkes, im Namen der Ehre und des Vaterlandes fordere ich Sie auf, Ihre Geschütze zurückzuziehen und die Bastille zu übergeben." Dann wandte er sich zur Garnison und wiederholte seine Worte.

Wenn Herr De Launey ein wahrer Soldat gewesen wäre, dann hätte er den Unterhändler nicht so bis in das Herz seiner Stellung gelangen lassen; noch weniger hätte er die Ansprache an die Besatzung zugelassen. Aber man muß wohl beachten, daß die Offiziere der Bastille in der Mehrzahl Offiziere von des Polizeipräfekten Gnade waren; selbst die, die niemals gedient hatten, trugen das Kreuz vom Heiligen Ludwig. Alle, vom Kommandanten bis zum Küchenjungen, hatten ihre Stellen gekauft und zogen ihren besonderen Vorteil daraus. Der Kommandant fand Mittel, seine sechzigtausend Livres Besoldung jedes Jahr durch Erpressungen um die gleiche Summe zu erhöhen. Er unterhielt sein Haus auf Kosten der Gefangenen; er hatte die Heizung eingeschränkt, verdiente an ihrem Wein[81]), an ihrer traurigen Einrichtung. Er war so ruchlos und grausam, den kleinen Garten der Bastille, der auf einer Bastion lag, an einen Gärtner zu vermieten und um des schalen Verdienstes willen den Gefangenen diesen Spaziergang zu nehmen, ebenso wie den auf den Türmen, d. h. ihnen Luft und Licht abzuschneiden.

[81]) Der Kommandant hatte das Recht, hundert Fässer Wein einführen zu lassen. Er verkaufte dieses Recht an eine Schenke, aus der er statt dessen Weinessig für die Gefangenen bezog. Linguet, S. 86, vergleiche in „La Bastille dévoilée", die Geschichte eines reichen Gefangenen, den De Launey nachts zu einem Mädchen führte, das er, De Launey, ausgehalten hatte, aber nicht mehr bezahlen wollte.

Noch aus einem anderen Grunde sank dieser niedrigen, gierigen Seele der Mut: er wußte: daß man ihn kannte; die grausigen Memoiren Linguets hatten De Launey in Europa berühmt gemacht. Die Bastille war verhaßt; aber der Kommandant war persönlich verhaßt. Die wütenden Rufe des Volkes, die er hörte, bezog er auf sich; er war voll Verwiruung und Furcht.

Die Worte Thuriots wirkten verschieden auf die Schweizer und auf die Franzosen. Die Schweizer verstanden sie nicht; ihr Hauptmann, de Flue, war entschlossen, standzuhalten. Aber der Regimentsstab und die Invaliden schwankten; diese alten Soldaten, die in ständiger Verbindung mit der Bevölkerung des Faubourg standen, hatten keine Lust, auf sie zu schießen. Die Garnison war also geteilt; was werden die beiden Parteien tun? Werden sie aufeinander schießen, wenn sie nicht einig werden können?

Der betrübte Kommandant berichtete in rechtfertigendem Ton von dem Übereinkommen mit der Stadt. Er schwor und ließ die Besatzung schwören, daß sie nicht beginnen würden, wenn man sie nicht angriffe.

Thuriot hielt sich dabei nicht auf. Er wollte die Türme besteigen und sich davon überzeugen, ob die Geschütze zurückgezogen wären. De Launey, der sehr bereute, daß er ihn schon so weit hatte kommen lassen, weigerte sich; aber seine Offiziere drängten ihn, und so stieg er mit Thuriot hinauf.

Die Kanonen waren zurückgeschoben und versteckt, doch immer gerichtet. Die Aussicht von dieser hundertvierzig Fuß hohen Stelle war ungeheuer, erschreckend; die Straßen, die Plätze mit Volk überfüllt, der ganze Garten des Arsenals schwarz voll bewaffneter Männer. Und von der anderen Seite rückt eine dunkle Masse drohend heran. Das ist der Faubourg Saint-Antoine.

Der Kommandant erbleicht. Er faßt Thuriot am Arm: „Was haben Sie getan? Sie haben den Namen eines Unterhändlers mißbraucht! Sie haben mich verraten!“

Alle beide standen am Rande, und De Launey hatte eine Wache auf dem Turm. Jedermann in der Bastille hatte dem Kommandanten den Eid geleistet; in seiner Festung war er König und Gesetz. Noch konnte er sich rächen.

Aber das Gegenteil geschah, — Thuriot jagte ihm Furcht ein: „Mein Herr,“ erklärte er, „noch ein Wort, und ich schwöre Ihnen, daß einer von uns beiden in den Graben fallen wird[82]).“

[82]) Das Verhalten Thuriots wird in der Fortsetzung zu Dussaulx, „Oeuvre des sept jours“, S. 408, erzählt. Vergleiche Procès-verbal des électeurs, Bd. I, S. 310.

Im selben Augenblick nähert sich die Wache, ebenso verstört wie der Kommandant, und wendet sich an Thuriot mit den Worten: „Um Gottes willen, Herr, zeigen Sie sich, es ist keine Zeit zu verlieren; schon rücken sie vorwärts. Wenn sie Euch nicht sehen, dann werden sie angreifen.“ Thuriot steckte den Kopf durch die Schießscharten; als das Volk ihn lebendig und stolz auf dem Turm stehen sah, brach es in ungeheuren Jubel und Beifall aus.

Thuriot stieg mit dem Kommandanten hinab, schritt wiederum über den Hof und sprach noch einmal zur Besatzung: „Ich werde nun meinen Bericht abgeben; ich hoffe, daß das Volk sich nicht weigern wird, eine Abteilung Bürgergarde zu bestimmen, welche die Bastille mit euch bewachen kann [83]).“

Das Volk geriet auf den Einfall, in die Bastille einzudringen, wenn Thuriot herauskäme. Als es sah, daß er fortging, um im Rathaus Bericht abzustatten, hielt es ihn für einen Verräter und bedrohte ihn. Die Ungeduld stieg bis zur Wut; die Menge ergriff drei Invaliden und wollte sie in Stücke reißen. Sie bemächtigte sich eines jungen Mädchens, das sie für die Tochter des Kommandanten hielt; etliche wollten sie verbrennen, wenn der Vater sich weigerte, sich zu ergeben. Sie wurde ihnen von anderen aus den Händen gerissen. „Was soll aus uns werden,“ meinte man, „wenn die Bastille nicht vor Nacht genommen ist?“ Der dicke Santerre, ein Brauer, den sich der Faubourg zum Führer gegeben hatte, schlug vor, man solle den Platz in Brand stecken, indem man das Öl hineinschleudere, dessen man am Abend vorher habhaft geworden sei, und das man mit Phosphor entzünden könnte [84]). Er ließ Pumpen holen.

Ein Stellmacher, ein früherer Soldat, hielt sich nicht auf bei dem Geschwätz, sondern machte sich tapfer ans Werk. Er geht vor, die Hacke in der Hand, steigt auf das Dach eines kleinen Wachhauses an der ersten Zugbrücke, arbeitet friedlich unter einem Hagel von Kugeln, haut die Ketten durch und herunter, läßt die Brücke fallen. Die Menge geht hinüber und ist im Hof. Man feuert zugleich von den Türmen und den Schießscharten unten. Die Angreifer fallen zahlreich, sie konnten an die Besatzung nicht heran. Von allen Schüssen, die sie während des ganzen Tages abfeuerten, trafen zwei: ein einziger von den Belagerten wurde getötet.

Der Wahlmännerausschuß, der schon Verwundete im Hôtel de Ville anlangen sah, hätte dem Blutvergießen, das er beklagte, gern

[83]) Dieses stolze, kühne Wort wird von den Belagerten berichtet. Vergleiche ihre Erklärung in der Fortsetzung zu Dussaulx, S. 449.

[84]) Er rühmt sich selbst dieser Dummheit. Procès-verbal des électeurs, Bd. I, S. 385.

Einhalt getan. Dafür gab es nur noch ein Mittel: die Bastille mußte im Namen der Stadt zur Übergabe aufgefordert und mit Bürgergarde besetzt werden. Der Vorsteher zögerte sehr; Fauchet beharrte darauf[85]), andere Wahlmänner drängten. Eine Abordnung wurde entsandt, aber in Feuer und Rauch erkannte man sie nicht einmal; weder die Bastille noch das Volk stellte das Feuern ein. Die Abgeordneten schweben in der größten Gefahr.

Eine zweite Abordnung, mit dem Prokurator der Stadt an der Spitze, mit einem Trommler und einer Fahne, wurde von der Festung aus bemerkt. Die Soldaten auf den Türmen pflanzten eine weiße Fahne auf und legten ihre Waffen ab. Das Volk hörte auf zu schießen, folgte der Abordnung und betrat den Hof. Hier wurden sie von einer wütenden Salve empfangen, die mehrere Männer neben den Abgeordneten zu Boden streckte. Sehr wahrscheinlich beachteten die Schweizer, die mit De Launey unten waren, die Zeichen der Invaliden nicht[86]).

Die Wut des Volkes war unaussprechlich. Schon seit dem Morgen behauptete man, der Kommandant habe die Menge in den Hof gelockt, um von oben auf sie zu schießen; sie hielten sich zum zweitenmal für betrogen und beschlossen, zu sterben oder sich an den Verrätern zu rächen. Denen, die sie zurückhielten, erklärten sie leidenschaftlich: „So werden wenigstens unsere Leichname die Gräben ausfüllen." Und sie gingen hartnäckig, ohne sich entmutigen zu lassen, gegen das Feuer an, gegen diese mörderischen Türme, und meinten, durch ihren Tod könnten sie sie stürzen.

Aber da kamen hochherzige Männer in immer größerer Zahl, die noch nicht teilgenommen hatten; sie waren empört über den so ungleichen Kampf, der nur ein Morden war. Sie wollten mit dabei sein. Es war nicht möglich, die französischen Garden zurückzuhalten; alle ergriffen Partei für das Volk. Sie suchten die von der Stadt ernannten Kommandanten auf und nötigten sie, ihnen fünf Kanonen zu geben. Zwei Kolonnen bildeten sich, die eine aus Arbeitern und Bürgern, die andere aus französischen Garden. Die erste erwählte zum Führer einen jungen Mann von reckenhafter Gestalt und Kraft, Hullin, einen Uhrmacher aus Genf, der Bedienter geworden war, Leibjäger des Marquis de Conflans; das ungarische Kostüm des Leibjägers sah man zweifellos als Uniform an; die

[85]) Wenn man ihm selbst glaubt, so gehört ihm die Ehre dieser Initiative. Fauchet, „Discours sur la liberté", gehalten am 6. August 1789 in Saint-Jacques, S. 11.

[86]) So werden die beiden scheinbar sich widersprechenden Darstellungen der Belagerten und der Abordnung versöhnt.

Livreen des dienenden Standes führten das Volk in den Kampf für die Freiheit. Der Führer der anderen Kolonne wurde Elie, zufällig ein Offizier vom Regiment der Königin; er hatte zuerst bürgerliche Kleidung getragen und legte dann seine glänzende Uniform an, gab sich so den Seinigen und dem Feinde tapfer zu erkennen. Unter seinen Soldaten war einer von bewundernswerter Tapferkeit, Jugendkraft und Sittenstrenge, einer, auf den Frankreich stolz sein kann, Marceau, dem es genügte, zu kämpfen, der nichts von der Ehre des Sieges für sich in Anspruch nahm.

Die Dinge hatten keinen Fortschritt gemacht, als sie anlangten. Man hatte drei Wagen Stroh geholt und angezündet, man hatte die Kasernen und Küchen in Brand gesteckt. Und man wußte nicht mehr, was man tun sollte. Die Verzweiflung des Volkes fiel auf das Hôtel de Ville zurück. Man klagte den Vorsteher an, die Wahlmänner, man drängte sie drohend, die Belagerung der Bastille zu befehlen. Doch niemals konnte man den bestimmten Befehl erhalten.

Verschiedene sonderbare Mittel, die Festung zu nehmen, wurden den Wahlmännern vorgeschlagen. Ein Zimmermann riet zu einem Belagerungswerk aus Zimmermannsarbeit, einem römischen Katapult, um Steine gegen die Mauern zu schleudern. Die Kommandanten der Stadt erklärten, man müsse ordnungsgemäß angreifen, den Laufgraben eröffnen. Während der langen, leeren Reden brachte und las man ein Billett, das man gerade aufgefangen hatte; Besenval schrieb an De Launey, er solle bis zum äußersten Widerstand leisten.

Um den Wert der Zeit in diesem gefährlichsten Augenblick beurteilen, um sich das Entsetzen über die Verzögerung erklären zu können, muß man wissen, daß jeden Augenblick falscher Lärm entstand. Man vermutete, daß der Hof, der um zwei Uhr von dem gegen Mittag begonnenen Angriff auf die Bastille unterrichtet sein mußte, diesen Moment wählen würde, um seine Schweizer und Deutschen auf Paris zu werfen. Und würde die Besatzung der Militärschule den ganzen Tag untätig bleiben? Das war nicht wahrscheinlich. Was Besenval erklärte: er könne sich auf seine Truppen wenig verlassen, sieht aus wie eine Entschuldigung. Die Schweizer bewiesen sich sehr standhaft bei der Bastille, das sieht man an dem Gemetzel; die deutschen Dragoner hatten am 12. mehrmals Feuer gegeben und französische Gardisten getötet; die letzteren hatten Dragoner getötet; der Korpshaß sicherte die Zuverlässigkeit.

Im Faubourg Saint-Honoré riß man das Pflaster auf, da man jeden Augenblick den Angriff befürchtete; La Villette schwebte in derselben Angst, tatsächlich wurde es von einem Regiment besetzt, aber zu spät.

Alles Zaudern erschien als Verrat. Das zweideutige Verhalten des Vorstehers machte ihn ebenso wie die Wahlmänner verdächtig. Die empörte Menge merkte, daß sie mit ihnen die Zeit verlor. Ein Greis rief: „Freunde, was sollen uns diese Verräter? Gehen wir lieber zur Bastille!“ Alles verlief sich; die bestürzten Wahlmänner waren allein. Einer von ihnen geht hinaus, kehrt totenbleich, wie ein Gespenst, zurück: „Ihr habt nicht mehr zehn Minuten zu leben, wenn ihr bleibt. Die Menge auf dem Grèveplatz heult vor Wut. Sie kommen schon herauf.“ Die Wahlmänner versuchten nicht zu fliehen, und das rettete sie.

Die ganze Wut des Volkes richtete sich auf den Vorsteher der Kaufmannschaft. Die Abgesandten der Distrikte kamen nacheinander und schleuderten ihm seinen Verrat ins Gesicht. Ein Teil der Wahlmänner, der sich vor dem Volke durch seine Unvorsichtigkeit und seine Lügen bloßgestellt sah, erklärte sich gegen ihn und klagte ihn an. Andere, der gute alte Dussaulx (der Übersetzer des Juvenal), der unerschrockene Fauchet, versuchten ihn zu verteidigen, ihn, schuldig oder unschuldig, vom Tode zu retten. Er wurde vom Volk gezwungen, vom Bureau in den großen Saal Saint-Jean zu kommen, man umstellte ihn, und Fauchet setzte sich neben ihn. Der Schrecken des Todes lag auf seinem Gesicht. „Ich sah ihn,“ erzählt Dussaulx, „wie er seinen letzten Bissen Brot kaute. Der blieb ihm im Munde stecken; er behielt ihn zwei Stunden, ohne daß es ihm gelang, ihn zu verschlucken.“ Von Papieren und Briefen umgeben, von Leuten, die über Geschäfte mit ihm sprechen wollten, unter dem Geschrei derer, die seinen Tod verlangten, gab er sich Mühe, freundlich zu antworten. Die Leute aus dem Palais-Royal und dem Distrikt Saint-Roch waren die erbittertsten; Fauchet lief hin und bat für ihn um Gnade. Der Distrikt war in der Saint-Roch-Kirche versammelt; zweimal stieg Fauchet auf einen Stuhl, bat und weinte, sagte die glühendsten Worte, die sein großes Herz in dieser Not finden konnte; seine Robe war völlig mit Kugeln der Bastille durchlöchert[87]) und redete eine deutliche Sprache; sie bat im Interesse des Volkes selbst, im Interesse der Ehre dieses großen Tages, die Wiege der Freiheit rein und fleckenlos zu lassen.

Der Vorsteher und die Wahlmänner schwebten in der Salle Saint-Jean zwischen Leben und Tod, mehrmals legte man auf sie an. Alle Anwesenden, sagt Dussaulx, waren wie die Wilden: bisweilen horchten sie und sahen ruhig zu; bisweilen drang ein furchtbares Murren, wie ein dumpfer Donner, aus der Menge. Mehrere redeten und

[87]) Fauchet, „Bouche de fer“, Nr. XVI, November 1790, Bd. III, S. 244.

schrien, aber die meisten waren betäubt von der Neuheit des Schauspiels. Der Lärm, die Stimmen, der Alarm, die aufgefangenen Briefe, die wahren oder falschen Entdeckungen, so viele enthüllte Geheimnisse, so viele Menschen, die vor den Richterstuhl geführt wurden, verwirrten den Geist und die Vernunft; einer der Wahlmänner meinte: „Ist das nicht das Jüngste Gericht?“ Die Betäubung war bis zu einem Grade gestiegen, daß man alles vergessen hatte, den Vorsteher und die Bastille[88]).

Es war fünfeinhalb Uhr. Unten auf dem Grèveplatz hört man ein Geschrei. Ein großer, zuerst noch ferner Lärm bricht aus, kommt heran und nähert sich mit der Schnelligkeit und dem Getöse des Sturmes. — Die Bastille ist genommen!

Plötzlich dringen in den schon gefüllten Saal tausend Menschen ein, und zehntausend drängen hinterher. Das Holzwerk kracht, die Bänke stürzen um, die Schranke wird auf das Bureau gestoßen, das Bureau auf den Präsidenten.

Alle sind bewaffnet, von sonderbarem Aussehen, die einen beinahe nackt, die anderen in allen Farben bekleidet. Man trägt einen lorbeergekrönten Mann auf den Schultern; das ist Elie, dicht hinter ihm kommen die Gefangenen und die Beute. An der Spitze, bei einem Getöse, worin man den Donner nicht gehört hätte, schritt feierlich ein andächtiger junger Mann; an seinem Bajonett hängt ein verruchtes, dreimal verfluchtes Etwas, das Reglement der Bastille.

Auch die Schlüssel werden gebracht, diese ungestalten, groben Schlüssel, welche die Jahrhunderte und das Leid der Menschen abgenutzt haben. Zufall oder Vorsehung wollte, daß sie einem Manne übergeben wurden, der sie nur allzu gut kannte, einem früheren Gefangenen. Die Nationalversammlung legte sie in ihre Archive, das alte Werkzeug der Tyrannen neben die Gesetze, welche die Tyrannei gestürzt haben. Wir bewahren diese Schlüssel noch heute in einem eisernen Schrank der Archive Frankreichs. Ach! Möchten doch die Schlüssel aller Bastillen der Welt in einen eisernen Schrank eingeschlossen werden!

Es muß gesagt werden, daß die Bastille nicht genommen wurde, sondern kapitulierte. Ihr schlechtes Gewissen verwirrte sie, machte sie toll und ließ sie den Kopf verlieren.

Die einen waren für die Übergabe, die anderen setzten das Feuer fort, besonders die Schweizer, die fünf Stunden lang ungefährdet, ohne daß man an sie herankonnte, gemächlich aussuchten, zielten

---

[88]) Das Protokoll berichtet indessen, daß man eine neue Abordnung vorbereitete, und daß der Kommandant de La Salle endlich teilnehmen wollte.

und niederstreckten, wen sie wollten. Sie töteten dreiundachtzig Leute und verwundeten achtundachtzig. Zwanzig von den Gefallenen waren arme Familienväter, deren Tod ihre Frauen und Kinder dem Verhungern preisgab.

Die Schändlichkeit dieses gefahrlosen Kampfes, der Schauder, französisches Blut zu vergießen, von dem die Schweizer nicht berührt wurden, ließen endlich die Waffen den Händen der Invaliden entsinken. Um vier Uhr baten die Unteroffiziere De Launey und flehten ihn an, dem Morden Einhalt zu tun. Der wußte, was ihm blühte; und da es nun doch einmal in den Tod ging, so hatte er einen Augenblick den Einfall, sich in die Luft sprengen zu lassen: ein schauerlich wilder Gedanke: er hätte den dritten Teil von Paris zerstört. Seine hundertfünfunddreißig Pulverfässer hätten die Bastille in die Lüfte geschleudert, hätten das ganze Viertel um das Arsenal unter ihren Trümmern begraben. Er ergriff eine brennende Lunte. Zwei Unteroffiziere verhinderten das Verbrechen, sie kreuzten ihr Bajonett und verwehrten ihm den Zutritt zum Pulver. Dann machte er Miene, sich umzubringen, und nahm ein Messer, man entriß es ihm.

Er hatte den Kopf verloren und konnte keine Befehle mehr erteilen[89]). Als die französischen Garden ihre Geschütze aufgefahren und (wie einige berichten) gefeuert hatten, sah der Hauptmann der Schweizer, daß es Zeit war zu verhandeln; er schrieb und ließ ein Billett an der Mauer herab[90]), worin er um Abzug mit den Waffen bat. — Verweigert. — Dann um Schonung des Lebens. — Das versprachen Hullin und Elie.

Es war schwer, das Versprechen zu erfüllen. Eine seit Jahrhunderten unterdrückte Rache verhindern, die durch die soeben vor der Bastille begangenen Mordtaten neu gereizt war, — wer vermochte das? Eine Autorität, die eine Stunde alt war, die kaum von dem Grèveplatz angelangt war und sogar nur von zwei kleinen Scharen der Vorhut gekannt wurde, war nicht imstande, hunderttausend Mann, die nachdrängten, im Zaum zu halten.

Die Menge war erbittert, blind, trunken durch die eigene Gefahr. Indessen tötete sie auf der Stelle nur einen einzigen Mann, sie schonte ihre Feinde, die Schweizer, die in ihren Kitteln für Bediente oder Gefangene gehalten wurden; sie verwundete und mißhandelte

[89]) Schon am Morgen nicht mehr, wie Thuriot bezeugt. Vergleiche das Protokoll der Wahlmänner.

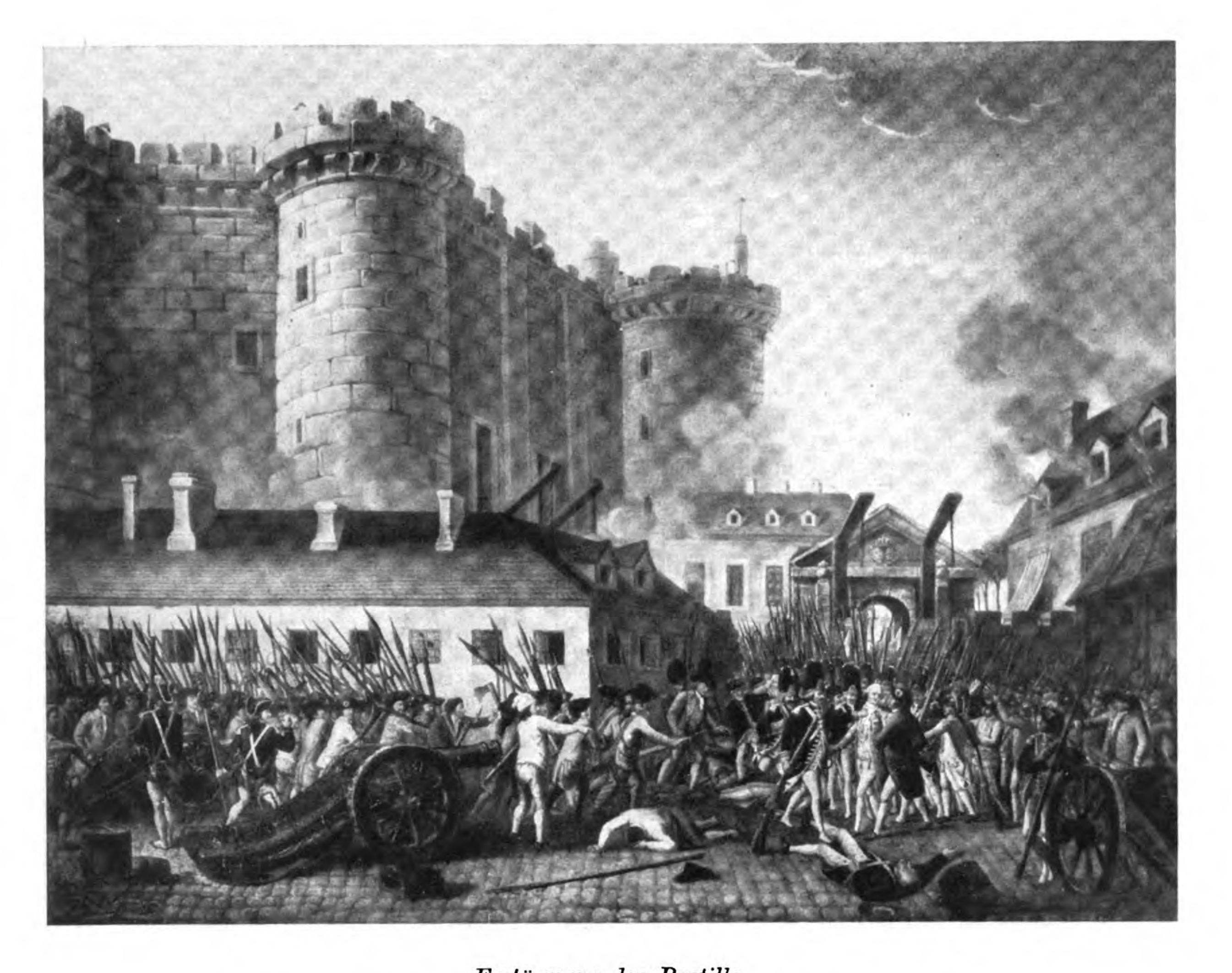
[90]) Um es abnehmen zu können, legte man eine Planke über den Graben. Der erste, der sich hinaufwagte, fiel; der zweite (Arné? oder Maillard?) war glücklicher und brachte das Billett.

ihre Freunde, die Invaliden. Sie hätte gern die Bastille vom Erdboden vertilgt; mit Steinwürfen zertrümmerte sie die beiden Sklaven an der Uhr; sie stieg auf die Türme, um die Kanonen zu beschimpfen, mehrere wollten die Steine auseinanderreißen und machten sich die Hände blutig bei diesem Versuch. Man eilte schnell zu den Verliesen, um die Gefangenen zu befreien; zwei waren wahnsinnig geworden. Einer, scheu durch den Lärm, machte sich zur Verteidigung bereit; er war ganz überrascht, als diejenigen, die seine Tür sprengten, sich in seine Arme warfen und ihn mit ihren Tränen benetzten. Ein anderer, dessen Bart bis zum Gürtel reichte, fragte, wie es Ludwig XV. ginge; er glaubte, daß der noch regiere. Denen, die ihn um seinen Namen fragten, antwortete er, er nenne sich Major der Unermeßlichkeit.

Die Sieger waren noch nicht fertig; sie bestanden in der Rue Saint-Antoine einen anderen Kampf. Als sie sich dem Grèveplatz näherten, begegneten sie einer allmählich wachsenden Menge, die, da sie nicht am Kampfe teilgenommen hatte, doch etwas tun wollte, zum wenigsten die Gefangenen niedermachen. Einer wurde an der Rue des Tournelles getötet, ein anderer auf dem Quai. Frauen folgten mit aufgelöstem Haar, die soeben ihre Gatten unter den Toten erkannt hatten; und sie ließen sie an ihrem Platz, um zu den Mördern zu eilen; eine von ihnen, schäumend vor Wut, verlangte von jedermann ein Messer.

De Launey, der in großer Gefahr schwebte, wurde von zwei mutigen und außergewöhnlich starken Männern geführt und geschützt, von Hullin und einem anderen. Der letztere kam mit bis zur Petit-Antoine, wo er durch einen Wirbel von Menschen von ihm fortgerissen wurde. Hullin ließ nicht locker. Seinen Mann von da bis zu dem so nahen Grèveplatz zu bringen, das war schwerer als die zwölf Arbeiten des Herkules. Da er nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, und da er bemerkte, daß man De Launey nur daran erkannte, weil er als der einzige ohne Hut war, geriet er auf den heldenmütigen Gedanken, ihm den seinigen aufzusetzen; so erhielt er von nun an die Schläge, die man jenem zugedacht hatte[91]). Endlich passierte er

[91]) Die royalistische Überlieferung, welche die schwere Aufgabe hat, die Leute interessant zu machen, welche es am wenigsten sind, hat behauptet, daß De Launey, heroischer noch als Hullin, ihm den Hut wieder aufgesetzt und lieber selbst hätte sterben wollen, als jenen in Gefahr zu bringen. Dieselbe Überlieferung zollt die Ehre für eine wenige Tage später geschehene gleiche Tat dem Intendanten von Paris, Berthier. Schließlich erzählt man, daß der Major der Bastille, als er auf dem Grèveplatz von einem seiner früheren Gefangenen, den er gütig behandelt hatte, erkannt und ver-



Erstürmung der Bastille.

Nach einem zeitgenössischen Gemälde eines unbekannten Meisters in der Versailler Galerie.

die Arcade-Saint-Jean; wenn er den Gefangenen auf den Vorraum und die Treppe bringen konnte, dann war der gerettet. Das bemerkte die Menge wohl und machte daher ihrerseits eine letzte, wütende Anstrengung. Die Riesenkraft, die Hullin entfaltet hatte, nutzte ihm hier nicht mehr. Wie eine ungeheure Schlange schnürte ihn die wirbelnde Masse wieder und wieder ein, er glitt aus, wurde gestoßen und wieder gestoßen und schließlich zu Boden geschleudert. Zweimal erhob er sich. In der gleichen Sekunde sah er in der Luft, an der Spitze einer Pike, den Kopf De Launeys.

Ein anderer Vorfall ereignete sich im Saale Saint-Jean. Dort waren die Gefangenen in großer Lebensgefahr. Besonders erbittert war man gegen drei Invaliden, die man für die Kanoniere der Bastille hielt. Einer war verwundet. Dem Kommandanten de La Salle gelang es mit unglaublicher Mühe, indem er sich auf seine Stellung als Kommandant berief, ihn zu retten; während er ihn hinausführte, wurden die beiden anderen fortgeschleppt und an der Ecke der Vannerie, gegenüber dem Hôtel de Ville, an die Laterne geknüpft.

Die große Aufregung, bei der man Flesselles vergessen zu haben schien, wurde jenem gleichwohl verderblich. Seine unversöhnlichen Ankläger aus dem Palais-Royal, die gering an Zahl, aber unzufrieden waren, daß die Menge mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, standen dicht beim Bureau, bedrohten ihn und forderten ihn auf, ihnen zu folgen. Schließlich gab er nach, sei es, daß eine so lange Erwartung des Todes ihm schlimmer schien als der Tod selbst, sei es, daß er hoffte, bei dem ausschließlichen Interesse für das große Ereignis des Tages entweichen zu können. „Gehen wir also zum Palais-Royal, meine Herren," sagte er. Er war noch nicht am Quai, als ein junger Mann ihm mit einem Pistolenschuß den Kopf zerschmetterte.

Die im Saale zusammengedrängte Masse des Volkes verlangte kein Blut, sie sah betroffen zu, wie es floß, berichtet ein Augenzeuge. Mit offenem Munde staunte es das bis zum Wahnsinn merkwürdige Schauspiel an. Man bemerkte Waffen aus dem Mittelalter und anderen Zeiten; alle Jahrhunderte waren vertreten. Elie, auf einem

teidigt wurde, jenen von sich geschoben hätte mit den Worten: „Sie werden selbst Ihr Leben verlieren, ohne mich zu retten." Die letztere, authentische Erzählung gab sehr wahrscheinlich den Kern für die beiden anderen. Die Vergangenheit De Launeys und Berthiers enthält nichts, was uns an den Heldenmut ihrer letzten Augenblicke glauben machen könnte. Daß die „Biographie Michaud" in dem nach den Auskünften der Familie redigierten Artikel „De Launey" darüber schweigt, beweist deutlich genug, daß sie selbst nicht an diese Überlieferung glaubte.

Tisch stehend, den Helm auf dem Kopf und seinen an drei Stellen zerbeulten Säbel in der Hand, glich einem römischen Krieger. Er war ganz von Gefangenen umgeben und bat für sie. Die französischen Garden forderten als Lohn die Begnadigung der Gefangenen.

In diesem Augenblick führte oder schleppte man vielmehr einen Mann herbei, dem seine Frau folgte; es war der Prinz von Montbarrey, ein früherer Minister, der am Schlagbaum verhaftet worden war. Die Frau wurde ohnmächtig; ihn legte man über das Bureau, zwölf Männer hielten ihn fest. Der arme Teufel in seiner sonderbaren Lage erklärte, er sei schon lange nicht mehr Minister, sein Sohn habe sich an der Revolution seiner Heimatprovinz stark beteiligt. Der Kommandant de La Salle sprach für ihn und setzte sich selbst großer Gefahr aus. Indessen beruhigte man sich und ließ ihn einen Augenblick los. De La Salle, der sehr stark war, trug den Unglücklichen weg. Dieser Beweis von Körperkraft gefiel dem Volk und wurde beifällig aufgenommen.

Im gleichen Augenblick fand der tapfere und vortreffliche Elie ein Mittel, mit einem Schlage allen Prozessen und jedem Urteil ein Ende zu machen. Er bemerkte die Kinder der Bedienten von der Bastille und begann zu rufen: „Gnade für die Kinder! Gnade!"

Da konnte man — wie nach dem Sturm die großen Regentropfen fallen — gebräunte Gesichter in Tränen sehen und pulvergeschwärzte Hände die Tränen vom Gesicht wischen. Gerechtigkeit und Rache waren vergessen, der Richterstuhl zerbrochen. Elie hatte die Sieger der Bastille besiegt. Sie ließen die Gefangenen der Nation Treue schwören und nahmen sie mit sich; die Invaliden gingen friedlich in ihr Haus; die französischen Garden bemächtigten sich der Schweizer, brachten sie in ihren Reihen in Sicherheit, führten sie zu ihren eigenen Kasernen, gaben ihnen Wohnung und Nahrung.

Die Witwen zeigten sich bewundernswürdigerweise ebenso großherzig. Arm und reichlich mit Kindern gesegnet, wollten sie eine kleine Summe, die man unter sie verteilte, nicht allein nehmen; sie wiesen auch der Witwe eines armen Invaliden, der die Bastille vor der Sprengung gerettet hatte und aus Versehen getötet worden war, einen Teil zu. Die Frau des Belagerten wurde so gleichsam von denen der Belagerer adoptiert.

Achtes Kapitel

Der Scheinfriede

Versailles am 14. Juli. — Der König in der Nationalversammlung, 15. Juli. — Trauer und Elend in Paris. — Abordnung der Versammlung an die Stadt Paris, 15. Juli. — Der Scheinfriede. — Der König besucht Paris, 17. Juli. — Beginn der Auswanderung: Artois, Condé, Polignac usw. — Isolierung des Königs.

Die Nationalversammlung schwankte den ganzen 14. Juli zwischen zwei Besorgnissen: vor der Gewalttätigkeit des Hofes und vor der Gewalttätigkeit von Paris, vor den Aussichten einer vielleicht mißglückten Erhebung, welche die Freiheit vernichten könnte. Man vernahm die verschiedensten Gerüchte, man legte das Ohr an den Boden und glaubte das Dröhnen eines fernen Kanonendonners zu erkennen. Dies konnte das Ende bedeuten; mehrere wollten, man solle schleunigst die Grundlagen der Verfassung feststellen, damit, wenn die Versammlung aufgelöst und zersprengt würde, sie dieses Testament hinterließe, dieses Licht, das dem Widerstand voranleuchten würde.

Der Hof bereitete den Angriff vor, wenig fehlte noch, daß man beginnen konnte. Noch um zwei Uhr gab der Intendant Berthier der Militärschule ins einzelne gehende Befehle. Sein Schwiegervater Foulon, der stellvertretende Kriegsminister, vollendete die Rüstungen in Versailles. Paris sollte in der Nacht von sieben Seiten zugleich angegriffen werden[92]). Man beriet im Staatsrat über die Liste der Abgeordneten, die am Abend verhaftet werden sollten; man ächtete diesen, man verschonte jenen; Breteuil verwandte sich für die Unschuld Baillys. Inzwischen begaben sich die Königin und Frau von Polignac in die Orangerie, um die Truppen anzufeuern und den Soldaten, welche Rundtänze aufführten, Wein geben zu lassen. Um den Rausch voll zu machen, nahm die Schönste der Schönen die Offiziere mit sich und erhitzte sie mit Likören, mit ihren süßen Worten und Blicken. Wenn diese Verblendeten einmal aufgestachelt waren, so hätte die Nacht blutig werden können. Man fing Briefe von ihnen auf, in denen die Worte standen: „Wir marschieren gegen den Feind . . .“ Gegen welchen Feind? Gegen das Gesetz und gegen Frankreich.

Doch da erhebt sich eine Staubwolke von der Avenue de Paris, ein Trupp Reiter sprengt heran; das ist der Prinz von Lambesc mit

[92]) Bailly, Bd. I, S. 391, 392.

allen seinen Offizieren, der vor dem Volke von Paris flieht. Aber er findet das Volk von Versailles; wenn man nicht gefürchtet hätte, die anderen zu verwunden, so hätte man auf ihn geschossen.

Herr de Noailles kommt: „Die Bastille ist genommen." Herr de Wimpfen kommt: der Kommandant ist getötet, er hat es gesehen, ihm wäre es beinahe ebenso ergangen wie jenem. Schließlich treffen zwei Abgeordnete der Wahlmänner ein und klären die Versammlung über die entsetzliche Lage von Paris auf. Man ist empört, man ruft die Rache Gottes und der Menschen auf den Hof und die Minister herab. „Köpfe müssen fallen!" sagt Mirabeau. „Herr de Broglie muß uns ausgeliefert werden[93])."

Eine Abordnung der Versammlung sucht den König auf, entlockt ihm aber nur zwei doppelsinnige Worte: er beordert Offiziere, die das Kommando über die Bürgermiliz übernehmen sollen. Er befiehlt den Truppen auf dem Marsfeld, sich geordnet zurückzuziehen. Diese Maßregeln zielten ganz deutlich auf den allgemeinen Angriff.

Unwille in der Versammlung, stürmische Zurufe, Entsendung einer zweiten Abordnung . . . „Dem König zerreißt es das Herz, aber er kann nicht anders . . ."

Ludwig XVI., dessen Schwäche man so oft getadelt hat, zeigte hier eine beklagenswerte Festigkeit.

Berthier weilte bei ihm; er war in seinem Kabinett, ermutigte ihn[94]), erklärte ihm, die Sache sei ohne Bedeutung. Bei der Verwirrung, die in Paris herrschte, bot der große Angriff am Abend immer noch Aussicht auf Erfolg. Indessen erfuhr man bald, daß die Stadt auf ihrer Hut war. Sie hatte bereits Geschütze auf dem Montmartre aufgestellt, die La Villette beherrschten und Saint-Denis in Schach hielten.

Da die Berichte sich widersprachen, so erteilte der König keinen Befehl, sondern ging, seiner Gewohnheit treu, frühzeitig zu Bett. Der Herzog von Liancourt, der kraft seines Amtes immer, sogar in der Nacht, Zutritt hatte, konnte es nicht mit ansehen, wie der König aus Gleichgültigkeit und Unwissenheit ins Verderben rannte. Er trat ein und weckte ihn. Er liebte den König und wollte ihn retten. Er klärte ihn auf über die Gefahr, über die Größe der Bewegung und ihre unwiderstehliche Kraft; er müsse sich ihr fügen, müsse dem Herzog von Orléans zuvorkommen und sich der Versammlung nähern. Ludwig XVI., der nur halb wach war (er wurde niemals ganz wach), meinte: „Wie? das ist also eine Revolte?" — „Sire, das ist eine Revolution."

---

[93]) Ferrières, Bd. I, S. 132.

[94]) Anklageschrift, „Histoire parlementaire", Bd. IV, S. 83.

Der König verbarg der Königin nichts; man war völlig unterrichtet beim Grafen Artois. Dessen Anhänger hatten große Furcht; das Königtum konnte sich auf ihre Kosten retten. Einer von ihnen, der den Prinzen kannte, packte ihn an seiner empfindlichsten Stelle, bei der Angst, sagte ihm, er sei wie Flesselles und De Launey im Palais-Royal geächtet, und er könne die Geister beruhigen, wenn er die gleiche volkstümliche Haltung annehme, die die Notwendigkeit dem König auferlege. Derselbe Mann, ein Abgeordneter, eilte — um Mitternacht — in die Versammlung, fand dort den braven Bailly, der nicht schlafen zu gehen wagte, und bat ihn im Namen des Prinzen um eine Rede, die der König am folgenden Tage halten könnte.

Jemand lebte in Versailles, der betrübter war als alle anderen. Ich meine den Herzog von Orléans. Am 12. Juli war seine Büste im Triumph umhergetragen und dann brutal zertrümmert worden. Und alles war damit zu Ende, niemand hatte sich darüber aufgeregt. Am 13. sprachen ein paar Leute von der Reichsverweserschaft, aber das Volk war wie taub, es hörte nicht oder wollte nicht hören. Am Morgen des 14. tat Frau von Genlis den verwegenen, unglaublichen Schritt, daß sie ihre Pamela mit einem roten Lakaien mitten unter den Aufruhr schickte[95]). Einer rief: „Warum ist d a s nicht die Königin!“ Und auch dieses Wort blieb unbeachtet. Alle kleinen Intrigen ertranken gleichsam in der ungeheuren Bewegung; alle kläglichen Interessen gingen unter in der Begeisterung dieses heiligen Tages.

Der arme Herzog von Orléans ging am Morgen des 15. ins Schloß zum Conseil. Aber er blieb vor der Türe. Er wartete und schrieb dann, nicht um die Reichsverweserschaft zu fordern, nicht um seine Vermittlung anzubieten (wie es zwischen ihm, Mirabeau und einigen anderen verabredet war), sondern um dem König als guter und getreuer Untertan zu versichern, daß er nach England reisen werde, wenn die Zeiten noch ungünstiger würden. Er wagte es den ganzen Tag nicht, die Versammlung und Versailles zu verlassen und ging abends zum Schloß[96]); für den Fall einer Anklage als Verschwörer sicherte er sich das „Alibi“ und wusch seine Hände rein von dem Fall der Bastille. Mirabeau wurde wütend und schwenkte in der Folge von ihm ab. Er erklärte (ich mildere die Worte): „Er ist als Verbrecher ein Eunuch; er möchte gern, aber er kann nicht.“

Der Mann des Herzogs von Orléans, Sillery-Genlis, arbeitete daran, ihn zu rächen. Er verlas den Entwurf einer arglistigen Er-

---

[95]) Madame Lebrun, „Souvenirs“, Bd. I, S. 189.

[96]) Ferrières, Bd. I, S. 135. Droz, Bd. II, S. 312.

klärung und brachte ihn zur Annahme; dieser konnte die Wirkung des Besuches des Königs abschwächen und ihm den Reiz des Unvorhergesehenen nehmen, die Herzen im voraus erkälten: „Kommen Sie, Sire, Eure Majestät wird sich von der Bestürzung der Versammlung überzeugen, aber vielleicht über ihre Ruhe erstaunt sein, usw.“ Und zu gleicher Zeit meldete er, daß die Mehlwagen, die auf dem Wege nach Paris waren, in Sèvres angehalten worden waren. „Was wird geschehen, wenn diese Nachricht in die Hauptstadt gelangt?“

Mirabeau gab der Verhandlung einen erschreckenden Abschluß. Er wandte sich an die Abgeordneten, die man zum König schickte, mit folgenden Worten: „Sagen Sie dem König, daß die fremden Horden, von denen wir umzingelt sind, gestern den Besuch der Prinzen und Prinzessinnen, der Favoriten und Favoritinnen, daß sie ihre Schmeicheleien, ihre Ermahnungen und Geschenke empfangen haben. Sagen Sie ihm, daß diese fremden Schergen, trunken von Wein und Gold, die ganze Nacht in ihren ruchlosen Liedern Frankreichs Knechtung angekündigt haben, und daß ihre brutalen Wünsche auf die Vernichtung der Nationalversammlung gehen. Sagen Sie ihm, daß seine Höflinge sogar in seinem eigenen Palast zu den Klängen dieser barbarischen Musik getanzt haben, und daß das Vorspiel der Bartholomäusnacht ähnlich verlief! Sagen Sie ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken die Erde segnet, derselbe, den er unter seinen Vorfahren zum Vorbild wählen zu wollen erklärte, Lebensmittel nach Paris schaffen ließ, das in offener Empörung war, und das er in eigener Person belagerte, wohingegen seine grausamen Ratgeber die Getreidefuhren umkehren lassen, die friedliche Händler in das hungernde und treue Paris bringen wollen.“

Die Abordnung machte sich auf den Weg. Doch da tritt der König ein mit seinen Brüdern, ohne Wachen. Im Saal tut er einige Schritte vorwärts und erklärt stehend, angesichts der Versammlung, daß er den Truppen befohlen hat, sich „aus Paris und aus Versailles“ zu entfernen; er fordert die Versammlung auf, Paris davon zu benachrichtigen. Ein trauriges Geständnis, daß sein Wort wenig Glauben finden wird, wenn die Versammlung nicht versichert, der König habe nicht gelogen! Doch fügt er ein edleres, geschickteres Wort hinzu: „Man hat zu behaupten gewagt, daß die Sicherheit Ihrer Person gefährdet sei. Sollte es wirklich nötig sein, solche schändlichen Gerüchte zu beschwichtigen, die durch meinen genugsam bekannten Charakter von vornherein widerlegt sind? Nun wohl, ich selbst bin eins mit der Nation, ich bin es, der sich Ihnen anvertraut!“

Die Truppen von Paris und Versailles entfernen, ohne zu sagen, wie groß die Entfernung sein soll, das war immer noch ein dunkles,

zweideutiges, wenig beruhigendes Versprechen. Aber die Versammlung war im allgemeinen so aufgeregt über die düstere Unermeßlichkeit, die sich vor ihr auftat, sie hatte ein solches Bedürfnis nach Ordnung, daß sie den Worten des Königs gern Glauben schenkte, in übertriebene Begeisterung geriet und ganz vergaß, was sie sich selbst schuldig war.

Alle erheben sich hastig und folgen ihm; er kehrt zu Fuß zurück. Die Versammlung, das Volk umdrängen ihn; beim Überschreiten der heißen Place d'Armes kann der wohlbeleibte König nicht mehr weiter; die Abgeordneten, unter anderen der Herzog von Orléans, schließen eine Kette um ihn. Bei der Ankunft im Schloß spielt die Musik die Arie: „Wo kann man sich wohler fühlen, als im Schoße seiner Familie? . . ." Der Familienkreis war allzu eng, das Volk gehörte nicht dazu; man verschloß die Tore vor ihm. Der König befahl, sie wieder zu öffnen. Inzwischen entschuldigte er sich bei den Abgeordneten, die ihn noch sprechen wollten, daß er sie nicht mehr empfangen könnte; er ging in seine Kapelle, um Gott zu danken [97]). Die Königin erschien auf dem Balkon mit ihren Kindern und denen des Grafen Artois, sie zeigte eine erzwungene Freude, denn sie war sich nicht klar darüber, was von einer so wenig verdienten Begeisterung zu halten sei.

Versailles schwamm in Wonne. Paris war trotz des Sieges immer noch in Aufregung und Trauer. Man begrub die Toten, von denen viele ihre Familien in hilfloser Lage hinterließen. Denjenigen, die keine Familie hatten, erwiesen ihre Kameraden die letzte Ehre. Neben einen der Toten hatten sie einen Hut gelegt und sprachen die Vorübergehenden an: „Lieber Herr, eine Gabe für den armen Teufel, der für die Nation in den Tod ging! Liebe Frau, eine Gabe für den armen Teufel, der für die Nation in den Tod ging [98])!" Eine demütige und einfache Leichenrede für die Männer, deren Tod Frankreich das Leben gab.

Da jedermann an der Bewachung von Paris teilnahm, so arbeitete kein Mensch. Alle Tätigkeit war eingestellt. Der Lebensunterhalt war unzureichend und teuer. Das Hôtel de Ville versicherte, es seien für vierzehn Tage Lebensmittel in der Stadt, und sie reichten nicht für drei. Man mußte eine Steuer erheben für den Unterhalt der Armen. Die Mehlfuhren waren in Sèvres und Saint-Denis von den Truppen angehalten worden. Zwei neue Regimenter langten an, gerade als man die Entfernung der Truppen versprach. Die Husaren faßten vor den Schlagbäumen Stellung. Es entstand das Gerücht,

---

[97]) „Point du jour", Nr. 35, Bd. I, S. 207.

[98]) „Lettres écrites de France à une amie", S. 29, in den Anmerkungen bei Dussaulx zitiert. S. 333.

man habe versucht, die Bastille zu überrumpeln. Die Aufregung wurde endlich gegen zwei Uhr so groß, daß der Wahlmännerausschuß dem Volke den Befehl, in der ganzen Stadt das Straßenpflaster aufzureißen, nicht verweigern konnte.

Punkt zwei Uhr kommt ein Mensch gerannt, keuchend, halb ohnmächtig [99]). Er ist von Sèvres an gelaufen, wo die Truppen ihn festnehmen wollten. Alles ist zu Ende, die Revolution ist zu Ende, der König ist in der Versammlung gewesen, er hat gesagt: „Ich vertraue mich Ihnen an . . .“ Hundert Abgeordnete, die von der Versammlung an die Stadt Paris geschickt worden sind, brechen in diesem Augenblick von Versailles auf.

Diese Abgeordneten hatten sich sofort auf den Weg gemacht; Bailly wollte nicht einmal zu Mittag essen. Die Wahlmänner, derangiert wie sie waren, da sie mehrere Nächte kein Bett gesehen hatten, fanden kaum Zeit, ihnen entgegenzugehen. Man wollte Geschütze abfeuern, aber die waren noch aufgefahren, und man konnte sie nicht kommen lassen. Auch bedurfte man ihrer nicht, um das Fest zu verherrlichen. Paris war schön genug in seiner Julisonne, seinem Trubel, mit all seinem Volk in Waffen. Die hundert Abgeordneten, unter Vorantritt von französischen Garden, Schweizern, Offizieren der Bürgerwehr, Mitgliedern der Wahlmännerversammlung, zogen beim Schall von Trompeten durch die Rue Saint-Honoré. Alle Arme streckten sich ihnen entgegen, die Herzen wurden weit. Aus allen Fenstern Segenswünsche, Blumen, Tränen . . .

Die Nationalversammlung und das Volk von Paris, Ballhauseid und Einnahme der Bastille: Sieger sanken den Siegern in die Arme!

Mehrere Abgeordnete küßten weinend die Fahnen der französischen Garden: „Fahnen des Vaterlandes!“ riefen sie, „Fahnen der Freiheit!“

Man langte im Hôtel de Ville an und ließ Lafayette, Bailly, den Erzbischof von Paris, Sieyès und Clermont-Tonnerre im Bureau Platz nehmen. Lafayette sprach kalt und klug, dann Lally-Tollendal mit seinem irischen Schwung, seinen locker sitzenden Tränen. Es war derselbe Grèveplatz, auf dem vor dreißig Jahren das ancien régime Lallys Vater geknebelt und enthauptet hatte; die gerührte Rede des Sohnes war durchaus nur eine Amnestie für das ancien régime, eine wahrhaft allzu übereilte Amnestie, denn jenes umschnürte Paris immer noch mit seinen Truppen.

Nichtsdestoweniger wirkte die Rührung ansteckend in dieser bürgerlichen Versammlung im Hôtel de Ville. „Der beleibteste aller empfindsamen Menschen“, wie man Lally nannte, wurde mit Blumen bekränzt, zum Fenster beinahe mehr getragen als geführt, der Menge

[99]) „Procès-verbal des électeurs“, redigiert von Duveyrier, Bd. I, S. 431.

gezeigt. Er wehrte sich, so gut er konnte, und setzte den Kranz auf das Haupt Baillys, des ersten Präsidenten, den die Nationalversammlung gehabt hatte. Auch Bailly weigerte sich, ihn anzunehmen, doch wurde er von der Hand des Erzbischofs auf seinem Kopf befestigt. Der Anblick war merkwürdig und ließ das Schiefe des Augenblicks deutlich hervortreten. Der Präsident des Ballhauses von der Hand des Prälaten gekrönt, der zum Staatsstreich geraten und so Paris mittelbar erst zum Siege gezwungen hatte. Man hatte so wenig Gefühl für diesen Widerspruch, daß der Erzbischof sich nicht scheute, ein Tedeum vorzuschlagen, und daß alle Anwesenden ihm nach Notre-Dame folgten. Er hätte viel eher den Männern, an deren Tod er mitschuldig war, ein De profundis singen sollen.

Trotz der allgemeinen Aufregung behielt das Volk sein gesundes Urteil. Es war eifersüchtig auf seinen Sieg, und das war richtig und nützlich, wie man zugeben muß; dieser Sieg war nicht vollständig genug, um ihn preiszugeben und schon zu vergessen. Seine moralische Wirkung war ungeheuer, aber das positive Ergebnis noch schwach und ungewiß. An der Rue Saint-Honoré führte die Bürgergarde (damals hieß das: das ganze Volk) beim Klange der Militärmusik den Leibgardisten vor die Abgeordneten, der zuerst den Kommandanten der Bastille festgenommen hatte; er wurde im Triumph umhergefahren, auf De Launeys Wagen, mit Lorbeer gekrönt und mit dem Kreuz vom Heiligen Ludwig geschmückt, welches das Volk dem Kerkermeister entriß, um es dessen Besieger anzuheften. Der wollte es nicht behalten, indessen trug er es stolz auf seiner Brust zur Schau, bevor er es in Gegenwart der Abgeordneten ablegte [100]). Die Menge klatschte Beifall, die Abgeordneten klatschten und bewiesen so ihre Billigung der Vorgänge des vergangenen Tages.

Ein anderer Zwischenfall war noch deutlicher. Im Verlaufe der Reden, die im Hôtel de Ville gehalten wurden, sagte Herr de Liancourt, ein ehrenwerter, aber unbesonnener Mensch, der König „verzeihe" den Leibgardisten gern. Von denen traten mehrere, die es hörten, vor, und einer sagte: „Die Verzeihung ist an uns. Indem wir der Nation dienen, dienen wir dem König; die Absichten, die jener

---

[100]) Camille Desmoulins, der hier wie überall amüsant ist, triumphierte auch auf seine Weise: „Ich marschierte mit entblößtem Degen" usw. (Correspondance, S. 28, 1836). Er hatte sich ein schönes Gewehr mit Bajonett und zwei Pistolen im Invalidenhaus angeeignet und kam nur darum nicht zum Gebrauch der Waffen, weil die Bastille unglücklicherweise so schnell genommen wurde! Er war hingerannt, aber es war zu spät. Man behauptet sogar, er habe die Revolution begonnen (S. 33); er selbst ist zu bescheiden, um das zu glauben.

heute kundtut, beweisen Frankreich deutlich genug, daß vielleicht nur wir allein dem König und dem Vaterlande treu gewesen sind."

Bailly wurde zum Maire ausgerufen, Lafayette zum Kommandanten der Bürgerwehr. Man brach auf zum Tedeum. Der Erzbischof reichte den Arm dem tapferen Abbé Lefebvre, der das Pulver bewacht und verteilt hatte und jetzt zum erstenmal seinen Winkel verließ. Er war noch ganz schwarz. Bailly wurde ebenso von Hullin geführt und von der Menge beklatscht, gedrängt und beinahe erstickt. Vier Füseliere folgten ihm; trotz der Freude dieses Tages und der unerwarteten Ehre seiner neuen Stellung, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, „er sähe aus wie ein Mensch, der ins Gefängnis geführt wird". Wenn er besser in die Zukunft hätte sehen können, so hätte er gesagt: in den Tod!

Was war dieses Tedeum anders als eine Lüge? Wer konnte glauben, der Erzbischof danke mit freiem Herzen Gott für die Einnahme der Bastille? Nichts hatte sich geändert, weder die Menschen, noch die Dinge. Der Hof war immer noch der Hof, der Feind immer noch der Feind.

Was geschehen war, war geschehen. Die Nationalversammlung, die Wahlmänner von Paris in ihrer Allmacht, vermochten nichts über die Vergangenheit. Am 14. Juli gab es einen Besiegten, den König, und einen Sieger, das Volk. Wie sollte man das denn rückgängig machen, es ungeschehen machen, aus der Geschichte streichen, die Tatsächlichkeit der Ereignisse verkehren, den König und das Volk hinters Licht führen, so, daß der erstere sich glücklich schätzte über seine Niederlage, und daß das Volk sich ohne Argwohn in die Hände eines so bitter gereizten Herrn lieferte?

Mounier berichtete am 16. in der Nationalversammlung über den Besuch der hundert Abgeordneten in der Stadt Paris und machte den sonderbaren Vorschlag (der am Tage darauf im Hôtel de Ville wiederholt und abgestimmt wurde), an der Stelle, wo die Bastille zerstört worden war, Ludwig XVI. ein Denkmal zu errichten. Ein Denkmal für eine Niederlage, das war neu und originell. Das Lächerliche daran war offenbar; wen hätte man damit täuschen können? Der Triumph des Besiegten —, das genügte doch wirklich, um den Sieg auszulöschen.

An dem Eigensinn des Königs während des ganzen 14. Juli merkten auch die Harmlosesten, daß der Schritt vom 15. durchaus nicht freiwillig war. Gerade als die Versammlung ihn ins Schloß zurückführte, in dem wirklichen oder gemachten Taumel, umklammerte eine Frau seine Knie und wagte das Wort: „Ach! Sire, sind Sie auch wirklich aufrichtig? Wird man Sie nicht umstimmen?"

Das Volk in Paris geriet auf die düstersten Gedanken. Es mochte nicht glauben, daß der Hof mit vierzigtausend Mann rings um Versailles nichts unternahm. Es glaubte, daß der Schritt des Königs nur ein Mittel zur Einschläferung sei, um vorteilhafter angreifen zu können. Es mißtraute den Wahlmännern: zwei von diesen, die am 15. nach Versailles geschickt worden waren, wurden bei ihrer Rückkehr wie Verräter behandelt und schwebten in großer Gefahr. Die französischen Garden befürchteten eine Falle und wollten nicht in ihre Kasernen zurückkehren. Das Volk blieb hartnäckig in dem Glauben, daß, wenn der Hof den Kampf nicht wagte, er sich mit irgendeinem schwarzen Attentat rächen würde, er irgendwo eine Mine hätte, um Paris in die Luft zu sprengen.

Die Besorgnis war nicht lächerlich, sondern viel eher das Vertrauen. Wie sollte man auch beruhigt sein? Trotz des Versprechens zogen die Truppen nicht ab. Der Baron von Falckenhayn, der in Saint-Denis befehligte, erklärte, er habe keinen Befehl. Man nahm am Schlagbaum zwei seiner Offiziere fest, die spionieren wollten. Nicht weniger schwerwiegend war, daß der Polizeipräfekt seine Entlassung nahm, daß der Intendant Berthier und mit ihm alle höheren Beamten der Lebensmittelverwaltung flohen. Einen Tag oder vielleicht zwei waren die Hallen gänzlich ohne Mehl, das Volk verlangte im Hôtel de Ville Brot und die Köpfe der Beamten. Die Wahlmänner sandten mehrere Kollegen nach Senlis, nach Vernon und sogar nach Havre, um Getreide aufzutreiben.

Paris erwartete den König. Man glaubte, er werde nach einer offenen und herzlichen Aussprache sein Versailles und seine schlechten Ratgeber fahren lassen und sich in die Arme des Volkes werfen. Nichts wäre so geschickt gewesen, nichts hätte am 15. größere Wirkung getan; er mußte nach dem Besuche in der Versammlung nach Paris reisen, „sich anvertrauen“, nicht nur dem Worte nach, sondern tatsächlich und mit seiner Person, er mußte kühn unter die Menge treten, sich mitten unter das bewaffnete Volk begeben. Dann hätte die immer noch große Erregung sich völlig zu seinen Gunsten gewendet.

Das erwartete das Volk, das glaubte und sagte es laut. Das erklärte es im Hôtel de Ville und wiederholte es auf den Straßen. Der König zauderte, beriet sich, schob die Sache um einen Tag auf: damit war alles verfehlt.

Wo verbrachte er diesen unersetzlichen Tag? Am 15. abends und am 16. morgens beriet er noch hinter verschlossenen Türen mit denselben Ministern, deren waghalsige Dummheit das Blutbad in Paris verursacht und den Thron für immer erschüttert hatte. In diesem

Staatsrat gab die Königin den Rat, zu fliehen, den König fortzuschaffen, ihn an die Spitze der Truppen zu stellen und den Bürgerkrieg zu beginnen. Aber konnte man sich auf die Truppen verlassen? Was würde geschehen, wenn der Krieg in der Armee selbst ausbrach, zwischen den französischen Soldaten und den fremden Söldnern? War es nicht besser, Zeit zu gewinnen, das Volk hinzuhalten? Ludwig XVI. schwankte zwischen diesen beiden Meinungen und hatte selbst keine [101]), er war bereit, der einen oder der anderen zu folgen, und es war ihm gleichgültig, welcher. Die Mehrheit war für den zweiten Vorschlag, und der König blieb.

Ein Maire von Paris, ein Kommandant von Paris, die ohne Zustimmung des Königs von den Wahlmännern ernannt waren, beide Stellen von so ernsten Männern wie Bailly und Lafayette angenommen, die Ernennungen von der Nationalversammlung bestätigt, ohne den König zu fragen, — das war kein Aufruhr mehr, das war eine regelrecht organisierte Revolution. Lafayette, „der nicht daran zweifelte, daß alle Gemeinden gern ihre Verteidigung bewaffneten Bürgern anvertrauen würden“, schlug vor, die Bürgerwehr „Nationalgarde“ zu benennen (der Name war bereits von Sieyès erfunden worden). Dieser Name schien die Bewaffnung von Paris zu verallgemeinern und über das ganze Königreich auszudehnen, ebenso wie die blau-rote Kokarde der Stadt, der das Weiß, die alte französische Farbe, beigefügt worden war, jene von ganz Frankreich wurde.

Wenn der König in Versailles blieb, wenn er zögerte, so riskierte er Paris. Die Stimmung wurde von Augenblick zu Augenblick feindlicher. Als die Distrikte aufgefordert wurden, eigene Abgeordnete zusammen mit denen des Hôtel de Ville zu entsenden, um dem König den Dank der Stadt abzustatten, antworteten mehrere, „es sei keine Veranlassung, auch noch Dank abzustatten“.

Erst am 16. abends unterrichtete Bailly den Arzt der Königin, Vicq-d'Azyr, den er zufällig traf, davon, daß die Stadt Paris den Besuch des Königs wünsche und erwarte. Der König sagte zu und erließ am gleichen Abend an Necker die Aufforderung zurückzukehren.

Am 17. machte sich der König um neun Uhr auf den Weg, er war sehr ernst, traurig und bleich; er hatte die Messe gehört, kommuniziert und Monsieur die Ernennung zum Reichsverweser übergeben, für den Fall, daß er getötet oder als Gefangener zurückbehalten

[101]) Die „Histoire parlementaire“ zitiert fälschlich einen angeblichen Brief Ludwigs XVI. an den Grafen Artois (Bd. II, S. 101); der Brief ist unecht und lächerlich, wie die Mehrzahl derer, die Miß Williams in der von Barbier und Beuchot so richtig gewürdigten und verurteilten „Correspondance inédite“ veröffentlicht hat.

würde; die Königin schrieb in seiner Abwesenheit mit fliegender Feder die Rede nieder, die sie in der Nationalversammlung halten wollte, wenn man den König gefangen nahm.

Ohne Leibwache, aber in Begleitung von drei- oder vierhundert Abgeordneten gelangte er um drei Uhr an das Stadttor. Der Maire überreichte ihm die Schlüssel und sagte: „Das sind dieselben Schlüssel, die Heinrich IV. überreicht wurden; er hatte sein Volk wiedererobert, hier hat das Volk seinen König wiedererobert.“ Dieses letzte, so wahre und starke Wort, dessen Tragweite Bailly selbst nicht ahnte, wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Der Platz Louis XV. war rings von Truppen umsäumt, in der Mitte bildeten die französischen Garden Karree. Das Karree öffnete sich, trat in Reihen an und ließ freien Durchblick auf eine Anzahl Geschütze (von der Bastille?). Es nahm die Spitze des Zuges ein, dann kamen die Kanonen — und der König dahinter.

Vor dem Wagen des Königs ritt im Bürgerrock, den Degen in der Hand, die Kokarde und den Federbusch am Hut, der Kommandant Lafayette. Alles gehorchte seinem kleinsten Wink. Die Ordnung war vollkommen [102]), die Ruhe ebenfalls; niemand rief: „Es lebe der König!“ doch jeden Augenblick mehrten sich die Rufe: „Es lebe die Nation!“ Vom Point-du-Jour bis Paris, vom Stadttor bis zum Hôtel de Ville standen zweihunderttausend Mann unter Waffen, dreißigtausend und mehr mit Gewehren, fünfzigtausend mit Spießen, der Rest mit Lanzen, Säbeln, Degen, Mistgabeln und Sensen. Keine Uniformen, aber in der ganzen ungeheuren Länge des Weges zwei gerade Reihen, drei Mann und manchmal vier oder fünf tief.

Achtunggebietend war der Anblick der bewaffneten Nation! Der König konnte sich nicht darüber täuschen; hier handelte es sich nicht um eine Partei: so viele Waffen, so viele verschiedene Röcke, aber ein Geist und eine große Ruhe!

Alle waren da, alle waren gern gekommen; niemand fehlte bei dieser feierlichen Revue. Man sah sogar bewaffnete Damen bei ihren Gatten, Töchter bei ihren Vätern. Eine Frau befand sich unter den Siegern der Bastille.

Mönche, die gleichfalls Menschen und Bürger zu sein vermeinten, waren gekommen, um auch an diesem großen Kreuzzug teilzunehmen.

---

[102]) Mit Ausnahme eines unglücklichen Zufalls: ein Gewehr ging los, und eine Frau wurde getötet. Man trug sich durchaus nicht mit schlechten Absichten gegen den König. Alles war royalistisch, sowohl die Versammlung wie das Volk. Marat war es noch im Jahre 1791. In einem unveröffentlichten Briefe (den mir Herr De George in Arras mitgeteilt hat) scheint Robespierre von dem guten Glauben Ludwigs XVI., dessen Besuch in Paris er berichtet (23. Juli 1789), überzeugt zu sein.

Die Mathuriner standen in Reihen unter dem Banner ihres Ordens, das später das Banner des Distrikts der Mathuriner wurde. Kapuziner trugen Degen und Muskete auf der Schulter. „Die Damen vom Platz Maubert“ hatten die Revolution von Paris unter den Schutz der heiligen Genoveva gestellt und am Tage vorher ein Bild umhergetragen, auf dem die Heilige den Würgengel antrieb, die Bastille zu stürzen, die bereits wankte und mit zerbrochenen Kronen und Szeptern ausstaffiert war.

Zwei Männer wurden mit Zuruf begrüßt, Bailly und Lafayette, das war alles. Die Abgeordneten umgaben den Wagen des Königs, der traurig und erregt aussah; — — etwas Düsteres haftete diesem Fest an. Diese rohen Waffen, diese Gabeln und Sensen, taten dem Blick weh. Die stummen, blumengeschmückten Geschütze, die auf den Plätzen schliefen, schienen nicht gut zu schlafen. Über allen Bildern des Friedens schwebte ein klares, bedeutsames Zeichen des Krieges, die abgerissenen Fetzen des Banners der Bastille.

Der König verließ den Wagen, und Bailly überreichte ihm die neue Kokarde in den Farben der Stadt, die bald die Kokarde Frankreichs wurde. Er bat ihn, „dieses unterscheidende Abzeichen des Franzosen“ anzunehmen. Der König heftete sie an seinen Hut, und durch die Menge von seinem Gefolge getrennt, stieg er die düstere Wölbung des Hôtel de Ville hinan; über seinem Kopf bildeten die gekreuzten Degen eine Laube aus Stahl; diese seltsame Ehrung war den Gebräuchen der Freimaurer entlehnt, sie konnte doppelsinnig erscheinen und den König glauben machen, er schritte unter dem kaudinischen Joch her.

Man hatte weder die Absicht, ihm zu mißfallen, noch ihn zu demütigen. Im Gegenteil: er wurde mit außergewöhnlicher Rührung aufgenommen. Der große Saal, der von Notabeln und Männern aller Klassen in buntem Gemisch erfüllt war, bot einen merkwürdigen Anblick; diejenigen, die in der Mitte waren, knieten nieder, um die anderen nicht des Glückes zu berauben, den König zu sehen; alle erhoben die Hände zum Thron und hatten Tränen in den Augen.

Bailly hatte in seiner Rede das Wort „Bündnis zwischen König und Volk“ ausgesprochen. Der Präsident der Wahlmänner, Moreau de Saint-Méry (derselbe, der in den großen Tagen den Vorsitz geführt und in dreißig Stunden dreitausend Befehle gegeben hatte), wagte ein Wort, das den König zu binden schien: „Sie kommen, um Ihren Untertanen zu versprechen, daß die Urheber jener unheilvollen Ratschläge aus Ihrer Umgebung entfernt werden, daß die allzulange verbannte Tugend künftig Ihre Stütze bleiben wird.“ Die „Tugend“ sollte heißen: Necker.

Der König, sei es aus Schüchternheit, sei es aus Vorsicht, sagte nichts. Der Prokurator der Stadt erneuerte den Vorschlag von dem Denkmal, das an der Stätte der Bastille errichtet werden sollte; dieser wurde einstimmig angenommen. Dann sprach der immer beredte, aber allzu empfindsame und weinerliche Lally von dem „Kummer des Königs, von seinem Trostbedürfnis“. Das hieß, ihn als besiegt hinstellen, anstatt ihn an den Sieg des Volkes über die Minister, die entlassen werden sollten, zu binden.

Die Männer, die diese Annäherung zustande brachten, vollendeten sie und fanden sie erschöpft, als Bailly den König mit der Kokarde am Hute am Fenster des Hôtel de Ville zeigte. Da blieb er eine Viertelstunde, ernst und still. Bei der Abfahrt flüsterte man ihm zu, er müsse selbst auch ein Wort sagen. Aber man konnte ihm nichts entwinden als die Bestätigung der Bürgergarde, des Maires, des Kommandanten — und das allzu kurze Wort: „Ihr könnt immer auf meine Liebe zählen.“

Die Wahlmänner waren damit zufrieden, aber das Volk nicht. Es hatte geglaubt, der König werde, seiner schlechten Ratgeber ledig, sich mit der Stadt Paris verbrüdern. Und nun sprach er kein Wort, gab er kein Zeichen! Indessen klatschte die Menge bei der Rückkehr Beifall; sie schien das Bedürfnis zu haben, endlich ein lange verhaltenes Gefühl ausströmen zu lassen. Alle Waffen wurden umgekehrt als Zeichen des Friedens. Man rief: „Es lebe der König!“ Er wurde zu seinem Wagen getragen. Ein Marktweib warf sich ihm an den Hals. Männer mit Flaschen hielten seine Pferde an, gossen dem Kutscher und den Lakaien Wein ein und tranken mit ihnen auf die Gesundheit des Königs. Er lächelte, aber sagte noch immer nichts. Hätte er das kleinste gütige Wort in diesem Augenblick gesprochen, es wäre tausendfach freudig wiederholt worden und hätte ungeheuer gewirkt.

Er kehrte erst nach neun Uhr abends ins Schloß zurück. Auf der Treppe fand er die Königin und seine Kinder in Tränen, sie warfen sich in seine Arme. So hatte also der König in großer Gefahr geschwebt, als er sein Volk besuchte? War denn dieses Volk der Feind? Und wie hätte man sich erst gebärdet für einen befreiten König, für Johann oder Franz I., als sie von London und Madrid heimkehrten?

Gleichsam um feierlich darzutun, daß der König in Paris nichts anderes tat oder sagte, als was ihm gewaltsam abgezwungen wurde, flohen an demselben Tage, Freitag, den 17., sein Bruder, der Graf Artois, die Condés und die Contis, die Polignac, Vaudreuil, Broglie, Lambesc und andere vom französischen Boden. Das war nicht leicht. Sie fanden überall den Haß gegen ihren Namen, das Volk auf-

gereizt gegen sich. Die Polignac und Vaudreuil konnten nur dadurch entwischen, daß sie unterwegs über Vaudreuil und Polignac herzogen.

Die Verschwörung des Hofes, noch schauerlicher gemacht durch tausend merkwürdige und furchtbare Gerüchte, die im Volke umgingen, hatte sich der Geister bemächtigt und sie unheilbar mißtrauisch und argwöhnisch gemacht. Versailles, wo die Aufregung wenigstens ebenso groß war wie in Paris, bewachte das Schloß Tag und Nacht als den Herd des Verrats. Der ungeheure Palast schien verödet. Viele wagten nicht, ihn zu betreten. Der Nordflügel, wo die Condés wohnten, war fast leer, der Südflügel, der des Grafen Artois, die sieben Riesenräume der Frau von Polignac blieben für immer geschlossen. Mehrere Bediente des Königs hätten gern ihren Herrn verlassen. Sie machten sich allmählich sonderbare Gedanken über ihn.

„Drei Tage lang," erzählt Besenval, „hatte der König niemanden um sich außer Montmorin und mir. Am 19. betrat ich, da alle Minister abwesend waren, das Gemach des Königs, um ihn die Order unterzeichnen zu lassen, man solle einem Obersten, der heimkehren wollte, Pferde geben. Als ich das Schriftstück überreichte, stellte sich ein Lakai zwischen den König und mich, um zu sehen, was jener schrieb. Der König wandte sich um, bemerkte den Unverschämten und ergriff die Feuerzange. Ich verhinderte ihn, diesem Ausbruch eines sehr natürlichen Zornes stattzugeben; er drückte mir die Hand, um mir zu danken, und ich bemerkte Tränen in seinen Augen."

Neuntes Kapitel

Volksgericht

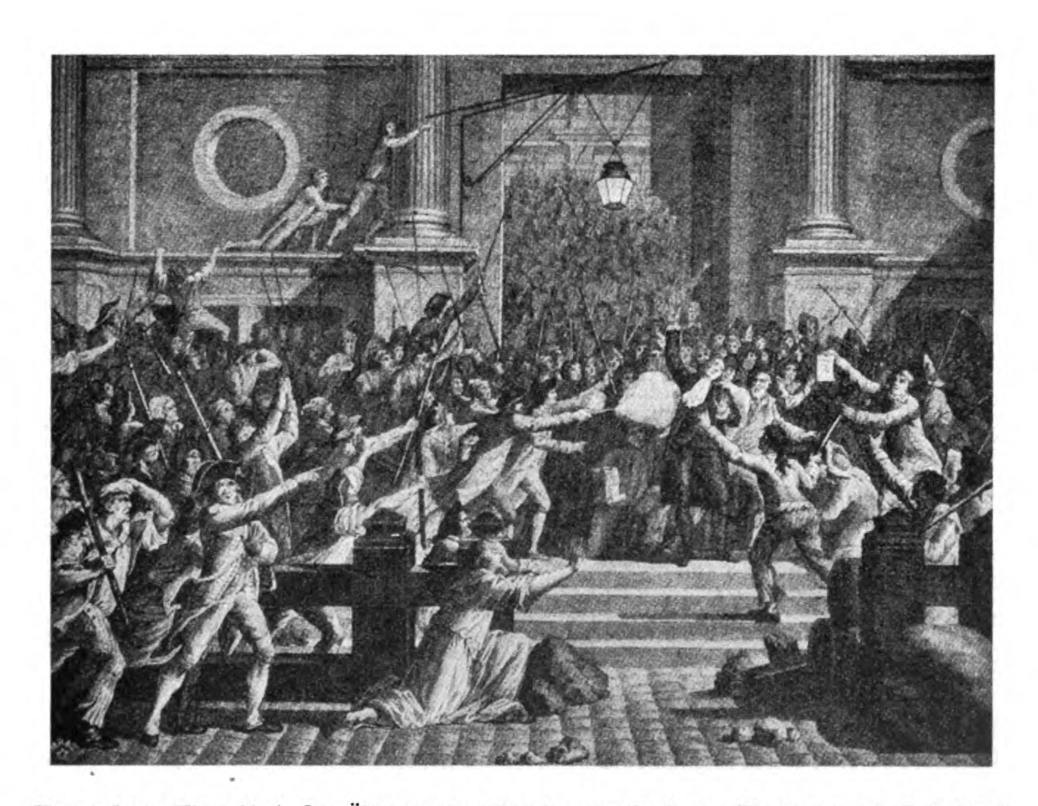
Keine öffentliche Gewalt flößt Vertrauen ein. — Die richterliche Gewalt hat das Vertrauen verloren. — Der „Club breton". — Die Advokaten, die Basoche. — Danton und Camille Desmoulins. — Barbarei der Gesetze und der Strafen. — Das Gericht im Palais-Royal. — Der Grèveplatz und der Hunger. — Tod Foulons und Berthiers, 22. Juli 1789.

Das Königtum bleibt allein. Die Privilegierten wandern aus oder unterwerfen sich; sie erklären, daß sie künftig mit der Nationalversammlung tagen und sich der Majorität unterwerfen wollen; isoliert und ohne Deckung erscheint das Königtum als das, was es im Grunde schon lange war: als ein Nichts.

Dieses Nichts, das war Frankreichs alter Glaube; der getäuschte Glaube weckt nunmehr sein Mißtrauen, seinen Unglauben, macht es außerordentlich unruhig und argwöhnisch. Geglaubt zu haben, ge-



Alexander Lameth. *Abbé Maury.* *Barnave.*



Ermordung Flesselles', des Ältesten der Kaufmannschaft von Paris, am 14. Juli 1789.
Nach einem Stich von Berthault und Prieur.

liebt zu haben, und seit einem Jahrhundert sich ständig in dieser Liebe getäuscht zu sehen, das war der Grund, warum es an nichts mehr glaubte.

Wo bleibt jetzt der Glaube? Man empfindet bei dieser Frage ein Gefühl des Schreckens und der Verlassenheit, wie Ludwig XVI. selbst in seinem öden Palast. Der Glaube weilt bei keiner sterblichen Gewalt mehr.

Die gesetzgebende Gewalt selbst, die Versammlung, die Frankreich so teuer war, leidet jetzt unter dem Unglück, daß sie ihre Feinde, fünf- oder sechshundert Adlige und Priester, in sich aufnahm und unter sich behielt. Ein anderes Übel: ihr Sieg ist allzu groß, nun wird sie selbst Autorität, Regierung, König. Und jeder König ist unmöglich.

Die Gewalt der Wahlmänner, die ebenfalls die Verpflichtung gefühlt hatte, die Regierung zu übernehmen, lag in wenigen Tagen am Boden; sie empfand es selbst und bat die Distrikte, ihr einen Nachfolger zu geben. Beim Kanonendonner der Bastille hatte sie gezittert und gezweifelt. Waren diese Leute kleingläubig? Arglistig? Nein. Das Bürgertum von 1789, das an der Philosophie des großen Jahrhunderts heranwuchs, war sicher weniger egoistisch als das unsere. Es schwankte und war unsicher, kühn in seinen Prinzipien, furchtsam in ihrer Anwendung; es war zu lange Knecht gewesen!

Es ist der Vorzug der richterlichen Gewalt, wenn sie geschlossen und stark bleibt, daß sie alle anderen ersetzt; sie selbst dagegen wird von keiner ersetzt. Sie war in den furchtbarsten Krisen die Stütze und die Quelle der Kraft unseres alten Frankreich. Im vierzehnten Jahrhundert, im sechzehnten behauptete sie fest und unwandelbar ihre Stellung, so daß das Vaterland, wenn es in stürmischen Zeiten fast verloren war, im unverletzten Heiligtum der zivilen Justiz sich immer wieder fand und zu sich selbst kam.

Auch diese Gewalt war nun zerbrochen.

Zerbrochen, weil sie widerspruchsvoll war. Knechtisch und kühn zugleich, für den König und gegen den König, für den Papst und gegen den Papst, Verteidiger des Gesetzes und Vorkämpfer des Privilegs, spricht sie von Freiheit und widersetzt sich ein Jahrhundert lang jedem freiheitlichen Fortschritt. Auch sie hat, ebenso wie der König, die Hoffnung des Volkes enttäuscht. Wie groß war die Freude und die Begeisterung, als das Parlament beim Regierungsantritt Ludwigs XVI. aus der Verbannung zurückkehrte! Und gleichsam als Antwort auf dieses Vertrauen einigte es sich mit den Privilegierten, brachte jede Reform zum Stillstand, sorgte dafür, daß Turgot verjagt wurde! — 1787 fand es noch immer Unterstützung beim Volk, und

zum Dank verlangte das Parlament, daß die Zusammensetzung der Generalstaaten nach der alten Form von 1614 geschehe, das heißt, daß sie nutzlos und lächerlich ohnmächtig seien!

Nein, das Volk konnte sich der richterlichen Gewalt nicht anvertrauen.

Sonderbarerweise hat gerade diese Gewalt, die Hüterin der Ordnung und der Gesetze, die Empörung begonnen, die überall das Parlament umlauert und sich bei jeder königlichen Sitzung versucht. Das Wohlwollen der oberen Behörden ermutigt sie. Die jungen Räte, die d'Esprémenil und Duport, haben, voll von Erinnerungen an die Fronde, nur das Verlangen, Broussel und den Koadjutor nachzuahmen. Die organisierte Basoche besitzt eine Armee von Schreibern, sie hat ihren König, ihr eigenes Gericht, ihre Vorsteher, alte Studenten wie Moreau in Rennes, glänzende Redner und Duellanten wie Barnave in Grenoble. Das feierliche Gebot, die Schreiber dürften keinen Degen tragen, machte diese nur noch streitsüchtiger.

Den ersten Klub eröffnete der Rat Duport in seinem Hause, Rue du Chaume im Marais. Er vereinigte darin die fortgeschrittensten Parlamentsmitglieder, Abgeordnete und Advokaten, besonders solche, die aus der Bretagne stammten. Später wurde der Klub nach Versailles verlegt und nannte sich „Club breton". Dann kehrte er mit der Nationalversammlung nach Paris zurück, änderte Namen und Wesen und schlug seinen Sitz im Jakobinerkloster auf.

Mirabeau ging nur einmal zu Duport; er pflegte Duport, Barnave und Lameth das „Triumgueusat" zu nennen. Auch Sieyès ging hin, wollte aber später nicht wiederkommen: „Das ist eine Höhlenpolitik," meinte er, „Attentate halten sie für Auskunftsmittel." An anderer Stelle spricht er sich noch härter über sie aus: „Man kann sie sich vorstellen als einen Trupp boshafter Gassenjungen, die immer etwas tun müssen, die immer dumme Streiche machen, schreien, intrigieren, ohne Maß und Ziel sich aufregen und dann über das Unheil lachen, das sie angestiftet haben. Man kann ihnen die Hauptschuld geben an den Ausschreitungen der Revolution. Es wäre ein Glück für Frankreich, wenn die von den ersten Unruhstiftern abhängigen Agenten, nachdem sie durch eine Art von Erblichkeit, die bei langen Revolutionen üblich ist, ihrerseits Führer geworden sind, auf den Geist verzichten, der sie so lange bewegte!"

Die untergeordneten Agenten, von denen Sieyès spricht, die Nachfolger ihrer Führer (und jenen weit überlegen!), waren besonders zwei Männer, zwei revolutionäre Kräfte, Camille Desmoulins und Danton. Von diesen beiden Männern, dem König des Pamphlets und dem gewaltigen Redner des Palais-Royal — später des Konvents —,

zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Übrigens werden sie immer hinter uns sein, uns nie locker lassen. In ihnen oder nirgends verkörpern sich die Komödie und die Tragödie der Revolution.

Bald werden sie es ihren Lehrmeistern überlassen, Jakobiner zu werden, während sie selbst den Klub der „Cordeliers“ gründen. Vorläufig geht noch alles durcheinander; der große, allgemeine Klub ist noch das Palais-Royal mit seinen Cafés, seinen Spielhäusern und seinen Freudenmädchen. Dort rief Desmoulins am 12. Juli zu den Waffen. Dort geschah in der Nacht vom 13. auf den 14. die Verurteilung Flesselles und De Launeys. Dem Grafen Artois, den Condés und Polignacs wurden ihre Urteile persönlich zugestellt; sie hatten die erstaunliche Wirkung, die man kaum von mehreren Schlachten erwartet hätte, daß jene Frankreich verließen. Daher erwuchs eine unheilvolle Vorliebe für die Schreckmittel, die so guten Erfolg gehabt hatten. In Desmoulins’ Rede an die Laterne des Grèveplatzes steht der Satz: „Wie geraten die Fremden außer sich, wenn sie vor ihr stehen; wie bewundern sie es, daß eine Laterne in zwei Tagen mehr getan hat als alle ihre Helden in hundert Jahren [103]).“

Desmoulins erneuert mit unversieglicher Laune die alten Späße, die durch das ganze Mittelalter gehen, über den Galgen, den Strang, die Gehenkten usw. Diese grausame, scheußliche Strafe, die den Todeskampf lächerlich macht, war der übliche Text für die lustigsten Schnurren, bildete die Belustigung des niederen Volkes, die Inspiration der Basoche. Das verkörperte Genie dieser letzteren war Camille Desmoulins. Der junge Advokat aus der Pikarde, der sehr leichtsinnig mit dem Geld umging und einen noch leichtsinnigeren Charakter besaß, verschleppte sich ohne Beschäftigung im Justizpalast, als die Revolution ihn plötzlich zum Plaidoyer ins Palais-Royal rief. Er stotterte ein wenig, und das machte ihn nur noch amüsanter. Die Einfälle, denen seine schwere Zunge nicht folgen konnte, schossen wie Pfeile aus seinem Munde. Er überließ sich seiner komischen Laune, ohne sich lange zu überlegen, ob nicht eine Tragödie daraus folgen würde. Die berühmten Urteile der Basoche, die den alten Justizpalast so sehr ergötzt hatten, waren nicht lustiger als die Urteile des Palais-Royal [104]), der Unterschied besteht darin, daß die letzteren oft auf dem Grèveplatz vollstreckt wurden. Nachdenklich stimmt es, daß Desmoulins, dieser geniale Anstifter töd-

[103]) Camille Desmoulins „Discours de la lanterne aux Parisiens“, S. 2. Indessen deutet er geschickt genug an, daß diese übereilten Urteile nicht ohne Nachteil sind, daß sie hier und da zu Irrtümern führen usw.

[104]) Vergleiche das Urteil von Duval d’Esprémesnil, das C. Desmoulins in seinen Briefen berichtet.

licher Späße, und Danton, dieser mordbrüllende Stier, es waren, die vier Jahre später darum den Tod fanden, weil sie ein „Komitee der Milde“ vorgeschlagen hatten!

Mirabeau, Duport, die Lameth und viele andere Gemäßigte billigten die Gewalttätigkeiten; manche behaupten, daß jene dazu rieten. Sieyès verlangte 1788 den Tod der Minister. Mirabeau forderte am 14. Juli laut den Kopf Broglies! Er beherbergte Desmoulins bei sich. Er ging gern zwischen Desmoulins und Danton aus; seine Genfer langweilten ihn, und er mochte die beiden besser leiden, ließ den einen schreiben und den anderen reden.

Ein sehr gemäßigter, sehr kluger Mann mit kaltem Verstande, Target, war eng verbunden mit Desmoulins und billigte das Pamphlet von der Laterne.

Das fordert eine Erklärung:

Niemand glaubte an eine Gerechtigkeit außer an die des Volkes.

Die Juristen besonders verachteten das Gesetz und das damalige Recht, das mit allen Ideen des Jahrhunderts im Widerspruch stand. Sie kannten die Gerichtshöfe und wußten, daß die Revolution keine leidenschaftlicheren Gegner hatte als das Parlament, das Châtelet und die Richter überhaupt.

Ein solcher Richter, das war der Feind. Das Urteil gegen den Feind dem Feinde übertragen, ihn mit der Entscheidung zwischen Revolution und Gegenrevolutionären betrauen, das hieß die letzteren freisprechen, sie stolzer und stärker machen, sie zu den Armeen senden, um den Bürgerkrieg zu beginnen. Konnten sie das? Ja, trotz der Begeisterung in Paris und der Einnahme der Bastille. Sie hatten fremde Truppen, sie hatten alle Offiziere, sie hatten besonders ein furchtbares Korps, das damals den militärischen Ruhm Frankreichs bildete, die Marineoffiziere.

Das Volk allein konnte in dieser schnellen Krisis die mächtigen Übeltäter ergreifen und treffen. „Aber wenn das Volk sich irrt?“ Der Einwand bereitete den Freunden der Gewalttätigkeit keine Schwierigkeit. Sie machten Gegeneinwände. „Wie oft,“ antworteten sie, „haben sich das Parlament und das Châtelet geirrt?“ Sie zitierten die berühmten Justizirrtümer der Fälle Calas und Sirven; sie erinnerten an die furchtbare Denkschrift Dupatys über drei zum Rade verurteilte Männer, diese Denkschrift, die vom Parlament verbrannt wurde, weil es nicht darauf antworten konnte.

Welche Volksurteile, fuhren sie fort, werden jemals so barbarisch sein wie die Prozesse der regulären Gerichte noch im Jahre 1789? Diese Prozesse sind geheim und gründen sich völlig auf Akten, die der Angeklagte nicht zu sehen bekommt; die Akten werden ihm nicht

mitgeteilt, die Zeugen ihm nicht gegenübergestellt; eine Ausnahme bildet nur der letzte kurze Augenblick, wo der Angeklagte, der kaum die Nacht seines Verlieses verlassen hat und vom Tageslicht geblendet wird, auf dem Sünderstühlchen sitzt, Antwort gibt oder nicht und zusieht, wie seine Richter in zwei Minuten über ihn das Urteil fällen [105]). Barbarisch sind die Prozesse, noch barbarischer die Urteile. Man wagt nicht, an Damiens zu erinnern, der gevierteilt, mit glühenden Zangen gezwickt und mit geschmolzenem Blei begossen wurde. Noch kurz vor der Revolution verbrannte man in Straßburg einen Mann. Am 11. August 1789 verurteilt das Parlament von Paris, das selbst in den letzten Zügen liegt, einen Mann zum Tode durch das Rad. Solche Strafen, die für den Zuschauer selbst Strafen waren, verstörten die Seelen von Grund aus, wirkten abschreckend, machten toll, verwirrten jeden Begriff von Gerechtigkeit und verkehrten die Gerechtigkeit in ihr Gegenteil. Der Schuldige, der so sehr litt, erschien nicht mehr schuldig; der Richter war der Schuldige, Gebirge von Verwünschungen wälzten sich auf ihn. Die Gereiztheit stieg bis zur Wut, das Mitleid wurde grimmig. Die Geschichte weiß von mehreren Beispielen dieser wütenden Gereiztheit, in der das Volk oft jede Achtung, jede Furcht verlor und die Schergen der Gerechtigkeit an Stelle des Verbrechers verbrannte und aufs Rad flocht.

Es ist wenig bemerkt worden und trägt doch sehr zum Verständnis der Dinge bei: mehrere von unseren Terroristen waren Männer von übertriebener, krankhafter Reizbarkeit, die das Elend des Volkes grausam empfanden, und deren Mitleid sich in Wut verwandelte.

Diese bemerkenswerte Erscheinung trat besonders zutage bei nervösen Männern von schwacher und reizbarer Einbildungskraft, bei den Künstlern aller Art; der Künstler ist ein Mann-Weib [106]). Das Volk, dessen Nerven stärker sind, folgte ihrer hinreißenden Gewalt; aber niemals gab es in der ersten Zeit selbst den Anstoß. Die Gewalttätigkeiten hatten im Palais-Royal ihren Ursprung, wo die Advokaten, die Künstler und Schriftsteller herrschten.

Selbst unter diesen Leuten trug niemand die volle Verantwortlichkeit. Ein Camille Desmoulins spürte den Hasen auf, eröffnete die Jagd; ein Danton hetzte ihn zu Tode — in Worten, wohlverstanden. Aber es fehlte nicht an stummen Henkern, bleichen, wüten-

---

[105]) Vergleiche die wahrhaft beredte Stelle bei Dupaty, „Mémoires pour trois hommes condamnés à la roue“, S. 117. (1786.)

[106]) Ich möchte sagen: er ist durchaus Mann, aber da er die geistigen Eigenschaften beider Geschlechter hat, so ist er fruchtbar; indessen herrscht bei ihm fast immer eine reizbare und cholerische Sensibilität vor.

den Männern, die die Sache auf dem Grèveplatz anhängig machten, wo sie von anderen Dantons gemeinerer Art weiter betrieben wurde. Unter der elenden Menge, die jene umgab, waren sonderbare Gestalten, die aussahen, als stammten sie aus dem Jenseits; Menschen wie Gespenster, aber von Hunger außer sich, vom Fasten betrunken, schon keine Menschen mehr. Man behauptete, daß am 20. Juli manche seit drei Tagen nichts gegessen hatten. Bisweilen fügten sie sich darein und starben, ohne jemandem etwas Böses zu tun. Die Frauen fügten sich nicht, sie hatten Kinder. Sie irrten umher wie Löwinnen. Bei jeder Empörung waren sie die erbittertsten, die wütendsten; sie stießen frenetische Schreie aus, schalten die Männer wegen ihrer Langsamkeit; die summarischen Urteile des Grèveplatzes dauerten ihnen noch viel zu lang. Sie waren die ersten beim Aufhängen [107]).

Hier ist der König das System. Man hatte Hunger unter Ludwig XV., man hat Hunger unter Ludwig XVI.

Damals wird die Hungersnot zur Wissenschaft, zu einem verwickelten Kunststück der Verwaltung und des Handels. Sie hat ihren Vater und ihre Mutter, den Fiskus und den Wucher. Sie erzeugt ein besonderes Geschlecht, ein unechtes Geschlecht von Lieferanten, Bankiers, Finanzleuten, Generalpächtern, Intendanten, Räten und Ministern. Das Volk prägte ein tiefes Wort über das Bündnis der Spekulanten und der Politiker: „Hungersnotpakt“ [108]).

Foulon war einerseits Spekulant, Geldmann, Steuerpächter, andererseits Mitglied des Conseils und einziger Richter über die Steuerpächter. Er rechnete sehr damit, Minister zu werden. Er wäre vor Kummer gestorben, wenn ein anderer als er den Staatsbankrott eröffnet hätte. Die Lorbeeren des Abbé Terray ließen ihn nicht schlafen. Er machte den Fehler, allzu laut von seinem System zu sprechen; seine Rede arbeitete gegen ihn und machte ihn unmöglich. Dem Hof gefiel der Gedanke sehr, nicht zu bezahlen, aber er wollte neue Anleihen aufnehmen und konnte die Geldgeber nicht damit locken, daß er den Apostel des Bankrotts ins Ministerium berief.

Man schrieb ihm ein grausames Wort zu: „Wenn sie Hunger haben, so mögen sie das Gras abweiden. Geduld! Wenn ich erst Minister bin, sollen sie mir Heu fressen; das tun meine Pferde auch.“ Auch das furchtbare Wort: „Man muß Frankreich niedermähen!“ soll von ihm stammen.

---

[107]) So hingen sie am 5. Oktober den braven Abbé Lefebvre auf, einen der Helden vom 14. Juli; glücklicherweise schnitt man den Strick durch.

[108]) Unübersetzbares Wortspiel: „Pacte de famille“ (= Erbvertrag) und „Pacte de famine“ (= Hungersnotpakt). Anm. d. H.

Foulon hatte einen Schwiegersohn nach seinem Herzen, nach dem Urteil der Royalisten einen fähigen, aber harten Menschen, Berthier, Intendanten von Paris [109]). Dieser wußte, daß die Pariser ihn verabscheuten, und er war glücklich über die Gelegenheit, Krieg mit ihnen zu beginnen. Mit dem alten Foulon war er die Seele des Ministeriums der drei Tage. Der Marschall Broglie schloß nichts Gutes daraus, aber er gehorchte [110]). Foulon und Berthier waren äußerst tätig. Der letztere war eifrig tätig, alles Nötige zu sammeln, Truppen und Waffen, und Kartätschen zu verfertigen. Wenn Paris nicht in Feuer und Blut unterging, so lag es nicht an ihm.

Man wundert sich darüber, daß so reiche, so vollkommen unterrichtete Männer, die zudem eine reife Erfahrung besaßen, sich auf diese Narrheiten einließen. Der Grund ist einfach: die großen Geldspekulanten haben alle etwas vom Spieler; sie unterliegen den gleichen Versuchungen. Und das aussichtsreichste Geschäft, das sich ihnen jemals bot, war, mit der militärischen Durchführung des Bankrotts beauftragt zu werden. Freilich war es gewagt. Aber welches große Geschäft ist kein Wagnis? Man wird Herr über Sturm und Brand; warum nicht über Krieg und Hungersnot? Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Der Hungersnot und dem Kriege, ich meine Foulon und Berthier, die Paris in der Hand zu haben glaubten, machte die Einnahme der Bastille einen Strich durch die Rechnung.

Am Abend des 13. versuchte Berthier, Ludwig XVI. frischen Mut einzuflößen; wenn es ihm gelang, jenem nur ein Wörtchen zu entlocken, so konnte er noch seine Deutschen auf Paris loslassen.

Ludwig XVI. sagte nichts und tat nichts. Von da an fühlten beide Männer, daß sie verloren waren. Berthier entfloh nach Norden, begab sich nachts von einem Ort zum anderen; er verbrachte vier Nächte schlaflos, ohne sich irgendwo aufzuhalten, und gelangte doch nur bis Soissons. Foulon versuchte nicht zu entfliehen; zuerst ließ er überall verbreiten, er habe kein Ministerium gewollt, dann, er habe einen Schlaganfall erlitten, schließlich, er sei tot. Er veranstaltete sich selbst ein prächtiges Begräbnis (der Tod eines seiner Diener kam ihm dazu sehr gelegen). Hierauf begab er sich geräusch-

[109]) Die Familie hat gegen dieses Urteil lebhaften Einspruch erhoben. Die ernsthafte Prüfung ergibt, daß die royalistischen Schriftsteller (Beaulieu usw.) ebenso streng gegen Foulon und Berthier sind wie die revolutionären. Das hat auch Louis Blanc gefunden, der dieselbe Untersuchung anstellte. Wenn die Familie in den Archiven oder anderswo Schriftstücke entdeckt hat, die der allgemeinen Ansicht der Zeitgenossen zuwiderlaufen, so sollte sie sie veröffentlichen.

[110]) Alex. de Lameth, „Histoire de l'Assemblée constituante", Bd. I, S. 67.

los zu seinem würdigen Freunde Sartines, dem früheren Polizeipräfekten.

Er hatte Grund zur Furcht. Die Aufregung war schrecklich. Wir müssen ein wenig zurückgreifen.

Schon im Mai hatte die Hungersnot die Bevölkerungen ganzer Ortschaften vertrieben und sie aufeinander gehetzt. Caen und Rouen, Orléans, Lyon, Nancy hatten Kämpfe zu bestehen um ihr Getreide. Marseille sah eine Bande von achttausend ausgehungerten Menschen vor seinen Toren, die plündern oder sterben mußten; die ganze Stadt griff trotz der Regierung, trotz des Parlaments von Aix zu den Waffen und blieb bewaffnet.

Im Juni ließ die Bewegung kurze Zeit nach; ganz Frankreich hielt die Augen auf die Versammlung gerichtet und erwartete ihren Sieg, keine andere Hoffnung auf Rettung bestand mehr. Die schlimmsten Leiden wurden einen Augenblick weniger fühlbar; ein Gedanke beherrschte alles . . .

Wer kann sich die Wut, das Entsetzen der getäuschten Hoffnung vorstellen bei der Nachricht von Neckers Entlassung? Necker hatte keine politische Begabung; er war, wie man gesehen hat, ängstlich, eitel und lächerlich. Aber die öffentliche Verpflegung leitete er, das muß man ihm lassen, unermüdlich, erfinderisch, voller Betriebsamkeit und mit immer neuen Hilfsmitteln [111]). Und was noch mehr ist: er bewies dabei, daß er ein gutes, mitempfindendes Herz besaß; als niemand mehr dem Staate leihen wollte, borgte er auf seinen Namen und haftete bis zu zwei Millionen, die Hälfte seines Vermögens, mit seinem Kredit. Entlassen, zog er seine Bürgschaft nicht zurück, sondern schrieb den Gläubigern, daß er sie aufrecht hielte. Um es kurz zu sagen, wenn er auch nicht zu regieren verstand, so ernährte er doch das Volk, ernährte es mit seinem Gelde.

Die Worte „Necker“ und „Lebensmittel“ hatten gleichen Klang im Ohr des Volkes. Neckers Entlassung, das bedeutete Hungersnot, hoffnungslose und unheilbare Hungersnot, so glaubte Frankreich am 12. Juli.

Die Bastillen in der Provinz, in Caen und Bordeaux, wurden erstürmt oder ergaben sich fast gleichzeitig mit der Einnahme der in Paris. In Rennes, in Saint-Malo, in Straßburg verbrüderten sich die Truppen mit dem Volk. In Caen entspann sich ein Kampf zwischen den Soldaten. Ein paar Leute vom Regiment d'Artois trugen patriotische Abzeichen, andere vom Regiment Bourbon benutzten es, daß jene ohne Waffen waren, und rissen sie ihnen ab. Man glaubte, der Major Belzunce habe sie bezahlt, damit sie ihren

[111]) Vergleiche Necker, Oeuvres, Bd. VI, S. 298—324.

Kameraden diesen Schimpf antäten. Belzunce war ein hübscher, witziger Offizier, aber unverschämt, gewalttätig und hochmütig. Er erklärte bei jeder Gelegenheit laut seine Verachtung für die Nationalversammlung und für das Volk; er ging bis an die Zähne bewaffnet in der Stadt spazieren, immer in Begleitung eines wild aussehenden Bedienten [112]). Er warf herausfordernde Blicke um sich. Das Volk verlor die Geduld, drohte zuerst und belagerte dann die Kaserne; ein Offizier beging die Unvorsichtigkeit zu schießen, darauf holte die Menge Geschütze. Belzunce lieferte sich selbst aus oder wurde ausgeliefert, um ins Gefängnis gebracht zu werden; doch kam er nicht soweit, er wurde durch Flintenschüsse getötet und sein Leichnam zerrissen; ein Weib aß sein Herz.

Blut floß in Rouen und in Lyon; in Saint-Germain wurde ein Müller enthauptet; ein brotwuchernder Bäcker in Poissy wäre beinahe getötet worden; er wurde nur durch eine Abordnung der Nationalversammlung gerettet, die sich bewundernswert mutig und menschlich bewies, sie setzte ihr Leben aufs Spiel und konnte den Mann erst mitnehmen, als sie ihn auf den Knien vom Volke erbeten hatte.

Foulon hätte vielleicht den gefährlichen Augenblick überlebt, wenn er nur von ganz Frankreich gehaßt worden wäre. Sein Unglück wollte, daß er es auch von denen wurde, die ihn am besten kannten, von seinen Untergebenen und seinen Dienern. Diese verloren ihn nicht aus den Augen und hatten sich von seinem angeblichen Begräbnis nicht zum besten halten lassen. Sie folgten dem Toten und fanden ihn wohlauf bei einem Spaziergang im Park des Herrn de Sartines. „Du wolltest uns Heu geben, nun, du sollst selbst welches fressen!“ Man hängte ihm einen Heubund auf den Rücken, gab ihm einen Nesselstrauß in die Hand und legte ihm ein Distelhalsband um. Dann führte man ihn zu Fuß nach Paris ins Hôtel de Ville und forderte seine Verurteilung von der einzigen Autorität, die noch übrig war, von den Wahlmännern.

Diese hatten nun Gelegenheit zu bedauern, daß sie die Entscheidung des Volkes, die eine wirkliche Munizipalgewalt schaffen, ihnen Nachfolger geben und ihrem Königtum ein Ende machen sollte, nicht mehr beschleunigt hatten. Königtum ist das richtige Wort; die französischen Garden zogen in Versailles, beim König, nur dann auf Wache, wenn sie (merkwürdigerweise) von den Wahlmännern in Paris Befehl bekamen.

Diese ungesetzliche Gewalt, die man um alles anrief, die zu allem ohnmächtig war und überdies durch eine zufällige Verbindung mit

112) „Mémoires de Dumouriez“, Bd. II, S. 53.

den ehemaligen Schöffen geschwächt wurde, — die als Haupt nur den Ehrenmann Bailly, den neuen Maire, besaß und als Arm nur Lafayette, den Kommandanten einer kaum im Entstehen begriffenen Nationalgarde, sah sich nun einer grausamen Notwendigkeit gegenüber.

Sie erfuhren beinahe gleichzeitig, daß man Berthier in Compiègne verhaftet hatte und daß man Foulon herbeibrachte. Für den ersteren luden sie eine schwere und verwegene Verantwortung auf sich (die Furcht ist manchmal verwegen), sie erklärten nämlich den Leuten von Compiègne, „es läge keinerlei Grund vor, Herrn Berthier gefangen zu halten". Jene erwiderten, dann würde er sicher in Compiègne getötet werden, man könne ihn nur retten, wenn man ihn nach Paris brächte.

Über Foulon entschied man so: Von nun an sollten Angeklagte dieser Art in die Abbaye gebracht werden, auf deren Tor die Worte stehen müßten: „Gefangene, die den Händen der Nation anvertraut sind." Diese allgemeine Maßregel, im Interesse eines einzelnen unternommen, sicherte dem Exratsherrn das Urteil durch seine Freunde und Kollegen, die früheren Magistratsmitglieder, die einzigen Richter, die es damals gab.

Das alles war zu durchsichtig; doch wurde es eifrig überwacht von scharfsichtigen Leuten, von den Prokuratoren und der Basoche, von den Rentenbesitzern, den Feinden des Bankrottministers, schließlich von vielen Menschen, die Staatspapiere hatten und durch die Baisse ruiniert wurden. Ein Prokurator legte eine Berthier belastende Note vor über dessen Gewehrniederlagen. Die Basoche behauptete, er besäße noch eine dieser Niederlagen bei der Äbtissin von Montmartre, und setzte es durch, daß man hinschickte. Der Grèveplatz war voll von Leuten, deren Anblick dem Volk fremd war, „die anständig aussahen", einige darunter waren sehr gut gekleidet. Die Börse war auf dem Grèveplatz.

Gleichzeitig zeigte man im Hôtel de Ville einen anderen Geldmann an, Beaumarchais, der in der Bastille Papiere gestohlen hatte. Man befahl ihm, sie zurückzubringen.

Man glaubte, die Armen wenigstens dadurch zum Schweigen bringen zu können, daß man ihnen den Mund füllte; man erniedrigte den Preis des Brotes mittels eines täglichen Opfers von dreißigtausend Franken; der Preis wurde auf 13½ Sous für ein Pfund festgesetzt (= 20 Sous nach heutigem Gelde).

Nichtsdestoweniger lärmte der Grèveplatz weiter. Um zwei Uhr kam Bailly auf den Platz, alle forderten Gerechtigkeit von ihm. Er „erklärte die Prinzipien" und machte einigen Eindruck auf die, welche

ihn verstehen konnten. Die anderen schrien: „Hängen! Hängen!" Bailly schloß sich vorsichtigerweise im Verpflegungsamt ein. Die Garde war zahlreich, erzählte er, aber Lafayette, der auf seinen großen Einfluß baute, beging die Unklugheit, sie zu vermindern.

Die Menge befand sich in furchtbarer Unruhe, Foulon könne sich retten. Man zeigte ihn ihr am Fenster; trotzdem stürmten sie die Türen; man mußte ihn vor dem Bureau im Saale Saint-Jean auf einen Stuhl setzen. Da begann man von neuem, ihnen Vorstellungen zu machen, ihnen „die Prinzipien zu erklären" und daß er im regelrechten Verfahren verurteilt werden müßte. „Sofort verurteilen und hängen!" rief die Menge. Sie ernannte auf der Stelle Richter, unter anderen zwei Pfarrer, welche ablehnten . . . Doch Platz da! Hier kommt Herr de Lafayette! Er spricht und gesteht, daß Foulon ein „Schurke" ist, meint aber, man müsse seine Helfershelfer kennen. „Man bringe ihn in die Abbaye!" Die ersten Reihen verstehen ihn und willigen ein, die anderen nicht. „Sie machen sich über die Welt lustig," sagte ein gut gekleideter Mann, „braucht man Zeit, um einen Mann zu verurteilen, der seit dreißig Jahren verurteilt ist?" Gleichzeitig erhebt sich ein Geschrei, eine neue Menge drängt herein; die einen rufen: „Das ist der Faubourg!", die anderen: „Das ist das Palais-Royal!" Foulon wird zur Laterne gegenüber geschleppt; man zwingt ihn, die Nation um Vergebung zu bitten. Dann wird er hochgezogen. Zweimal zerreißt der Strick. Man bleibt hartnäckig und holt einen neuen. Endlich ist er gehenkt, enthauptet und sein Kopf durch Paris getragen.

Indessen fuhr Berthier durch die Porte Saint-Martin, mitten im ungeheuersten Tumult, der je gesehen worden ist; von zwanzig Meilen weit her folgte man ihm. Er saß in einem Kabriolett, dessen oberen Teil man zertrümmert hatte, um ihn sehen zu können. Neben ihm saß ein Wahlmann, Etienne de la Rivière, der zwanzigmal bei seiner Verteidigung in Todesgefahr schwebte und ihn mit seinem Körper deckte[113]). Wahnsinnige vollführten einen Tanz vor ihm; andere warfen ihm Schwarzbrot in den Wagen: „Du Räuber, da ist das Brot, das du uns hast essen lassen." Was die ganze Bevölkerung in der Umgegend von Paris besonders erbitterte, war, daß die von Berthier und Foulon in großer Zahl gesammelte Kavallerie mitten in der Teuerung Unmengen jungen Getreides vernichtet und noch grün verbraucht hatte. Man schrieb diese Verheerungen den

---

[113]) „Histoire de la Révolution de 1789", von zwei Freunden der Freiheit, Kerverseau und Clavelin, Bd. II, S. 130. Vergleiche auch im „Procès-verbal des électeurs" den Bericht von Etienne de la Rivière.

Befehlen des Intendanten zu und dem festen Entschluß, jede Ernte zu verhindern, damit das Volk stürbe.

Um diesen schauerlichen Triumph des Todes ganz voll zu machen, trug man, wie bei den römischen Triumphzügen, vor Berthier Inschriften her zu seinem Ruhme: „Er hat den König und Frankreich bestohlen." — „Er hat die Nahrung des Volkes verschlungen." — „Er war der Sklave der Reichen und der Tyrann der Armen." — „Er hat das Blut der Witwen und der Waisen getrunken." — „Er hat den König getäuscht." — „Er hat sein Vaterland verraten."

Man besaß die Grausamkeit, ihm an der Fontaine Maubuée den fahlen Kopf Foulons zu zeigen, der Heu im Munde hatte. Bei diesem Anblick wurden seine Augen trübe, er erbleichte und lächelte.

Im Hôtel de Ville zwang man Bailly, ihn zu verhören. Berthier berief sich auf höhere Befehle, auf die des Ministers. Der Minister war sein Schwiegervater, das war das gleiche. Wenn übrigens der Saal Saint-Jean ein bißchen hören konnte, so konnte doch der Grèveplatz nichts hören und nichts verstehen; das Geschrei war so furchtbar, daß der Maire und die Wahlmänner immer verwirrter wurden. Da eine ganz neue Woge Volks durch die Menge selbst brach, so war es nicht mehr möglich, standzuhalten. Der Maire ordnete mit Zustimmung des Bureaus die Überführung in die Abbaye an und fügte hinzu, die Garde hafte für den Gefangenen. Die konnte ihn nicht verteidigen, aber er versuchte selbst, sich zu verteidigen und ergriff ein Gewehr. Da durchbohrten ihn hundert Bajonette; ein Dragoner, der ihm an dem Tode seines Vaters die Schuld gab, riß ihm das Herz aus der Brust und zeigte es im Hôtel de Ville.

Diejenigen, die vom Fenster aus beobachtet hatten, wie geschickt die Rädelsführer auf dem Grèveplatz die Gruppen drängten und reizten, waren der Meinung, die Mitschuldigen Berthiers hätten gut dafür gesorgt, daß jener keine Zeit fände, Enthüllungen zu machen. Er allein vielleicht besaß die wahre Entschlußfähigkeit. In seiner Brieftasche fand man die Personalbeschreibung vieler Freunde der Freiheit, die sicher nichts Gutes zu erwarten gehabt hätten, wenn der Hof gesiegt hätte.

Das mag sein, wie es will: viele Kameraden des Dragoners erklärten diesem, da er den Leichnam geschändet habe, müsse er sterben, und sie würden sich so lange mit ihm schlagen, bis er getötet wäre. Das geschah ihm noch am gleichen Abend.

Zehntes Kapitel

Frankreich in Waffen

Die Nationalversammlung in Bedrängnis. — Sie verlangt Vertrauen; 23. Juli. — Mißtrauen des Volkes, Furcht in Paris, Aufregung in den Provinzen. — Die Verschwörung von Brest; der Hof wird durch den englischen Gesandten kompromittiert; 27. Juli. — Wut der Adligen und der frisch Geadelten; Drohungen und Verschwörungen. — Der Schrecken auf dem Lande. — Der Bauer bewaffnet sich gegen die Räuberbanden; er verbrennt die Feudalbücher und zündet mehrere Schlösser an. — (Juli und August 1789.)

Die Blutsauger des ancien régime, die schon im Leben soviel Unglück über Frankreich gebracht hatten, fügten durch ihren Tod dem Lande noch viel Schlimmeres zu. Der Ruf dieser Leute, die Mirabeau sehr richtig „den Auswuf der öffentlichen Verachtung" nannte, wurde durch ihre Hinrichtung gleichsam wieder hergestellt. Sie waren nun interessante Opfer, Märtyrer der Monarchie. Burke kommt, spricht sie heilig und betet auf ihrem Grabe.

Die Gewalttaten in Paris und die, welche gleichzeitig in den Provinzen geschahen, brachten die Nationalversammlung in eine schwierige Lage, deren sie nur mit Mühe Herr werden konnte.

Wenn sie nichts tat, so schien sie die Unordnung zu ermutigen, den Mordtaten ihre Zustimmung zu geben, so gab sie einen Vorwand für unaufhörliche Verleumdungen.

Wenn sie versuchte, der Unordnung zu steuern, die Autorität wieder aufzurichten, so gab sie zwar nicht dem König, aber der Königin und dem Hofe den Degen zurück, den das Volk in ihren Händen zerbrochen hatte.

In beiden Fällen war die Herrschaft der Willkür und der zufälligen Gnade wieder hergestellt, für das alte Königtum oder für das Königtum der Straße.

Am Tage vor und nach dem 22. Juli rieten Lally-Tollendal, Mounier und Malouet, daß man, um die Ordnung wieder herzustellen, dem König die öffentliche Gewalt zurückgebe; Lally hatte volles Vertrauen zu den guten Eigenschaften des Königs, Malouet wollte, man solle den König bitten, seine Macht zu gebrauchen und der Stadtgewalt seinen starken Beistand zu leihen. Der König hätte gerüstet und das Volk nicht; keine Nationalgarde hätte es mehr gegeben. Wenn das Volk sich beklagte, dann konnte es sich ja an das Parlament, an den Generalprokurator wenden. Wozu haben wir denn Behörden.

Foulon war Parlamentsmitglied. Malouet wollte also Foulon vor Foulons Richterstuhl stellen.

Man muß, sagte man sehr richtig, die Unruhen unterdrücken.

Nur mußte man einander auch verstehen. Dies Wort umfaßte sehr vieles:

Diebstähle, andere gewöhnliche Verbrechen, Plünderungen, von ausgehungerten Leuten begangen, Ermordungen von Wucherern, unrechtmäßige Gerichte über die Feinde des Volkes, Widerstand gegen deren Verschwörungen, rechtmäßiger Widerstand, bewaffneter Widerstand — —. All das bedeutete das Wort „Unruhen“. Und wollte man all das gleichmäßig unterdrücken? Wenn man die königliche Autorität beauftragte, die Unruhen zu unterdrücken, so war die größte dieser Unruhen für jene sicherlich die Einnahme der Bastille, die sie denn auch zuerst bestraft haben würde.

Dies war auch die Meinung von Buzot und Robespierre, am 20. Juli, zwei Tage vor dem Tode Foulons. Und dasselbe sagte Mirabeau nach dem Vorfall in seinem Blatt. Er erklärte der Versammlung das Unglück aus seiner wahren Ursache, dem Fehlen jeder Autorität in Paris, der Ohnmacht der Wahlmänner, die ohne gesetzlichen Auftrag fortfuhren, die Stadtgeschäfte auszuführen. Er war der Ansicht, die Gemeinden sollten sich organisieren, die öffentliche Gewalt an sich nehmen, für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Und was konnte man auch wirklich anderes tun, als die örtliche Gewalt zu stärken, da die zentrale Gewalt mit so großem Recht verdächtig erschien?

Barnave verlangte drei Punkte: gut organisierte Gemeindebehörden, Bürgerwehren und eine gesetzmäßige Rechtspflege, welche das Volk beruhigen konnte.

Worin sollte diese Rechtspflege bestehen?

Ein stellvertretender Abgeordneter, Dufresnoy, den ein Pariser Distrikt entsandt hatte, forderte sechzig Geschworene, die von den sechzig Distrikten gestellt werden sollten. Dieser Vorschlag, den Pétion unterstützte, wurde von einem anderen Abgeordneten dahin eingeschränkt, daß den Geschworenen reguläre Richter beigesellt würden.

Die Versammlung kam zu keinem Entschluß. Um ein Uhr nachts nahm sie nach ermüdendem Streit eine Resolution an, in der sie die Verfolgung der Verbrechen gegen die Nation verlangte, „indem sie sich vorbehielt, das zuständige Gericht in der Verfassung zu ernennen.“ Das hieß, die Sache auf die lange Bank schieben. Sie forderte zum Friedensschluß auf mit der Begründung, der König

habe sich „mehr denn je ein Recht auf das Vertrauen“ des Volkes erworben, es bestehe eine „völlige Übereinstimmung“ usw.

Vertrauen! Und dabei war es so gänzlich vorbei mit allem Vertrauen.

Gerade, als die Versammlung von Vertrauen sprach, erhielt das Wort eine traurige Beleuchtung; neue Gefahren waren im Anzug.

Die Versammlung behielt unrecht, das Volk behielt recht.

Wie sehr man auch Lust hatte, sich täuschen zu lassen und zu glauben, daß alles zu Ende sei, so mußte sich doch der gesunde Verstand sagen, daß das ancien régime Rache nehmen würde für seine Niederlage. Eine Gewalt, die seit Jahrhunderten alle Kräfte des Landes in ihrer Hand vereinigte, Verwaltung, Finanzen, Armeen, Rechtspflege, die noch immer, ohne daß sich das Geringste geändert hätte, überall im Reiche ihre Agenten, ihre Offiziere, ihre Richter besaß, deren natürliche Parteigänger zwei- oder dreihunderttausend Adlige und Priester, Eigentümer der Hälfte oder zweier Drittel des Königreichs waren, — konnte diese ungeheure, vielgestaltige Gewalt, die Frankreich überdeckte, sterben wie ein Mensch, mit einem Schlage, auf einmal? War sie auf der Stelle totgeblieben, als sie im Juli die Kugel traf? Das hätte man auch dem einfältigsten Kinde nicht glauben machen können.

Sie war nicht tot. Sie war getroffen und verwundet worden; sie war moralisch tot, aber nicht körperlich. Sie konnte wieder auferstehen. In welcher Gestalt würde sich das Gespenst zeigen? Das war die einzige Frage, die sich das Volk stellte, sie verwirrte seine Einbildungskraft. Die gesunde Vernunft nahm hier tausend Formen volkstümlichen Aberglaubens an.

Alle Welt sah sich die Bastille an; alle betrachteten schaudernd die sonderbare Strickleiter, auf welcher Latude die Türme hinabgeklettert war. Man besichtigte diese düsteren Türme, die schwarzen, tiefen, stinkenden Verliese, wo der Gefangene in unmittelbarer Nähe der Kloaken lebte, von Kröten, Ratten und allerlei unsauberen Tieren umlagert und bedroht.

Man stellte öffentliche Nachforschungen in der Bastille an, eine authentische Untersuchung, um die Geister zu beruhigen. Dann verlegte die Phantasie ihre Einbildung an einen anderen Ort. Die Furcht fand eine Stätte an der anderen Seite von Paris, in den ungeheuren Höhlen, aus denen unsere öffentlichen Bauwerke gewachsen sind, in den Abgründen, über denen man das Louvre baute, Notre-Dame und andere Kirchen. Im Jahre 1786 hatte man das ganze, seit tausen Jahren tote Paris da hineingeschüttet, ohne daß man etwas davon merkte (so gewaltig sind diese Höhlungen), eine Unmenge Toter, die

seit jenem Jahre nachts auf Leichenwagen, die Geistlichkeit an der Spitze, von den Innocents zur Tombe-Issoire fuhren, um die ewige Ruhe und die gänzliche Vergessenheit zu suchen.

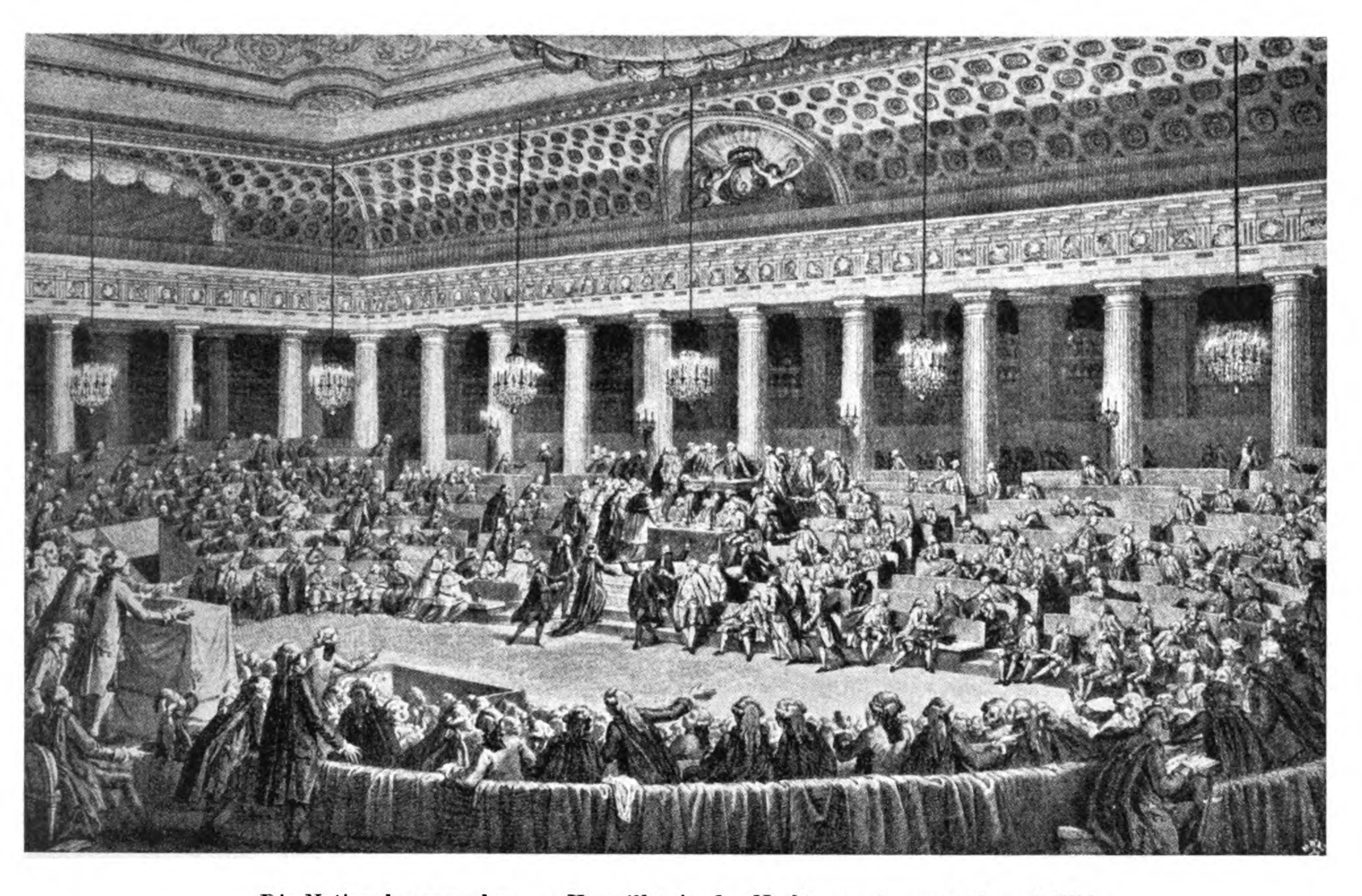
Diese Toten riefen die anderen herbei, zweifellos war dort ein Vulkan im Entstehen: die Mine, die vom Panthéon bis zum Himmel reichte, würde Paris vom Boden heben und im Sturze begraben, form- und gestaltlos, Menschen und Dinge, Lebende und Tote, zuckendes Fleisch, stinkende Kadaver, bleiche Gebeine in wüstem Gemenge.

Indessen schienen diese groben Vertilgungsmittel nicht notwendig; die Hungersnot genügte. Nach einem schlechten Jahr kam ein anderes schlechtes Jahr; das wenige Getreide, das um Paris stand, wurde von der zahlreich angesammelten Kavallerie zerstampft, verdorben und gegessen. Und selbst ohne die Kavallerie verschwand das Getreide. Man sah nachts bewaffnete Banden — oder glaubte sie zu sehen —, die das größere Getreide abschnitten. Foulon, wenn er auch tot war, schien eigens wiederzukommen, um buchstäblich auszuführen, was er gesagt hatte: „Man muß Frankreich niedermähen.“ Und das grüne Getreide mähen, es im zweiten Jahre der Hungersnot vernichten, das hieß auch die Menschen niedermähen.

Der Schrecken breitete sich immer weiter aus; die Eilboten wiederholten die Gerüchte und trugen sie jeden Tag von einem Ende des Königreiches bis zum anderen. Sie hatten die Räuber nicht gesehen, aber andere hatten sie gesehen; sie waren hier und dort, sie waren unterwegs, zahlreich und bis an die Zähne bewaffnet; wahrscheinlich würden sie in der Nacht kommen oder morgen ganz gewiß. Am hellen Tage hatten sie an dem und dem Ort das Getreide abgeschnitten, das berichtete der Gemeinderat von Soissons bestürzt an die Nationalversammlung und bat um Hilfe; eine ganze Armee von Räubern marschierte gegen die Stadt. Man suchte sie, doch sie waren verschwunden in den Abenddünsten oder im Morgennebel.

Mehr entsprach es den Tatsachen, daß einige Leute auf den Gedanken kamen, dieser entsetzlichen Geißel des Hungers eine andere beizugesellen, die schaudern macht, wenn man an den Hundertjährigen Krieg denkt, der im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen Kirchhof aus unserem unglücklichen Lande machte. Sie wollten die Engländer nach Frankreich rufen. Die Sache ist bestritten worden, warum? Sie ist äußerst wahrscheinlich, denn sie wurde später wieder angeregt, versucht und mißglückte bei Quiberon.

Aber diesmal handelt es sich nicht darum, die Engländer an eine schwierige, unverteidigte Küste ohne Hilfsmittel zu bringen, sondern sie an einem Platz festzusetzen, der in gutem Verteidigungszustand



Die Nationalversammlung zu Versailles in der Nacht vom 4. zum 5. August 1789.
Nach einem Stich von C. Monnet.

war, ihnen das Marinearsenal in die Hände zu spielen, den Ort, wo Frankreich seit einem Jahrhundert seine Millionen, die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes aufgespeichert hatte ... Die Spitze, den Schnabel des großen Staatsschiffes, die Klippe für das britannische Schiff ... Es handelte sich darum, Brest auszuliefern.

Seitdem Frankreich an der Befreiung Amerikas mitgeholfen, das englische Reich gespalten hatte, wünschte England nicht sein Unglück, sondern seinen Untergang, seine völlige Vernichtung, wünschte, eine gewaltige Herbstflut möchte den Ozean aus seinem Bett heben und alles Land von Calais bis zu den Vogesen, von den Pyrenäen bis zu den Alpen mit einer schönen Wasserwüste bedecken.

Noch schöner indessen mußte es sein, wenn dieses neue Meer ein Meer von Blut wurde, vom Blute Frankreichs, das es sich selbst aus den Adern zog, wenn Frankreich sich selbst erwürgte und sich die Eingeweide aus dem Leibe riß.

Dazu war die Verschwörung von Brest ein guter Anfang. Nur war zu befürchten, daß, wenn England den Schurken die Hand bot, die ihm ihr Land verkauften, ganz Frankreich eins wurde gegen das Inselreich, daß der allgemeine Unwille uns versöhnte, daß es dann keinen Zwist mehr gab.

Noch ein anderer Grund hätte genügt, um die englische Regierung zurückzuhalten: daß nämlich im ersten Augenblick England trotz seines Hasses unserer Revolution wohlwollte. Es hatte durchaus keine Ahnung von deren Tragweite, sondern glaubte, in dieser großen französischen und europäischen Bewegung, die nichts weniger bedeutet, als die Wiederkunft des ewigen Rechtes, nur eine Nachahmung seiner kleinen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts erblicken zu müssen. Es spendete Frankreich Beifall, wie eine Mutter ihr Kind ermutigt, das versucht, hinter ihr herzugehen. Eine sonderbare Mutter, die im Grunde nicht wußte, was sie wünschte: sollte das Kind gehen oder lieber sich den Hals brechen.

England widerstand also der Versuchung von Brest. Es war tugendsam und enthüllte die Sache den Ministern Ludwigs XVI., ohne jedoch Namen zu nennen. Diese halbe Enthüllung brachte England den ungeheuren Vorteil, Frankreich zu beunruhigen, Mißtrauen und Argwohn auf den Gipfel zu treiben und eine furchtbare Handhabe gegen die schwache Regierung zu besitzen. Man konnte darauf wetten, daß die letztere keine strenge Untersuchung einleiten würde, da sie allzu sehr fürchten mußte, ihre eigenen Freunde zu finden und gegen sie vorgehen zu müssen. Und wenn die Untersuchung unterblieb, so war der Engländer, der um das gefährliche Geheimnis wußte,

immer imstande, es an die Öffentlichkeit zu bringen. Dieses Schwert schwebte immer über dem Haupte Ludwigs XVI.

Dorset, der englische Gesandte, war ein angenehmer Mensch; er blieb unentwegt in Versailles; es gab Verleumder, die behaupteten, er habe der Königin gefallen und zu ihren Liebhabern gehört. Das hinderte ihn nicht, nach der Einnahme der Bastille die Schwere des Schlages zu prüfen, den der König erhalten hatte, um die Gelegenheit zu benutzen, so gut er konnte, zu seinem Untergang beizutragen.

Als ein hinreichend doppelsinniger Brief Dorsets an den Grafen Artois zufällig aufgefangen wurde, schrieb er an den Minister, daß man ihn mit Unrecht verdächtige, irgendeinen Anteil an den Unruhen in Paris gehabt zu haben; „im Gegenteil," fügte er bedächtig hinzu, „Eure Exzellenz weiß, wie sehr ich mich beeilt habe, Ihnen Anfang Juni von dem gefährlichen Komplott von Brest Kenntnis zu geben, von dem Abscheu, das jenes meinem Hofe einflößte, und von der erneuten Versicherung der aufrichtigen Gesinnung meines Hofes für den König und die Nation . . ." Und er bat den Minister, seinen Brief der Nationalversammlung mitzuteilen.

Mit anderen Worten: er bat ihn, sich selbst den Strick um den Hals zu legen. Sein Brief, vom 26. Juli, stellte denkbar deutlich fest, daß der Hof zwei volle Monate das Geheimnis gehütet hatte, ohne etwas zu tun und ohne die Verfolgung einzuleiten, daß er sich offenbar die Möglichkeit dieser Verschwörung als Notbehelf im Bürgerkriege erhalten wollte, als eine letzte Waffe, einen „Dolch der Barmherzigkeit", wie das Mittelalter sagte, den der Mann immer bei sich hatte, damit er, wenn sein Degen zerbrochen war und er am Boden lag, während er um Gnade bat, seinen Besieger ermorden konnte.

Der Minister Montmorin, von dem Engländer vor die Öffentlichkeit, vor die Nationalversammlung gezwungen, hatte nur eine völlig ungenügende Erklärung zu geben, daß man nämlich dies Verfahren nicht eröffnen konnte, weil man die Namen der Schuldigen nicht kannte. Zwar drang die Versammlung nicht weiter in ihn, aber der Streich war geführt und ging nur um so tiefer. Ganz Frankreich spürte es.

Die Behauptung Dorsets, die man für eine Lüge, ein Märchen, eine von unseren Feinden auf gut Glück geschleuderte Strohfackel hätte halten können, schien durch die Unvorsichtigkeit der Offiziere der Garnison Brest bestätigt; diese trafen auf die Nachricht von der Einnahme der Bastille Anstalt, sich im Schloß zu verschanzen, und drohten, die Stadt in Belagerungszustand zu erklären, wenn sie sich rührte. Und das tat sie augenblicklich, sie griff zu den Waffen und

bemächtigte sich der Hafenwache. Die Soldaten und Matrosen, die ihre Offiziere vergeblich zu bearbeiten und mit Geld zu bestechen versuchten, traten auf die Seite des Volkes. Das vornehme Marinekorps war sehr aristokratisch, aber bestimmt nicht englandfreundlich. Gleichwohl dehnte man den Verdacht auch auf jenes aus und andererseits auf den Adel der Bretagne. Dieser entrüstete sich vergeblich, beteuerte vergeblich seine ehrliche Gesinnung.

Die Erbitterung war auf den Gipfel gestiegen, und man glaubte an die schwärzesten Verschwörungen. Die lange, hartnäckige Weigerung des Adels, in den Generalstaaten mit dem dritten Stande gemeinsam zu tagen, die bitteren und scharfen Reden, die sich über diesen Gegenstand in den großen und kleinen Städten, den Dörfern und Dörfchen, oft im selben Hause entsponnen hatten, prägte dem Volke unauslöschlich eine Idee ein: der Adlige, das war der Feind [114*]).

Ein bedeutender Teil des hohen, erlauchten, alten Adels tat, was er tun mußte, um zu beweisen, daß diese Idee falsch war; er fürchtete die Revolution wenig und glaubte, sie würde, was sie auch sonst täte, die Geschichte nicht rückgängig machen. Aber die anderen, die Kleineren, die ihres Ranges weniger sicher, dafür aber eitler und offenherziger waren, die zudem ebenfalls jeden Tag durch das frische Andrängen des Volkes verletzt wurden — ein Andrängen, das immer näher kam und sie immer mehr einengte —, erklärten sich kühn als Feinde der Revolution.

Am wütendsten waren die Geadelten und die Parlamentsmitglieder; die Zivilbeamten wurden noch kriegerischer als die Militärs, sie sprachen nur noch vom Kampf, schwuren Mord, Blut und Unter-

---

[114*]) Wie der französische Diplomat und Rassenforscher Graf Arthur Gobineau und der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche richtig erkannt haben, handelte es sich bei der großen Revolution eigentlich gar nicht um Ideen, sondern um Instinkte, um den Aufruhr einer bisher gebändigten, jetzt aber mit lange verhalten aufgesparter Kraft losbrechenden anderen Rasse. Die Revolution war im Grunde genommen die Reaktion des eingeborenen Keltentums gegen die normännisch-fränkischen Eroberer, die nach der Völkerwanderung in Gallien eingedrungen und sich des Landes bemächtigt hatten. Daher der Haß des städtischen (keltischen) Proletariats gegen den landbesitzenden fränkischen Adel, der auf die Merowinger und besonders auf Karl den Großen zurückging. Schon im Mittelalter hatte das Keltentum sich einmal gegen die fränkischen Grundherren erhoben, 1358 in den Kämpfen der Jacquerie, die dem aus den gleichen Motiven entsprungenen süddeutschen Bauernkrieg (1525), der sich ebenfalls gegen den fränkischen Adel richtete, vorausgegangen waren. Das Wort Jacquerie und der Spitznamen des französischen Bauern Jacques le Bonhomme haben nichts mit dem biblischen Eigennamen Jacob (französisch Jacques) zu tun, sondern sind vom keltischen Schackert (Knecht) abgeleitet. Es war der Aufstand der keltischen Knechte gegen ihre Herren. Anm. d. H.

gang. Diejenigen unter ihnen, die bis dahin im Vordertreffen des Widerstandes gegen die Willkür des Hofes gestanden, die am meisten Volksgunst, Liebe und öffentliche Begeisterung genossen hatten, waren erstaunt und empört, als sie sich plötzlich überflüssig oder gehaßt sahen. Ihr eigener Haß wurde grenzenlos. Oft suchten sie die Ursache dieses jähen Wechsels in künstlichen Machenschaften ihrer persönlichen Feinde, und der politische Haß wurde noch dazu durch alten Familienhaß vergiftet. In Quimper ging ein Kersalauner, Mitglied des Parlaments der Bretagne, Freund der Chalotais, noch unlängst glühender Vorkämpfer der Parlamentsopposition, dann plötzlich Royalist und noch glühenderer Aristokrat, stolz mitten im Tumult des Volkes spazieren — das ihn indessen nicht anzurühren wagte —, nannte seine Feinde laut bei Namen und erklärte mit Ernst: „Ich werde sie nächstens richten und meine Hände in ihrem Blute waschen[114]).

Eins dieser Parlamentsmitglieder, ein Herr aus der Franche-Comté, Memmay de Quincey, ließ es nicht bei der Drohung bewenden. Wahrscheinlich tief gekränkt vom Haß der Nachbarn, den Geist von Wut getrübt, vielleicht auch von der Nachahmungssucht gequält, die aus einem berühmten Verbrechen sehr oft andere Verbrechen erzeugt, machte er genau das zur Tat, was De Launey hatte tun wollen, was das Volk von Paris noch immer befürchten zu müssen glaubte. Er ließ in Vesoul und Umgegend bekanntmachen, daß er aus Freude über eine gute Nachricht ein Fest geben und offene Tafel halten würde. Bauern, Bürger, Soldaten, alle kamen, tranken, tanzten. Da öffnet sich die Erde, eine Mine springt, schleudert, wen's gerade trifft, in die Luft und zerschmettert alles; der Boden ist mit blutigen Gliedmaßen besät. Der Fall wird in vollem Umfang durch den Pfarrer bezeugt, der den noch lebenden Verwundeten die Beichte abnimmt, wird von der Gendarmerie bezeugt und am 25. Juli vor die Nationalversammlung gebracht. Die empörte Versammlung fordert und erlangt vom König die Zusage, daß man an alle Behörden schreiben würde, um die Auslieferung der Schuldigen zu verlangen[115]).

[114]) Duchatellier, „La Révolution en Bretagne", Bd. I, S. 175.

[115]) Später wurde de Memmay durch die Verteidigung Courvoisiers gerechtfertigt. Er behauptete, das Unglück sei durch ein Pulverfaß hervorgerufen worden, welches man „zufällig" in der Nähe der Betrunkenen gelassen hätte. Drei Punkte ergaben indessen ein anderes Bild: 1. die Abwesenheit de Memmays am Tage des Festes; er habe nicht dabei sein wollen, erklärte er, damit die Freude um so ungestörter sei; 2. sein völliges Verschwinden; 3. das Parlament, dessen Mitglied er früher war, erlaubte den ordentlichen Gerichten die Voruntersuchung nicht, sondern zog die Sache vor sein eigenes Gericht und behielt sich das Urteil vor.

Es verbreitete und befestigte sich die Meinung, daß die Räuber, die das Getreide schnitten, damit das Volk vor Hunger stürbe, keineswegs Ausländer waren, wie man zuerst gedacht hatte, keine Italiener, keine Spanier, wie Marseille im Mai glaubt, sondern französische Feinde Frankreichs, wütende Feinde der Revolution und deren Agenten, Diener, von ihnen besoldete Banden[116]).

Der Schrecken mehrte sich, jeder glaubte, würgende Dämonen ständen schon hinter ihm. Morgens eilte man auf das Feld, um zu sehen, ob es nicht verwüstet war. Abends wurde man unruhig, weil man fürchtete, in der Nacht verbrannt zu werden. Um der Räuber willen schlossen die Mütter ihre Kinder ein und verbargen sie.

Wo blieb nun der königliche Schutz, im Glauben an dessen Wirksamkeit das Volk so lange geschlafen hatte? die alte Vormundschaft, in der es sich so sicher fühlte, daß es unmündig geblieben war, daß es, wenn es auch den Jahren nach erwachsen war, niemals aufgehört hatte, Kind zu sein? Man begann einzusehen, daß, was für ein Mensch auch Ludwig XVI. sein mochte, das Königtum der intime Freund des Feindes war.

Die Truppen des Königs, die zu anderen Zeiten als Schutz erschienen wären, waren nun gerade die Ursache der Furcht. Wen sah man an ihrer Spitze? Die übermütigsten unter den Adligen, die am wenigsten ihren Haß verbargen. Sie stachelten die Soldaten gegen das Volk auf und bezahlten sie im Notfall, machten ihre Deutschen betrunken; sie schienen einen Streich vorzubereiten.

Nur auf sich selbst konnte sich der Mann verlassen, auf keinen anderen. Da jede Autorität, jeder öffentliche Schutz völlig versagte, so machte ihn seine Pflicht als Familienvater zum Verteidiger der Seinigen. Er wurde in seinem Hause Behörde, König, Gesetz und Schwert zur Ausführung des Gesetzes, nach dem alten Sprichwort: „Der arme Mann ist in seinem Hause König."

Für diesen König ist die Hand der Gerechtigkeit, das Schwert der

---

[116]) Alle Historiker behaupten ohne den geringsten Beweis zu erbringen, daß die alarmierenden Gerüchte und Anklagen, diese ganze große Bewegung von Paris ausging, von der und der Person. Zweifellos hatten die führenden Männer Einfluß auf das Palais-Royal, das Palais-Royal auf Paris, Paris auf Frankreich. Nichtsdestoweniger ist es ungenau, alles dem Herzog von Orléans zuzuschieben, wie es die meisten Royalisten tun, oder Duport, wie es Droz, oder Mirabeau, wie es Montgaillard tat usw. Vergleiche die kluge Erwiderung Alexander de Lameths. Er hätte noch hinzufügen können, daß Mirabeau, Duport, die Lameth, der Herzog von Orléans und die meisten Männer jener Zeit, die weniger energisch waren, als man glaubt, entzückt waren, daß man ihnen solche Energie, so weitreichenden Einfluß zutraute. Auf die Anklagen äußerten sie sich kaum, lächelten bescheiden und ließen jeden, der wollte, in dem Glauben, sie seien große Schurken.

Gerechtigkeit das, was er besitzt, wenn er kein Gewehr hat, eine Sichel, eine Haue, eine Heugabel. Von Nachbar zu Nachbar, von Dorf zu Dorf bewaffnet man sich, eilt aufs Feld und hält Umschau, ob die Schurken wagen werden zu kommen. Man rückt vor, da sieht man einen Trupp. Halt! Nicht geschossen! Das sind die Leute aus einem anderen Dorf, Freunde und Verwandte, die ebenfalls auf der Suche sind[117]).

In acht Tagen stand Frankreich in Waffen. Die Nationalversammlung erfuhr Schlag auf Schlag die wunderbaren Fortschritte dieser Revolution, sie sah sich mit einem Male als Gebieterin des zahlreichsten Heeres, das seit den Kreuzzügen entstanden war. Jeder ankommende Kurier setzte sie in Erstaunen, fast in Schrecken. Eines Tages berichtete man ihr: „Ihr habt zweihunderttausend Mann zur Verfügung!“ — Am folgenden Tage hieß es: „Ihr habt fünfhunderttausend.“ Andere kamen: „Eine Million Männer werden in dieser Woche bewaffnet, zwei Millionen und drei Millionen.“

Und dieses ganze große Volk in Waffen, das sich plötzlich vom Acker weg erhoben hatte, fragte die Nationalversammlung, was es tun solle.

Wo blieb denn die alte Armee? Sie war wie verschwunden. Die neue bei ihrer Größe hätte sie ohne Kampf erstickt, sie brauchte nur die alte zu umschnüren.

„Frankreich ist ein Soldat,“ hat man gesagt — es ist es von diesem Tage an. An diesem Tage entsteigt der Erde ein neues Geschlecht, bei dem die Kinder mit Zähnen geboren werden, damit sie Patronen abbeißen können, mit langen, unermüdlichen Beinen, damit sie von Kairo bis zum Kreml ziehen können, mit der Wundergabe, ohne zu essen marschieren und kämpfen zu können und vom Geiste zu leben.

Vom Geiste, von der Fröhlichkeit, von der Hoffnung. Wer hat denn ein Recht zur Hoffnung, wenn nicht der, der die Befreiung der Welt in sich trägt?

Man sprach viel von dem edlen Beispiel Ludwigs XVI., der die letzten Leibeigenen seiner Domänen freigegeben hatte. Kaum merkbar war dies Opfer, das dem Finanzamt wenig kostete und in Frankreich fast keine Nachahmung fand.

Wie! so wird man fragen, so waren denn die Herren im Jahre 1789 harte und unbarmherzige Menschen?

Durchaus nicht. Sie waren eine sehr gemischte Menschenklasse,

---

[117]) Montlosier, „Mémoires“, Bd. I, S. 233. Toulongeon, Bd. I, S. 56 usw.

aber in der Hauptsache schwach und physisch heruntergekommen[118]), leichtsinnig, sinnlich und empfindsam, so empfindsam, daß sie die Unglücklichen nicht in der Nähe sehen konnten. Sie sahen sie in den Idyllen, Opern, Erzählungen und Romanen, bei denen man sanfte Tränen vergießt; sie weinten mit Bernardin de Saint-Pierre, mit Grétry und Sedaine, mit Berquin und Florian; sie taten sich viel zugut auf ihr Weinen und sagten sich: „Ich bin ein guter Mensch."

Bei ihrem schwachen Herzen, ihrem willfährigen Charakter, mit ihrer offenen Hand und ihrer Unfähigkeit, Gelegenheiten zur Verschwendung zu widerstehen, brauchten sie Geld, viel Geld, mehr als ihre Väter. So waren sie gezwungen, viel aus dem Boden zu ziehen, den Bauern an Geldmenschen, Intendanten und Geschäftsleute auszuliefern. Ein je gütigeres Herz die Herren besaßen, je großmütiger und menschenfreundlicher sie in Paris waren, um so eher starben ihre Untergebenen vor Hunger; die Herren lebten seltener auf ihren Schlössern, damit sie das Elend nicht zu sehen brauchten, unter dem ihre Empfindsamkeit zuviel zu leiden gehabt hätte.

So war diese Gesellschaft im allgemeinen: schwach, alt und schlaff. Sie ersparte sich gern den Anblick der Bedrückung, sie bedrückte nur durch Bevollmächtigte. Indessen gab es auch viele Provinzadlige, die sich etwas darauf einbildeten, in ihren Burgen die rohen feudalen Überlieferungen aufrechtzuerhalten, die ihre Familien und ihre Untergebenen mit harter Hand regierten. Wir wollen hier nur den berühmten „Freund der Menschen" erwähnen, den Vater Mirabeaus, den Feind seiner Familie, der die Seinigen sämtlich eingeschlossen hielt, Frau, Söhne und Töchter, der die Staatsgefängnisse bevölkerte, mit seinen Nachbarn Prozesse führte und seine Leute zur Verzweiflung brachte. Er erzählt, daß er gelegentlich eines von ihm gegebenen Festes selbst über das düstere und scheue Aussehen seiner Bauern erstaunt gewesen sei. Das glaube ich ohne weiteres; diese armen Leute fürchteten wahrscheinlich, der „Freund der Menschen" könne sie für seine Kinder halten.

Man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß der Bauer, nachdem er einmal zu den Waffen gegriffen hatte, sich ihrer auch bediente und seine Rache nahm. Mehrere Herren hatten ihre Gemeinden grausam geplagt, und an diesem Tage erinnerten sich jene daran. Der eine hatte den Brunnen des Dorfes mit Mauern umgeben, ihn für sich mit Beschlag belegt. Ein anderer hatte sich der Gemeindeweiden bemächtigt. Beide wurden getötet. Man führt noch verschiedene andere Mordtaten an, die zweifellos Racheakte waren.

[118]) Das gibt auch de Maistre zu in seinen „Considérations sur la Révolution" (1796).

Die allgemeine Bewaffnung der Städte wurde auf dem Lande nachgeahmt. Die Einnahme der Bastille ermutigte die Bauern, ihre eigenen Bastillen anzugreifen. Wenn man weiß, was sie leiden mußten, so kann man sich nur darüber wundern, daß sie so spät begannen. Die Leiden, die Sehnsucht nach Rache hatten sich in immer neuem Aufschub angehäuft und waren zu erschreckender Höhe getürmt. Wenn diese gewaltige Lawine, die lange starr geblieben war in Eis und Schnee, plötzlich schmolz, dann stürzte eine solche Masse zu Tal, daß allein der Sturz alles vernichten mußte.

Man müßte bei diesem ungeheuren, verwirrenden Schauspiel auseinanderhalten können, was auf Rechnung der streifenden Plündererbanden kommt, der Leute, die die Hungersnot vertrieben hatte, und was der Bauer mit festem Wohnsitz, die Gemeinde gegen den Herrn unternahm.

Das Böse hat man sorgfältig behalten, das Gute nicht genügend. Mehrere Herren fanden Verteidiger in ihren Lehnsleuten; z. B. der Marquis von Montfermeil, der im Jahre vorher hunderttausend Franken geliehen hatte, um ihnen zu helfen. Die Wütendsten selbst machten bisweilen vor der Schwäche halt. In der Dauphiné z. B. wurde ein Schloß geschont, weil man niemanden darin fand als eine kranke Dame im Bett und ihre Kinder; man beschränkte sich darauf, die Feudalarchive zu zerstören.

Meistens zog der Bauer zuerst vor das Schloß, um sich Waffen geben zu lassen; dann wagte er mehr, verbrannte die Akten und Urkunden. Die meisten dieser Werkzeuge der Knechtschaft, die wichtigsten, die am stärksten drückten, waren sehr oft in den Kanzleien, bei den Advokaten und Notaren. Dahin kam der Bauer selten. Er legte vorzugsweise Hand an die alten Schriften, an die Originalurkunden. Diese primitiven Besitztitel auf schönem Pergament, mit prunkvollen Siegeln geschmückt, blieben im Archiv des Schlosses, um an hohen Festtagen gezeigt zu werden. Sie ruhten in kostbaren Fachschränken, in Sammetmappen, in Eichenschreinen zuunterst, die das Prunkstück des Schloßturmes bildeten. Es gab keine Burg von Bedeutung, in der nicht dicht bei dem feudalen Taubenschlag der Archivturm gestanden hätte.

Unsere Leute gingen direkt auf den Turm los. Der war für sie die Bastille, die Tyrannei, der Hochmut, die Frechheit, die Menschenverachtung; der Turm verhöhnte seit vielen Jahrhunderten das Tal, er machte es unfruchtbar, trübe, erdrückte es mit seinem wuchtenden Schatten. Hüter des Landes in den Barbarenzeiten, die Schildwache der Gegend, wurde er später deren Schrecken. Was bedeutet er 1789 anders als den verhaßten Zeugen der Knechtschaft, einen immer-

währenden Schimpf, der alle Morgen dem Manne, der zum Pflug ging, von neuem die alte Erniedrigung seines Geschlechtes kündete. „Arbeite, arbeite, du Sohn eines Hörigen, verdiene, ein anderer wird deinen Verdienst genießen, arbeite und begrabe die Hoffnung für immer.“

Jeden Morgen und jeden Abend, tausend Jahre und vielleicht länger, wurde der Turm verflucht. Und eines Tages sank er.

Elftes Kapitel

Die Nacht des vierten August

Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. — Unruhen; Frankreich in Gefahr. — Die Versammlung errichtet den Untersuchungsausschuß, 27. Juli. — Was der Hof versucht. — Er will die Verurteilung Besenvals verhindern. — Die royalistische Partei will sich aus der öffentlichen Barmherzigkeit eine Waffe schmieden. — Der revolutionäre Adel bietet die Verzichtleistung auf die Feudalrechte an. — Die Nacht des vierten August, Verzichtleistung auf die Standesprivilegien; Widerstand des Klerus; Verzichtleistung auf die Privilegien der Provinzen.

Jenseits dieser großen Bewegung, in einer reineren Region, ohne sich von Lärm und Gerüchten ablenken zu lassen, sann und suchte die Nationalversammlung.

Der Streit der Parteien, der sie entzweite, schien überwunden und erstickt in der großen Diskussion, mit der ihre Arbeiten eröffnet wurden. Damals trat hervor, wie sehr selbst der Adel, der geborene Gegner der Interessen der Revolution, von deren Ideen durchsetzt war. Schließlich waren sie alle Franzosen, alle Söhne des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Philosophie.

Beide Flügel der Versammlung machten sich unter Wahrung ihres Gegensatzes mit beinahe religiöser Weihe an die feierliche Prüfung der „Erklärung der Rechte“.

Es handelte sich nicht um eine „Petition der Rechte“, wie in England, um eine Berufung auf das geschriebene Recht, auf bestrittene Urkunden, auf die wahren oder falschen Freiheiten des Mittelalters.

Es handelte sich nicht, wie in Amerika, um ein Suchen nach Prinzipien, von einem Staat zum andern, um die Feststellung, welche von einem jeden von ihnen anerkannt waren, um aus deren Zusammenfassung und Verallgemeinerung die Formel abzuleiten, die der Bund sich zu eigen machen würde.

Es handelte sich darum, von oben herab, kraft einer überragenden Autorität, die höher war als Kaiser und Papst, das Glaubensbekennt-

nis der neuen Zeit aufzustellen. Kraft welcher Autorität? Der Vernunft, die seit einem Jahrhundert von Philosophen, von tiefen Denkern umstritten, von allen Geistern angenommen war, ihren Einzug in die Sitten hielt und schließlich von den Denkern der konstituierenden Versammlung auf eine Formel gebracht wurde. Es handelte sich darum, dem Verstande als Autorität aufzuzwingen, was der Verstand auf dem Grunde der freien Forschung gefunden hatte.

Das war die Philosophie des Jahrhunderts, sein Gesetzgeber, sein Moses, der vom Gebirge herabstieg, Lichtstrahlen um die Stirn und die Tafeln in den Händen.

Man hat viel gestritten, für und gegen die Erklärung der Rechte geredet.

Um unseren Feinden zu entgegnen, genügen uns ihre eigenen Widersprüche. Sie verspotten die „Erklärung“, und sie unterwerfen sich ihr; sie beginnen den dreißigjährigen Krieg gegen sie und versprechen ihren Völkern die Freiheiten, die von jener heilig gesprochen werden. Als sie uns 1814 besiegten, entlehnten sie das erste Wort, das sie an uns richteten, der großen Formel, die Frankreich aufgestellt hat.[119])

Die „Erklärung der Rechte“ erkennt das höchste Wesen an, den Bürgen der menschlichen Moral. Sie atmet das Gefühl der **Pflicht**. Die Pflicht, von der nicht ausdrücklich gesprochen wird, ist gleichwohl allgegenwärtig darin; überall spürt man ihren erhabenen Ernst. Ein paar Worte, die der Sprache Condillacs entlehnt sind, hindern nicht, in dem Ganzen den wahren Geist der Revolution zu erkennen, römische Würde, stoischen Geist.

In einem solchen Augenblick durfte nur vom **Recht** die Rede sein [120]), für das Recht mußte man Zeugnis ablegen, es dem Volk zurückfordern. Bis dahin hatte man geglaubt, das Volk habe nur **Pflichten**.

Wie erhaben und allgemeingültig ein solcher Akt auch sei, und wäre er dazu angetan, die Zeiten zu überdauern, soll man darum verlangen, daß er in nichts an die bewegte Stunde seiner Geburt erinnert, daß er nirgends das Zeichen des Sturmes trägt?

Das erste Wort wurde drei Tage vor dem 14. Juli und der Ein-

---

[119]) Diese Entlehnung war durchaus freiwillig, denn sie geschah durch alle Könige Europas, hinter denen achthunderttausend Soldaten standen. Sie erkennen an, daß jedes Volk das Recht hat, seine Regierung zu wählen. Vergleiche Alexandre de Lameth, S. 121.

[120]) Nur vom Recht und von der Freiheit, und zunächst von nichts anderem in dieser Urkunde der Befreiung. Ich erkläre mich ausführlicher in der „Einführung“ und in den anderen Bänden.

nahme der Bastille gesprochen, das letzte wenige Tage bevor das Volk den König nach Paris holte (6. Oktober). So fiel die erhabene Erscheinung des Rechtes zwischen Unwetter und Unwetter.

Obgleich die Umstände äußerst schwierig waren, erhielt sich die Diskussion trotz der allgemeinen Erregung auf einer feierlich-ernsten Höhe.

„Seid auf der Hut,“ sagte die eine, „ihr zeigt dem Menschen sein Recht in einem Augenblick, wo er es nur allzugut selbst fühlt. Ihr führt ihn auf ein hohes Gebirge, ihr zeigt ihm sein grenzenloses Reich. Was wird geschehen, wenn er sich beim Abstieg durch besondere Gesetze gehemmt sieht, die ihr machen werdet, wenn er bei jedem Schritt auf Schranken stößt?“ (Rede Malouets.)

Hierauf gab es mehr als eine Antwort, aber sicher lag die nachdrücklichste in der augenblicklichen Lage selbst. Man befand sich mitten in der Krisis, in einem noch unentschiedenen Kampf. Der Berg, auf den man das Banner pflanzte, konnte nicht leicht zu hoch sein. Dies Banner mußte, wenn möglich, so hoch wehen, daß die ganze Erde es sah, daß es die Nationen unter seiner dreifarbigen Flamme vereinte. Anerkannt als der Menschheit gemeinsames Banner wurde es unüberwindlich.

Es gibt immer noch Leute, die glauben, daß diese große Diskussion das Volk in Aufruhr brachte und bewaffnete, daß sie ihm die Fackel in die Hand drückte, den Anlaß gab zu Krieg und Brand. Die erste Schwierigkeit, die dieser Ansicht begegnet, ist, daß die Gewalttätigkeiten schon vor der Unterredung begonnen hatten. Die Bauern brauchten diese Metaphysik nicht, um sich in Bewegung zu setzen. Selbst hinterher war ihr Einfluß gering. Was das Land bewaffnete, war, wie wir gesehen haben, die Notwendigkeit, die Plünderung abzuwehren, war die Ansteckung durch die Städte, die zu den Waffen griffen, war vor allem die trunkene Begeisterung, die der Einnahme der Bastille folgte.

Die Größe dieses Schauspiels, die Verschiedenartigkeit jener treibenden Mächte hat den Blick der Geschichte verwirrt. Sie hat drei voneinander abweichende und sogar entgegengesetzte Tatsachen, die gleichzeitig geschehen, zusammengeworfen:

1. Die Streifzüge der Vagabunden, der Hungrigen, die nachts das Getreide schnitten und die Felder kahl machten wie Heuschrecken. Diese Banden stürmten, wenn sie stark waren, abseits liegende Häuser, Pachtgüter und sogar Schlösser.

2. Um diese Banden abzuwehren, brauchte der Bauer Waffen, die er von den Schlössern erbat und forderte. Wenn er dann bewaffnet war und seine Überlegenheit fühlte, vernichtete er die Urkunden, in

denen er Werkzeuge der Unterdrückung sah. Wehe, wenn der Herr verhaßt war! Dann vergriff man sich nicht nur an seinen Pergamenten, sondern an ihm selbst.

3. Die Städte, deren Bewaffnung die des offenen Landes nach sich gezogen hatte, sahen sich gezwungen, der letzteren Einhalt zu tun. Die Nationalgarden, die damals durchaus keinen aristokratischen Charakter hatten, da jedermann ihnen angehörte, rückten aus, um die Ordnung wiederherzustellen; sie kamen den Schlössern zu Hilfe, die sie selbst verabscheuten. Sie brachten oft die Bauern gefangen in die Stadt, aber man ließ sie bald wieder frei [121]).

Ich spreche von den Bauern, die in der Umgebung der Städte festen Wohnsitz hatten. Was die Landstreicher- und Räuberbanden anlangt, so übten die Gerichte und sogar die Gemeindebehörden oft grausame Justiz an ihnen; viele wurden hingerichtet. Nach und nach trat wieder Ruhe ein, und die Saaten konnten ungestört gedeihen. Hätten die Unruhen fortgedauert, hätte der Ackerbau aufgehört, so wäre Frankreich im folgenden Jahre an Hungersnot zugrunde gegangen . . .

Es war etwas Sonderbares um diese Versammlung, die verhandelte, berechnete und die Silben wog, während rings die Welt in Flammen stand. Zwei Gefahren drohten: von rechts und von links. Um die Unruhe zu dämpfen, besaß sie scheinbar nur ein Mittel, die alte Ordnung wieder aufzurichten, die doch nur eine noch schlimmere Unordnung war.

Man vermutet allgemein, daß sie darauf brannte, sich selbst der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen; das trifft zu für eine gewisse Gruppe ihrer Mitglieder, ist aber falsch, sehr falsch für die Mehrheit. Der Charakter dieser Versammlung, im ganzen genommen, ist ein einzigartiger Glaube an die Macht der Ideen. Sie glaubte fest daran, daß die Wahrheit, einmal gefunden und in Gesetze gebracht, unüberwindlich wäre. Man brauchte nur zwei Monate Zeit (das war die Berechnung sehr ernsthafter Männer); in zwei Monaten war die Verfassung fertig, sie würde in ihrer allmächtigen Wirksamkeit die Gewalt und das Volk zugleich umfassen; dann war die Revolution vollendet, die Welt konnte wieder blühen.

Inzwischen wurde die Lage völlig sonderbar. Hier war die öffentliche Gewalt ohnmächtig, dort sehr stark, hier organisiert, dort in gänzlicher Auflösung, unfähig zu einer allgemeinen und regelrechten

[121]) Aus alledem haben die Historiker, je nach ihren Leidenschaften, einen großen Wirrwarr gemacht. Ich habe mich bei den alten Leuten erkundigt, besonders bei meinen berühmten und verehrten Freunden Béranger und Lamennais.

Handlung, doch noch immer furchtbar durch ihre Ränkesucht und den vielleicht bestehenden Plan zu Gewaltstreichen. Die Rechnungsberichte dieser letzten Jahre, die später erschienen, verrieten deutlich, welche Hilfsquellen dem Hof zu Gebote standen und wie er sie benutzte, wie er die Presse, die Zeitschriften und sogar die Versammlung bearbeitete. Die Auswanderung begann und mit ihr der Appell an das Ausland, an den Feind, ein geschlossenes System des Verrats und der Verleumdung gegen Frankreich.

Die Versammlung fühlte sich wie auf einem Pulverfaß. Sie mußte, um der allgemeinen Wohlfahrt willen, von den Höhen herabsteigen, auf denen sie das Gesetz schuf, und aus der Nähe betrachten, was auf der Erde geschah. Das war ein großer Sturz! Solon, Lykurg und Moses mit der gemeinen Sorge um die öffentliche Aufsicht betraut, gezwungen, noch größere Spione zu sein als die Spione, kurz: Polizeibeamte zu werden!

Den ersten Alarm brachten die Briefe Dorsets an den Grafen Artois, seine noch alarmierenderen Erklärungen, seine Anzeige der Verschwörung von Brest, die der Hof so lange verborgen gehalten hatte. Am 27. Juli machte Duport den Vorschlag, einen aus vier Personen bestehenden Untersuchungsausschuß zu errichten. Er sagte die trüben Worte: „Ersparen Sie mir jede Erörterung darüber. Man zettelt Komplotte an. Es ist ganz ausgeschlossen, daß man sie vor die ordentlichen Gerichte bringt. Wir müssen uns selbst mit den abscheulichen, aber unumgänglichen Einzelheiten vertraut machen."

Die Zahl vier erinnerte zu sehr an die drei Staatsinquisitoren. Man erhöhte sie auf zwölf.

Der Geist der Versammlung war, in welcher Zwangslage sie sich auch befand, keineswegs ein Polizei- oder Inquisitionsgeist. Eine sehr ernste Diskussion fand statt über die Frage, ob man das Briefgeheimnis verletzen, ob man die verdächtige Korrespondenz öffnen solle, die an einen Prinzen gerichtet war, der sich durch seine übereilte Flucht als Feind erklärt hatte. Gouy d'Arcy und Robespierre waren für die Öffnung. Die Versammlung erklärte jedoch auf Antrag Chapeliers, Mirabeaus und sogar Duports, der doch soeben noch eine Art Staatsinquisition gefordert hatte, großmütig das Briefgeheimnis für unverletzlich, lehnte die Öffnung ab und ließ die Briefe zurückerstatten.

Dieser Beschluß machte den Anhängern des Hofes Mut. Sie unternahmen drei gefährliche Wagnisse.

Sieyès sollte zum Präsidenten gewählt werden. Man stellte einen sehr geachteten, bei der Versammlung sehr beliebten Mann als Gegenkandidaten auf, Thouret, den hervorragenden Advokaten aus

Rouen. Sein Verdienst in den Augen der Royalisten bestand darin, daß er am 17. Juni gegen den Titel „Nationalversammlung“ gestimmt hatte, diese einfache Formel Sieyès', welche die Revolution enthielt. Diese beiden Männer — sagen wir besser, diese beiden Systeme — in der Präsidentenfrage einander gegenüberstellen, das hieß, an die Revolution selbst rühren, das hieß versuchen, sie auf den 16. Juni zurückzudatieren.

Der zweite Versuch war, die Verurteilung Besenvals zu verhindern. Dieser General der Königin gegen Paris war auf der Flucht verhaftet worden. Ihn richten, ihn verurteilen, das hieß, auch die Befehle verurteilen, nach denen er gehandelt hatte. Necker hatte ihn auf der Rückreise gesehen und ihm Hoffnung gemacht. Es war nicht schwer, seinem guten Herzen das Versprechen abzuringen, einen feierlichen Schritt bei der Stadt Paris zu tun [122]). Was war verlockender für Neckers Eitelkeit, als in der Freude über seine Rückkehr eine allgemeine Amnestie zu erwirken, der Revolution ein Ende, den Himmel wieder heiter zu machen und nach der Sintflut wie der Regenbogen in den Wolken zu erscheinen?

Er kam ins Hôtel de Ville und erlangte alles, was er wollte, von denen, die da waren: Wahlmänner, Vertreter der Distrikte, einfache Bürger, eine bunt zusammengewürfelte Menge ohne jeden legalen Charakter. Der Taumel erreichte den Gipfel im Saal und auf dem Platz. Er zeigte sich am Fenster, seine Frau rechts von ihm und seine Tochter links, diese weinten und küßten ihm die Hände. Seine Tochter, Frau von Staël, wurde vor Glück ohnmächtig [123]).

Damit war jedoch noch nichts getan. Die Distrikte von Paris erhoben mit Recht Einspruch; die Zusage, Milde walten zu lassen, einer tiefbewegten Versammlung abgelockt, im Namen von Paris von einer Menge ohne jede Autorität gewährt, eine nationale Frage von einer einzigen Stadt, von wenigen ihrer Bewohner erledigt — und das in dem Augenblick, wo die Nationalversammlung einen Untersuchungsausschuß einsetzte und die Schaffung eines Gerichtshofes vorbereitete —, das war sonderbar und verwegen. Trotz Lally und Mounier, die sich für die Amnestie einsetzten, erreichten es Mirabeau, Barnave und Robespierre, daß die Eröffnung des Verfahrens beschlossen wurde. Zum zweitenmal war der Hof besiegt, indessen durfte er einen großen Trost mit fortnehmen, der seiner

[122]) Er erklärte ausdrücklich, daß er im Namen des Königs spräche; vergleiche seine Rede, „Histoire de la Révolution, par deux amis de la liberté,“ Bd. II, S. 235.

[123]) Staël, „Considérations“, I. Teil, Kap. XXIII; vergleiche auch Necker, Bd. VI, IX.

gewöhnlichen Weisheit würdig war: er hatte Necker bloßgestellt und die Popularität des einzigen Mannes vernichtet, der einige Aussicht gehabt hatte, ihn zu retten.

Der Hof hatte einen weiteren Mißerfolg in der Präsidentschaftsfrage. Thouret erschrak über die Gärung im Volke, über die drohende Haltung von Paris und verzichtete.

Einen dritten, viel ernsteren Versuch machte die royalistische Partei durch die Person Malouets; er war einer der stärksten, der gefährlichsten Beweise dafür, daß die Revolution an einem gefahrvollen Abschnitt ihres Weges angelangt war, wo ihre Feinde jeden Tag einen Stein des Anstoßes vor sie hinwarfen und einen Abgrund vor ihr öffneten.

Man erinnert sich, daß der Klerus eines Tages — die Stände waren noch nicht vereinigt — dem dritten Stande scheinheilig das Schwarzbrot zeigte, welches das Volk aß, und ihn im Namen der Barmherzigkeit aufforderte, den eitlen Zank zu lassen und sich mit ihm über das Wohl der Armen zu beraten. Und genau desselbe tat jetzt ein anderer (ein blinder, aber übrigens ehrenwerter Anhänger eines unmöglichen Königtums), tat jetzt Malouet.

Er schlug vor, eine ausgedehnte „Armensteuer“ einzuführen, Hilfsbureaus und Arbeitsnachweise, deren Urfonds durch wohltätige Stiftungen angelegt, dann durch eine Kopfsteuer und eine Anleihe unterhalten werden sollten.

Der Vorschlag war schön und ehrenvoll, zudem gestützt durch die drängende Not des Augenblicks, gab aber der royalistischen Partei ein furchtbares politisches Prestige. Durch ihn hätte der König über einen dreifachen Fonds verfügt, von denen einer, die Anleihe, unbegrenzt war; so wurde er zum Haupt der Armen, vielleicht zum Führer der Bettler gegen die Versammlung. Diese hatte ihn als entthront behandelt und setzte ihn nun auf einen viel absoluteren, viel festeren Thron, machte ihn zum König der Hungersnot, der mit den denkbar wirksamsten Mitteln regierte, mit Nahrung und Brot. Was sollte aus der Freiheit werden?

Um die Sache harmloser darzustellen, um sie ganz geringfügig erscheinen zu lassen, erniedrigte Malouet in seinen Angaben die Zahl der Armen offenbar fälschlich auf vierhunderttausend.

Wenn die Sache nicht durchdrang, so brachte sie ihm doch einen großen Vorteil: seine Partei, die Partei des Königs, erhielt einen neuen Glanz in den Augen des Volkes, den Ruhm der Barmherzigkeit. Die Mehrheit, allzu bloßgestellt durch eine Weigerung, würde bald gezwungen sein, nachzugeben, zu gehorchen und die große Waffe Volk in die Hand des Königs zu legen.

Schließlich schlug Malouet außerdem vor, die Handelskammern und die Fabrikstädte zu befragen, wie man den Arbeitern „zu mehr Arbeit und höherem Lohn verhelfen könne“.

Eine Art Wettbewerb und Konkurrenzneid entstand unter den Parteien. Es handelte sich darum, das Volk an sich zu fesseln oder es herumzukriegen. Dem Antrage, den Bedürftigen zu geben, konnte nur ein einziger entgegengestellt werden, nämlich der, die Arbeiter zu ermächtigen, nicht mehr zu bezahlen, der wenigstens den Landarbeitern erlauben würde, die Zahlung der verhaßten Abgaben, der Feudalabgaben, einzustellen.

Diese Abgaben waren sehr gefährdet. Um sich ihrer möglichst vollständig zu entledigen, um die Akten zu vernichten, in denen sie bestätigt waren, verbrannte man die Schlösser selbst. Die Großgrundbesitzer, die in der Versammlung saßen, waren äußerst beunruhigt. Ein so verhaßter, so gefährlicher Besitz, der den ganzen Rest ihres Vermögens mit aufs Spiel setzte, begann, ihnen als eine Bürde zu erscheinen. Um diese Rechte zu retten, mußte man entweder wenigstens einen Teil von ihnen opfern, oder sie mit bewaffneter Hand verteidigen, alle seine Freunde, Schutzbefohlenen, Diener zusammenbringen und einen furchtbaren Krieg gegen das ganze Volk beginnen.

Mit Ausnahme weniger Greise, die den Siebenjährigen Krieg mitgemacht, oder junger Leute, die am amerikanischen Kriege teilgenommen hatten, waren unsere Adligen nur in Garnisonfeldzügen dabei gewesen. Dennoch waren sie in Privatstreitigkeiten persönlich tapfer. Der kleine Adel der Vendée und Bretagne, den man bis dahin kaum kannte, trat plötzlich hervor und bewies sich heldenmütig. Viele Adlige und Emigranten zeichneten sich in den großen Kriegen des Kaiserreichs aus. Vielleicht, wenn sie sich verständigt und einen engen Bund geschlossen hätten, würden sie die Revolution für einige Zeit zum Stillstand gebracht haben. Doch waren sie damals verstreut und dadurch schwach. Eine andere Ursache ihrer Schwäche, die sie ehrt, ist, daß viele unter ihnen innerlich Gegner ihrer selbst, Gegner der alten feualen Tyrannei, daß sie zugleich deren Erben und Feinde waren; von der Philosophie der Zeit durchdrungen, begrüßten sie die wunderbare Genesung des Menschengeschlechtes, hegen heiße Wünsche für sie, mochte sie auch ihren Untergang kosten.

Der reichste Herr an Feudalbesitz nach dem König war der Herzog von Aiguillon[124]). Er hatte die Hoheitsrechte in zwei Provinzen des Südens. Sie waren verdächtigen Ursprungs, sein Großonkel Richelieu hatte sie sich selbst verschafft. Sein Vater, ein Kollege des Bankerottministers Terray, war noch mehr verachtet als verab-

[124]) Alex. de Lameth, „Histoire de l'assemblée constituante“, Bd. I, S. 96.



König Ludwig XVI. von Frankreich
Nach dem Gemälde von Duplessis

scheut worden. Um so eher empfand der junge Herzog von Aiguillon das Bedürfnis, sich beliebt zu machen; er war mit Duport und Chapelier einer der Häupter des „Club breton“. Dort machte er den edlen und politisch klugen Vorschlag, in diesem großen Brande zu retten, was zu retten sei, einen Teil des Gebäudes niederzulegen, um den Rest zu erhalten; er wollte die Feudalrechte zwar nicht opfern (viele Adlige besaßen kein anderes Vermögen), aber dem Bauer anbieten, „sich unter mäßigen Bedingungen von ihnen loszukaufen“.

Der Vicomte de Noailles gehörte zwar nicht dem Klub an, bekam aber Wind von dem Vorschlage und stahl dessen ruhmvolle Anregung. Ein jüngerer Sohn der Familie und nicht im Besitz von Feudalrechten, war er noch edelmütiger als der Herzog von Aiguillon. Er schlug nicht allein vor, die Ablösung der Rechte zu gestatten, sondern wollte sogar die Aufhebung der grundherrlichen Fronen und anderer Personallasten ohne Ablösung.

Das galt lediglich als Angriff, als Drohung. Zweihundert Abgeordnete erschienen zur Sitzung. Man verlas den Entwurf eines Beschlusses, worin die Versammlung an die Pflicht erinnerte, das Eigentum zu respektieren, die Grundzinsen zu bezahlen usw.

Ganz anders wirkte die Rede des Herzogs von Aiguillon.

Er erklärte, als man am Tage vorher Gewaltmaßregeln gegen die Zerstörer der Schlösser beschlossen habe, seien ihm Bedenken gekommen; er habe sich selbst gefragt, ob jene Leute wohl schuldig seien. Und dann ging er mit Wärme und Eifer gegen die feudale Tyrannei vor, das heißt, gegen sich selbst.

Am 4. August, um acht Uhr abends schlug die feierliche Stunde, in der die Feudalherrschaft, nach tausendjährigem Bestehen, abdankte, abschwor und sich selbst verfluchte.

Der Feudalismus hat gesprochen. Nun ergreift das Volk das Wort. Ein Niederbretone in der Tracht seiner Landsleute, ein unbekannter Abgeordneter, der weder vor- noch nachher jemals wieder sprach, le Guen de Kerengal, besteigt die Tribüne und verliest ungefähr zwanzig anklagende und drohende Zeilen. Kraftvoll wirft er der Versammlung vor, daß sie dem Brande der Schlösser nicht zuvorgekommen sei, nicht die grausamen Waffen zerbrochen habe, die jene enthalten — meinte er —, die unbilligen Akten, die den Menschen zum Tier erniedrigen, die Mensch und Tier zusammen an den Pflug spannen, die das Schamgefühl verletzen — —:

„Seien wir gerecht; man bringe uns diese Besitztitel, Denkmäler der Barbarei unserer Väter. Wer von uns würde nicht einen sühnenden Scheiterhaufen aus diesen verruchten Pergamenten errichten? Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren; ein Tag des Aufschubs gibt

Anlaß zu neuen Feuerbrünsten; der Sturz ganzer Reiche kündigt sich mit weniger Getöse an. Wollt ihr erst dem verheerten Frankreich Gesetze geben?“

Der Eindruck war groß. Ein anderer Bretone schwächte ihn ab, indem er an seltsame, grausame, unglaubliche Rechte erinnerte: früher sollte der Herr das Recht gehabt haben, bei der Heimkehr von der Jagd zweien seiner Hörigen den Bauch aufzuschlitzen und seine Füße in ihren blutigen Leib zu stampfen!

Ein Provinzedelmann, de Foucault, griff die Grandseigneurs an und verlangte, die Großen sollten vor allem die Pensionen und Bezüge opfern, die ungeheuren Geschenke, die sie vom König erhielten, und die das Volk doppelt ruinierten, sowohl durch das Geld, das sie verschlängen, als durch die Vernachlässigung, welche die Provinz durch sie erlitte, denn alle Reichen folgten dem Beispiele der Großen, verließen ihre Güter und zögen in die Nähe des Hofes.

De Guiche und de Mortemart bezogen den Angriff auf sich persönlich und entgegneten lebhaft, daß die, deren Namen man nennen würde, alles hingeben würden.

Die Begeisterung gewann die Oberhand. De Beauharnais beantragte, daß künftig die Strafen für alle, Adlige und Bürgerliche, die gleichen sein und daß die Ämter allen offen sein sollten. Irgend jemand verlangte kostenlose Rechtspflege, ein anderer die Abschaffung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, deren untergeordnete Agenten die Geißel des flachen Landes seien.

De Custine meinte, die vom Herzog von Aiguillon vorgeschlagenen Bedingungen der Ablösung seien schwer, man müsse die Sache leichter machen und dem Bauer helfen.

Als de la Rochefoucauld das Wohlwollen Frankreichs für die menschliche Gesellschaft wahrnahm, forderte er Erleicherungen für die Sklaverei der Schwarzen.

Niemals trat der französische Nationalcharakter ergreifender hervor in seiner leichten Empfänglichkeit, seiner Lebhaftigkeit, seiner edlen Begeisterungsfähigkeit. Diese Männer, die soviel Zeit, soviel Schwerfälligkeit an die Debatte über die Erklärung der Rechte wandten, die dabei die Silben zählten und wägten, waren sofort voller Bereitwilligkeit, als man an ihre Uneigennützigkeit appellierte; sie traten das Geld mit Füßen und sogar die Ehrenrechte, die sie noch mehr liebten als das Geld. Ein großes Beispiel, das der sterbende Adel unserer bürgerlichen Aristokratie hinterlassen hat.

In der Begeisterung und der allgemeinen Bewegung zeigte sich auch eine stolze Sorglosigkeit, das Feuer eines edlen Spielers, dem es Vergnügen macht, Gold wegzuwerfen. Alle diese Opfer wurden

von Reichen und Armen mit der gleichen Fröhlichkeit dargebracht, bisweilen ein wenig boshaft (wie bei dem Antrage de Foucauld) und mit lebhaften Ausbrüchen.

„Und was soll ich anbieten?" sagte der Graf Virieu. „Wenigstens den Spatz des Katull." Er schlug die Ausrottung der schädlichen Tauben vor, die Zerstörung des feudalen Taubenschlages.

Der junge de Montmorency forderte, daß alle diese Wünsche auf der Stelle zu Gesetzen erhoben würden. Lepelletier von Saint-Fargeau wünschte, daß das Volk sofort in den Genuß dieser Wohltaten einträte. Er war selbst ungeheuer reich und wollte, daß die Reichen, die Adligen und Steuerbefreiten zu diesem Zwecke eine Selbsteinschätzung vornähmen.

Der Präsident Chapelier, den man drängte, die Abstimmung vornehmen zu lassen, bemerkte boshaft, noch keiner der geistlichen Herren hätte zu Wort kommen können, er würde es sich selbst zum Vorwurf machen, wenn er ihnen die Tribüne verschlösse [125]).

Der Bischof von Nancy drückte darauf im Namen der hohen Geistlichkeit den Wunsch aus, daß der Preis für die Ablösung der Feudallasten nicht dem jeweiligen Besitzer zugute käme, sondern daß der Ertrag in nützlicher Weise für die Armen angelegt würde [126]).

Das entsprang mehr der Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit, als dem Edelmut. Darauf ergriff der Bischof von Chartres, ein geistvoller Mann, das Wort und fand ein Mittel, auf Kosten des Adels freigebig zu sein. Er brachte das Jagdrecht zum Opfer, das für die Adligen sehr wichtig war, für den Klerus aber kaum in Betracht kam.

Der Adel wich nicht aus; er verlangte die Vollziehung dieses Verzichtes. Das wurde mehreren sehr schwer. Der Herzog von Châtelet sagte lächelnd zu seinen Nachbarn: „Der Bischof nimmt uns die Jagd, ich werde ihm seinen Zehnten nehmen." Und er machte den Vorschlag, daß die Naturalzehnten in Geldabgaben verwandelt würden, die nach Belieben abgelöst werden könnten.

Der Klerus ließ diese gefährliche Losung fallen und befolgte seine alte Taktik, dem Adel den Vortritt zu lassen; der Erzbischof von Aix

[125]) Fortgelassen im „Moniteur" und in der „Histoire parlementaire"; vergleiche „L'Histoire des deux amis de la liberté", Bd. II, S. 321.

[126]) Zurechtgemacht und entstellt im „Moniteur" und bei den Historikern, die den Egoismus des Klerus verbergen wollen. Das Protokoll sagt nur: Er hat „in seinem Namen und im Namen mehrerer" Mitglieder des Klerus dem System der Ablösung der Feudalrechte zugestimmt und sich (der Pfründenbesitzer wegen) der Anlage und Verwendung der daraus herrührenden Fonds unterworfen. „Archives du royaume, Procès-verbal de l'Assemblée nationale, 4 août 1789, Bd. 2."

hielt eine starke Rede gegen den Feudalismus und verlangte, daß man in Zukunft jeden Feudalvertrag verbiete.

„Ich möchte Grundbesitzer sein,“ sagte der Bischof von Uzès, „wie gern würde ich das Land seinen Bebauern zurückgeben. Aber wir sind nur Verwalter . . .“

Die Bischöfe von Nimes und von Montpellier gaben nichts, forderten aber, daß die Handwerker und Tagelöhner von Abgaben und Steuern befreit würden.

Nur die niedere Geistlichkeit war hochherzig. Pfarrer erklärten, daß ihr Gewissen ihnen nicht mehr erlaube, eine Pfründe zu besitzen. Andere sagten: „Wir bieten unsere Sporteln an.“ Duport machte den Einwand, daß man dann einen Ersatz dafür schaffen müsse. Die Versammlung war bewegt und weigerte sich, dieses Scherflein der Witwe anzunehmen.

Die Rührung und Exaltation hatten sich von Stufe zu Stufe zu einem außergewöhnlichen Grade gesteigert. In der ganzen Versammlung hörte man nur noch Beifallsrufe, Glückwünsche, Kundgebungen gegenseitigen Wohlwollens. Die der Sitzung beiwohnenden Fremden waren stumm vor Staunen; zum erstenmal hatten sie den ganzen Reichtum des französischen Herzens gesehen. Was Jahrhunderte der Anstrengung bei ihnen nicht zustande gebracht hatten, das geschah in Frankreich in wenigen Stunden durch Uneigennützigkeit und Opferfreude. Geld und Ehrgeiz wurde zum Opfer gebracht, aller alte, vererbte Übermut, die ganze alte Zeit, sogar die Tradition — die ungeheure alte Eiche der Feudalherrlichkeit war mit einem Schlage gefällt, der verfluchte Baum, dessen Zweige einen frostigen Schatten auf die Erde warfen, während seine unendlichen Wurzeln in die tiefsten Tiefen drangen, dort das Leben suchten und aussogen und es hinderten, zum Licht emporzusteigen.

Alles schien zu Ende. Da begann eine ebenso bedeutende Szene.

Nach den Standesprivilegien kamen die Privilegien der Provinzen.

Diejenigen, die man „Pays d'État“ nannte, die besondere Vorrechte besaßen, verschiedene Freiheiten und Steuerprivilegien, erröteten über ihren Egoismus, sie wollten nur noch eins sein mit Frankreich, mochte es ihrem persönlichen Interesse, ihren alten, teueren Erinnerungen auch noch so sehr schaden.

Dies hatte die Dauphiné großmütig schon 1788 von sich aus angeboten und es den anderen Provinzen geraten. Jetzt erneuerte sie das Anerbieten. Selbst die hartnäckigsten, die Bretonen, die doch schon durch ihre Mandate und durch die alten Verträge ihrer Provinz mit Frankreich verbunden waren, taten den Wunsch kund, sich anzuschließen. Die Provence gab die gleiche Erklärung ab, dann die

Bourgogne und die Bresse, die Normandie, Poitou, Auvergne und Artois. Lothringen erklärte in rührenden Worten, es werde sich nicht mehr nach der Herrschaft seiner angebeteten Fürsten, die Väter des Volkes gewesen seien, zurücksehnen, wenn ihm das Glück zuteil würde, sich mit seinen Brüdern zu vereinigen, zusammen mit ihnen das mütterliche Haus Frankreichs zu betreten und dieser ungeheuren, ruhmvollen Familie anzugehören!

Dann kamen die Städte an die Reihe. Ihre Abgeordneten legten in Scharen ihre Sonderrechte auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Die Justizbeamten konnten kaum durch die die Tribüne umgebende Menge dringen, um ebenfalls ihren Anteil zu entrichten. Ein Mitglied des Parlaments von Paris schloß sich ihnen an, verzichtete auf die Erblichkeit der Ämter, auf den erblichen Adel.

Der Erzbischof von Paris forderte die Versammlung auf, an diesem großen Tage Gottes zu gedenken und ein Tedeum zu singen!

„Und der König, meine Herren," sagte Lally, „soll der König, der uns nach einer so langen Unterbrechung von zwei Jahrhunderten einberufen hat, keinen Dank bekommen? — Proklamieren wir ihn zum Wiederhersteller der französischen Freiheit!"

Die Nacht war vorgerückt, es war zwei Uhr. Diese Nacht nahm den ungeheuren, tausendjährigen, quälenden Traum des Mittelalters mit hinweg. Bald begann die Morgendämmerung — der Freiheit.

Seit dieser wunderbaren Nacht gab es keine Stände mehr, nur Franzosen, keine Provinzen mehr, nur ein Frankreich! Vive la France!

Zwölftes Kapitel

Der Klerus. Der neue Glaube

Die prophetischen Reden Fauchets. — Fruchtlose Mühe zur Versöhnung. — Drohender Sturz der alten Kirche. — Die Kirche hat das Volk im Stich gelassen. — Buzot beansprucht die Güter des Klerus für die Nation, 6. August. — Abschaffung des Zehnten, 11. August. — Die religiöse Freiheit wird anerkannt. — Bündnis zwischen Klerus, Adel und Hof. — Paris sich selbst überlassen. — Keine öffentliche Autorität, wenig Gewalttätigkeiten. — Patriotische Gaben. — Hingabe und Aufopferung. (August 1789.)

Die Auferstehung des Volkes, das endlich sein Grab zerbricht, der Feudalismus, der selbst den Stein abwälzt, unter dessen Siegel er es festgehalten hat, das Werk endloser Zeiträume in einer Nacht: das ist das erste Wunder des neuen Evangeliums, ein bezeugtes, göttliches Wunder!

Hierher gehören die Worte, die Fauchet an den in der Bastille ge-

fundenen Gebeinen sprach: „Die Tyrannei hatte sie an die Mauern dieser Verliese geschmiedet, in die, wie sie glaubte, das Licht niemals dringen würde. Der Tag der Offenbarung ist gekommen! Die Toten sind auferstanden, als die Stimme der französischen Freiheit erschallte; sie legen Zeugnis ab wider die Jahrhunderte der Unterdrückung und des Todes, sie verkündigen die Erneuerung der menschlichen Natur und das Leben der Nationen[127])! . . ."

Es war zwei Uhr nachts, als die Versammlung ihr ungeheures Werk beendete und sich trennte. Am Morgen des 5. August hielt Fauchet in Paris auf der Kanzel die Leichenrede für die vor der Bastille gefallenen Bürger. Diesen Märtyrern der Freiheit wurde gerade in der verflossenen Nacht, in der Zerstörung der großen feudalen Bastille, ihre Palme und der Preis ihres Blutes zuteil.

Auch dort fand Fauchet unvergängliche Worte: „Wieviel Unheil haben sie angerichtet in der Welt, die falschen Deuter göttlicher Orakel! Sie haben den Despotismus heilig gesprochen, sie haben Gott zum Mitschuldigen der Tyrannen gemacht. Was sagt das Evangelium? ‚Ihr sollt erscheinen vor den Königen; sie werden euch die Ungerechtigkeit befehlen, und ihr werdet wider sie sein bis zum Tode.' Sie triumphieren, die falschen Schriftgelehrten, denn geschrieben steht: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.' Aber muß man auch dem Kaiser geben, was ihm nicht gehört? Die Freiheit ist nicht des Kaisers; sie gehört zum Wesen des Menschen."

Diese beredten Worte klangen noch beredter im Munde des Mannes, der am 14. Juli Mut und Menschlichkeit bewiesen hatte. Zweimal hatte er mit eigener Lebensgefahr versucht, das Leben der anderen zu retten, dem Blutvergießen Einhalt zu tun. Als wahrer Christ und wahrer Bürger hätte er gern alles gerettet, die Menschen und die Lehren. Seine blinde Liebe vermochte es, einander feindliche Ideen zu vereinigen. Mit der gleichen Liebe umfing er die beiden Evangelien, ohne den Unterschieden der Prinzipien und den Gegensätzen Rechnung zu tragen. Von den Priestern verworfen und ausgeschlossen, war ihm gerade das ehrfurchtgebietend und teuer geworden, was den Anlaß gegeben hatte zu seiner Verfolgung. Wer hat sich nicht wie er getäuscht? Wer hat nicht die Hoffnung genährt, die Vergangenheit zu retten, indem er die Zukunft beförderte? Wer hätte nicht gern den Geist geweckt, ohne die alte Form zu zerbrechen, die Flamme geschürt, ohne an die tote Asche zu

---

[127]) Abgedruckt in der Fortsetzung von Dussaulx „Oeuvre des sept jours". Noch an einer anderen Stelle sagt er das prächtige Wort: „Wir stehen in der Mitte der Zeiten . . . Die Tyrannen sind reif."

rühren? Eitle Mühe! Wir halten vergeblich unseren Atem an. Er ist leicht geworden und fliegt von selbst in alle vier Winde.

Wer konnte das alles damals voraussehen? Fauchet täuschte sich darüber und sehr viele andere. Man gab sich Mühe, den Streit für beendet und den Frieden für gekommen zu halten; man bewunderte es, daß die Revolution schon im Evangelium enthalten war. Jeder, der diese großen Worte hörte, zitterte bis in das Innerste des Herzens. Der Eindruck war so stark, die Bewegung so gewaltig, daß man den Apostel der Freiheit mit einer Bürgerkrone krönte. Das Volk und die Bewaffneten, die Sieger der Bastille und die Bürgergarde, der Tambour an der Spitze, führten ihn ins Hôtel de Ville zurück; ein Herold trug die Krone vor ihm her.

War es der letzte Triumph des Priesters oder der erste des Bürgers? Werden sich diese beiden Charaktere, die hier verschmolzen sind, miteinander mischen können? Die von den Kugeln der Bastille durchlöcherte, ruhmbedeckte Robe läßt hier den neuen Menschen sehen; vergeblich möchte der selbst diese Robe ausbreiten, um die Vergangenheit damit zu bedecken.

Eine neue Religion ersteht uns, zwei verschwinden: Kirche und Königtum.

Feudalismus, Königtum, Kirche: von diesen drei Ästen der alten Eiche fällt der erste am 4. August; die beiden anderen wanken; ich höre ein großes Brausen in den Zweigen, sie wehren sich, sie halten fest, Blätter bedecken den Boden. Nichts nutzt der Widerstand. Mag untergehen, was untergehen muß!

Am 6. August, während sich die Versammlung in einer langweiligen Debatte über eine von Necker vorgeschlagene Anleihe erging, die nach dessen eigenem Geständnis nicht für zwei Monate ausreichen würde, bestieg ein Mann die Tribüne, der bis dahin selten gesprochen hatte; diesmal sagte er nur ein Wort: „Die Kirchengüter gehören der Nation."

Großer Lärm. Der Mann, der so freimütig das von der Situation geforderte Wort gesprochen hatte, war Buzot, einer der Führer der späteren Gironde, eine junge, ernste Gestalt, feurig und melancholisch, einer von denen, denen ein kurzes Geschick an der Stirn geschrieben steht [128]).

Die Anleihe wurde versucht, schlug fehl, wurde von neuem versucht und schließlich angenommen. Es war schwer, sie zur Annahme, noch schwerer, sie zur Ausführung zu bringen. Wem sollte das Publikum leihen? dem ancien régime oder der Revolution? Noch

[128]) Vergleiche sein Bild in „Mémoires de madame Roland", Bd. II.

wußte man es nicht. Eins war sicher und allen Geistern klar: die Nutzlosigkeit des Klerus, seine vollkommene Unwürdigkeit und das aus ihr sich ergebende, unbestreitbare Recht der Nation auf die Kirchengüter. Man kannte die Sittlichkeit der Prälaten, die Unwissenheit des niederen Klerus. Die Pfarrer besaßen Vorzüge, gewisse Instinkte der Beharrlichkeit, aber keinerlei Einsicht; überall, wo sie die Oberhand hatten, waren sie ein Hemmschuh für jede Kultur des Volkes, das durch sie nur zurückging. Um nur ein Beispiel anzuführen: das im achtzehnten Jahrhundert zivilisierte Poitou wurde unter ihrem Einfluß barbarisch; sie bereiteten uns die Vendée vor.

Das sah der Adel ebensogut wie das Volk, er forderte in seinen „Heften" eine nützlichere Verwendung dieser und jener Kirchengüter. Auch die Könige sahen es; mehrere Male hatten sie teilweise Reformen eingeführt, die Reform der Templer, die Reform von Saint-Lazare, die der Jesuiten. Doch — es gab Besseres zu tun.

Ein Mitglied des Adels, der Marquis de Lacoste, ergriff am 8. August die Initiative zu einem klar formulierten Vorschlag: 1. die Kirchengüter gehören der Nation; 2. der Zehnte ist abgeschafft (von Ablösung kein Wort); 3. die Pfründenbesitzer werden pensioniert; 4. die Gehälter der Bischöfe und Pfarrer werden durch die Provinzialversammlungen festgesetzt.

Ein anderer Adliger, Alexander von Lameth, unterstützte den Vorschlag durch lange Ausführungen über das Wesen und das Recht der Stiftungen, ein Recht, das bereits 1750 von Turgot in der Enzyklopädie ausgezeichnet geprüft wurde. „Die Gesellschaft," sagte Lameth, „kann jede schädliche Einrichtung zu jeder Zeit aufheben." Er schloß mit dem Antrag, die Kirchengüter den Staatsgläubigern zu verpfänden.

All das wurde von Grégoire und Lanjuinais bekämpft. Die Jansenisten, die vom Klerus verfolgt wurden, verteidigten ihn nichtsdestoweniger.

Folgendes ist bemerkenswert und beweist, daß das Privilegium fester sitzt als das Nessushemd, welches man ja nur abreißen konnte, indem man das Fleisch mit abriß! Die größten Geister der Versammlung, Sieyès und Mirabeau, die in der Nacht des 4. August abwesend waren, beklagten deren Ergebnisse. Sieyès war Priester und Mirabeau Adliger. Mirabeau hätte gern den Adel und den König verteidigt, indem er den Klerus wohlfeil verkaufte. Sieyès verteidigte den Klerus, der vom Adel geopfert wurde[129]).

---

[129]) Er versucht, sich in der „Notice sur ma vie" zu rechtfertigen, ohne daß es ihm gelingt.

Er erklärte, der Zehnte sei ein rechtmäßiges Eigentum. Und zwar darum, weil er anfänglich eine freiwillige Gabe, eine rechtsgültige Schenkung gewesen sei. — Worauf man in Fachausdrücken antworten könnte, daß eine Schenkung widerruflich ist auf Grund von Undankbarkeit, und weil der mit der Schenkung verbundene Zweck vergessen oder vernachlässigt wird; der Zweck war die Kultur des Volkes, die der Klerus schon so lange unterlassen hatte.

Sieyès machte geschickt geltend, daß in jedem Falle der Zehnte den gegenwärtigen Besitzern der Kircheneinkünfte nichts einbringen dürfte, denn jene hätten die Einkünfte gekauft unter Kenntnis und unter Abzug des Zehnten. Ihn abschaffen, sagte er, hieße jenen ein Geschenk von siebzig Millionen Rente machen. In Wirklichkeit brachte der Zehnte mehr als hundertdreißig Millionen. Und es war eine politisch außerordentlich kluge Maßregel, ihn den Eigentümern zu geben und dadurch das festeste Element des Volkes, den Landwirt, für immer an die Sache der Revolution zu fesseln.

Diese drückende, verhaßte, im Ertrage je nach den Gegenden wechselnde Steuer, die oft bis zu einem Drittel der Ernte verschlang(!), die einen beständigen Streit zwischen Priester und Landmann erzeugte, die den ersteren zwang, während der Erntezeit eine miserable Inquisition zu betreiben, wurde gleichwohl vom Klerus drei volle Tage mit hartnäckiger Heftigkeit verteidigt. „Wie!" rief ein Pfarrer. „Als ihr uns im Namen des Gottes des Friedens einludet, uns euch anzuschließen, da tatet ihr es, um uns abzuwürgen!" Vom Zehnten hing also ihr Leben ab, er war das teuerste, was sie besaßen. Am dritten Tage, als sie sahen, daß man sich geschlossen gegen sie wandte, bissen sie in den sauern Apfel. Fünfzehn oder zwanzig Pfarrer verzichteten und vertrauten sich der Großherzigkeit der Nation an. Die großen Prälaten, der Erzbischof von Paris, der Kardinal de la Rochefoucauld folgten diesem Beispiele und verzichteten im Namen des Klerus. Der Zehnte wurde „für die Zukunft" ohne Ablösung abgeschafft, für den Augenblick, bis man für den Unterhalt der Pastoren gesorgt hätte, aufrecht erhalten (11. August).

Der Widerstand des Klerus konnte nicht ernstlich sein. Er hatte fast die ganze Versammlung gegen sich. Mirabeau sprach dreimal, er war noch mehr als gewöhnlich verwegen, trotzig, oft ironisch, immer unter höflichen Formen. Er wußte genau, welchen Beifall er bei der Versammlung und in der Öffentlichkeit finden mußte. Im Vorbeigehen erwähnte er die großen Thesen des achtzehnten Jahrhunderts wie längst anerkannte, von vornherein unwidersprochene, unbestreitbare Dinge. Er beschwor den gewaltigen Schatten Vol-

taires, hinreißend und sieghaft. Der Satz von der religiösen Freiheit in der „Erklärung der Rechte“ wurde heilig gesprochen, nicht die „Toleranz“, ein lächerliches Wort, das ein Recht der Tyrannei voraussetzt. Das Recht einer „herrschenden“ Religion, eines „herrschenden“ Kultes, das der Klerus verlangte, wurde nach Verdienst behandelt. Der große Redner, der hierin das Organ des Jahrhunderts und Frankreichs war, erklärte dies Wort für jede Gesetzgebung in Bann. „Wenn ihr es anerkennen wollt,“ sagte er, „so habt doch auch eine ‚herrschende‘ Philosophie, ‚herrschende‘ Systeme. Nichts darf herrschen als Recht und Gerechtigkeit.“

Ein Umstand machte ihm Mut; daß nämlich der Provinzadel, die Parlamentsmitglieder, das ganze ancien régime mit ihm eins waren in ihrem gemeinsamen Widerstande gegen die Beschlüsse des 4. August. Selbst mancher, der sie in dieser Nacht vorschlug oder unterstützte, begann sein Verhalten zu bereuen.

Die Privilegierten konnten es nicht verstehen, daß ihre eigenen Vertreter, die Adligen, solche Beschlüsse angenommen hatten. Sie waren starr darüber, außer sich. Die Bauern, die mit Gewalttätigkeiten angefangen hatten, fuhren jetzt kraft des Gesetzes fort. Das Gesetz hob die Unterschiede auf, warf die Schranken nieder, zertrümmerte den Herrenpfahl, machte das Wappenschild unkenntlich, gab in ganz Frankreich die Jagd für waffentragende Männer frei. Alle waren bewaffnet, alle waren Jäger, alle waren Adlige! Und dieses Gesetz, das das Volk zu adeln, dem Adel seinen Adel zu nehmen schien, hatten die Adligen angenommen!

Wenn das Privilegium abgeschafft wurde, so wollten die Privilegierten, Adlige und Priester, lieber sterben; sie waren eins geworden, wenn es um die Ungleichheit ging. Eher hundertmal sterben als aufhören, ungerecht zu sein! Nichts konnten sie annehmen von der Revolution, weder ihr Prinzip, das in ihrer „Erklärung der Rechte“ stand, noch die Anwendung des Prinzips in der großen sozialen Urkunde vom 4. August. Wie schwach auch der Wille des Königs sein mochte, seine religiösen Bedenken ketteten ihn an ihre Partei und bürgten für seine Hartnäckigkeit. Er hätte vielleicht die Verminderung der königlichen Gewalt angenommen; aber der Zehnte, der ihm heilig war, die Gerichtsbarkeit des Klerus und *dessen Recht, geheime Vergehen zu verfolgen*, von der Versammlung nicht mehr anerkannt, die Freiheit der religiösen Meinungen proklamiert, — das konnte der gottesfürchtige Fürst nicht zulassen.

Man konnte sicher sein, daß Ludwig XVI. von sich aus, ohne eines äußeren Anstoßes zu bedürfen, die Erklärung der Rechte und die

Beschlüsse vom 4. August ablehnen oder wenigstens versuchen würde, sie zu umgehen.

Ihn von hier aus jedoch zur Tat, zum Kampf zu treiben, das war noch ein weiter Weg. Er konnte kein Blut sehen. Man konnte ihn in Verhältnisse bringen, die ihm den Krieg aufzwangen, aber von ihm direkt den Entschluß, den Befehl dazu zu erlangen, daran konnte man nicht denken.

Die Königin hatte von ihrem Bruder Joseph, der in seinem Belgien allzu sehr beschäftigt war, keine Hilfe zu erwarten. Von Österreich empfing sie nur Ratschläge, und zwar durch dessen Gesandten de Mercy-Argenteau. Die Truppen waren nicht sicher. Verlassen konnte sie sich auf sehr viele Marine- und andere Offiziere, auf schweizerische und deutsche Regimenter. Ihre Hauptmacht bestand in einer ausgezeichneten Kerntruppe, fünfundzwanzig- oder dreißigtausend Mann stark, die in und um Metz lag und unter einem ihr ergebenen, energischen Offizier stand, Herrn de Bouillé, der Beweise großer Tüchtigkeit gegeben hatte. Er hatte seine Truppen in strenger Disziplin gehalten und sie in Widerwillen und Verachtung gegen den Bürger erzogen.

Der Plan der Königin war immer, abzureisen, sich in das Lager Bouillés zu werfen und den Bürgerkrieg zu beginnen.

Da man den König dazu nicht bestimmen konnte, so blieb nichts übrig, als zu warten oder Necker geschickt zu benutzen, ihn zu kompromittieren, Bailly und Lafayette geschickt zu benutzen, der Unordnung und der Anarchie ihren Lauf zu lassen, zuzusehen, ob das Volk, das, wie man vermutete, fremden Antrieben gehorchte, nicht seiner Führer überdrüssig wurde, die es Hungers sterben ließen. Das Übermaß des Elends mußte es beruhigen, es mürbe und schlaff machen. Man erwartete von einem Tag zum anderen, es würde das ancien régime zurückfordern, die gute alte Zeit, und den König bitten, die absolute Gewalt wieder an sich zu nehmen.

„Unter dem König hattet ihr Brot; jetzt geht und bittet eure zwölfhundert neuen Könige darum.“ Das Wort, das man einem damaligen Minister zuschreibt, mag es nun gesprochen worden sein oder nicht, bezeichnet durchaus die Ansicht des Hofes.

Dieser Politik kam die traurige Lage von Paris nur allzu sehr zu statten. Es ist eine furchtbare, aber feststehende Tatsache, daß es in dieser Stadt von achthunderttausend Seelen drei Monate lang, vom Juli bis Oktober, keinerlei öffentliche Autorität gab [130]).

[130]) Vergleiche den Artikel „Saint-Priest“ in der „Biographie Michaud“, der ersichtlich auf Grund zwar parteiischer, aber bemerkenswerter Mitteilungen seiner Familie geschrieben wurde.

Keine Gemeindegewalt. Diese ursprünglichste Behörde der Gesellschaften war wie aufgelöst. Die sechzig Distrikte redeten und taten nichts. Ihre Vertreter im Hôtel de Ville handelten nicht mehr. Sie hemmten nur den Maire, hinderten Bally am tatkräftigen Handeln. Dieser letztere, ein Stubenmensch, unlängst noch Astronom und Akademiker, war keineswegs vorbereitet auf seine neue Rolle; er hielt sich immer im Bureau der öffentlichen Verpflegung eingeschlossen, war unruhig und wußte niemals, ob er Paris würde ernähren können.

Keine Polizei. Sie lag in den ohnmächtigen Händen Baillys. Der Polizeipräfekt hatte seine Entlassung genommen und war nicht ersetzt worden.

Keine Rechtspflege. Das alte Strafrecht war plötzlich so im Widerspruch mit allen Ideen, mit den Sitten, es erschien so barbarisch, daß Lafayette umgehend seine Reform forderte. Die Richter mußten mit einem Schlage ihre alten Gewohnheiten ändern, neue Formen lernen, ein menschlicheres, aber auch langsameres Verfahren befolgen. In den Gefängnissen staute es sich, Gefangene saßen dort in Menge; was man künftig am meisten zu fürchten hatte, das war, dort vergessen zu werden.

Keine Autorität der Körperschaften. Die Ältesten, Syndizi usw., die Gewerbeordnungen, wurden außer Kraft gesetzt durch die Nachwirkung des 4. August. Die eifersüchtigsten Gewerbe, zu denen man bis dahin nur schwer Zutritt erhielt, die Schlächter, deren Fleischbänke eine Art Lehen waren, die Drucker, die Perückenmacher, vermehrten sich um das Vielfache. Freilich nahm das Druckwesen einen ungeheuren Aufschwung. Dagegen sahen die Perückenmacher gleichzeitig ihre Zahl zunehmen und ihr Handwerk verschwinden. Alle Reichen verließen Paris. Eine Zeitung hat behauptet, daß in drei Monaten sechzigtausend Pässe im Hôtel de Ville unterzeichnet wurden. [131])

Große Ansammlungen fanden im Louvre statt und in den Champs-Elysées, es waren die Perückenmacher, die Schuster und Schneider. Die Nationalgarde rückte an und zerstreute sie bisweilen brutal und ungeschickt. Jene wandten sich mit Beschwerden und unmöglichen Forderungen an die Stadt: man solle die alten Ordnungen aufrecht erhalten oder schleunigst neue festlegen, einen bestimmten Taglohn festsetzen usw. Die Diener, die von ihren abreisenden Herren auf dem Pflaster gelassen worden waren, verlangten, man solle alle Savoyarden nach Hause schicken.

Es wird immer wieder die Bewunderung derer erwecken, die mit

[131]) „Révolutions de Paris“, Bd. I, Nr. 9, S. 8.

der Geschichte der anderen Revolutionen vertraut sind, daß bei der kläglichen Lage in Paris, bei der herrschenden Hungersnot und bei dem Fehlen jeder öffentlichen Autorität im ganzen sehr wenig schwere Gewalttaten vorkamen. Ein Wort, eine verständige Bemerkung, bisweilen ein Scherz, genügte, um der Menge Einhalt zu tun. Nur in den ersten Tagen nach dem 14. Juli kam es zu Tätlichkeiten. Das Volk, in den Gedanken verrannt, es sei verraten, suchte blindlings den Feind und hätte beinahe grausame Mißgriffe getan. Mehrmals kam Lafayette im rechten Augenblick hinzu, und man ließ sich von ihm überreden. So rettete er mehrere Leute [132]).

Wenn ich an die Zeiten denke, die folgten, an unsere so schlaffe, so eigennützige Epoche, so kann ich mir die Bewunderung nicht versagen, daß das äußerste Elend dieses Volk nicht zerbrach, ihm keinen Seufzer über sein Joch entlockte. Sie wußten zu leiden, sie wußten zu fasten. Die großen Dinge, die in so kurzer Zeit geschehen waren, der Ballhauseid, die Einnahme der Bastille, die Nacht des 4. August, hatten den Mut aufgestachelt und allen eine neue Vorstellung von Menschenwürde gegeben.

Necker reist am 11. Juli ab und kehrt nach drei Wochen zurück; er erkennt das Volk nicht wieder. Dussaulx, der sechzig Jahre unter dem ancien régime verbracht hatte, weiß nicht mehr, wo das alte Frankreich geblieben ist. „Alles hat sich geändert,“ schreibt er, „die Haltung, die Kleidung, das Aussehen der Straßen, die Aushängeschilder. Die Klöster sind voll von Soldaten, die Krambuden sind Wachhäuser. Überall junge Leute, die sich im Gebrauch der Waffen üben; die Kinder versuchen, ihnen nachzuahmen, sie folgen ihnen, nehmen Tritt an. Achtzigjährige beziehen mit ihren Urenkeln die Wache: ‚Wer hätte gedacht,‘ erklären sie mir, ‚daß wir das Glück haben würden, frei zu sterben?‘ “

Es ist wenig beachtet worden, daß die Empfindlichkeit des Volkes trotz dieser und jener Gewalttat zugenommen hatte; es sah nicht mehr mit kaltem Blut die schauerlichen Hinrichtungen an, die unter dem ancien régime ein Schauspiel gewesen waren. In Versailles

[132]) In solchen Augenblicken war Lafayette wahrhaft bewundernswert. Er fand in seinem Herzen, in seiner Liebe zur Ordnung und zur Gerechtigkeit Worte und passende Einwürfe, die weit über seine sonst, wie man gestehen muß, mittelmäßige Natur hinausgingen. — Gerade, als er sich bemühte, den Abbé Cordier zu retten, den das Volk für einen anderen hielt, brachte ein Freund den jungen Sohn Lafayettes ins Hôtel de Ville. Er ergriff die Gelegenheit und wandte sich an die Menge mit den Worten: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen meinen Sohn vorzustellen.“ Überraschung, Rührung; die Menge kommt zum Stillstand. Die Freunde Lafayettes nehmen den Abbé in ihre Mitte, er ist gerettet. Vergleiche seine Memoiren, Bd. II, S. 264.

sollte ein Mann als Vatermörder aufs Rad geflochten werden; er hatte das Messer gegen eine Frau erhoben, und sein Vater, der sich zwischen die beiden warf, war durch den Stoß getötet worden. Das Volk fand die Strafe noch barbarischer als die Tat, es verhinderte die Vollstreckung und riß das Schafott ab.

Das Herz der Menschen hatte sich dem jungen Feuer unserer Revolution geöffnet. Es schlug schneller, es war leidenschaftlicher als jemals, heftiger, aber edelmütiger. In jeder Sitzung der Nationalversammlung bot sich ein reizendes Bild patriotischer Gaben, die man in Menge dorthin brachte. Die Versammlung war genötigt, sich zum Kassierer, zum Empfänger zu machen; um alles ging man sie an, und ihr brachte man alles: die Bitten, die Gaben, die Klagen. Ihr enger Raum war gleichsam das Haus Frankreichs. Besonders die Armen gaben. Ein junger Mann schickte seine Ersparnisse, sechshundert Franken, mühsam gesammelt. Arme Künstlerfrauen brachten, was sie hatten, ihre Edelsteine, den Schmuck, den sie zur Hochzeit bekommen hatten. Ein Landwirt kam und erklärte, er werde die und die Quantität Getreide geben. Ein Schüler bot eine Sammlung an, die ihm seine Eltern geschickt hatten, sein Neujahrsgeschenk vielleicht, seine kleine Belohnung. Gaben von Kindern, von Frauen, Edelmut des Armen, Scherflein der Witwe: Kleine Dinge und doch so groß vor dem Vaterlande! vor Gott!

Die Versammlung wurde bewegt und über sich selbst hinausgehoben durch diese Großherzigkeit des Volkes mitten unter den ehrsüchtigen Ränken und Spaltungen. Als Necker das Elend und die Hilflosigkeit Frankreichs darlegte und dringend um eine Anleihe von dreißig Millionen bat, damit man wenigstens noch zwei Monate leben könne, beantragten mehrere Abgeordnete, die Anleihe solle durch ihren eigenen Besitz und den der Mitglieder der Versammlung garantiert werden. De Foucauld als wahrer Edelmann machte zuerst den Vorschlag und bot selbst sein ganzes Vermögen, sechshunderttausend Franken, zum Pfand an.

Ein noch größeres Opfer als irgendein Geldopfer war jenes, das alle, Reiche und Arme, mit ihrer Zeit, ihrer unablässigen Sorge, ihrer ganzen Tätigkeit der allgemeinen Sache brachten. Die sich bildenden Gemeindebehörden, die Departementsverwaltungen, die sich bald darauf organisierten, nahmen den Bürger völlig und restlos in Anspruch. Manche ließen sich ihr Bett in die Bureaus bringen und arbeiteten Tag und Nacht [133]). Man bedenke außer der Ermüdung

---

[133]) Das taten die Administratoren von Finistère. Vergleiche über diese wahrhaft bewundernswerte Tätigkeit Duchatellier, „La Révolution en Bretagne“, passim.

auch die Gefahr. Die leidenden Massen waren immer mißtrauisch, anklagend und drohend. Die Verrätereien der alten Verwaltung machten die neue verdächtig. Mit Lebensgefahr arbeiteten diese neuen Behörden an der Rettung Frankreichs.

Und der Arme! der Arme! Wer kann seine Opfer ermessen? Nachts zog er auf Wache; morgens um vier oder fünf Uhr bildete er eine Schlange vor der Bäckertür; spät, sehr spät bekam er endlich das Brot. Der Tag war angebrochen und die Werkstätte geschlossen. Was sage ich, die Werkstätte? Fast alle feierten. Und was rede ich vom Bäcker? Das Brot mangelte, noch öfter das Geld, um Brot zu kaufen. Traurig, nüchtern irrte und bummelte der Unglückliche über die Plätze, wollte lieber draußen bleiben, als zu Hause die Klagen und das Weinen seiner Kinder hören. So weihte der Mann, der nur seine Zeit und seine Arme hatte, um zu leben und seine Familie zu ernähren, diese vor allem der großen Sache und der öffentlichen Wohlfahrt. Er vergaß dabei seine eigene.

Dreizehntes Kapitel

Das Veto

Schwierigkeit der öffentlichen Verpflegung. — Wie zwingend die Lage war. — Kann der König allem Einhalt tun? — Lange Diskussion über das Veto. Geheime Pläne des Hofes. — Soll es eine Kammer geben oder zwei? — Die englische Schule. — Die Versammlung hätte aufgelöst und neu gewählt werden müssen. — Sie war ungleichartig, zwiespältig, ohnmächtig. — Innerer Zwiespalt Mirabeaus, seine Ohnmacht. (August bis September 1789.)

Die Lage verschlimmerte sich. Frankreich schwankte zwischen zwei Systemen, dem alten und dem neuen, hin und her, ohne voran zu kommen. Und dazu wütete der Hunger.

Paris lebte nur wie zufällig. Seine immer unsichere Verpflegung hing von dem Eintreffen dieser und jener Zufuhr ab, bald von einem Transport aus Beauce, bald von einem Boot aus Corbeil. Die Stadt setzte unter ungeheueren Opfern den Preis des Brotes herab; das Ergebnis war, daß die ganze Banlieue, auf zehn Meilen und mehr in der Runde, nach Paris einkaufen kam. Es war ein ganzes weites Land, um dessen Ernährung es sich handelte. Die Bäcker kamen auf ihre Rechnung, wenn sie unter der Hand an den Bauern verkauften und sich dann, fand der Pariser ihren Laden leer, mit der Unvorsichtigkeit der Verwaltung entschuldigten, die Paris nicht verproviantierte. Die Ungewißheit, was am nächsten Tage werden sollte, die blinden Alarme vermehrten noch die Schwierigkeiten;

jeder legte sich einen Vorrat an und verbarg ihn. Die zum äußersten gedrängte Verwaltung schickte Zufuhr von allen Seiten, kaufte gutwillig oder mit Gewalt. Bisweilen wurde das Mehl unterwegs angehalten und auf der Durchreise von benachbarten Ortschaften, die dringende Bedürfnisse hatten, mit Beschlag belegt. Versailles und Paris teilten; aber Versailles, sagte man, sorgte für gute Konservierung und hatte besseres Brot. Ein wichtiger Gegenstand der Eifersucht! Eines Tages, als die Versailler die Unklugheit begingen, einen für die Pariser bestimmten Transport bei sich zurückzubehalten, schrieb Bailly, der ehrenwerte und respektvolle Bailly, an Necker, wenn man das Mehl nicht ausliefere, würden am nächsten Tage dreißigtausend Mann kommen und es holen. Die Furcht machte ihn kühn. Sein Kopf war in Gefahr, wenn der Proviant ausging. Oft hatte er um Mitternacht noch nicht die Hälfte des für den Markt am folgenden Tage nötigen Mehls beisammen [134]).

Die Verproviantierung von Paris war eine Art Krieg. Man schickte die Nationalgarde, um die Ankunft der und der Zufuhr zu sichern, um den und den Kauf zu schützen; man kaufte mit bewaffneter Hand. In ihrem Handel belästigt, wollten die Pächter nicht mehr dreschen, die Müller nicht mehr mahlen. Die Spekulanten waren erschreckt. Eine Broschüre von Camille Desmoulins nannte und bedrohte die Brüder Leleu, die das Monopol der königlichen Mühlen in Corbeil besaßen. Ein anderer, der als erster Geschäftsführer einer Wuchderergesellschaft galt, tötete sich — oder wurde getötet — in einem Walde in der Nähe von Paris. Sein Tod hatte seinen Bankrott zur Folge, einen ungeheuren, fürchterlichen Bankrott von mehr als fünfzig Millionen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Hof, der große Summen bei ihm angelegt hatte, diese plötzlich zurückzog, um eine Menge Offiziere, die er nach Versailles berief, zu besolden, vielleicht auch, um sie nach Metz zu schaffen; er konnte den Bürgerkrieg nicht ohne Geld beginnen.

Ein solcher Friede war schon ein Krieg gegen Paris, und vielleicht der denkbar schlimmste. Keine Arbeit mehr und dann der Hunger!

„Ich sah," erzählt Bailly, „tüchtige Kaufleute, Händler, Goldschmiede, die sich dringend darum bewarben, unter die Bettler aufgenommen zu werden, welche man am Montmartre mit Erdarbeiten beschäftigte. Urteile man selbst, was ich litt!" Er litt nicht genug. Man sieht es sogar in seinen Memoiren: er ist allzu beschäftigt mit kleinen Eitelkeiten, mit Fragen der Vorrangs, oder etwa damit, wie er am ehrenvollsten die Rede über die Fahnenweihe beginnen soll, usw.

---

[134]) „Mémoires de Bailly", passim.

Auch die Nationalversammlung litt nicht genug unter den Leiden des Volkes. Sonst hätte sie sich nicht so lange beim Reden aufgehalten. Sie hätte begriffen, daß sie die Reformbewegung beschleunigen, alle Hindernisse beseitigen und den tödlichen Übergang zwischen der alten Ordnung und der neuen Ordnung abkürzen mußte, auf dem sich Frankreich befand. Alle Welt sah den Kern der Frage, die Versammlung sah ihn nicht. Trotz im allgemeinen guten Absichten und großer Einsicht schien sie wenig Verständnis zu haben für die Situation. Sie wurde schon genügend aufgehalten durch den Widerstand der Royalisten und Aristokraten, die sie an ihrem Busen hegte, und wurde es noch mehr durch die Gepflogenheiten der Barre und der Akademie, die ihre hervorragendsten Mitglieder, Wissenschaftler und Advokaten, beibehielten.

Man mußte zuerst um jeden Preis und ohne Zaudern auf der Bestätigung der Beschlüsse vom 4. August beharren und sie auch erreichen, man mußte die feudale Welt zu Grabe tragen; man mußte aus diesen allgemeinen Beschlüssen die politischen und wirtschaftlichen Gesetze ableiten, welche die Ausführung der ersteren bestimmen würden, — das heißt: man mußte die Revolution organisieren und bewaffnen, ihr Form und Kraft geben, ein lebendiges Wesen aus ihr machen. So wurde sie weniger gefährlich, als wenn man sie in ihrem schwankenden, überschäumenden, vagen und furchterregenden Zustande beharren ließ wie ein Element, wie Überschwemmung und Feuersbrunst.

Vor allem mußte man sich beeilen. Es war für Paris wie ein Blitzstrahl, als man erfuhr, daß sich die Versammlung nur mit der Frage beschäftigte, ob sie dem König das „absolute Recht, zu versagen" (das absolute Veto) oder das „Recht, aufzuschieben", zwei Jahre, vier Jahre oder sechs Jahre zurückzustellen, bewilligen sollte. Zwei Jahre, vier Jahre, — großer Gott! Und die Leute wußten nicht, ob sie morgen noch leben würden.

Weit davon entfernt, voranzuschreiten, wich die Versammlung sichtlich zurück. Sie nahm zwei rückschrittliche und traurig bedeutungsvolle Wahlen vor. Sie ernannte La Luzerne, den Bischof von Langres, einen Verfechter des Veto, zum Präsidenten, später Mounier, der wenigstens vorläufig noch das Veto verfocht.

Man hat über den Eifer gespottet, den das Volk an diese Frage wandte. Manche, erzählt man, glaubten, das Veto sei eine Person oder eine Steuer[135]). — Lächerlich sind hier nur die Spötter. Ja, das Veto kam einer Steuer gleich, wenn es die Reformen verhinderte, die Herabsetzung der Steuer. Ja, das Veto war außerordentlich per-

[135]) Ferrières, Molleville, Beaulieu usw.

sönlich; ein Mann sagte: „Ich verhindere", ohne jeden Grund, — und die Sache war erledigt.

De Sèze glaubte sehr geschickt zu plädieren, wenn er sagte, es handele sich nicht um eine Person, sondern um einen Willen, der fester sei als irgendeine Versammlung.

Die „Hefte", die unter ganz anderen Umständen verfaßt worden waren, sprachen dem König das Bestätigungsrecht und die Verweigerung der Bestätigung zu. Frankreich hatte sich der königlichen Macht anvertraut gegen die Privilegierten. Heute war diese Macht deren Helfershelfer; sollte man sich noch an die Hefte halten? Eher die Bastille wieder aufrichten.

Der Rettungsanker, der den Privilegierten blieb, war das königliche Veto. Sie drängten sich um den König, klammerten sich an den König in ihrem Schiffbruch, wollten, daß er ihr Schicksal teilte, daß er mit ihnen gerettet wurde oder unterginge.

Die Versammlung behandelte die Frage, als hätte es sich um einen reinen Systemstreit gehandelt. Paris sah weniger eine Frage darin als eine Krisis, die große Krisis und die Formel der Revolution, die es zu retten oder zu verderben galt. „Sein oder Nichtsein" — nichts weniger.

Und Paris allein hatte recht. Die Enthüllungen der Geschichte, die Geständnisse der Hofpartei berechtigen uns heute zu diesem Urteil. Der 14. Juli hatte noch nichts geändert; der wirkliche Minister war Breteuil, der Vertraute der Königin. Necker diente nur als Aushängeschild. Die Königin neigte immer noch zur Flucht und zum Bürgerkriege, ihr Herz war in Metz, im Lager Bouillés. Der Degen Bouillés war das einzige Veto, das ihr gefiel.

Man hätte glauben können, die Versammlung bemerke gar nicht, daß man in einer Revolution begriffen war. Die Mehrzahl der Reden hätten ebensogut in einem anderen Jahrhundert, vor einem anderen Volke gehalten werden können. Eine einzige wird fortleben, die von Sieyès, der das Veto verwarf. Er bewies vollkommen, das wahre Heilmittel für die gegenseitige Lähmung der Gewalten bestehe nicht darin, daß man die Exekutivgewalt zum Schiedsmann und obersten Richter bestelle, sondern daß man an die konstituierende Gewalt sich wende, die im Volke liegt. Eine Versammlung kann sich irren, aber in wieviel höherem Grade hat nicht der unabsetzbare Verwalter einer erblichen Gewalt die Möglichkeit, sich, ohne es zu wissen oder auch wissentlich, zu irren, einem Sonderinteresse — der Dynastie oder der Familie — zu folgen?

Er bezeichnete das Veto als einen reinen Verhaftsbefehl (lettre de

cachet), der von einem Individuum gegen den allgemeinen Willen geschleudert wird.

Einen vernünftigen Gesichtspunkt machte ein anderer Abgeordneter geltend: wenn nämlich die Versammlung in zwei Kammern geteilt würde und jede Kammer ein Veto besäße, dann hätte man kaum einen Mißbrauch der gesetzgebenden Gewalt zu befürchten, dann sei es auch nicht nötig, eine neue Schranke gegen sie aufzurichten, indem man dem König das Veto gäbe.

Fünfhundert Stimmen waren für eine ungeteilte Kammer, die Spaltung in zwei Kammern erhielt nur hundert Stimmen. Die Masse der Adligen, die keine Aussicht hatte, in die erste Kammer zu kommen, hütete sich wohl, für die großen Herren einen Pairsstand nach englischem Vorbild zu schaffen.

Die Beweisgründe der Anglomanen, die damals von Lally, Mounier usw. talentvoll vertreten und später von Frau von Staël, Benjamin Constant und vielen anderen hartnäckig wieder vorgebracht wurden, waren schon vorher von Sieyès in einem Kapitel seines Buches über den dritten Stand zerpflückt worden. Ein bewundernswerter Vorgang! Dieser mächtige Logiker, der England überhaupt nicht gesehen hatte und seine Geschichte wenig kannte, war allein kraft seines Geistes bereits zu den Ergebnissen gelangt, die uns das genaue Studium der Gegenwart und Vergangenheit dieses Landes liefert [136]). Er hatte durchaus richtig gesehen, daß das berühmte Gleichgewicht der drei Gewalten, das, wenn es tatsächlich bestände, Unbeweglichkeit hervorbringen müßte, nur eine Komödie ist, eine Mystifikation zum Vorteil einer dieser Gewalten (die in England die aristokratische, in Frankreich die monarchische ist). England war, ist und wird immer eine Aristokratie sein. Die Kunst dieser Aristokratie, die ihre Macht für dauernd befestigt hat, besteht nicht etwa darin, das Volk daran teilnehmen zu lassen, sondern für dessen Tätigkeitstrieb draußen ein Feld zu finden, ihm Abzugskanäle zu öffnen [137]), daher rührt die Ausdehnung der englischen Herrschaft über den ganzen Erdball.

[136]) Seine Vergangenheit in meiner „Histoire de France“, wo ich jeden Augenblick darauf zu sprechen komme, seine Gegenwart in dem schönen Buche von Léon Faucher. (Vergleiche besonders das Ende des zweiten Bandes.) Die Engländer selbst (Bentham, Bulwer, Senior usw.) sind darin einig, daß ihr berühmtes Gleichgewicht der drei Gewalten nur ein Schulthema ist.

[137]) England wäre tot, wenn es nicht, von Jahrhundert zu Jahrhundert für sein inneres Übel (die aristokratische Ungerechtigkeit) eine Ableitung nach außen gefunden hätte: im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Nordamerika und die Beraubung Spaniens; im achtzehnten Jahrhundert die Beraubung Frankreichs und die Eroberung Indiens; das neunzehnte bringt einen neuen kolonialen Aufschwung und die ungeheure Entwicklung der Industrie.

Was das Veto anlangt, so war die Meinung Neckers, die er der Versammlung mitteilte — und bei der diese übrigens auch selbst stehen blieb —, man sollte das Veto des Königs bewilligen, und zwar das Recht des Aufschubs bis zur zweiten Legislaturperiode nach derjenigen, die das Gesetz einbrächte.

Diese Versammlung war reif zur Auflösung. Vor der großen Revolution geboren, die sich soeben vollzog, war sie im tiefsten ungleichartig, unorganisch, wie das Chaos des ancien régime, aus dem sie gekommen war. Trotz des Namens National versammlung, mit dem sie Sieyès taufte, blieb sie feudal, war sie nichts anderes als die alten Generalstaaten. Jahrhunderte waren über ihr dahingegangen, vom 5. Mai bis zum 31. August. Nach der alten Form und dem barbarischen Wahlrecht entsprechend gewählt, vertrat sie zwei- oder dreihunderttausend Adlige und Priester in der gleichen Stärke wie die ganze Nation. Als der dritte Stand jene mit sich vereinigte, hatte er sich geschwächt und entnervt. Jeden Augenblick schloß er, ohne es recht zu bemerken, Vergleiche mit ihnen. Er ergriff nur noch Maßregeln, die vermittelnd waren, unecht, ohnmächtig, gefährlich. Die Privilegierten, die draußen mit dem Hofe daran arbeiteten, die Revolution zu vernichten, hemmten sie im Schoße der Versammlung selbst noch viel sicherer.

Diese Versammlung, so reich sie auch war an Talent und Einsicht, war nichtsdestoweniger seltsam durch die unheilbare Zwietracht ihrer Elemente. Welche Fruchtbarkeit, welche Zeugungsfähigkeit ließ sich von einem Monstrum erhoffen?

So sprach der gesunde Verstand, die klare Vernunft. Die Gemäßigten, die einen klareren, weniger getrübten Blick hätten behalten müssen, erkannten es nicht. Die Leidenschaft sah merkwürdigerweise besser; sie fühlte, daß in dieser zweideutigen Lage alles gefährlich war und alles ein Hindernis, und sie bemühte sich, daraus hervorzugelangen. Aber als Leidenschaft und Gewaltsamkeit flößte sie unendliches Mißtrauen ein, stieß sie auf ungeheure Hemmnisse; sie verdoppelte ihre Anstrengung, um jene zu überwinden, und diese Verdoppelung schuf neue Hemmnisse.

Die Eigenart der Zeit, ich meine die Zwietracht der beiden Prinzipien und ihr Unvermögen, etwas Lebensfähiges zu schaffen, muß man, um es recht zu verstehen, in einem Manne sehen. Die Einheit der Person, die hohe Einheit der Fähigkeiten, die man Genie nennt, nützen nichts, wenn in diesem genialen Menschen die Ideen miteinander streiten, wenn die Prinzipien und Lehrsätze in ihm ihren erbitterten Krieg führen.

Ich kenne kein traurigeres Schauspiel für die Menschennatur als

das ist, welches Mirabeau hier bietet. Er spricht in Versailles für das absolute Veto, aber in so dunklen Worten, daß man zunächst nicht weiß, ob er dafür oder dagegen ist.

Am gleichen Tage behaupten seine Pariser Freunde im Palais-Royal, daß er das Veto bekämpft habe. Er gewann so sehr die persönliche Zuneigung der jungen Leute, die ihn umgaben, daß jene nicht zögerten, frech zu lügen, um ihn zu retten. „Ich liebte ihn wie eine Mätresse," sagt Camille Desmoulins. Man weiß, daß einer der Sekretäre Mirabeaus sich bei seinem Tode töten wollte.

Wie es oft vorkommt, übertrieb man die Lüge, damit sie um so mehr Glauben fände, und behauptete, er sei beim Verlassen der Versammlung erwartet, verfolgt und verwundet worden; er habe einen Degenstoß erhalten. Das ganze Palais-Royal schrie, man müsse eine Wache von zweihundert Mann für den armen Mirabeau bewilligen!

In seiner sonderbaren Rede[138]) hatte er den alten Trugschluß unterstützt, die königliche Bestätigung sei eine Bürgschaft für die Freiheit, der König sei eine Art Volkstribun und des Volkes Vertreter. — Ein nicht abzuberufender, nicht verantwortlicher Vertreter, der niemals Rechenschaft ablegt!

Er war ein aufrichtiger Royalist und trug als solcher später kein Bedenken, eine Pension anzunehmen, um für die Abgeordneten offene Tafel zu halten. Er sagte sich, daß er nach allem nur um seine eigene Überzeugung kämpfte. Eins, das muß man offen sagen, verdarb ihn noch mehr als das Geld, etwas, was man bei diesem in Haltung und Sprache so stolzen Manne am wenigsten vermutet hätte: er hatte Furcht.

Furcht vor der Revolution, die wuchs und immer größer wurde. Er sah den jungen Riesen, der ihm überlegen war, der ihn gleich mit fortreißen würde. Darum wandte er sich zu dem zurück, was man die alte Ordnung nannte, die in Wahrheit nur Unordnung und Chaos sein konnte. Aus diesem unmöglichen Kampf rettete ihn der Tod.

[138]) Er hatte sie ganz von einem Träumer namens Caseaux bekommen. Er hatte sie nicht einmal gelesen. Als er sie auf der Tribüne vorlas, fand er sie so schlecht, daß ihm der kalte Schweiß dabei ausbrach; er ließ die Hälfte ungelesen. Et Dumont, „Souvenirs", S. 155.

Vierzehntes Kapitel

Die Presse

Stimmungsmache gegen das Veto in Paris, 30. August. — Zustand der Presse. — Große Vermehrung der Zeitungen. Tendenzen der Presse. Sie ist noch royalistisch. Loustalot, Redakteur der „Révolutions de Paris". — Sein Vorschlag vom 31. August und dessen Ablehnung im Hôtel de Ville. — Verschwörung des Hofes, um die Lafayette und alle Welt weiß. — Beginnender Gegensatz zwischen Nationalgarde und Volk. — Unsichere Haltung der Nationalversammlung. — Volney schlägt ihr vor, sich aufzulösen, 18. September. — Ohnmacht Neckers, der Nationalversammlung, des Hofes, des Herzogs von Orléans. — Selbst die Presse ist ohnmächtig.

Zweierlei ergibt sich aus dem vorigen Kapitel: die Lage war unhaltbar und die Nationalversammlung unfähig, sie zu bessern.

Würde eine Volksbewegung der Schwierigkeit ein Ende machen? Nur in dem Falle, wenn sie wahrhaft eine Bewegung des Volkes war, spontan, umfassend, einmütig wie am 14. Juli.

Die Gärung war groß, die Stimmungsmache lebhaft, wenngleich noch nicht allgemein. Vom ersten Tage an, als die Vetofrage aufgeworfen wurde (Sonntag, den 30. August), war ganz Paris in Aufregung, das absolute Veto erschien als die Vernichtung der Volkshoheit. Gleichwohl handelte nur das Palais-Royal. Hier beschloß man, nach Versailles zu gehen und der Versammlung mitzuteilen, man wisse, daß sich in ihrer Mitte ein Bund für das Veto gebildet habe, man kenne dessen Mitglieder, und falls diese nicht davon Abstand nähmen, würde Paris sich in Marsch setzen. Tatsächlich rückten um zehn Uhr abends einige hundert Menschen ab; an ihrer Spitze hatte sich ein hitzköpfiger, gewalttätiger Mann gestellt, den die Menge seiner Körperkraft und seiner Stentorstimme wegen schätzte, der Marquis de Saint-Huruge. Saint-Huruge war unter dem ancien régime auf Ersuchen seiner hübschen, galanten und einflußreichen Frau ins Gefängnis gesteckt worden und war nun begreiflicherweise ein wütender Feind des ancien régime und ein glühender Vorkämpfer der Revolution. Auf den Champs-Elysées stieß seine schon stark verminderte Truppe auf Nationalgarden, die Lafayette geschickt hatte, und die ihm den Durchzug versperrten.

Das Palais-Royal entsandte nacheinander drei oder vier Abordnungen an die Stadt mit der Aufforderung, die Straße freizugeben. Man wollte dem Aufruhr einen gesetzlichen Anstrich geben und die Zustimmung der Behörde erzwingen. Überflüssig, zu sagen, daß diese sie nicht gab.

Indessen machte man einen anderen, viel ernsthafteren Versuch im Palais-Royal. Er mußte, wie auch der Erfolg sein mochte, in der Hauptsache wenigstens dahin führen, daß das ganze Volk sich mit der großen Frage des Tages beschäftigte; diese konnte dann in Versailles nicht mehr hastig durchgepeitscht und entschieden werden; Paris hatte ein Auge auf die Versammlung, bewachte sie durch die Presse und durch seine eigene, die große Pariser Versammlung, die eins war, obwohl sie in sechzig Distrikte zerfiel.

Der Urheber des Vorschlages war ein junger Journalist. Bevor wir darauf zurückkommen, müssen wir eine Schilderung der Bewegung geben, die durch die Presse ging.

Dies plötzliche Erwachen eines Volkes, das sich mit einem Schlage berufen sah, seine Rechte kennen zu lernen und über sein Schicksal zu entscheiden, hatte den ganzen Tatendrang der Zeit im Journalismus aufgenommen. Die spekulativsten Geister waren mitgerissen worden auf das Gebiet des praktischen Lebens. Alle Wissenschaft, alle Literatur machte halt; nur das politische Leben galt noch.

Jeder große Augenblick von 1789 brachte eine Hochflut neuer Blätter:

1. Im Mai und Juni bei der Eröffnung der Generalstaaten werden eine Menge gegründet. Mirabeau schreibt den „Courrier de Provence", Gorsas den „Courrier de Versailles", Brissot den „Patriote français", Barrère den „Point du jour", usw. usw.

2. Am Vorabend des 14. Juli erscheint das populärste von allen Blättern: „Les Révolutions de Paris", redigiert von Loustalot.

3. In den Tagen vor dem 5. und 6. Oktober: „L'ami du peuple" (Marat), die „Annales patriotiques" (Carra und Mercier). Bald darauf „Le Courrier de Brabant" von Camille Desmoulins, sicher das witzigste von allen; dann eins von den schärfsten: „L'orateur du peuple" (Fréron).

Der allgemeine Charakter dieser großen Bewegung, der sie bewundernswert macht, ist die beinahe völlige Einhelligkeit trotz Verschiedenheiten im einzelnen. Mit Ausnahme eines einzigen Blattes, das abseits stand, bietet die Presse das Bild eines großen Konzils, wo jeder der Reihe nach spricht, wo alle von dem gemeinsamen Ziele beherrscht sind und jede Feindseligkeit vermeiden.

In dieser ersten Zeit kämpft die Presse gegen die Zentralgewalt, sie hat im allgemeinen die Tendenz, die Lokalgewalten zu stärken und die Rechte der Gemeinde gegen den Staat zu betonen. Wenn man sich bereits der Sprache der folgenden Jahre bedienen darf, so könnte man sagen: sie waren damals alle „Föderalisten". Mirabeau ebenso wie Brissot oder Lafayette. Das geht so weit, daß man die

Unabhängigkeit der Provinzen zuläßt, wenn die Freiheit für ganz Frankreich sich als unmöglich herausstellt. Mirabeau würde sich darein fügen, Graf von Provence zu sein; das sagt er wörtlich.

Bei alledem ist die Presse, die gegen den König kämpft, in der Hauptsache royalistisch. „Wir waren damals," sagt Camille Desmoulins, „keine zehn Republikaner in Frankreich." Man darf sich über die wirkliche Tragweite dieser und jener kühnen Äußerung nicht täuschen. Im Jahre 1788 hatte der ungestüme d'Eprémesnil erklärt: „Man muß die Bourbonen aus Frankreich verjagen." Aber das tat er nur, um das Parlament zum König zu machen.

Mirabeau, der sämtliche Widersprüche in sich vereinigte, ließ 1789, im gleichen Augenblick, als er die Verteidigung des Königtums übernahm, das zornige kleine Buch Miltons gegen die Könige unter seinem Namen übersetzen und drucken. Seine Freunde unterdrückten es.

Zwei Männer predigten die Republik: der unermüdliche Brissot, einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Zeit, und der glänzende, beredte, kühne Camille. Sein Buch „La France libre" enthält eine kleine, scharf-satirische Geschichte der Monarchie. Er zeigt darin, daß dieses Prinzip der Ordnung in der Wirklichkeit eine beständige Unordnung war. Das erbliche Königtum bedient sich eines Wortes, das für alle ihm sichtlich anhaftenden Unzulänglichkeiten entschädigen soll, des Wortes: „Friede", „Aufrechterhaltung des Friedens"; was nicht hindert, daß Frankreich sich unter ihm infolge der Minderjährigkeits- und Erbfolgestreitigkeiten in einem fast ununterbrochenen Kriege befunden hat: die englischen Kriege, die italienischen Kriege, die spanischen Erbfolgekriege, usw. usw.[139])

Robespierre hat gesagt, die Republik habe sich ganz allmählich, ohne daß man es ahnte, in der Vorstellung der Parteien festgesetzt. Genauer ist es, zu sagen, daß das Königtum selbst sie eingeführt, die Geister dahin gedrängt hat. Wenn die Menschen darauf verzichten, sich selbst zu regieren, so geschieht es, weil das Königtum sich als eine Vereinfachung darstellt, weil es das Leben leichter, ebener macht und es der Tugend und der Mühe enthebt. Aber wie, wenn das Königtum selbst zum Stein des Anstoßes wird? Man kann kühn behaupten, daß das Königtum die Republik lehrte, daß

[139]) Sismondi hat in einer genauen Berechnung, die einen Zeitraum von mehr als fünfhundert Jahren umfaßt, nachgewiesen, wieviel häufiger und länger die Kriege in erblichen Monarchien als in Wahlmonarchien waren; das ist die natürliche Wirkung der Minderjährigkeiten, Erbfolgestreitigkeiten usw. Sismondi, „Études sur les constitutions des peuples libres", Bd. I, S. 214—221.

es selbst Frankreich soweit brachte, welches weit davon entfernt war und ihr mißtraute oder gar nicht an sie dachte.

Doch um fortzufahren: der erste Journalist der Zeit war weder Mirabeau, noch Camille Desmoulins, noch Brissot, noch Condorcet, noch Mercier, noch Carra, noch Gorsas, noch Marat, noch Barrère. Alle gaben Blätter heraus, von denen einige große Auflagen hatten. Mirabeau druckte seinen berühmten „Courrier de Provence“ in zehntausend Exemplaren.

Und „Les Révolutions de Paris“ erschienen (für einige Nummern) bis zu einer Auflage von zweihunderttausend[140]).

Der Redakteur blieb unbekannt. Der Drucker zeichnete: „Prud' homme“ (Biedermann). Dieser Name ist einer der bekanntesten in der Welt geworden. Der unbekannte Redakteur war Loustalot.

Loustalot, gestorben 1790 im Alter von neunundzwanzig Jahren, war ein ernster junger Mann, anständig und fleißig. Als Schriftsteller war er mittelmäßig, aber würdig und von leidenschaftlichem Ernst; seine wirkliche Originalität bestand darin, daß er in scharfem Gegensatz stand zu der Leichtherzigkeit der zeitgenössischen Journalisten. Man fühlt selbst, wenn er zornig wird, das Bemühen, gerecht zu bleiben. — Ihm gab das Volk den Vorzug.

Er war dessen nicht unwürdig. Er gab im Anfang der Revolution mehr als einen Beweis von mutiger Mäßigung. Als die französischen Garden vom Volke befreit wurden, erklärte er, es gäbe nur eine Lösung der Angelegenheit: die Gefangenen müßten freiwillig ins Gefängnis zurückkehren, und die Wahlmänner sowie die Nationalversammlung müßten den König um die Begnadigung ersuchen. Als ein Mißgriff des Volkes den guten La Salle, den tapferen Stadtkommandanten, in Gefahr brachte, trat Loustalot für ihn ein, rechtfertigte ihn und wandte ihm die Herzen wieder zu. In der Sache der Bedienten, welche die Vertreibung der Savoyarden forderte, bewies er sich ebenso standhaft und streng wie scharfsinnig.

Als wahrer Journalist war er der Mann des Tages, nicht der von morgen. Als Camille Desmoulins sein Buch „La France libre“ veröffentlichte, worin er den König absetzte, lobte Loustalot ihn zwar, fand ihn aber übertrieben und nannte ihn einen Brausekopf.

Marat, der damals wenig bekannt war, hatte Bailly im „Ami du peuple“ heftig angegriffen, und zwar als Beamten wie als Menschen. Loustalot verteidigte den Angegriffenen.

Er betrachtete den Journalismus als ein öffentliches Amt, als eine Art von Richtertum. Er besaß keinerlei Tendenz zu Abstraktionen.

[140]) Das ist auch für heutige Verhältnisse eine ziemlich hohe Auflageziffer.

Er lebte einzig in der Menge, fühlte deren Bedürfnisse und Leiden; er beschäftigte sich vor allem mit der öffentlichen Verpflegung und mit der großen Frage des Augenblicks: dem Brot. Er schlug Maschinen vor, damit man das Getreide schneller mahlen könne. Er besuchte die Unglücklichen, die man auf Montmartre arbeiten ließ. Für diese Ärmsten, die in ihrem Elend fast kaum mehr wie Menschen aussahen, für dieses jammervolle Heer von Gespenstern und Skeletten, das mehr Furcht als Mitleid einflößte, hatte Loustalot ein Herz, er fand rührende Worte für sie voll schmerzlichen Mitgefühls.

So ging es nicht weiter mit Paris. Entweder mußte das absolute Königtum wieder aufgerichtet oder die Freiheit begründet werden.

Montag, den 31. August, hielt Loustalot morgens, da er die Geister ruhiger fand als am Sonntag abend, eine Ansprache im Palais-Royal. Er erklärte, der Marsch nach Versailles sei kein Heilmittel, und machte einen weniger gewaltsamen, aber kühneren Vorschlag. Nämlich den, zum Hôtel de Ville zu gehen, die Einberufung der Distrikte zu fordern und diesen Versammlungen folgende Fragen vorzulegen: 1. Glaubt Paris, daß der König ein Vetorecht hat? 2. Bestätigt Paris seine Abgeordneten oder beruft es sie ab? 3. Werden, wenn man neue Abgeordnete wählt, diese einen besonderen Auftrag bekommen, das Veto abzulehnen? 4. Kann man nicht, wenn die alten bestätigt werden, bei der Versammlung durchsetzen, daß sie die Debatte vertagt?

Dies vorgeschlagene Mittel war außerordentlich revolutionär und ungesetzlich, entsprach indessen so durchaus dem Bedürfnis des Augenblicks, daß es wenige Tage später in seinem wesentlichsten Teil, der Auflösung der Versammlung, in der Versammlung selbst von einem ihrer hervorragendsten Mitglieder wiederholt wurde.

Loustalot und die Abordnung des Palais-Royal wurden im Hôtel de Ville sehr schlecht empfangen, ihr Vorschlag wurde abgelehnt und am folgenden Tage in der Nationalversammlung unter Anklage gestellt. Ein Drohbrief, den der Präsident mit Saint-Huruge (der ihn seinerseits für gefälscht erklärte) unterzeichnet erhalten hatte, verwirrte die Geister vollends. Man ließ Saint-Huruge verhaften, und die Nationalgarde benutzte den Tumult, um das Café de Foy zu schließen. Die Versammlungen im Palais-Royal wurden untersagt und von der Gemeindebehörde zerstreut.

Es ist bemerkenswert, daß der Vollstrecker dieser Maßregeln, Lafayette, zu dieser Zeit wie immer überzeugter Republikaner war. Sein ganzes Leben lang erträumte er die Republik und diente dem Königtum. Ein demokratisches Königtum oder eine königliche Demokratie erschienen ihm als ein notwendiger Übergang. Er brauchte

nicht weniger als zwei schlimme Erfahrungen, um den Gedanken fallen zu lassen.

Der Hof hielt Necker und die Nationalversammlung zum Narren. Lafayette täuschte er nicht. Und dennoch diente der letztere ihm, hielt Paris für ihn im Zaum. Der Abscheu vor den ersten Gewalttaten des Volkes, dem vergossenen Blut, ließ Lafayette vor dem Gedanken an einen neuen 14. Juli zurückschrecken. Aber hätte der Bürgerkrieg, zu dem sich der Hof rüstete, weniger Blut gekostet? Eine ernste und heikle Frage für den Freund der Menschlichkeit.

Er wußte alles. Am 13. September empfing er den alten Admiral d'Estaing bei sich zum Diner, den Kommandanten der Nationalgarde in Versailles, und teilte ihm die Neuigkeiten aus Versailles mit, die jener nicht kannte. Dieser brave Mann, der sich viel tiefer im Vertrauen des Königs und der Königin glaubte als der andere, mußte erfahren, daß man auf den verhängnisvollen Plan, den König nach Metz zu bringen, d. h. den Bürgerkrieg zu beginnen, zurückgekommen war, daß Breteuil im Einvernehmen mit dem österreichischen Gesandten alles vorbereitete, daß man die Musketiere, die Gendarmen, 9000 Mann des königlichen Hofhaltes, von denen zwei Drittel Edelleute, auf Versailles zusammenzog, daß man sich Montargis bemächtigen und dort einen entschlossenen Mann, den Baron de Vioménil, zu sich stoßen lassen wollte. Dieser letztere hatte fast alle Kriege des Jahrhunderts mitgemacht, erst kürzlich den amerikanischen, und sich dann ungestüm der Sache der Gegenrevolution zugewandt, vielleicht aus Eifersucht gegen Lafayette, der in der Revolution die erste Rolle zu spielen schien. Achtzehn Regimenter, besonders Karabiniere, waren nicht vereidigt. Das genügte, um alle Straßen nach Paris zu sperren, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden und sie auszuhungern. An Geld fehlte es nicht mehr, von allen Seiten hatte man sich welches verschafft; man glaubte bestimmt, mit anderthalb Millionen Franken monatlich rechnen zu können. Der Klerus würde den Rest zuschießen; ein Benediktinerprokurator bürgte allein für hunderttausend Taler.

Der alte Admiral schrieb Montag, den 14., an die Königin: „Immer habe ich schlafen können, sogar am Vorabend einer Seeschlacht, aber seit dieser furchtbaren Enthüllung schließe ich kein Auge mehr . . .“ Als er alles am Tisch Lafayettes vernommen hatte, brummte er so leise, daß kein Diener ihn verstand: „Ich habe ‚ihn‘ darauf aufmerksam gemacht, daß ein Wort aus seinem Munde ein Signal des Todes werden könnte.“ Worauf Lafayette mit seiner amerikanischen Ruhe geantwortet haben soll: „Es wäre vorteilhaft,

wenn ein einziger stürbe um der Wohlfahrt aller willen." — Das einzige gefährdete Haupt wäre das der Königin gewesen.

Der spanische Gesandte wiederholte d'Estaing Lafayettes Bericht; er wußte alles von einem hochgestellten Manne, dem man eine Liste mit der Aufforderung teilzunehmen, die der Hof herumgehen ließ, zur Unterschrift vorgelegt hatte.

So machte dieses tiefe Geheimnis, dieses Mysterium, am 13. in den Salons und vom 14. bis 16. in den Straßen die Runde. Am 16. erklärten die Grenadiere der französischen Garden, die nun besoldete Nationalgarden geworden waren, sie möchten nach Versailles ziehen, ihren früheren Dienst wieder aufnehmen, das Schloß und den König bewachen. Am 22. wurde das große Komplott in „Les Révolutions de Paris" veröffentlicht. Ganz Frankreich las es.

Lafayette, der sich nach seinen eigenen Worten für „stark, allzu stark" hielt, wollte einerseits den Hof mit der Angst vor Paris im Zaum halten, andererseits Paris durch Unterdrückung der Stimmungsmache mit Hilfe seiner Nationalgarden niederhalten. Er gebrauchte und mißbrauchte deren Eifer, um den Zeitungsausrufern den Mund zu verbieten, das Palais-Royal in Ruhe zu halten und Zusammenrottungen zu verhindern; er führte einen kleinen Polizeikrieg voller Plackereien mit der Menge, die doch nur über dieselben Befürchtungen aufgeregt war, welche er selbst hegte; er kannte die Verschwörung und zerstreute und verhaftete diejenigen, die von der Verschwörung sprachen. Das gelang ihm so gut, daß er die verderblichste Kluft zwischen Nationalgarde und Volk aufriß. Man begann zu bemerken, daß die Führer und Offiziere der Garde Adlige, Reiche, angesehene Leute waren. Die Nationalgarde, an Zahl vermindert, stolz auf ihre neuen Waffen, erschien jetzt dem Volk im allgemeinen wie eine Aristokratie. Sie bestand meistens aus Bürgern und Kaufleuten, die viel durch die Unruhen litten, von ihren Landgütern nichts einnahmen und auch sonst nichts verdienten; da man sie jeden Tag einberief, so waren sie müde und überlastet; jeden Tag wollten sie der Sache ein Ende machen und bewiesen ihre Ungeduld durch irgendeine Tat, welche die Menge gegen sie aufbrachte. Einmal zogen sie blank gegen eine Versammlung von Perückenmachern, es floß Blut dabei. Ein anderes Mal verhafteten sie Leute, die sich erlaubten, über die Nationalgarde zu scherzen; ein junges Mädchen sagte, es fände sie lächerlich; das Mädchen wurde ergriffen und durchgepeitscht.

Die Erbitterung des Volkes stieg so bis zu der absurden Beschuldigung, die Nationalgarde begünstige den Hof und sei an der Verschwörung von Versailles beteiligt.

Lafayette war nicht falsch, aber seine Stellung war es. Er verhinderte die Grenadiere, die Bewachung des Königs in Versailles wieder aufzunehmen, und setzte den Minister Saint-Priest von ihrer Absicht in Kenntnis (17. September). Sein Brief wurde ausgenutzt. Man zeigte ihn dem Gemeinderat von Versailles, dem man den Schwur abnahm, zu schweigen, und erreichte von ihm, daß er um die Berufung des flandrischen Regiments ersuchte. Dasselbe mutete man der Nationalgarde in Versailles zu, die aber größtenteils ablehnte. Das flandrische Regiment war sehr verdächtig, weil es sich bis dahin geweigert hatte, den neuen Eid zu leisten; mit seinen Kanonen, Wagen und seinem Gepäck zog es bald sehr geräuschvoll in Versailles ein. Gleichzeitig behielt das Schloß die Gardes du corps zurück, die ihren Dienst beendigt hatten, damit ihre Zahl doppelt so stark wurde. Jeden Tag kam eine Menge Offiziere aller Grade mit der Post an, wie es der alte Adel am Vorabend einer Schlacht tat, aus Besorgnis, den Tag zu versäumen.

Paris wurde unruhig. Die französischen Garden waren gereizt; man hatte ihre Stimmung geprüft und mit dem einzigen Ergebnis bearbeitet, daß sie mißtrauisch wurden. Bailly konnte nicht umhin, im Hôtel de Ville eine Rede zu halten. Eine Abordnung wurde entsandt mit dem guten alten Dussaulx an der Spitze, welche den König von der Aufregung in Paris in Kenntnis setzen sollte.

Die Haltung der Versammlung in dieser Zeit war merkwürdig. Bald schien sie zu schlafen, bald plötzlich aus ihrem Schlummer aufzufahren. Heute war sie radikal, morgen gemäßigt und behutsam.

Eines Morgens, am 12. September, erinnerte sie sich des 4. August und der großen sozialen Revolution, die sie angenommen hatte. Schon seit fünf Wochen waren die Beschlüsse fertig, ganz Frankreich sprach mit Freude davon und wandte sie an, nur die Versammlung sagte kein Wort mehr darüber. Am 12., bei Gelegenheit eines Antrags, worin der Justizausschuß verlangte, „man solle die Gesetze gemäß eines Beschlusses vom 4. August rechtskräftig machen", brach ein Abgeordneter aus der Franche-Comté das Eis und sagte: „Man arbeitet daran, die Verkündigung dieser Beschlüsse zu verhindern; man behauptet, daß sie gar nicht mehr erscheinen sollen. Es ist Zeit, daß man sie mit dem königlichen Siegel versehen sieht . . . Das Volk wartet . . ."

Dies Wort wurde lebhaft aufgegriffen. Die Versammlung erwachte. Der Redner der Gemäßigten, der konstitutionellen Royalisten, Malouet, unterstützte (überraschenderweise!) den Antrag, ebenso taten andere; trotz des Widerspruchs des Abbé Maury beschloß man,

daß die Beschlüsse des 4. August dem König zur Bestätigung unterbreitet werden sollten.

Diese plötzliche Energie selbst der Gemäßigten, läßt vermuten, daß die einflußreichsten Mitglieder sehr wohl wußten, was Lafayette, was der spanische Gesandte und sehr viele andere in Paris erzählten.

Die Versammlung schien am folgenden Tage über ihre eigene Tatkraft erstaunt. Viele dachten, der Hof würde es niemals zugeben, daß der König den Beschlüssen des 4. August seine Bestätigung gäbe, und ahnten, daß seine Weigerung eine furchtbare Bewegung hervorrufen mußte, einen zweiten Ausbruch der Revolution. Mirabeau, Chapelier und andere behaupteten, da diese Beschlüsse nicht eigentlich Gesetze seien, sondern Verfassungsprinzipien, so bedürften sie der königlichen Bestätigung nicht, die Verkündigung genüge. Diese Ansicht war kühn und furchtsam zugleich: kühn, denn sie überging den König; furchtsam, denn sie enthob ihn der Prüfung, der Bestätigung, der Weigerung; gab es keine Weigerung mehr, dann gab es auch keinen Zusammenstoß. Die Dinge hätten sich durch Tatsachen entschieden, je nachdem eine Partei in der oder jener Provinz die Oberhand hatte. Hier hätte man die Beschlüsse des 4. August angewandt als von der Versammlung erlassen. Dort hätte man sie zurückgewiesen als vom König nicht bestätigt.

Am 15. nahm man durch Zuruf die Unverletzlichkeit und das Erbrecht des Königs an, um ihn günstig zu stimmen. Gleichwohl erhielt man bezüglich des 4. August eine zweideutige und zögernde Antwort von ihm. Er bestätigte nichts, erörterte und tadelte dieses, fand jenes richtig, ließ fast keinen Artikel ohne Einschränkung bestehen. Das Ganze hatte den Stil Neckers und trug den Stempel seiner Tölpelei, seiner Ausflüchte und Kompromißsucht. Der Hof, der auf ganz etwas anderes sann, glaubte offenbar, mit dieser Antwort, die keine war, die Geister zu beschäftigen. Große Aufregung war in der Versammlung. Chapelier, Mirabeau, Robespierre, Pétion und andere, die gewöhnlich weniger hitzig waren, erklärten, daß, wenn die Versammlung eine Bestätigung dieser Artikel verlangte, sie nichts anderes erwarte als eine einfache Verkündung. Heftige Debatte. Und dann ein unerwarteter, aber sehr kluger Antrag Volneys: „Diese Versammlung geht allzu sehr auseinander in ihren Interessen und Neigungen. Setzen wir die Bedingungen der Neuwahlen fest und lösen wir uns auf.“ Beifall, aber sonst nichts. Mirabeau wirft ein, daß die Versammlung geschworen hat, sich nicht zu trennen, bevor die Verfassung fertig sei.

Zur Verkündigung gedrängt, ließ der König am 21. die Umschweife

fallen; der Hof hielt sich offenbar für stärker. Er antwortete, „die Verkündung" käme nur solchen Gesetzen zu, „deren Form ihre Ausführung nach sich zöge" (er meinte: die „bestätigt" wären); er wolle die „Bekanntmachung" befehlen; er zweifle nicht daran, daß er Gesetzen, wie sie die Versammlung beschließen würde, seine „Bestätigung" gewähren könne.

Am 24. bekannte sich Necker der Versammlung. Die erste Anleihe von dreißig Millionen hatte nur zwei Millionen gebracht; die zweite, von achtzig Millionen, nur zehn. Der „Finanzgeneral", wie die Freunde Neckers ihn in ihren Flugschriften nannten, hatte nichts zuwege gebracht; der Kredit, den er in der Hand zu haben und wiederherstellen zu können glaubte, war eben doch zu Ende. Daher wandte er sich an den Opfersinn der Nation. Das einzige Mittel war, daß die Nation sich selbst verpfändete, daß jeder sich mit einem Viertel seines Einkommens an dem Opfer beteiligte[141]).

Necker hatte ausgespielt. Nachdem er alle vernünftigen Mittel versucht hatte, klammerte er sich an den Glauben, an das Wunder, an die haltlose Hoffnung, ein Volk, das außerstande war, weniger zu bezahlen, würde mehr bezahlen, es würde sich zu der überaus hohen Steuer von einem Viertel seines Einkommens verstehen. Der phantasievolle Finanzmann entrollte am Schluß seiner Bilanz, auf dem Boden seiner leeren Kasse, einen Zukunftsplan, zu dem sich sogar der gute Abbé von Saint-Pierre nicht verstanden haben würde.

Der Schwache glaubt gern das Unmögliche; unfähig, selbst zu handeln, bildet er sich ein, der Zufall, das Wunderbare, das Unbekannte werde für ihn handeln. Die Versammlung, die nicht weniger unfähig war als der Minister, teilte seine Leichtgläubigkeit. Eine glänzende Rede Mirabeaus besiegte alle ihre Zweifel, brachte sie außer sich. Er zeigte ihr den Bankrott, den scheußlichen Bankrott, der seinen Abgrund unter ihr öffnete, bereit, sie und ganz Frankreich zu verschlingen ... Sie stimmte ab ... Wäre die Maßregel ernsthaft gewesen und das Geld eingekommen, so wäre die Wirkung widersinnig geworden: es wäre Necker gelungen, denen wieder aufzuhelfen, die Necker verjagen wollten; die Versammlung hätte den Krieg bezahlt, der zur Auflösung der Versammlung führen sollte.

Das Unmögliche, das Widerspruchsvolle, die Sackgasse in jedem Sinne, das ist diese Situation im Grunde. Für jeden einzelnen und für jede Partei. Um es mit einem Wort zu sagen: keiner kann mehr weiter.

Die Versammlung kann nicht weiter. Zwiespältig

[141]) Necker, der an sich ein gutes Herz hatte, überschritt das Viertel, er beteiligte sich selbst mit hunderttausend Franken.

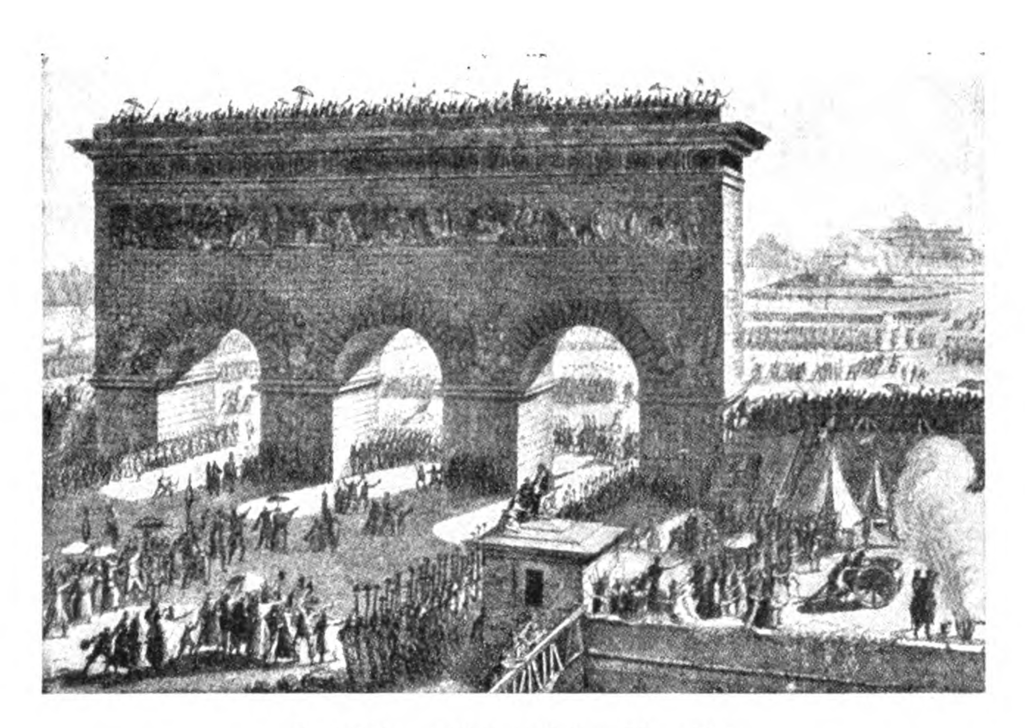
war sie an sich schon unfähig; aber sie wurde noch unfähiger angesichts des Aufruhrs, bei dem ganz neuen Lärm der Presse, der ihre eigene Stimme übertönte. Sie würde sich gern an die königliche Gewalt klammern, die sie zertrümmert hat; aber selbst deren Ruinen sind feindlich und haben nur das eine Verlangen, die Versammlung zu vernichten. So jagt ihr Paris Furcht ein und jagt ihr das Schloß Furcht ein. Nach der Weigerung des Königs wagt sie nicht mehr, unwillig zu werden, aus Angst, den Unwillen in Paris zu steigern. Mit Ausnahme der Ministerverantwortlichkeit, die sie beschließt, tut sie nichts, was irgend zu der Lage einen Bezug hätte; die Teilung des Landes in Departments und das Strafrecht bleiben in der Schwebe; im Saal hallt das Echo von den Wänden; kaum sechshundert Mitglieder sind anwesend und auch nur, um den Präsidentenstuhl dem Manne des unbeweglichen Gleichgewichts, Mounier, zu geben, in dem sich am besten alle Schwierigkeiten zur Tat und die allgemeine Lähmung verkörpern.

Und kann der Hof etwa weiter? In diesem Augenblicke glaubt er es. Er sieht, wie sich der Klerus und der Adel um ihn scharen. Er sieht, daß der Herzog von Orléans in der Versammlung nur wenig Unterstützung findet[142]); er sieht, wie jener in Paris viel Geld ausgibt und wenig Boden gewinnt; seine Popularität ist von der Lafayettes übertroffen.

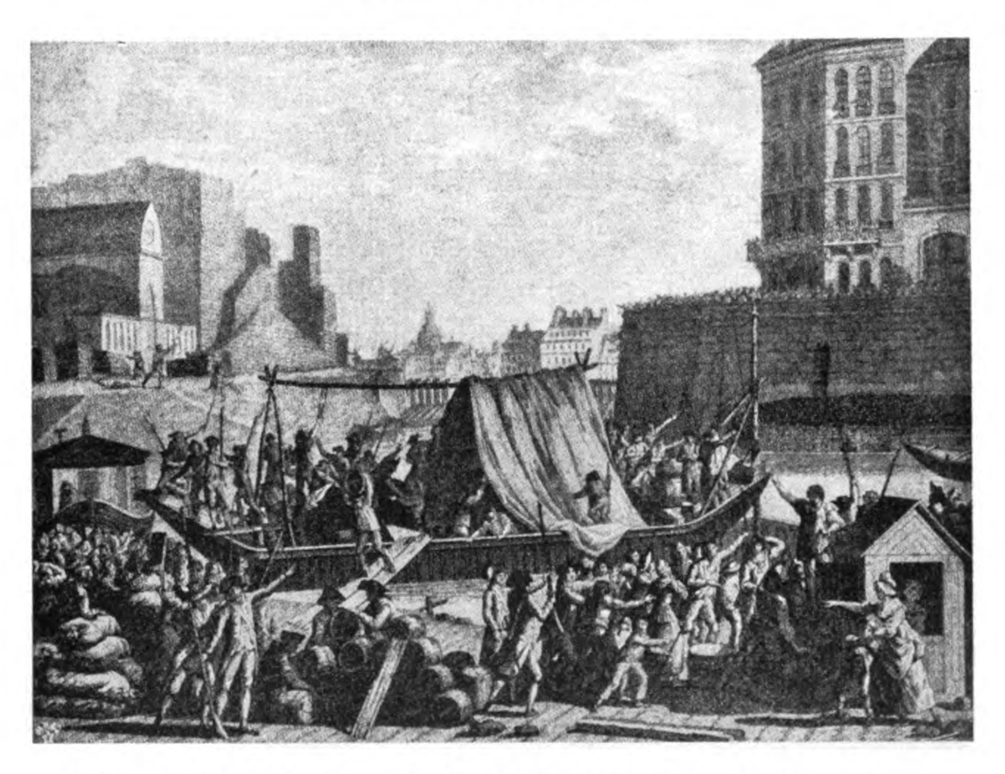
Keiner kennt die Lage, alle irren sich in der Haupttriebfeder der Dinge und beziehen die Ereignisse auf diese oder jene Persönlichkeit, übertreiben in lächerlicher Weise die persönliche Macht. Wie Haß oder Liebe es ihr eingibt, glaubt die Leidenschaft an Wunder, glaubt an Ungetüme, glaubt an Helden. Der Hof gibt Orléans oder Lafayette an allem schuld. Lafayette selbst, der von Natur fest und kalt ist, wird erfinderisch, er glaubt beinahe auch, daß die ganze Unordnung das Werk des Palais-Royal ist. Ein Seher steht auf in der Presse, Marat, leichtgläubig, blind, wütend, der seine Anklagen von seinen zufälligen Träumen abhängig macht, heute den einen und morgen den anderen des Todes schuldig erklärt; er fängt an, zu behaupten, die Hungersnot sei das Werk eines Menschen, Necker kaufe überall das Getreide auf, damit Paris keins bekäme.

Indessen: Marat beginnt erst und tut noch wenig; eins mit der gesamten Presse geht er den Dingen zu Leibe. Auch die Presse erhebt Anklagen, die ebenso haltlos sind; sie beklagt sich, sie wird

[142]) Bei Regelung der Erbfolge nahm die Versammlung Rücksicht auf seinen Rivalen, den König von Spanien, und erklärte, sich keine Meinung über den Verzicht der spanischen Bourbonen auf die Krone Frankreichs bilden zu wollen.



*Verbrüderungsfest **auf** dem Marsfeld.*
Nach einem Stich von Berthault.



Anhalten eines Pulverbootes an der St. Paul-Brücke am 6. August 1789.
Nach einem Stich von Berthault.

unwillig wie das Volk, ohne selbst einen Ausweg zu wissen. Sie sieht zwar in der Hauptsache ganz richtig, daß „ein zweiter Ausbruch der Revolution erfolgen wird". Aber wie und mit welchem Ziel, das vermag sie nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Was die Mittel zur Abhilfe anlangt, so ist die Presse, diese junge Macht, die plötzlich so groß wurde durch die Ohnmacht der anderen, selbst ohnmächtig.

Sie richtet wenig aus in den Tagen vor dem 5. Oktober, die Versammlung richtet wenig aus, das Hôtel de Ville richtet wenig aus ... Und doch fühlt alle Welt, daß ein großes Ereignis bevorsteht. Mirabeau empfängt eines Tages seinen Buchhändler in Versailles, schickt seine drei Sekretäre hinaus, schließt die Tür und sagt zu ihm: „Mein lieber Blaisot, hier wird es bald ein großes Unglück geben und Blutvergießen . . . Das möchte ich Ihnen aus Freundschaft zu wissen geben. Übrigens brauchen Sie keine Angst zu haben: für brave Leute wie Sie besteht keine Gefahr."

Fünfzehntes Kapitel

Das Volk holt den König, 5. Oktober 1789

Das Volk allein findet ein Mittel: es zieht aus, um den König zu holen. — Egoistische Stellung der Königin in Versailles. Ludwig XVI. war in jedem Sinne unfähig zu handeln. — Die Königin wird angefleht zu handeln. — Orgie der Gardes du corps, 1. Oktober. — Beschimpfung der Nationalkokarde. — Erbitterung in Paris. — Elend und Leiden der Frauen. — Ihr tätiges Mitleid. — Sie dringen ins Hôtel de Ville, 5. Oktober. — Sie ziehen nach Versailles. — Man meldet es der Nationalversammlung. — Maillard und die Frauen vor der Versammlung. — Robespierre unterstützt Maillard. — Die Frauen vor dem König. — Unentschlossenheit des Hofes.

Am 5. Oktober zogen acht- oder zehntausend Frauen nach Versailles; viel Volk folgte. Die Nationalgarde zwang Lafayette, sie am gleichen Abend ebenfalls hinzuführen. Am 6. Oktober brachten sie den König zurück und zwangen ihn, in Paris zu wohnen.

Dies große Ereignis ist das bedeutendste, das die Revolution nach dem 14. Juli aufweist. Die Oktoberbewegung war beinahe ebenso einmütig wie die andere, wenigstens in dem Sinne, das diejenigen, die nicht daran teilnahmen, ihr Erfolg wünschten, und daß alle sich über die Anwesenheit des Königs in Paris freuten.

Man darf hier nicht die Wirksamkeit der Parteien suchen. Freilich waren sie sehr betriebsam, doch taten sie wenig.

Der ausschlaggebende Grund für die Frauen und für die Ärmsten der Armen war kein anderer als der Hunger. Es war so weit ge-

kommen, daß man in Versailles einem Reiter sein Roß abnahm und es beinahe roh verzehrte.

Für die Mehrzahl der Männer, vom Volke sowohl wie von der Nationalgarde, war die Ursache des Aufstandes eine Ehrenfrage: der Schimpf, den der Hof der von ganz Frankreich als Zeichen der Revolution angenommenen Pariser Kokarde zugefügt hatte.

Hätten die Männer indessen den Zug nach Versailles unternommen, wenn die Frauen nicht voraufgegangen wären? Das ist zweifelhaft. Diese kamen zuerst auf den Gedanken, den König zu holen. Freilich war am 30. August das Palais-Royal mit Saint-Huruge an der Spitze aufgebrochen, aber nur, um Beschwerden und Drohungen vor die Versammlung zu bringen, die sich über das Veto stritt. In unserem Falle ergreift das Volk allein die Ausführung; allein bringt es den König in seine Gewalt, wie es allein die Bastille in seine Gewalt gebracht hat.

Die, die am meisten „Volk" im Volke sind, ich meine, die den sichersten Instinkt, die ursprünglichsten Einfälle haben, das sind sicherlich die Frauen. Ihre Idee war folgende: „Es ist kein Brot da, holen wir also den König; man wird schon dafür sorgen, daß immer Brot da ist, wenn er bei uns ist. Holen wir ‚den Bäcker'!"

Ein naiver Sinn! Ein tiefer Sinn! Der König soll mit dem Volke leben, seine Leiden mit ansehen, selbst darunter leiden, mit ihm eins werden. Die Ehezeremonien haben in mehreren Punkten mit denen der Krönung Ähnlichkeit; der König heiratete das Volk. Wenn das Königtum nicht Tyrannei ist, dann muß es Ehe sein und Gemeinschaft, die Gatten müssen nach dem bescheidenen, dem starken Wort des Mittelalters leben: „Ein Topf und ein Brot"[143]).

War es nicht merkwürdig und unnatürlich, geeignet, ihr Herz zu verdorren, daß man die Könige in ihrer selbstsüchtigen Einsamkeit hielt, inmitten eines unechten Volkes vergoldeter Bettler, bei denen sie das wahre Volk vergaßen? Wie kann man sich wundern, wenn diese Könige dem Volk fremd, hart und grausam geworden sind? Schon der Gedanke ist unmoralisch: eine ganze Welt für einen einzigen Menschen! Nur so konnte man die Bestimmung des Menschen vergessen, konnte man, wie Ludwig XIV., die Vertreibung einer Million Menschen unterzeichnen oder, wie Ludwig XV., auf die Hungersnot rechnen.

Die Einigkeit von Paris hatte die Bastille gestürzt. Um den König und die Nationalversammlung in die Hände zu bekommen, mußte es noch einmal einig sein. Zwischen der Nationalgarde und dem Volke

[143]) Vergleiche meine „Origines du droit", juridische Symbole und Formeln.

bildete sich allmählich ein Riß. Damit sie sich wieder näherten und demselben Ziele zustrebten, bedurfte es nichts Geringerem als einer Herausforderung durch den Hof. Keine politische Weisheit hätte einen solchen Erfolg gehabt, dazu brauchte es schon eine Dummheit.

Das war das wahre Heilmittel, das einzige Mittel, aus der unerträglichen Lage, in der man festgefahren war, herauszukommen. Die Partei der Königin hätte schon lange diese Dummheit begangen, wenn sie nicht in der Person Ludwigs XVI. ihr großes Hindernis und ihre Hemmung gehabt hätte. Niemand verabscheute es wie er, aus seiner Gewohnheit zu geraten. Ihm seine Jagd zu nehmen, die Schmiede und das frühe Zubettgehen, ihm die Ordnung seiner Mahlzeiten und Messezeiten stören, ihn aufs Pferd setzen und zu einem Ausfluge veranlassen, ihn bewegen, an irgend etwas munteren Anteil zu nehmen, wie wir Karl I. auf dem Gemälde van Dyks sehen: das war nicht leicht. Überdies sagte ihm sein gesunder Verstand, es sei nicht ungefährlich für ihn, sich gegen die Nationalversammlung zu erklären.

Anderseits stimmte ihn dieselbe Liebe zur Gewohnheit, zu den Ideen seiner Erziehung und seiner Kindheit noch ungünstiger gegen die Revolution als die Verminderung der königlichen Autorität. Er machte keinen Hehl aus seinem Unwillen gegen die Zerstörung der Bastille[144]. Die Uniform der Nationalgarde, die seine Leute, seine Lakaien in ihrer Eigenschaft als Leutnant, als Offiziere trugen, ein gewisses Mitglied der königlichen Kapelle, der in Hauptmannsuniform die Messe sang: all das tat seinen Augen weh; er ließ seinen Dienern verbieten, „in seiner Gegenwart eine so unangebrachte Kleidung zu tragen“[145].

Es war schwierig, den König in die eine oder andere Richtung zu drängen. Bei jeder Entscheidung war er unsicher, in seinen alten Gewohnheiten jedoch und seinen erworbenen Ideen unüberwindlich hartnäckig. Die Königin selbst, die er sehr liebte, hätte gar nichts gewonnen, wenn sie versucht hätte, ihn zu überreden. Noch weniger Wirkung hatte die Furcht auf ihn; er wußte sich als den Gesalbten des Herrn, der unverletzlich und heilig war; was hatte er zu fürchten?

Indessen war die Königin von einem Wirbel von Leidenschaften, Intrigen, eigennützigem Eifer umgeben; da waren die Prälaten, die großen Herren, die ganze Aristokratie, von der sie früher so verleumdet worden war, die sich ihr nun näherte, sich in ihren Gemächern drängte und sie mit gefalteten Händen beschwor, die Mon-

[144]) A. de Lameth.

[145]) Campan, Bd. II.

archie zu retten. Wenn man jene hörte, so besaß sie allein den Geist und den Mut dazu; sie war die Tochter Maria Theresias und mußte sich bewähren! Es war Zeit! Dazu kamen zwei voneinander ganz verschiedene Arten Menschen, die der Königin Mut einflößten: einerseits die braven und würdigen Ritter vom Heiligen Ludwig, Offiziere und Provinzialbeamte, die ihr ihren Degen anboten; anderseits Projekteschmiede und „Macher", die mit fertigen Plänen zu ihr kamen, deren Ausführung anboten und für alles hafteten. Versailles war wie belagert von diesen Figaros des Königtums.

Ein heiliger Bund mußte gegründet werden, alle anständigen Leute mußten sich um die Königin scharen. Der König würde in die Begeisterung ihrer Liebe mit hineingerissen werden und nicht länger widerstehen. Die revolutionäre Partei konnte sich nur e i n e n Feldzug gestatten: einmal besiegt, war es aus mit ihr; wohingegen die andere Partei, zu der alle großen Vermögen gehörten, leicht mehrere Feldzüge aushalten und den Krieg lange Jahre bestreiten konnte. Das war richtig, wenn man sich bestimmt darauf verlassen durfte, daß die Einigkeit des Volkes den Soldaten nicht wankend machen würde, daß der letztere niemals daran dächte, er selbst sei auch ein Teil des Volkes.

Der Geist der Eifersucht, der sich zwischen der Nationalgarde und dem Volke erhob, machte zweifellos den Hof kühn und ließ ihn glauben, Paris sei ohnmächtig; er wagte eine vorzeitige Kundgebung, die ihm verderblich werden sollte. Neue Gardes du corps langten an, um ihr Vierteljahr abzudienen; diese hatten keinerlei Verbindung mit Paris oder der Versammlung, der neue Geist war ihnen fremd, sie waren gute Royalisten aus der Provinz und brachten ihre Familienvorurteile mit, die väterlichen und mütterlichen Ermahnungen, dem König und nur dem König zu dienen. Dies ganze Gardekorps hatte, obwohl manche unter ihm der Freiheit freundlich gesinnt waren, den Eid nicht geleistet und trug immer noch die weiße Kokarde. Man versuchte, durch sie die Offiziere des flandrischen Regiments und einiger anderer Korps zu gewinnen. Man veranstaltete ein großes Festmahl, an dem sie alle teilnahmen, und ließ auch ein paar Offiziere der Versailler Nationalgarde zu, die man sich geneigt zu machen hoffte.

Man muß wissen, daß die Stadt in Frankreich, die den Hof am meisten haßte, dieselbe war, die ihn aus nächster Nähe beobachten konnte: Versailles. Alles, was nicht Beamter war oder Bedienter im Schloß, war revolutionär. Der beständige Anblick des Prunkes, der glänzenden Equipagen, dieser ganzen hochmütigen, rücksichtslosen Welt nährte den Neid und den Haß. Diese ihre Stimmung veranlaßte

die Bewohner, zum Oberstleutnant ihrer Nationalgarde den Leinenhändler Lecointre zu ernennen, einen festen Patrioten, übrigens aber ein gehässiger und gewalttätiger Mensch. Die Einladung an einige Offiziere schmeichelte diesen noch weniger, als sie die anderen unzufrieden machte.

Ein Mahl der Gardes du corps konnte in der Orangerie oder sonst an einem gleichgültigen Ort stattfinden; neu war, daß der König seinen prächtigen Theatersaal zur Verfügung stellte, wo man seit dem Besuch des Kaisers Joseph II. keine Feste mehr gefeiert hatte. Die Weine werden echt königlich verschwendet. Man bringt die Gesundheit des Königs, der Königin und des Dauphins aus; einer schlägt schüchtern und leise vor, auch die Nation leben zu lassen, doch will niemand auf ihn hören. Zwischen Braten und Nachtisch läßt man die flandrischen Grenadiere, die Schweizer und andere Soldaten hereinkommen. Sie trinken und sind vor Staunen starr, geblendet von den phantastischen Reflexen dieses merkwürdigen, einzigartigen Ortes, wo die Logen mit Spiegeln bekleidet sind und das Licht nach allen Richtungen zurückstrahlen.

Die Türen tun sich auf. Der König und die Königin! Man hat den König, der gerade von der Jagd zurückkam, einfach mitgenommen. Die Königin schreitet die Tafeln entlang, schön und noch schöner, weil sie ihr Kind auf dem Arm trägt. Alle die jungen Leute sind entzückt, sie kennen sich nicht mehr.

Man muß zugeben, daß die Königin, die zu anderen Zeiten weniger majestätisch aussah, niemals die Herzen entmutigt hatte, die sich ihr weihten; sie hatte es nicht verschmäht, eine Feder aus dem Helmbusch Lauzuns in ihre Coiffure zu stecken[146]).

Man erzählte sich sogar, daß die verwegene Liebeserklärung eines einfachen Garde du corps ohne Zorn aufgenommen worden war, und daß die Königin, ohne ihn anders zu bestrafen als mit wohlwollender Ironie, seine Beförderung erwirkt hatte.

So schön war sie und so unglücklich! Als sie mit dem König den Saal verließ, spielte die Musik die rührende Arie: „O Richard, o mein König, die Welt läßt dich im Stich!“ Das wühlte alle Herzen auf. Manche rissen sich ihre Kokarde herunter und baten um die der Königin, um die schwarze, österreichische Kokarde, und weihten sich ihrem Dienst. Wenigstens wurde die dreifarbige Kokarde umgedreht, so daß sie durch die Rückseite zur weißen Kokarde wurde. Die Musik wird immer leidenschaftlicher, immer feuriger, sie spielt den

[146]) „Was geht's mich an, ob Lauzun sie angeboten oder die Königin sie erbeten hat.“ Vergleiche „Mémoires de Campan“, und Lauzun (Revue rétrospective) usw.

Ulanenmarsch, bläst zum Angriff . . . Alle springen auf, suchen den Feind. Doch kein Feind ist da; zum Ersatz nehmen sie die Logen im Sturm. Sie eilen ins Freie und geraten in den Marmorhof. Perseval, der Adjutant d'Estaings, stürmt auf den großen Balkon los, bemächtigt sich der inneren Wachtposten und ruft: „Sie gehören uns." Er heftet sich die weiße Kokarde an. Dann steigt ein flandrischer Grenadier ebenfalls hinauf, Perseval nimmt einen Orden von seiner Brust und gibt ihn dem Grenadier. Ein Dragoner will es dem Grenadier gleichtun, doch schwankt er zu sehr, stolpert und möchte sich aus Verzweiflung darüber töten.

Um die Szene zu vervollständigen, kommt ein anderer brüllend hinzu, halb betrunken und halb närrisch; er nennt sich selbst einen Spion des Herzogs von Orléans und bringt sich eine kleine Wunde bei; vor Ekel töten ihn seine Kameraden beinahe mit Fußtritten.

Der trunkene Rausch dieser tollen Orgie schien sich auf den ganzen Hof auszudehnen. Die Königin gab den Versailler Nationalgarden Fahnen und erklärte, „sie sei entzückt, es zu tun". Am 3. Oktober fand ein neues Mahl statt; man wagt schon mehr, die Zungen sind gelöst, kühn nennt sich die Gegenrevolution beim Namen: mehrere Nationalgardisten ziehen sich unwillig zurück. Der Rock der Nationalgarde wird beim König nicht mehr empfangen. „Sie haben kein Herz," sagte ein Offizier zu einem anderen, „daß Sie einen solchen Rock tragen können." In der Großen Galerie und in den Gemächern lassen die Damen keine trikoloren Kokarden mehr passieren; aus ihren Taschentüchern und Bändern machen sie weiße Kokarden und heften sie selbst an. Die jungen Damen erkühnen sich, ihren neuen Rittern den Eid abzunehmen, und lassen sich die Hand küssen: „Nehmen Sie diese Kokarde und hüten Sie sie wohl, sie allein wird triumphieren." Wie konnte man dieses Zeichen, diese Erinnerung aus schönen Händen zurückweisen? Und doch: das ist der Bürgerkrieg, das ist der Tod, das ist schon morgen die Vendée... Diese junge Blonde bei den Tanten des Königs — sie ist fast noch ein Kind — sie wird einst Madame de Lescure heißen oder de la Rochejaquelein[147]).

Den wackeren Nationalgarden aus Versailles wurde es nicht leicht gemacht, fest zu bleiben. Einer ihrer Hauptleute wurde wohl oder übel von den Damen unter einer riesigen weißen Kokarde beinahe versteckt. Der Oberst-Leinwandhändler Lecointre war empört darüber und sagte fest: „Diese Kokarden werden bald anders aussehen

[147]) Sie hielt sich damals in Versailles auf. Man vergleiche den an diesen Stellen wahrheitsgetreuen Roman, den Barante unter seinem Namen veröffentlicht hat.

und zwar, bevor acht Tage verstrichen sind, sonst ist alles verloren." Er hatte recht, — wer konnte hier die Allmacht des Abzeichens verkennen? Die drei Farben, das war der 14. Juli und der Sieg von Paris, das war die Revolution selbst. Da eilt ein Ritter vom Heiligen Ludwig hinter Lecointre her, gegen alle und troß allen erklärt er sich als den Vorkämpfer der weißen Farbe. Er folgt ihm, wartet auf ihn, beleidigt ihn. Dieser leidenschaftliche Verteidiger des ancien régime war nicht etwa ein Montmorency, sondern nur der Schwiegersohn der Blumenhändlerin der Königin.

Lecointre geht geradeswegs zur Versammlung und ersucht den Militärausschuß, den Gardes du corps den Eid abzufordern. Anwesende frühere Gardisten erklärten, man werde ihn niemals bekommen. Der Ausschuß tat nichts, denn er befürchtete, es würde zu einem Zusammenstoß und zu Blutvergießen kommen, und gerade diese Vorsicht war schuld daran, daß Blut floß.

Paris empfand lebhaft die Schmach, die seiner Kokarde angetan worden war; man erzählte sich, sie sei unter Schmähungen zerrissen und mit Füßen getreten worden. An dem Tage, als das zweite Mahl stattfand, Samstag, den 3., abends, hielt Danton bei den Cordeliers eine donnernde Rede. Am Sonntag verfuhr man schonungslos mit allen schwarzen oder weißen Kokarden. Zusammenrottungen fanden statt, Volk und Bürger durcheinander, Röcke und Wämser, in den Cafés, an deren Türen, im Palais-Royal, im Faubourg Saint-Antoine, an den Brückenköpfen, auf den Kais. Schauerliche Gerüchte gingen um über den nächsten Krieg, über das Bündnis der Königin und der Prinzen mit den deutschen Fürsten, über die fremden, grünen und roten Uniformen, die man in Paris sah, über die Mehlzufuhr aus Corbeil, die nur noch einmal in je zwei Tagen kam, über die Teuerung, die höchstens schlimmer werden konnte, über die Nähe eines rauhen Winters. „Es ist keine Zeit zu verlieren," sagt man. „Wenn man dem Krieg und dem Hunger zuvorkommen will, muß man den König hierherbringen, sonst schafft man ihn weg."

Niemand fühlte alles dies lebhafter als die Frauen. Die Leiden, die aufs äußerste gestiegen waren, hatten Familie und Herd grausam getroffen. Eine Dame schlug Lärm, Sonnabend, den 3., abends; als sie sah, daß man ihrem Gatten nicht genügend Gehör schenkte, lief sie ins Café de Foy, zeigte dort die antinationalen Kokarden an und machte auf die öffentliche Gefahr aufmerksam. Am Morgen ergriff ein junges Mädchen in den „Hallen" eine Trommel, schlug den Generalmarsch und riß alle Frauen des Viertels mit sich fort.

Solche Dinge sieht man nur in Frankreich; unsere Frauen bringen Helden hervor und sind es selbst. Das Land der Jeanne d'Arc,

der Jeanne de Hachette, der Jeanne de Montfort kann hundert Heldinnen sein eigen nennen. Eine war beim Sturm auf die Bastille, später ging sie in den Krieg und wurde Artilleriehauptmann; ihr Gatte war Soldat. Am 18. Juli, als der König nach Paris kam, waren viele Frauen bewaffnet. Die Frauen standen im ersten Treffen unserer Revolution. Man darf sich nicht darüber wundern; sie trugen die größeren Leiden.

Das große Unglück ist grausam; es trifft die Schwachen stärker, es mißhandelt die Kinder und die Frauen viel mehr als die Männer. Die gehen weg, kommen wieder, suchen mutig, werden erfinderisch und finden schließlich, wenigstens für die Not des Tages. Die Frauen, die armen Frauen, leben meistens abgeschlossen, sie sitzen zu Hause, stricken und nähen; sie sind völlig außerstande, wenn es an allem mangelt, ihren Lebensunterhalt zu suchen. Es ist jammervoll, wenn man bedenkt, daß die Frau, das abhängige Wesen, das nur zu zweien leben kann, viel öfter allein steht als der Mann. Er findet überall Gesellschaft und knüpft neue Beziehungen an. Sie ist ohne Familie nichts. Und die Familie überbürdet sie, jede Last ruht auf ihr. Sie bleibt in der kalten, ausgeräumten Wohnung, bei ihren weinenden oder kranken und sterbenden Kindern, die nicht mehr weinen. Ein wenig beachteter Fall, der schneidendste Schmerz vielleicht für ein Mutterherz ist die Ungerechtigkeit des Kindes. Gewohnt, in der Mutter die allgemeine Vorsehung zu erblicken, die für alles Sorge trägt, klammert es sich an sie, hart, grausam, bei allem, was ihm fehlt; schreit, gerät außer sich und fügt dem Schmerze einen noch drückenderen Schmerz hinzu.

So ist die Mutter. Rechnen wir ebenso viele alleinstehende Mädchen hinzu, traurige Geschöpfe ohne Familie, ohne Unterstützung, die, entweder zu häßlich oder zu tugendhaft, weder Freund noch Liebhaber besitzen und keine der Freuden des Lebens kennen. Wenn ihr kleines Handwerk sie nicht mehr ernähren kann, so wissen sie keinen Ersatz zu schaffen; sie ziehen auf eine Bodenkammer und warten ab; bisweilen findet man sie tot, eine Nachbarin bemerkt es zufällig.

Diesen Unglücklichen fehlt selbst die Kraft, sich zu beklagen, ihre Lage zu offenbaren, sich gegen das Schicksal zu wehren. Die, welche handeln und sich in Zeiten großer Not regen, das sind die Starken, die vom Elend weniger erschöpft, die eher arm als bedürftig sind. In den meisten Fällen sind die Furchtlosen, die sich dann vordrängen, Frauen mit großem Herzen, die wenig für sich selbst, viel für andere leiden; das träge, passive Mitleid der Männer, das gelassener bleibt bei den Übeln anderer, ist bei den Frauen ein sehr aktives,

heftiges Empfinden, das bisweilen heroisch wird und sie gebieterisch zu den kühnsten Taten treibt.

Am 5. Oktober gab es eine Menge unglücklicher Geschöpfe, die seit dreißig Stunden nichts gegessen hatten [148]). Dieses jammervolle Schauspiel brach die Herzen, doch niemand tat etwas dagegen; jeder schloß sich ein und beweinte die Härte der Zeiten. Sonntag, den 4. abends, läuft eine mutige Frau, die das nicht länger mit ansehen konnte, vom Quartier Saint-Denis zum Palais-Royal, sie bricht sich Bahn in der lärmenden, schwatzenden Menge und verschafft sich Gehör; sie war eine gut angezogene Frau von sechsunddreißig Jahren, ehrbar, aber stark und mutig. Sie will, man soll nach Versailles gehen, sie wird an der Spitze marschieren. Man macht Witze, sie schlägt einem der Witzbolde eine Ohrfeige. Am folgenden Tage ist sie unter den ersten, den Säbel in der Hand; sie bemächtigt sich eines Geschützes am Hôtel de Ville, setzt sich auf das Pferd davor und führt es, die Lunte angezündet, nach Versailles.

Unter den untergegangenen Handwerkern, die mit dem ancien régime zu verschwinden schienen, befand sich die Holzschnitzerei. Man arbeitete viel auf diesem Gebiete für Kirchen und für Wohnungen. Viele Frauen schnitzten. Eine von ihnen, Madeleine Chabry, die kein Geschäft mehr machte, hatte sich als Blumenhändlerin in der Gegend des Palais-Royal unter dem Namen Louison niedergelassen; sie war siebzehn Jahre alt, hübsch und witzig. Man kann kühnlich wetten, daß nicht der Hunger sie nach Versailles führte. Sie folgte der allgemeinen Begeisterung, ihrem guten Herzen und ihrem Mut. Die Frauen setzten sie an die Spitze und machten sie zu ihrer Wortführerin.

Es gab noch sehr viele andere, die keineswegs der Hunger trieb. Da waren Händlerinnen, Hausmeisterinnen, öffentliche Dirnen, mitleidig und barmherzig, wie sie es oft sind. Da war eine bedeutende Anzahl Marktweiber; die waren durchaus royalistisch, aber um so eher wünschten sie, den König in Paris zu haben. Sie hatten ihn kurze Zeit vorher bei irgendeiner Gelegenheit besucht und mit großer Offenherzigkeit, mit einer lächerlichen, aber rührenden Vertrautheit, die einen deutlichen Begriff von der Lage gab, zu ihm geredet: „Armer Mann!“ sagten sie, indem sie den König anblickten. „Lieber Mann! Guter Papa!“ Und in ernsterem Tone zur Königin: „Madame,

---

[149]) Vergleiche die Aussagen der Zeugen, „Moniteur“, Bd. I, S. 568, Spalte 2. Das ist die wichtigste Quelle. Eine andere sehr wichtige, die reich ist an Einzelheiten, und die jedermann abschreibt, ohne sie zu zitieren, ist die „Histoire de deux amis de la liberté“, Bd. III.

Madame, öffnen Sie Ihr Innerstes! Seien wir offen! Verbergen wir nichts, sagen wir freimütig alles, was wir zu sagen haben!“

Diese Marktweiber gehören nicht zu denen, die sehr unter der Not leiden; ihr Handel mit den zum Leben notwendigen Dingen ist weniger dem Zufall ausgesetzt. Aber sie sehen das Elend besser als irgend jemand und können es nachfühlen; da sie immer auf einem Platze leben, so entwischen sie nicht wie wir dem Anblick der Leiden. Niemand ist teilnehmender, niemand den Unglücklichen wohlgesinnter. Unter groben Formen, unter rohen und heftigen Worten bergen sie oft ein königliches, unendlich gütiges Herz. Wir haben es erlebt, wie unsere Pikarden, die Marktweiber von Amiens, arme Gemüseverkäuferinnen, den Vater von vier Kindern, den man köpfen wollte, retteten; es war bei der Krönung Karls X., sie ließen ihren Handel und ihre Familie im Stich und gingen nach Reims, sie brachten den König zum Weinen und entrissen ihm die Begnadigung; bei der Rückkehr veranstalteten sie unter sich eine reichliche Sammlung und schickten den Vater, die Frau und die Kinder, gerettet und mit Wohltaten überhäuft, heim.

Am 5. Oktober, um sieben Uhr, hörten sie die Pauke schlagen und widerstanden nicht. Ein junges Mädchen hatte eine Wachttrommel genommen und schlug den Generalmarsch. Das war Montags; die Hallen wurden verlassen, alle zogen ab: „Wir wollen ‚den Bäcker und die Bäckerin‘ zurückbringen,“ sagten sie, „und wir werden das Vergnügen haben, unser ‚Mütterchen‘ Mirabeau zu hören.“

Die Hallen sind auf dem Marsch, und aus einer anderen Richtung rückt der Faubourg Saint-Antoine an. Unterwegs schleppten die Weiber alle Frauen mit sich, denen sie irgend begegneten, und drohten allen denen, die nicht mitziehen wollten, ihnen die Haare abzuschneiden. Zuerst zogen sie zum Hôtel de Ville. Man hatte einen Bäcker dahingebracht, der auf ein zweipfündiges Brot sieben Unzen zu wenig gab. Sein Ladenschild wurde ihm entfernt. Obgleich der Mann nach eigenem Geständnis schuldig war, ließ ihn die Nationalgarde entwischen. Sie fällte das Gewehr vor den vier- oder fünfhundert Frauen, die schon versammelt waren. Auf der anderen Seite im Hintergrund des Platzes stand die Kavallerie der Nationalgarde. Die Frauen gerieten nicht aus der Fassung. Sie bewarfen Kavallerie und Infanterie mit Steinen; diese konnten sich nicht entschließen, auf sie zu schießen. Sie stürmten das Rathaus und drangen in alle Bureaus. Viele waren recht gut angezogen, sie hatten ein weißes Kleid für den großen Tag angelegt. Sie fragten neugierig, wozu jeder Saal diene, und baten die Vertreter der Distrikte, diejenigen gut zu empfangen, die sie mit Gewalt herbeigeschleppt hatten, von denen meh-

rere schwanger und vielleicht krank vor Furcht waren. Andere Frauen, halb verhungert, brüllten wild nach Brot und Waffen. Die Männer waren Feiglinge, man wollte ihnen zeigen, was Mut war. Alle Leute im Hôtel de Ville waren reif für den Galgen; man mußte ihre Schriftstücke verbrennen. Und sie machten sich daran, wollten vielleicht das Gebäude selbst anzünden. Ein Mann hielt sie auf, ein Mann von hoher Gestalt, im schwarzen Rock und mit ernstem Gesicht, das noch trauriger war als sein Rock. Sie wollten ihn zuerst töten, im Glauben, er sei ein Beamter, und nannten ihn einen Verräter. Er antwortete, er sei kein Verräter, sondern Pedell seines Zeichens, einer der Sieger bei der Bastille. Es war Stanislaus Maillard.

Seit dem frühen Morgen hatte er sich im Faubourg Saint-Antoine nützlich betätigt. Die Freiwilligen der Bastille standen unter Hullins Befehl bewaffnet auf dem Platz; die Arbeiter, die die Festung zerstörten, glaubten, daß man jene gegen sie schicke. Maillard warf sich dazwischen und verhütete den Zusammenstoß. Beim Hôtel de Ville hatte er das Glück, den Brand verhindern zu können. Die Frauen versprachen sogar, keine Männer hereinzulassen; sie hatten bewaffnete Wachen vor den Haupteingang gestellt. Um elf Uhr griffen die Männer den Nebeneingang an, der auf die Arcade Saint-Jean hinausging. Mit Brechstangen, Hämmern, Hacken und Piken bewaffnet, dringen sie auf das Tor ein und stürmen die Waffenmagazine. Unter ihnen befand sich ein Gardist, der am Morgen die Sturmglocke hatte läuten wollen, und den man auf der Stelle verhaftet hatte; er war, sagte er, wie durch ein Wunder entwischt; die Gemäßigten ebenso wütend wie die anderen, hätten ihn aufgehangen, wären die Frauen nicht gewesen; sein Hals war entblößt, die Schnur hatten sie davon entfernt. Aus Rache ergriff man einen Mann im Hôtel de Ville, um ihn aufzuhängen; es war der brave Lefebvre, der am 14. Juli Pulver verteilt hatte; Frauen oder als Frauen verkleidete Männer hingen ihn tatsächlich am kleinen Glockenturm auf; eine oder einer von ihnen schnitt die Schnur ab; er fiel, lediglich betäubt, fünfundzwanzig Fuß tief in einen Saal hinab.

Weder Bailly noch Lafayette waren gekommen. Maillard suchte den stellvertretenden General und sagte zu ihm, daß es nur ein Mittel gäbe, der Sache ein Ende zu machen; er, Maillard, müßte die Frauen nach Versailles führen. Durch diesen Ausflug würde man Zeit gewinnen, Hilfskräfte zu sammeln. Er ging hinunter, schlug die Trommel und verschaffte sich Gehör. Das düster-kalte Gesicht des großen schwarzen Mannes machte einen guten Eindruck auf dem Grèveplatz; er schien ein kluger Mann und ganz geeignet, die Sache gut durchzuführen. Die Frauen, die bereits mit den Geschützen aus dem

Hôtel de Ville abziehen, rufen ihn zum Hauptmann aus. Er setzt sich an die Spitze mit acht oder zehn Trommlern; sieben- oder achttausend Frauen folgen, einige hundert bewaffnete Männer und schließlich als Nachhut eine Kompanie Freiwilliger von der Bastille.

Als sie bei den Tuilerien anlangten, wollte Maillard dem Quai folgen, die Frauen dagegen wollten im Triumph unter der Turmuhr her durch den Palast und den Garten ziehen. Maillard wahrte die Form und riet ihnen, wohl zu beachten, daß es das Haus des Königs und der Garten des Königs sei; ohne Erlaubnis hindurchzugehen, hieße den König beleidigen[149]). Er näherte sich höflich dem Schweizer und sagte ihm, daß die Frauen lediglich passieren wollten, ohne den geringsten Schaden anzurichten. Der Schweizer zog den Degen und stürzte auf Maillard los, der den seinen zog. Im richtigen Augenblick schlägt eine Hausmeisterin mit einem Stock zu, der Schweizer fällt, ein Mann setzt ihm das Bajonett auf die Brust. Maillard nimmt ihn fest, entwaffnet kaltblütig die beiden Männer und nimmt die Degen und das Bajonett an sich.

Der Tag rückte vor, der Hunger wurde größer. In Chaillot, in Auteuil, in Sèvres war es sehr schwer, die armen Ausgehungerten am Diebstahl von Lebensmitteln zu hindern. Maillard duldete ihn nicht. In Sèvres war die Schar völlig erschöpft; es gab sogar nicht einmal etwas zu kaufen; alle Häuser waren geschlossen mit Ausnahme eines einzigen, das einem Kranken gehörte, der daheim geblieben war; Maillard ließ sich einige Krüge Wein von ihm geben gegen Bezahlung. Dann wählte er sieben Leute aus und gab ihnen den Auftrag, die Bäcker von Sèvres mit ihrem gesamten Vorrat herbeizubringen. Im ganzen waren acht Brote vorhanden, zweiunddreißig Pfund für achttausend Menschen! Man verteilte sie und schleppte sich weiter. Die Müdigkeit bestimmte die meisten Frauen, ihre Waffen wegzuwerfen. Maillard ließ sie übrigens wissen, daß, wenn man den König und die Nationalversammlung aufsuchen wolle, um sie zu rühren und wohlwollend zu stimmen, man nicht in dieser kriegerischen Aufmachung ankommen dürfe. Die Geschütze wurden an das Ende des Zuges gebracht und irgendwie versteckt. Der kluge Pedell wollte eine „stille Vorführung", um im Gerichtsstil zu sprechen. Beim Einzug in Versailles gab er, um die friedliche Absicht recht deutlich zu offenbaren, den Frauen ein Zeichen, das Lied von Heinrich IV. zu singen.

Die Leute von Versailles waren entzückt und riefen: „Unsere Pariserinnen sollen leben!" Die fremden Zuschauer sahen diese Menge,

[149]) Aussage Maillards, „Moniteur", Bd. I, S. 571.

die den König um Hilfe bitten wollte, als völlig harmlos an. Ein der Revolution sehr wenig wohlgesinnter Mann, der Genfer Dumont, der sich im Palais des Petites-Ecuries aufhielt und vom Fenster aus zusah, sagte selbst: „Dies ganze Volk verlangte nur Brot.“

Die Versammlung war an diesem Tage sehr stürmisch gewesen. Der König wollte weder die „Erklärung der Rechte“ noch die Beschlüsse vom 4. August „bestätigen“, sondern antwortete, daß man über die Grundgesetze nur in ihrer Gesamtheit entscheiden könne, daß er nichtsdestoweniger seine „Zustimmung“ gäbe im Hinblick auf die beunruhigenden Umstände und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die ausführende Gewalt ihre ganze Macht zurückbekäme.

„Wenn Sie den Brief des Königs annehmen,“ sagt Robespierre, „so gibt es keine Verfassung mehr noch irgendein Recht darauf.“ Duport, Grégoire und andere Abgeordnete sprechen im gleichen Sinne. Pétition erinnert an die Ausschreitung der Gardes du corps und klagt sie an. Ein Abgeordneter, der selbst dabei gedient hatte, verlangt, daß man ehrenhalber die Anzeige schriftlich formuliere, und daß die Schuldigen verfolgt würden. „Ich werde die Anklage verfassen und unterzeichnen,“ sagt Mirabeau, „wenn die Versammlung erklärt, daß die Person des Königs allein unverletzlich ist.“ Das hieß die Königin als die Schuldige bezeichnen. Die ganze Versammlung schreckte davor zurück; der Antrag wurde zurückgezogen; an einem solchen Tage wäre er die Ursache für einen Mord gewesen.

Mirabeau selbst war in einiger Unruhe wegen seiner Winkelzüge. Er näherte sich dem Präsidenten und sagte halblaut zu ihm: „Mounier, Paris ist im Anmarsch gegen uns. Glauben Sie mir oder glauben Sie mir nicht, vierzigtausend Menschen ziehen gegen uns. Stellen Sie sich unwohl, gehen Sie ins Schloß und überbringen Sie die Nachricht; es ist keine Minute zu verlieren.“ „Paris ist auf dem Marsch?“ sagte Mounier trocken (er hielt Mirabeau für einen der Anstifter der Bewegung); „um so besser! Um so eher werden wir die Republik haben.“

Die Versammlung beschloß, daß man zum König schicken und die klare und glatte Annahme der „Erklärung der Rechte“ verlangen sollte. Um drei Uhr teilte Target mit, daß eine große Menschenmenge an den Toren der Straße nach Paris sichtbar wäre.

Jedermann wußte von dem Ereignis. Nur der König wußte es nicht. Er war wie gewöhnlich morgens zur Jagd gegangen und streifte in den Wäldern von Meudon. Man suchte ihn, und während man wartete, schlug man den Generalmarsch; die Gardes du corps stiegen auf dem Exerzierplatz zu Pferde und nahmen am Gitter Aufstellung; das flandrische Regiment unterhalb rechts von ihnen,

in der Nähe der Straße nach Sceaux; noch weiter unten die Dragoner und hinter dem Gitter die Schweizer. D'Estaing befahl den Truppen im Namen des Gemeinderates von Versailles, sich zusammen mit der Nationalgarde dem Aufruhr zu widersetzen. Der Gemeinderat hatte die Vorsicht so weit getrieben, daß er d'Estaing ermächtigte, „dem König zu folgen", falls er sich entfernte, unter der sonderbaren Bedingung, ihn sobald als möglich nach Versailles „zurückzubringen". D'Estaing hielt sich an den letzten Befehl, ging ins Schloß und überließ es der Versailler Nationalgarde, fertig zu werden, so gut sie konnte. Sein Stellvertreter, de Gouvernet, verließ ebenfalls seinen Posten, stellte sich bei den Gardes du corps auf und erklärte, er sei lieber bei Leuten, die sich zu schlagen und „mit dem Säbel umzugehen" wüßten. So blieb der Oberstleutnant Lecointre allein, um das Kommando zu führen.

Inzwischen langte Maillard vor dem Gebäude der Nationalversammlung an. Alle Frauen wollten hinein. Er hatte die größte Mühe, sie zu überreden, nur fünfzehn der ihrigen eintreten zu lassen. Sie stellten sich an die Schranke, an ihrer Spitze der Gardist, von dem oben die Rede war, eine Frau, die oben an einer Stange eine Schellentrommel trug, und in der Mitte der hünenhafte Pedell, im schwarzen, zerrissenen Rock, den Degen in der Hand. Der Soldat ergriff ungestüm das Wort und verkündete der Versammlung, daß er am Morgen, da niemand mehr Brot bei den Bäckern fand, die Sturmglocke habe läuten wollen, daß man ihn beinahe gehängt habe, daß er seine Rettung den Damen verdankte, die ihn begleiteten. „Wir kommen," sagte er, „um Brot zu verlangen und die Bestrafung der Gardes du corps, die die Kokarde beleidigt haben. Wir sind gute Patrioten, wir haben unterwegs die schwarzen Kokarden abgerissen. Ich habe das Vergnügen, eine davon unter den Augen der Versammlung in Stücke zu reißen." Und der andere fügte ernst hinzu: „Jedermann täte gut daran, die Kokarde des Vaterlandes zu nehmen." Ein Murmeln erhob sich hier und da.

„Und dennoch sind wir alle Brüder!" sagte die düstere Gestalt.

Maillard spielte auf die Erklärung des Pariser Rates vom Abend vorher an: daß, da die dreifarbige Kokarde als Zeichen der Verbrüderung angenommen worden sei, sie die einzige sei, die der Bürger tragen dürfe.

Die ungeduldigen Frauen schrien alle miteinander: „Brot! Brot!" Maillard begann darauf, die schreckliche Lage von Paris zu schildern, und daß die Zufuhren von den anderen Städten oder von den Adligen abgeschnitten seien. „Sie wollen uns Hungers sterben lassen," sagte er. „Ein Müller hat zweihundert Franken erhalten,

damit er nicht mehr mahle, und das Versprechen, man wolle ihm wöchentlich die gleiche Summe geben.“ Rufe in der Versammlung: „Namen nennen! Namen nennen!“ In der Versammlung selbst hatte Grégoire von diesem Gerücht gesprochen; Maillard hatte es unterwegs erfahren.

„Namen nennen!“ Einige Frauen riefen auf gut Glück: „Es ist der Erzbischof von Paris!“

In diesem Augenblick, als vieler Menschen Leben nur an einem Haare hing, ergriff Robespierre eine bedeutsame Initiative. Er allein unterstützte Maillard und sagte, daß der Abbé Grégoire von der Sache gesprochen habe und zweifellos Auskunft geben würde [150]).

Andere Mitglieder der Versammlung versuchten es mit Schmeicheleien oder Drohungen. Ein geistlicher Abgeordneter, ein Abbé oder Prälat, wollte seine Hand einer der Frauen zum Kuß reichen. Sie wurde wütend und rief: „Ich bin nicht dazu da, einem Hund die Pfote zu küssen!“ Ein anderer Abgeordneter, Militär und Ritter des Kreuzes vom Heiligen Ludwig, hörte Maillard sagen, daß die Geistlichkeit den großen Widerstand gegen die Verfassung bedeute, entrüstete sich darüber und sagte, dafür verdiene er auf der Stelle eine schwere Strafe. Maillard antwortete, ohne zu erschrecken, daß er kein Mitglied der Versammlung beschuldige, daß der Klerus zweifellos von all dem nichts wisse, und daß er ihm einen Dienst zu erweisen glaube, wenn er ihn davon unterrichte. Zum zweitenmal unterstützte Robespierre Maillard und beruhigte die Frauen. Die Draußenstehenden wurden ungeduldig und fürchteten für ihren Redner; das Gerücht lief unter ihnen, er sei tot. Er ging hinaus und zeigte sich einen Augenblick.

Dann begann Maillard von neuem und bat die Versammlung, die Gardes du corps aufzufordern, für die Beleidigung der Kokarde Genugtuung zu leisten. Einige Abgeordnete erklärten diese für unwahr. Maillard beharrte darauf in wenig gemäßigten Ausdrücken. Der Präsident Mounier erinnerte ihn an die der Versammlung schuldige Achtung und fügte ungeschickt hinzu, daß diejenigen, welche Bürger sein wollten, es ganz nach ihrem Belieben sein können. Das war Wasser auf die Mühle Maillards; er ergriff die Gelegenheit und erwiderte: „Jedermann muß stolz auf den Namen Bürger sein. Und wenn in dieser hohen Versammlung einer säße, der sich dadurch entehrt fühle, so müßte er ausgeschlossen werden.“ Die Versammlung murrte und klatschte Beifall: „Ja, wir sind alle Bürger!“

---

150) Das alles ist vom „Moniteur“ entstellt und verstümmelt worden. Später (am Ende des I. Bandes) druckt er glücklicherweise die Aussagen ab. Vergleiche auch die „Histoire des deux amis de la liberté“, Ferrières usw.

In diesem Augenblick brachte man von den Gardes du corps eine dreifarbige Kokarde. Die Frauen riefen: „Es lebe der König! Es leben die Herren Gardes du corps!“ Maillard, der sich nicht so leicht zufrieden gab, beharrte auf der Notwendigkeit, das flandrische Regiment zu entlassen.

Mounier hoffte, sie jetzt verabschieden zu können, und erklärte, daß die Versammlung nichts versäumt habe, für die Verpflegung zu sorgen, und der König ebensowenig; man würde nach neuen Mitteln suchen, und sie könnten in Frieden gehen. Maillard rührte sich nicht von der Stelle und erklärte: „Nein, das genügt nicht.“

Ein Abgeordneter schlug dann vor, dem König die unglückliche Lage von Paris vorzustellen. Die Versammlung beschloß es, und die Frauen klammerten sich eifrig an diese Hoffnung, fielen den Abgeordneten um den Hals und umarmten den Präsidenten, wie der sich auch wehrte. „Aber wo ist denn Mirabeau?“ riefen sie noch. „Wir möchten gern unseren Grafen Mirabeau sehen!“

Mounier wurde geküßt, umringt, beinahe erstickt und machte sich betrübt auf den Weg mit der Abordnung und einer Menge Frauen, die ihm hartnäckig folgten. „Wir gingen zu Fuß durch den Straßenkot,“ erzählte er, „es goß in Strömen. Wir kamen quer durch eine schlecht gekleidete, lärmende, wunderlich bewaffnete Menge.“ Gardes du corps bildeten Patrouillen und ritten im Galopp vorbei. Als diese Wachen Mounier und die Abgeordneten mit ihrem sonderbaren Ehrengeleit bemerkten, glaubten sie offenbar, die Häupter des Aufstandes vor sich zu haben, wollten die Masse zerstreuen und ritten querhindurch[151]). Die „Unverletzlichen“ liefen, was sie konnten, durch den Straßenkot davon. Man stelle sich die Wut des Volkes vor, das sich einbildete, in ihrer Begleitung sicher rücksichtsvoll behandelt zu werden.

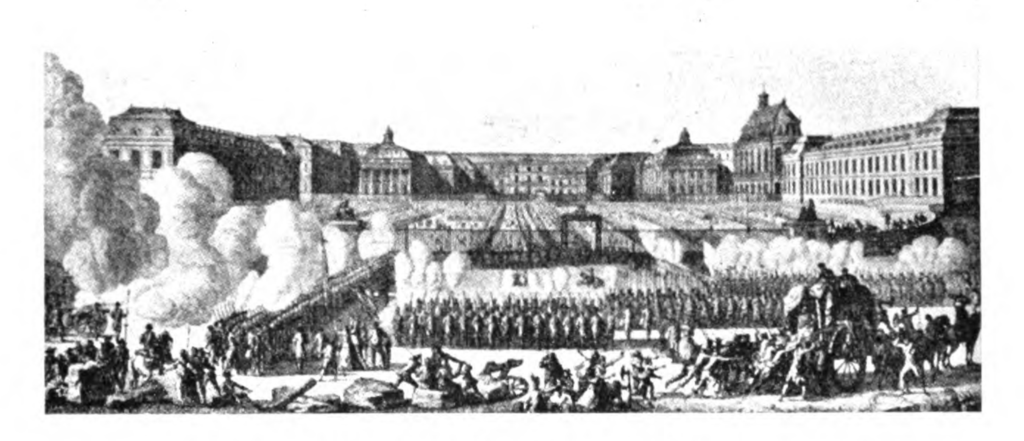
Zwei Frauen wurden verwundet und nach der Aussage von Zeugen sogar durch Säbelhiebe[152]). Inzwischen tat das Volk noch nichts. Von drei bis acht Uhr abends verhielt es sich geduldig und still, nur stieß es hier und da Schreie und höhnische Rufe aus, wenn die verhaßte Uniform der Gardes du corps sichtbar wurde. Ein Kind warf Steine.

Man hatte den König gefunden; er war, ohne sich zu beeilen, von Meudon zurückgekehrt. Mounier wurde endlich erkannt und mit zwölf Frauen empfangen. Er sprach zum König von der Not in Paris, zu den Ministern von der Forderung der Versammlung, die

---

[151]) Vergleiche Mounier, im Anhang des „Exposé justificatif“.

[152]) Wenn, wie man versichert, der König verbot, tätlich vorzugehen, so kam das Verbot später und zu spät.



Vor dem Schlosse zu Versailles am 6. Oktober 1789.
Nach einem Stich von Prieur.



Die Damen der Halle auf dem Zug nach Versailles.

eine klare und glatte Annahme der „Erklärung der Rechte" und anderer Artikel der Verfassung erwartete. Der König hörte indessen die Frauen gütig an. Die junge Louison Chabry war beauftragt worden, das Wort zu führen; aber vor dem König wurde ihre Erregung so stark, daß sie kaum das Wort „Brot!" herausbrachte und ohnmächtig zu Boden sank. Der König war sehr gerührt und ließ ihr Hilfe bringen; als sie ihm beim Fortgehen die Hand küssen wollte, umarmte er sie wie ein Vater.

Sie kam als Royalistin heraus mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Die Frauen, die wütend auf dem Platze warteten, flüsterten sich zu, man habe sie bezahlt; es nützte ihr nichts, daß sie ihre Taschen umwandte und zeigte, daß sie kein Geld besaß; die Frauen legten ihr die Strumpfbänder um den Hals, um sie zu erwürgen. Man rettete sie nicht ohne Mühe. Sie mußte ins Schloß zurückgehen und vom König einen schriftlichen Befehl zu erlangen suchen, daß man Getreide kommen ließ, daß man jedes Hindernis der Verproviantierung von Paris beseitigte.

Auf die Bitten des Präsidenten hatte der König ruhig geantwortet: „Kommen Sie gegen neun Uhr wieder." Mounier war gleichwohl im Schloß geblieben, an der Türe zum Conseil; er beharrte auf einer Antwort und klopfte von Stunde zu Stunde an, bis abends um zehn. Aber nichts entschied sich.

Der Minister von Paris, Herr de Saint-Priest, hatte die Nachricht sehr spät erfahren (ein Beweis, wie unvorhergesehen und plötzlich der Ausflug nach Versailles erfolgte). Er schlug vor, die Königin solle nach Rambouillet abreisen, der König solle bleiben, Widerstand leisten und, wenn nötig, kämpfen; die Abreise der Königin allein hätte das Volk beruhigt und den Kampf überflüssig gemacht. Necker wollte, daß der König nach Paris ging und sich dem Volke anvertraute, das heißt, daß er freimütig und aufrichtig wäre und sich der Revolution fügte. Ludwig XVI. faßte keinen Entschluß und vertagte den Staatsrat, um die Königin zu befragen.

Sie wollte gern abreisen, aber mit ihm, sie wollte einen so unzuverlässigen Menschen nicht sich selbst überlassen; mit dem Namen des Königs als Waffe konnte sie den Bürgerkrieg beginnen. Saint-Priest erfuhr gegen sieben Uhr, daß Lafayette, von der Nationalgarde gezwungen, auf Versailles marschiere. „Man muß auf der Stelle abreisen," meinte er. „Der König an der Spitze der Truppen wird unbehelligt ziehen können." Aber es war unmöglich, diesen zu einem Entschluß zu bewegen. Er glaubte (sehr mit Unrecht), daß die Versammlung nach seiner Abreise den Herzog von Orléans zum König machen würde. Er verschmähte auch die Flucht, er ging mit großen

Schritten hin und her und wiederholte von Zeit zu Zeit: „Ein flüchtiger König! Ein flüchtiger König!“ [153]) Da die Königin indessen auf der Abreise beharrte, wurden die Wagen befohlen. Doch schon war es zu spät.

Sechzehntes Kapitel

Das Volk bringt den König nach Paris zurück
6. Oktober 1789

Der 5. Oktober, Fortsetzung. — Das erste Blut fließt. — Die Frauen gewinnen das flandrische Regiment. — Kampf zwischen Gardes du corps und Versailler Nationalgarden. — Der König kann nicht mehr abreisen. — Der Hof erschrickt. — Die Frauen übernachten im Sitzungssaal der Nationalversammlung. — Lafayette wird gezwungen, auf Versailles zu marschieren. — Der 6. Oktober. — Sturm auf das Schloß. — Die Königin in Gefahr. — Die Gardes du corps werden von den französischen Garden gerettet. — Zaudern der Versammlung. — Haltung des Herzogs von Orléans. — Der König wird nach Paris gebracht.

Ein Milizsoldat aus Paris, den ein Trupp Weiber gegen seinen Willen zum Anführer gemacht hatte, und der, durch den Marsch erhitzt, in Versailles noch ungestümer war als alle anderen, wagte es, die Gardes du corps zu umgehen; als er das Gitter geschlossen sah, beschimpfte er den Wachtposten, der innerhalb stand, und bedrohte ihn mit dem Bajonett. Ein Leutnant der Wache und zwei andere ziehen den Säbel und jagen im Galopp hinter ihm drein. Der Mann nimmt die Beine in die Hand, sucht eine Hütte zu erreichen, rennt gegen eine Tonne und fällt unter dauernden Hilferufen hin. Der Reiter erreicht ihn, — da konnten die Nationalgarden von Versailles nicht mehr an sich halten; einer von ihnen, ein Weinhändler, tritt aus den Reihen, legt auf den Verfolger an, schießt und nimmt ihn kurzerhand fest; er hatte den Arm zerschmettert, der den Säbel in die Höhe hielt.

D'Estaing, der Kommandant dieser Nationalgarde, war im Schloß, immer noch in dem Glauben, mit dem König abreisen zu sollen. Der Oberstleutnant Lecointre blieb auf dem Platz und bat den Magistrat um Befehle, aber der erteilte keine. Er fürchtete mit Recht, daß die ausgehungerte Menge in die Stadt strömen und sich selbst Nahrung verschaffen möchte. Er suchte sie auf, fragte, was an Lebensmitteln nötig wäre, wandte sich an den Magistrat mit dem dringenden Er-

[153]) Vergleiche Necker und seine Tochter. Frau von Staël: „Considérations“.

suchen um Hilfe, erlangte aber nur ein wenig Reis, — eine Bagatelle für so viele Menschen. Dann ließ er überall suchen und linderte, dank seinem gesunden Verstande, ein wenig die Not des Volkes.

Gleichzeitig wandte er sich an das flandrische Regiment und fragte die Offiziere und Soldaten, ob sie schießen würden. Diese wurden schon durch einen viel gewichtigeren Einfluß gedrängt. Frauen hatten sich unter sie gedrängt und baten sie, dem Volke nichts Böses zu tun. Eine von ihnen erschien damals zuerst, der wir noch oft begegnen werden, die scheinbar nicht im Straßenkot mit den anderen marschiert war, sondern zweifellos viel später kam und sich sofort mitten unter die Soldaten stürzte. Es war das hübsche Fräulein Théroigne de Méricourt, aus Lüttich gebürtig, temperamentvoll und ungestüm, wie so viele Frauen aus Lüttich, die an den Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts teilnahmen [154]) und tapfer gegen Karl den Kühnen kämpften. Originell, fremdartig mit ihrem Amazonenhut und ihrem roten Überrock, den Säbel an der Seite, sprach sie, aber mit großer Beredsamkeit, einen Mischmasch, französisch und den Jargon von Lüttich durcheinander. Man lachte, aber man gab ihr nach. Stürmisch, bezaubernd, überwältigend, kannte sie kein Hindernis. Sie hatte Liebschaften gehabt, aber damals hatte sie nur eine einzige, eine furchtbare, tödliche, die ihr mehr kostete als das Leben [155]), die Liebe zur Revolution; sie folgte mit Begeisterung ihrem Lauf, verfehlte keine Sitzung der Versammlung, besuchte die Klubs und die öffentlichen Plätze, beherbergte selbst einen Klub bei sich zu Hause, empfing zahlreiche Abgeordnete. Sie besaß keinen Liebhaber; sie hatte erklärt, sie wolle keinen anderen als den großen Metaphysiker, den kalten Abbé Sieyès, der immer ein Weiberfeind war.

Théroigne war also auf das flandrische Regiment losgestürmt, verdrehte ihm den Kopf, gewann es für sich und entwaffnete es so völlig, daß es brüderlich seine Patronen der Nationalgarde von Versailles auslieferte.

Dann ließ d'Estaing der letzteren sagen, sie sollte sich zurückziehen. Ein Teil zog ab, andere erwiderten, daß sie nur gehen würden, wenn die Gardes du corps zuerst abgezogen seien. Die Gardes erhielten Befehl, an ihnen vorbeizumarschieren. Es war acht Uhr, ein dunkler Abend. Das Volk folgte und bedrängte die Gardes unter höhnischen Zurufen. Diese hatten blank gezogen und schufen sich freie Bahn. Die Leute am Schlusse, die in größerer Bedrängnis waren als die

[154]) Vergleiche meine „Histoire de France“, Bd. VI.

[155]) Eine tragische Geschichte, die von Beaulieu und allen Royalisten furchtbar entstellt wurde. Ich bitte die Lütticher, ihre Heldin zu rechtfertigen.

anderen, feuerten Revolverschüsse ab; drei Nationalgardisten wurden getroffen, der eine in die Backe, die beiden anderen erhielten Kugeln in ihre Röcke. Ihre Kameraden erwiderten das Feuer. Die Gardes du corps antworteten mit den Karabinern.

Andere von der Nationalgarde betraten den Hof, umringten d'Estaing und forderten Munition. Er war selbst erstaunt über ihre Kampflust und den Mut, den sie bewiesen, so ganz allein mitten zwischen den Truppen. „Wahre Märtyrer der Begeisterung," sagte er später zur Königin[156]).

Ein Leutnant aus Versailles erklärte dem Artillerieaufseher, wenn er kein Pulver herausgäbe, würde er ihm eine Kugel in den Kopf jagen. Da lieferte er eine Tonne aus, der man auf dem Platz den Boden ausschlug; man lud die Kanonen und richtete sie gegen die Rampe, derart, daß man die Truppen, die das Schloß noch deckten, und die Gardes du corps, die auf den Platz zurückkehrten, in die Flanke nahm.

Die Leute von Versailles hatten auf der anderen Seite des Schlosses die gleiche Festigkeit bewiesen. Fünf Wagen zeigten sich am Gitter, fertig zur Abfahrt; es war die Königin, hieß es, die nach Trianon fahren wollte. Der Schweizer öffnet, die Garde macht wieder zu. „Es wäre gefährlich für Ihre Majestät," sagt der Kommandant, „sich vom Schlosse zu entfernen." Die Wagen kehren mit Geleit um. Der Durchgang ist versperrt, der König gefangen.

Derselbe Kommandant rettete einen Garde du corps, den die Menge in Stücke reißen wollte, weil er auf das Volk geschossen hatte. Er machte seine Sache so gut, daß man den Mann losließ; man begnügte sich mit dem Pferd, das zerteilt wurde; man begann, es auf dem Exerzierplatz zu braten; aber die Menge hatte zu großen Hunger, es wurde fast roh gegessen.

Der Regen fiel. Die Menge suchte Schutz, wo sie konnte, die einen drückten das Gitter der Grandes Ecuries ein, wo das flandrische Regiment stand, und ließen sich dort mitten unter den Soldaten nieder. Andere, ungefähr viertausend, waren am Gebäude der Nationalversammlung geblieben. Die Männer waren ziemlich ruhig, aber die Frauen ertrugen diese Untätigkeit nur mit Ungeduld; sie schwatzten, schrien, erregten sich. Maillard allein konnte sie zum Schweigen bringen, und auch das erreichte er nur durch eine feierliche Ansprache an die Versammlung.

Es trug nicht zur Beruhigung der Menge bei, daß die Gardes du corps die Dragoner aufsuchten, die an den Türen des Versammlungs-

[156]) Vergleiche einen seiner Briefe am Schluß von Bd. III der „Histoire des deux amis de la liberté".

gebäudes standen, und sie baten, ihnen zu helfen, die das Schloß bedrohenden Geschütze zu nehmen. Man wollte sich auf sie stürzen, die Dragoner ließen sie entweichen.

Um acht Uhr geschah ein anderer Versuch. Man brachte einen Brief des Königs, worin er, ohne die Erklärung der Rechte zu erwähnen, in unbestimmter Form den freien Umsatz des Getreides versprach. Wahrscheinlich herrschte in diesem Augenblick der Gedanke an Flucht im Schlosse. Ohne Mounier, der immer noch an der Tür des Staatsrats stand, eine Antwort zu erteilen, schickte man diesen Brief, um die wartende Menge zu beschäftigen.

Eine sonderbare Erscheinung hatte den Schrecken des Hofes vermehrt: ein junger Mann aus dem Volke tritt ein, schlecht gekleidet, völlig erschöpft[157]). Man wundert sich. Es war der Herzog von Richelieu, der sich in diesem Aufzuge unter die Menge gemischt hatte, unter den neuen Haufen Volks, der von Paris herankam; er hatte ihn halben Wegs verlassen, um die königliche Familie zu benachrichtigen; er hatte furchtbare Äußerungen gehört, wilde Drohungen, bei denen die Haare sich sträubten. Als er das erzählte, war er so bleich, daß jedermann ebenfalls erbleichte.

Das Herz des Königs wurde schwach; er merkte, daß die Königin in Gefahr war. Obgleich er es seinem Gewissen abringen mußte, das Werk der Gesetzgebung einer „Scheinweisheit" zu bestätigen, unterzeichnete er um zehn Uhr abends die „Erklärung der Rechte".

Mounier konnte also endlich fortgehen. Er beeilte sich, den Vorsitz wieder zu übernehmen, bevor die große Armee aus Paris ankam, deren Pläne man nicht kannte. Er betrat den Saal, aber die Versammlung war nicht mehr da; sie hatte die Sitzung aufgehoben. Die immer mehr lärmende, immer anspruchsvollere Menge hatte verlangt, daß man den Preis des Brotes und des Fleisches herabsetze. Mounier fand an seiner Stelle auf dem Präsidentenstuhl ein großes Weib mit guten Manieren, das die Glocke in der Hand hatte und nur ungern herabstieg. Er gab Befehl, man solle versuchen, die Abgeordneten wieder zusammenzubringen; während er wartete, verkündete er dem Volke, daß der König die Artikel der Verfassung soeben angenommen habe. Die Frauen drängten sich um ihn und baten ihn, ihnen eine Abschrift zu geben; andere meinten: „Aber, Herr Präsident, soll das ein Vorteil sein? Sollen die armen Leute in Paris dadurch Brot bekommen?" Wieder andere: „Wir haben großen Hunger. Wir haben heute nichts gegessen." Mounier sagte, man solle Brot bei den Bäckern aufzutreiben suchen. Von allen Seiten

[157]) Staël, „Considérations", 2. Teil, Kap. XI.

kamen die Lebensmittel. Man begann unter großem Lärm, im Saale zu essen.

Die Frauen unterhielten sich während des Essens mit Mounier: „Aber, lieber Präsident, warum haben Sie das häßliche Veto verteidigt? Hüten Sie sich wohl vor dem Galgen!" Mounier antwortete ihnen fest, sie seien nicht imstande zu urteilen, man führe sie irre, er seinerseits würde lieber sein Leben aufs Spiel setzen, als Verrat an seinem Gewissen begehen. Diese Antwort gefiel ihnen sehr; von da an bewiesen sie ihm große Achtung und Freundschaft [158]).

Mirabeau allein hätte sich Gehör verschaffen und den Tumult ersticken können. Er kümmerte sich nicht darum. Sicher war er unruhig. Am Abend war er, nach der Aussage mehrerer Zeugen, mit einem großen Säbel unter das Volk gegangen und sagte zu denen, die ihm begegneten: „Liebe Kinder, wir sind auf eurer Seite." Dann hatte er sich zu Bett gelegt. Der Genfer Dumont suchte ihn auf und brachte ihn in die Versammlung zurück. Sogleich, als er ankam, rief er mit seiner dröhnenden Stimme: „Ich möchte wohl wissen, woher man den Mut nimmt, unsere Sitzungen zu stören. Herr Präsident, verschaffen Sie der Versammlung Achtung!" Die Frauen riefen Beifall. Es trat ein wenig Ruhe ein. Um die Zeit zu verbringen, nahm man die Unterredung über die Strafgesetze wieder auf.

„Ich stand auf einer Galerie," erzählte Dumont, „wo ein Fischweib mit großer Überlegenheit auftrat und etwa hundert Frauen nach ihrem Willen lenkte, besonders junge Mädchen, die auf ihr Zeichen schrien oder schwiegen. Sie nannte vertraulich die Abgeordneten bei Namen oder fragte wohl: Wer spricht da unten? Laßt den Schwätzer aufhören! Das gehört nicht zur Sache! Wie man Brot bekommt, steht auf der Tagesordnung! Man soll lieber dafür sorgen, daß unser Mütterchen Mirabeau redet! Und alle anderen riefen: Unser Mütterchen Mirabeau! Aber er wollte durchaus nicht reden [159]).

Lafayette, der zwischen fünf und sechs Uhr von Paris aufgebrochen war, langte erst nach Mitternacht an. Wir müssen weiter zurückgreifen und ihm von Mittag bis Mitternacht folgen.

Gegen elf Uhr erhielt er die Nachricht von dem Einfall ins Hôtel de Ville und begab sich dahin. Die Menge war schon abgezogen, und er begann, eine Depesche für den König zu diktieren. Die Nationalgarde, besoldete und unbesoldete, erfüllte den Grèveplatz, in Reih und Glied; es hieß, man müsse nach Versailles ziehen. Besonders viele ehemalige Angehörige der französischen Garde bedauerten den

[158]) Vergleiche Mounier, im Anhang zum „Exposé justificatif".

[159]) Etienne Dumont, „Souvenirs", S. 181.

Verlust ihres früheren Privilegs, den König zu bewachen, und hätten sich seiner gern wieder bemächtigt. Ein paar von ihnen gingen ins Hôtel de Ville, klopften an das Bureau, in dem sich Lafayette befand; ein sehr schöner, junger Grenadier, der prachtvoll reden konnte, erklärte ihm fest:

„Herr General, das Volk hat kein Brot, das Elend kann nicht größer werden; das Verpflegungskomitee oder Sie täuschen uns entweder, oder sind selbst getäuscht. Die Lage ist unhaltbar; es gibt nur ein Mittel: ziehen wir nach Versailles! . . . Man sagt, der König sei ein Schwachkopf, wir werden also seinem Sohne die Krone aufs Haupt setzen; man ernennt eine Regentschaft, und dann wird alles besser werden."

Lafayette war ein sehr standhafter und sehr hartnäckiger Mensch. Aber die Menge war es noch mehr. Er glaubte an seinen gewaltigen Einfluß, und mit Recht; und doch mußte er einsehen, daß seine Vorstellung davon übertrieben war. Vergebens hielt er eine Ansprache an das Volk; vergebens blieb er auf seinem weißen Pferd mehrere Stunden auf dem Grèveplatze, bald sprechend, bald mit einer Geste Ruhe gebietend oder wohl, um sich zu beschäftigen, sein Pferd mit der Hand streichelnd. Die Schwierigkeit wurde immer größer; schon drängten ihn nicht allein mehr seine Nationalgarden, sondern auch die Banden aus den Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau; und die letzteren hörten auf kein verständiges Wort. Sie gaben dem General durch beredte Zeichen ihre Meinung zu verstehen, bereiteten die Laterne für ihn vor, legten auf ihn an. Da steigt er vom Pferd, schickt sich an, ins Hôtel de Ville zurückzukehren; aber seine Grenadiere versperren ihm den Weg: „Zum Donner, General! Sie bleiben bei uns! Sie lassen uns nicht im Stich!"

Glücklicherweise bringt man einen Brief aus dem Hôtel de Ville; man ermächtigt den General aufzubrechen, „in Anbetracht der Unmöglichkeit, sich länger zu widersetzen". — „Ziehen wir also," sagt der bekümmert. — Ein Freudengeschrei erhebt sich.

Von dreißigtausend Mann der Nationalgarde nahmen fünfzehntausend teil. Dazu kamen noch einige tausend Männer aus dem Volk. Die Beschimpfung der Nationalkokarde war ein edles Motiv für das Unternehmen. Jedermann klatschte in die Hände beim Vorbeimarsch. — Eine elegante Menge sah von der Uferböschung aus zu und rief Beifall. In Passy, wo der Herzog von Orléans ein Haus gemietet hatte, war Frau von Genlis auf ihrem Posten; sie rief, winkte mit dem Taschentuch und tat alles, um sich bemerkbar zu machen.

Das schlechte Wetter verzögerte den Marsch sehr. Viele National-

gardisten, deren Eifer eben noch so brennend war, wurden allmählich kühler. Das war nicht mehr der schöne 14. Juli. Ein kalter Oktoberregen fiel. Manche blieben unterwegs zurück; die anderen fluchten und marschierten weiter. „Es ist bitter," meinten die reichen Kaufleute, „vier Meilen weit durch den Regen zu laufen, für Leute, die in der schönen Jahreszeit nur im eigenen Wagen zu ihren Landhäusern zu fahren pflegen." Andere sagten: „Wir können einen solchen Frondienst nicht umsonst leisten." Und sie schimpften auf die Königin, stießen tolle Drohungen aus, um nur gar recht böse zu erscheinen.

Das Schloß erwartete sie in größter Besorgnis. Man dachte, daß Lafayette sich stellen würde, als habe man ihn gezwungen, aber daß er aus diesem Umstand Nutzen ziehen würde. Man wollte noch um elf Uhr zusehen, ob, da die Menge sich zerstreut hatte, die Wagen durch das Drachengitter passieren konnten. Die Nationalgarde von Versailles wachte und sperrte die Passage.

Die Königin wollte übrigens durchaus nicht allein abreisen. Sie war mit Recht der Meinung, daß es keinerlei Sicherheit für sie gab, wenn sie sich vom König trennte. Ungefähr zweihundert Edelleute, unter denen mehrere Abgeordnete waren, boten sich zu ihrer Verteidigung an und baten sie um Befehl, Pferde aus ihren Ställen zu holen. Sie gab die Ermächtigung für den Fall, wie sie sagte, daß der König in Gefahr wäre.

Lafayette ließ vor dem Einzug in Versailles den Eid der Treue zum Gesetz und zum König erneuern. Er benachrichtigte diesen von seiner Ankunft, und der König antwortete ihm, daß er ihn mit Vergnügen empfangen würde, und daß er soeben s e i n e Erklärung der Rechte angenommen habe.

Lafayette betrat das Schloß allein, zum großen Erstaunen der Garden und aller übrigen. Im Oeil-de-Boeuf (Wartezimmer der Höflinge) sagte ein Herr vom Hofe die törichten Worte: „Da ist Cromwell." Und Lafayette erwiderte sehr schlagfertig: „Mein Herr, Cromwell wäre nicht allein hereingekommen."

„Er sah sehr ruhig aus," sagt Frau von Staël (die dabei war), „niemand hat ihn je anders gesehen; sein Zartgefühl litt unter der Gewichtigkeit seiner Rolle." Er war um so respektvoller, weil er als der Stärkere erschien. Übrigens machte die Gewaltsamkeit, mit der man ihn selbst behandelt hatte, ihn royalistischer, als er jemals gewesen war.

Der König gab der Nationalgarde die äußeren Posten des Schlosses; die Gardes du corps behielten die inneren. Selbst der äußere Umkreis wurde Lafayette nicht ganz anvertraut. Eine seiner

Patrouillen wollte durch den Park streifen, der Eintritt durch das Gitter wurde ihr verweigert. Der Park war von Gardes du corps und anderen Truppen besetzt; bis zwei Uhr morgens erwarteten sie den König[160]), für den Fall, daß er sich endlich zur Flucht entschloß. Erst um zwei Uhr ließ man, durch Lafayette beruhigt, ihnen sagen, daß sie nach Rambouillet abziehen könnten.

Um drei Uhr hatte die Versammlung die Sitzung aufgehoben. Das Volk hatte sich zerstreut und war, so gut es ging, in den Kirchen und anderswo, schlafen gegangen. Maillard und viele Frauen, unter anderen Louison Chabry, waren kurz nach der Ankunft Lafayettes nach Paris zurückgekehrt und hatten die Dekrete über das Getreide und die „Erklärung der Rechte“ mitgenommen.

Lafayette hatte große Mühe, seine Nationalgarden unterzubringen; durchnäßt, ermattet suchten sie sich zu trocknen und zu essen. Er selbst begab sich schließlich, als er alles ruhig glaubte, ins Palais Noailles und schlief, wie man nach zwanzig Stunden Anstrengungen und Aufregungen schläft.

Viele Leute schliefen nicht. Besonders die, welche am Abend von Paris gekommen waren und die Mühen des vergangenen Tages nicht erduldet hatten. Der erste Zug, bei dem die Frauen die Hauptrolle spielten, der sehr spontan und harmlos und sozusagen durch die Bedürfnisse des Tages veranlaßt war, hatte kein Blut gekostet. Maillard hatte den Ruhm gehabt, sogar in der Unordnung eine gewisse Ordnung aufrecht zu erhalten. Das natürliche Anschwellen, das man immer bei solchen Bewegungen beobachtet, gestattete nicht den Glauben, daß der zweite Zug ebenso verlaufen würde. Tatsache ist, daß er sich unter den Augen der Nationalgarde und gleichsam im Einverständnis mit ihr abgespielt hat. Nichtsdestoweniger waren Männer da, die entschlossen waren, ohne sie zu handeln; mehrere von ihnen wütende Fanatiker, die die Königin gern getötet hätten[161]); andere, die sich ebenfalls so gebärdeten und äußerst gewalttätig erschienen, gehörten bloß zu einer Menschenklasse, die immer reichlich anwächst, wenn die Polizei schwächer wird, sie waren Diebe. Diese berechneten die Vorteile eines Einfalls in das Schloß. Bei der

---

160) Bis zu dieser Stunde dachte man noch daran, wenn man dem Zeugnis des Herrn de la Tour-du-Pin Glauben schenken soll. „Mémoires de Lafayette“, Bd. II.

161) Aus dem „Ami du peuple“ ergibt sich für mich nicht, daß man Marat beschuldigen könnte, die blutigen Gewalttaten angestiftet zu haben. Sicher aber hat er sehr stark agitiert. „Herr Marat fliegt nach Versailles, kommt wie der Blitz zurück, macht für sich allein soviel Lärm wie die vier Posaunen des Jüngsten Gerichts und schreit uns zu: O ihr Toten! Erhebt euch!“ Camille Desmoulins, „Révolutions de France et de Brabant“, Bd. III, S. 359.

Bastille hatten sie nicht viel gefunden, das sich für sie gelohnt hätte. Aber dies wunderbare Palais von Versailles, in dem sich die Reichtümer Frankreichs seit mehr als einem Jahrhundert anhäuften, — welch entzückende Aussichten bot es für eine Plünderung!

Schon um fünf Uhr morgens, vor Tagesanbruch, streifte eine große, mit Piken, Spießen und Sicheln bewaffnete Menge um die Gitter. Sie hatten keine Gewehre. Als sie die Gardes du corps auf der Wache an den Gittern bemerkten, zwangen sie die Nationalgarden, auf sie zu schießen; diese gehorchten und trugen Sorge, zu hoch zu zielen.

Unter der Menge, die umherirrte oder sich an den auf dem Platz angezündeten Feuern aufhielt, befand sich ein kleiner Buckliger, der Advokat Verrières, der auf einem großen Pferde saß; er galt für sehr gewalttätig; man wartete bereits seit dem Abend auf ihn und erklärte, man würde ohne ihn nichts tun. Lecointre war auch da, hielt hochtrabende Reden, ging und kam. Die Leute von Versailles waren vielleicht noch heftiger als die Pariser, sie waren von langer Hand aufgebracht gegen den Hof und gegen die Gardes du corps; sie hatten am Abend vorher die Gelegenheit verfehlt, über sie herzufallen, sie bedauerten das und wollten jetzt die Rechnung begleichen. Sie hatten viele Schlosser und Schmiede unter sich (von der Waffenfabrik?), rauhe Leute, die gut zuschlugen und, da sie durch ihre Arbeit am Feuer immer durstig waren, auch gut tranken.

Gegen sechs Uhr legen diese Leute, Pariser und Versailler durcheinander, Sturmleitern an oder erzwingen sich den Eingang durch die Gitter und gelangen furchtsam und zögernd in die Höfe. Der erste, der getötet wurde, wäre nach der Darstellung der Royalisten durch einen Sturz verunglückt, indem er auf dem Marmorboden des Hofes ausgeglitten sei. Nach einer anderen, wahrscheinlicheren Version wurde er durch einen von den Gardes du corps abgefeuerten Schuß getötet.

Die einen wandten sich nach links gegen das Gemach der Königin, die anderen nach rechts, gegen die Treppe zur Kapelle, die dem Gemach des Königs näher lag. Links stieß ein unbewaffneter Pariser, der hinter den ersten herlief, auf einen Garde du corps; dieser versetzte ihm einen Stoß mit dem Dolch. Man tötet den Garde du corps. Rechts ging ein Milizsoldat der Versailler Garde an der Spitze, ein kleiner Schlosser mit tiefliegenden Augen, sehr wenig Haaren und von der Schmiedearbeit aufgerissenen Händen[162]). Dieser Mann und ein anderer wurden von einer Wache, die ein paar Stufen herabkam, auf der Treppe angesprochen. Sie gaben keine Antwort,

[162]) Aussage des Garde du corps Miomandre, „Moniteur“, Bd. I, S. 566.

sondern bemühten sich, den Wachtposten an seiner Degenkoppel mitzuzerren, um ihn der hinterherdrängenden Menge auszuliefern. Die anderen Wachen brachten ihn zu den übrigen zurück, aber zwei von ihnen wurden getötet. Da flohen alle über die große Galerie zum Oeil-de-Boeuf, das zwischen den Gemächern des Königs und der Königin lag. Hier waren auch schon andere Wachen.

Der wütendste Angriff wurde gegen das Gemach der Königin gerichtet. Die Schwester ihrer Kammerfrau, Frau von Campan, hatte die Türe halb geöffnet und bemerkte einen blutbedeckten Gardisten, der die Wütenden zurückhielt. Sie schließt den Riegel an dieser Tür, die Zofe streift der Königin einen Unterrock über und will sie zum König führen. Ein furchtbarer Augenblick . . . Auch an der anderen Seite ist die Türe zugeriegelt. Man klopft immer stärker. Der König war nicht in seinem Gemach; er hatte einen anderen Weg genommen, um sich zur Königin zu begeben. In diesem Moment schlägt ein Pistolenschuß ganz in der Nähe ein, dann ein Gewehrschuß. „Freunde, liebe Freunde," ruft die Königin, in Tränen schmelzend, „rettet mich und meine Kinder." Man brachte den Dauphin. Endlich öffnet sich die Tür, die Königin sucht Schutz beim König.

Die Menge hämmerte und hämmerte gegen die Tür, um ins Oeil-de-Boeuf zu gelangen. Die Gardes du corps hatten sich dort verbarrikadiert, Bänke, Schemel und andere Möbel aufgestapelt; da bricht die Füllung unten in der Tür. Sie erwarten nur noch den Tod. Aber plötzlich verstummt der Lärm; eine weiche, aber laute Stimme ruft: „Öffnet!" und da man nicht öffnet, wiederholt dieselbe Stimme: „Öffnet doch, ihr Herren Gardes du corps, wir haben nicht vergessen, wir französischen Garden, daß die eurigen uns bei Fontenoy retteten."

Es waren die früheren französischen, jetzt Nationalgarden, es war der tapfere, hochherzige Hoche, damals einfacher Feldwebel. Es war das Volk, das den Adel zu retten kam. Man öffnete, und sie sanken einander weinend in die Arme.

In diesem Augenblick öffnet der König, der den Durchgang erzwungen glaubt und die Retter für die Mörder hält, selbst seine Türe und sagt in einer Aufwallung mutigen Mitgefühls zu den Anwesenden: „Tut meinen Garden nichts Böses."

Die Gefahr war vorbei, die Menge zurückgewichen. Die Diebe allein ließen nicht locker. Sie waren völlig mit Plündern und Fortschaffen beschäftigt. Die Grenadiere warfen diese Elenden zur Tür hinaus.

Eine Schreckensszene geschah im Hof. Ein Mensch mit einem lan-

gen Bart bemühte sich, den Leichnamen zweier an der Treppe getöteten Gardes du corps mit einem Beil den Kopf abzuhauen. Dieser Elende, den manche für einen berühmten Räuber aus dem Süden hielten, war bloß ein Modell aus der Malerakademie; er trug an diesem Tage das pittoreske Kostüm eines antiken Sklaven, das jedermann erstaunt betrachtete und das die Furcht vor ihm mehrte [163]).

Dann traf Lafayette, der zu spät erwacht war, zu Pferd im Schloß ein. Er bemerkte einen Garde du corps, den man ergriffen und zu dem Leichnam eines der von den Gardes du corps getöteten Männer geführt hatte, um ihn aus Rache zu töten. „Ich habe dem König mein Wort gegeben, die Seinigen zu retten. Verschafft meinem Wort Achtung." Der Garde du corps war gerettet. Nicht so Lafayette. Ein Wütender schrie: „Tötet ihn!" Der General befahl, den Mann festzunehmen, und die gehorsame Menge schleppt diesen in der Tat vor den General und stößt ihn dabei mit dem Kopf gegen das Pflaster.

Lafayette tritt ein. Madame Adelaide, eine Tante des Königs, umarmt ihn: „Sie haben uns gerettet." Er eilt ins Kabinett des Königs. Wer sollte meinen, daß die Etikette noch bestände! Ein hoher Offizier hält ihn einen Augenblick an und läßt ihn dann durchgehen: „Mein Herr," sagt er ernst, „der König gewährt Ihnen die ‚grandes entrées'." (Recht der Kammerherren, das Gemach des Königs zu betreten.)

Der König zeigt sich auf dem Balkon. Ein einstimmiger Schrei erhebt sich: „Es lebe der König! Es lebe der König!"

„Der König soll nach Paris!" das ist der zweite Schrei. Das ganze Volk wiederholt ihn, die ganze Armee bildet das Echo.

---

[163]) Nach der Aussage seines Hauswirtes hatte man bei Nikolas, so hieß er, niemals Zeichen von Gewalttätigkeit oder von bösem Charakter bemerkt. Die Kinder durften diesen schrecklichen Mann am Bart zupfen. Er war im Grunde ein eitler und närrischer Mensch, der eine große, energische, originelle Tat zu tun und vielleicht eine der blutigen Szenen in die Wirklichkeit umsetzen zu können glaubte, die er auf Bildern oder im Theater gesehen hatte. Als der scheußliche Vorgang beendet war und jedermann sich von ihm abwandte, empfand er plötzlich sein sonderbares Alleinsein und suchte sich unter allerlei Vorwänden den Menschen zu nähern, bat einen Bedienten um eine Prise Tabak, einen Schweizer aus dem Schloß um Wein, den er bezahlte, lobte sich selbst, sprach sich Mut zu und versuchte sich zu beruhigen (vergleiche die Aussagen im „Moniteur"). — Die Köpfe wurden auf Piken nach Paris gebracht, den einen trug ein Kind. Nach einigen Zeugen schaffte man sie schon am Morgen weg, nach anderen kurz vor der Abfahrt des Königs und folglich in Gegenwart Lafayettes, was wenig wahrscheinlich ist. Die Gardes du corps hatten fünf Mann vom Volke und der Versailler Nationalgarde getötet, diese sieben Gardes du corps.

Die Königin stand an einem Fenster, ihre Tochter an sie geschmiegt, vor ihr der Dauphin. Das Kind spielte mit den Haaren seiner Schwester und sagte plötzlich: „Mama, ich habe Hunger!" Harte Reaktion der Notwendigkeit! Der Hunger greift vom Volk auf den König über! O Vorsehung! Vorsehung! — — Gnade! Ein Kind sprach die Worte.

In diesem Augenblick rief man im Hofe mit dröhnender Stimme: „Die Königin!" Das Volk verlangt, daß sie auf dem Balkon erscheint. Sie zögert: „Was, ganz allein?" — „Madame, fürchten Sie nichts," antwortet Lafayette. Sie tritt hinaus, aber nicht allein, sondern — eine wundervolle Schildwache — an der einen Hand ihre Tochter und an der anderen ihren Sohn haltend. Der Marmorhof war gefährlich, die Wogen der Erregung gingen hoch; die Nationalgarden, die rings um ihn eine Hecke bildeten, konnten nicht dafür bürgen, was in der Mitte geschah; da gab es blindwütende Leute und Schußwaffen. Lafayette benahm sich prachtvoll: er setzte um dieser zitternden Frau willen seine Popularität, sein Schicksal, sein Leben aufs Spiel; er erschien mit ihr auf den Balkon und küßte ihr die Hand [164]).

Das fühlte die Menge. Die Rührung war allgemein. Man sah das Weib und die Mutter, sonst nichts. „Ach, wie schön sie ist! Wie! Das ist die Königin? Wie sie ihre Kinder liebkost!" — Großmütiges Volk! Gott segne dich für deine Milde und dein Verzeihen!

Der König zitterte am ganzen Leibe, als die Königin den Balkon betrat. Als die Sache glücklich ausging, sagte er zu Lafayette: „Könnten Sie nicht auch etwas für meine Garden tun?" — „Geben Sie mir einen mit." — Lafayette führt den Mann auf den Balkon, läßt ihn den Eid leisten und die Nationalkokarde an seinem Hut zeigen. Der Gardist umarmt ihn. Man ruft: „Die Gardes du corps sollen leben!" Der Sicherheit halber nahmen die Grenadiere die Mützen der Garden und gaben ihnen die ihrigen dafür; da man sie so an der Kopfbedeckung nicht mehr erkennen kann, so konnte man

[164]) Die merkwürdigste Aussage unter vielen ist die der Frau La Varenne, jener alten, wackeren Schließerin, von der wir gesprochen haben. Man hat hier ein treffliches Beispiel dafür, wie eine Legende sich bildet. Diese Frau ist Augenzeuge und selbst beteiligt; bei dem Versuch, einen Garde du corps zu retten, wird sie verwundet, und sie sieht und hört in Wirklichkeit alles, was ihr Geist ihr vorspiegelt, und erzählt es ganz ehrlich als wahr: „Die Königin ist auf dem Balkon erschienen; Herr de Lafayette hat gesagt: ‚Die Königin ist getäuscht worden.' Sie verspricht, ihr Volk zu lieben und ihm verbunden zu bleiben wie Jesus Christus seiner Kirche. Zum Zeichen der Beteuerung hat die Königin, Tränen vergießend, zweimal die Hand emporgehoben. Der König hat um Gnade für seine Garden gebeten usw.

nicht mehr auf die Garden schießen, ohne Gefahr zu laufen, die eigenen Leute zu treffen.

. Dem König widerstrebte es aufs äußerste, von Versailles abzureisen. Die königliche Residenz verlassen, das war für ihn dasselbe, wie das Königtum verlassen. Er hatte wenige Tage vorher die Bitten Malouets und anderer Abgeordneter abgewiesen, die ihn zu bewegen suchten, um weiter von Paris entfernt zu sein, die Versammlung nach Compiègne zu verlegen. Und jetzt sollte er Versailles lassen und nach Paris gehen, mitten durch diese schreckliche Menge. Was würde der Königin geschehen? Man wagte beinahe nicht, daran zu denken.

Der König ließ die Versammlung bitten, im Schloß zusammenzutreten. War sie einmal da, fanden sich der König und die Versammlung zusammen, so hätten Abgeordnete, von Lafayette unterstützt, den König angefleht, nicht nach Paris zu gehen. Diese Bitte hätte man dem Volk als Wunsch der Versammlung vorgetragen. Die ganze große Bewegung wäre zu Ende; Erschlaffung, Langeweile, Hunger würden das Volk allmählich vertreiben; es verlief sich von selbst.

Die Versammlung, die allmählich zusammentrat, zauderte, schwankte.

Niemand hatte einen festen Entschluß, einen bestimmten Gedanken. Diese Volksbewegung war für jedermann überraschend gekommen. Die schärfsten Geister hatten sie nicht vorausgesehen. Mirabeau hatte nichts vorhergesehen, ebensowenig Sieyès. Dieser sagte kummervoll, als er die erste Nachricht erhielt: „Das verstehe ich nicht, das geht ganz gegen den Strich."

Ich denke, er wollte sagen: gegen die Revolution. Sieyès war um diese Zeit noch revolutionär und vielleicht der Linie Orléans ziemlich günstig gesinnt.

Wenn der König Versailles, seinen alten Hof verließ, wenn er in Paris, inmitten des Volkes lebte, so war das zweifellos für Ludwig XVI. eine starke Möglichkeit, wieder volkstümlich zu werden.

Wenn die Königin (wäre sie nun getötet worden oder entflohen) ihm nicht gefolgt wäre, so hätten die Pariser sehr wahrscheinlich ihre alte Liebe zum König wiederentdeckt. Sie hatten zu jeder Zeit eine Schwäche für diesen dicken Mann, der keineswegs boshaft war, und der in seiner Wohlbeleibtheit einen Anflug von beglücktem und väterlichem Wohlwollen besaß, der ganz nach dem Geschmack der Menge war. Oben wurde bemerkt, daß die Marktweiber ihn einen guten Papa nannten; so dachte ihn sich das Volk in der Tat.

Diese Überführung nach Paris, die den König so sehr erschreckte,

erschreckte im umgekehrten Sinne diejenigen, welche die Revolution befestigen und fortsetzen wollten, und noch mehr diejenigen, welche aus patriotischen oder persönlichen Gründen die Reichsverweserschaft (oder noch besseres) gern dem Herzog von Orléans gegeben hätten.

Diesem letzteren, den man törichterweise beschuldigte, er wolle die Königin umbringen lassen, hätte nichts Schlimmeres geschehen können, als wenn die Königin getötet worden und der König, allein und von dieser lebendigen Unpopularität befreit, für dauernd nach Paris gekommen wäre, wenn er in die Hände Lafayettes und Baillys gefallen wäre.

Der Herzog von Orléans war gänzlich unschuldig an der Bewegung vom 5. Oktober. Er wußte weder, was er dagegen tun, noch wie er sie ausnutzen sollte. Am 5. und in der folgenden Nacht war er sehr geschäftig, ging und kam wieder. Die Aussagen beweisen, daß man ihn überall zwischen Paris und Versailles sah, und daß er sich nirgends zu einer Tat aufraffte [165]). Am 6. morgens, zwischen acht und neun, so kurz nach den Mordtaten, als noch der Hof des Schlosses vom Blut besudelt war, zeigte er sich dem Volke, eine riesige Kokarde am Hut und in der Hand ein Spazierstöckchen, mit dem er lachend spielte.

Um auf die Versammlung zurückzukommen, so begaben sich nicht einmal vierzig Abgeordnete ins Schloß. Die Mehrzahl war unsicher und blieb im Sitzungssaal. Das Volk, das die Tribünen überfüllte, stellte ihre Unsicherheit fest; beim ersten Wort, das für die Sitzung im Schlosse gesprochen wurde, stieß es Rufe aus. Da erhob sich Mirabeau und sagte, nach seiner Gewohnheit seine Willfährigkeit gegen das Volk unter einer stolzen Sprache verbergend, „daß die Freiheit der Nationalversammlung aufs Spiel gesetzt würde, wenn im Palast der Könige Beratungen abgehalten würden, daß es ihrer nicht würdig sei, die Stätte ihrer Sitzungen zu verlassen, daß eine Abordnung genüge“. Der junge Barnave unterstützte ihn. Der Präsident Mounier widersprach vergebens.

Endlich erfährt man, daß der König in die Abreise nach Paris einwilligt; die Versammlung beschließt auf den Vorschlag Mirabeaus, daß sie für die gegenwärtige Wahlperiode vom König unzertrennlich ist.

[165]) Alles, was er getan zu haben scheint, war, daß er am Abend des 5. Oktober den Wirt der Versammlung beauftragte, dem Volk, das im Saale war, Lebensmittel zu liefern. — Nichts läßt vermuten, daß er zwischen dem 14. Juli und dem 5. Oktober viel getan hat, mit Ausnahme eines albernen und ungeschickten Versuches, den Danton zu seinen Gunsten bei Lafayette machte. Vergleiche die Memoiren des letzteren.

Der Tag rückt vor. Es ist bald ein Uhr. Man muß abreisen, Versailles verlassen. Adieu, alte Monarchie!

Hunderte Abgeordnete umgeben den König, ein ganzes Heer, ein ganzes Volk. Er entfernt sich vom Palast Ludwigs XIV., um nie wieder dahin zurückzukehren.

Die ganze Menge setzt sich in Bewegung, sie kehrt nach Paris zurück, vor dem König und hinter ihm. Männer, Weiber kommen voran, so gut es geht: zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, auf gefundenen Karren, auf den Lafetten der Geschütze. Man begegnet erfreut einem großen Mehltransport, ein schöner Anblick für die ausgehungerte Stadt. Die Frauen tragen auf Piken dicke Laibe Brot, andere Pappelzweige, die durch das Oktoberwetter schon gelb geworden sind. Sie sind sehr lustig und auf ihre Art liebenswürdig, von einigen schlechten Witzen auf Kosten der Königin abgesehen. „Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerburschen heim," riefen sie. Alle meinten, daß man niemals Hungers sterben könnte, wenn man den König bei sich habe. Alle waren noch Royalisten und freuten sich sehr, daß sie diesen „guten Papa" endlich in gute Hände geben konnten; er hatte nicht gerade viel Verstand; er hatte sein Wort gebrochen, daran war seine Frau schuld; aber, wenn er einmal in Paris war, so würde es nicht an guten Frauen fehlen, die ihn besser berieten.

All dies ging fröhlich, traurig, ungestüm, lustig und düster zugleich zu. Man hatte Hoffnung, aber der Himmel machte nicht mit. Das Wetter begünstigte das Fest unglücklicherweise wenig. Es goß in Strömen, man marschierte langsam im dicken Schmutz. Jeden Augenblick feuerten einige, aus Freude oder um ihre Waffen zu entladen, Flintenschüsse ab.

Der königliche Wagen, unter Geleit mit Lafayette am Schlage, fuhr wie ein Sarg daher. Die Königin war unruhig. War es sicher, daß sie glücklich ankam? Sie fragte Lafayette, wie er darüber dächte, und der fragte seinerseits Moreau de Saint-Méry, der in den berühmten Tagen des Sturmes auf die Bastille im Hôtel de Ville den Vorsitz geführt hatte und seine Leute gut kannte. Er antwortete mit den bezeichnenden Worten: „Ich zweifle, daß die Königin allein bei den Tuilerien anlangt; aber ist sie einmal im Hôtel de Ville, so wird sie auch wieder herauskommen."

Nun ist der König in Paris, an dem einzigen Ort, wo er sein mußte, im Herzen Frankreichs selbst. Hoffen wir, daß er sich dessen würdig zeigt.

Die Revolution vom 6. Oktober, notwendig, natürlich und rechtmäßig, wie je eine war, ganz spontan, unvorhergesehen, wahrhaft

volkstümlich, kommt besonders auf Rechnung der Frauen, wie die vom 14. Juli auf Rechnung der Männer. Die Männer haben die Bastille genommen und die Frauen den König gefangen.

Am 1. Oktober wurde alles verdorben von den Damen in Versailles. Am 6. wurde alles wieder gut gemacht von den Frauen aus Paris.

Siebzehntes Kapitel

Vereintes Bemühen, das Ansehen des Königs zu befestigen Begeisterung und Verbrüderung (Oktober 1789)

Liebe des Volkes zum König. — Hochherzigkeit des Volkes, sein Verlangen nach Eintracht, seine Bundesfeste. — Lafayette und Mirabeau für den König, die Nationalversammlung für den König, Oktober 1789. — Man behandelt im Oktober den König nicht als Gefangenen.

Am Morgen des 7. Oktober, zu früher Stunde, waren die Tuilerien voll von einer erregten Volksmenge, die darnach verlangte, ihren König zu sehen. Den ganzen Tag, während er die Huldigung der Behörden entgegennahm, beobachtete die Menge ihn von draußen, erwartete und suchte ihn. Man sah ihn, oder man glaubte, ihn von weitem durch die Fensterscheiben zu sehen; wer das Glück hatte, ihn deutlich zu erkennen, zeigte ihn seinem Nachbar: „Sieh, da ist er!" Er mußte auf dem Balkon erscheinen, einmütige, stürmische Hochrufe empfingen ihn. Er mußte in den Garten kommen, die Rührung des Volkes in der Nähe erwidern.

Seine Schwester, Madame Elisabeth, jung und unschuldig, war gerührt, öffnete ihre Fenster und speiste angesichts der Menge zu Abend. Die Frauen kamen herbei mit ihren Kindern, segneten sie und riefen ihr zu, sie sei schön.

Man konnte schon am Abend vorher, am Abend des sechsten Oktober selbst, völlig beruhigt sein über dieses Volk, vor dem man so große Angst gehabt hatte. Als der König und die Königin unter Fackelbeleuchtung im Hôtel de Ville erschienen, erhoben sich donnernde Rufe auf dem Grèveplatz, Rufe der Freude, der Liebe, der Dankbarkeit für den König, der nun in ihrer Mitte leben wollte. Sie weinten wie Kinder, reichten sich die Hände, sanken einander in die Arme [166].

[166]) Diese und die folgende Darstellung gründet sich auf royalistische Schriftsteller: Weber, Bd. I, S. 257; Beaulieu, Bd. II, S. 203 usw. Ihr Zeugnis entspricht dem der „Histoire des deux amis de la liberté", Bd. IV, S. 2—6.

„Die Revolution ist zu Ende,“ meinte man, „der König ist befreit aus diesem Versailles, ist frei von seinen Höflingen und Ratgebern.“ Und in der Tat: der böse Zauber, der das Königtum seit länger als einem Jahrhundert in Bann hielt, fern von den Menschen, in einer Welt von Statuen, von Automaten, die noch künstlicher waren als die Statuen, er war Gott sei Dank gebrochen. Der König war zurückversetzt in die Wirklichkeit, in das Leben und die Wahrheit. Man hatte ihn aus der langen Verbannung nach Hause geführt, er fand seine wahre Heimat wieder, das Lebenselement des Königtums, das Volk. Wo anders könnte ein König atmen und leben?

„Leben Sie, Sire, in unserer Mitte, seien Sie zum erstenmal frei. Sie sind es nie gewesen. Immer haben Sie wider Willen gehandelt und handeln lassen. Jeden neuen Morgen hat man Sie zu einer Tat getrieben, die Sie am Abend bereuen mußten; jeden Tag waren Sie von neuem gehorsam. So lange waren Sie der Laune untertan, regieren Sie endlich nach dem Gesetz; das Gesetz ist das Königtum, ist die Freiheit. Gott selbst regiert nicht anders.“

So dachte das Volk, es war hochherzig und voller Sympathie, ohne Groll und ohne Mißtrauen. Zum erstenmal in naher Berührung mit den vornehmen Herren und den schönen Damen, behandelte es sie mit der größten Rücksicht. Selbst die Gardes du corps sah es gern, wie sie Arm in Arm mit ihren Freunden und Rettern, den tapferen französischen Garden, spazieren gingen. Es begrüßte die einen ebenso freudig wie die anderen, um die, die noch am Tage vorher seine Feinde waren, zu beruhigen und zu trösten.

Man soll es immer im Gedächtnis behalten, daß Frankreichs Herz in jener schlecht gekannten, durch den Haß entstellten Zeit voller Großmut, Milde und Verzeihung war. Selbst als das Verhalten des Adels im ganzen Land zum Widerstand reizt, selbst in den energischen Kundgebungen, wo sich das Volk schlagbereit erklärt, droht es nur und verzeiht dann. Metz verklagt sein Parlament bei der Nationalversammlung als rebellisch und verwendet sich dann dafür. Die Bretagne zeigt sich bei ihrem gewaltigen Bundesfest mitten im Winter (Januar) ebenso stark wie milde. Hundertfünfzigtausend Männer in Waffen verbanden sich dort zum Widerstande gegen die Feinde des Gesetzes, und ihr junger Führer, der an der Spitze ihrer Abgeordneten, den Degen auf dem Altar, seinen Schwur tat, fügte dem Eid die Worte hinzu: „Wenn sie gute Bürger werden, dann verzeihen wir ihnen.“

Diese großen Bundesfeste, die während acht oder neun Monaten in ganz Frankreich stattfinden, bilden den unterscheidenden Zug jener Zeit. Sie dienen zunächst nur der Verteidigung, sie verbürgen

den gegenseitigen Schutz gegen die unbekannten Feinde, gegen die „Räuber“ und gegen die Aristokratie. Dann wollen die Brüder, die gemeinsam in Waffen stehen, auch gemeinsam leben; sie tragen Sorge um die Notdurft ihrer Brüder, sie verpflichten sich, den Umlauf des Getreides zu sichern, die Einfuhr der Lebensmittel von Provinz zu Provinz, von denen, die wenig haben, zu denen, die gar nichts haben, zu überwachen. Endlich wird das Land wieder sicher, die Nahrung weniger selten; die Verbrüderungen dauern fort ohne anderen Zwang als den des Herzens: „Um eins zu werden,“ so heißt es, „und einander zu lieben.“

Städte haben zuerst mit Städten den Bund geschlossen, um sich selbst gegen die Adligen zu schützen. Dann, wenn die Adligen vom Bauer oder von streifenden Banden angegriffen und die Schlösser verbrannt werden, ziehen die Städter bewaffnet aus, schützen die Schlösser, verteidigen die Adligen, ihre Feinde. Zahlreiche Adlige lassen sich in den Städten nieder, unter ihren Rettern, und leisten den Bürgereid (Februar—März).

Die Kämpfe zwischen Stadt und Land dauern glücklicherweise nicht lange. Der Bauer öffnet rechtzeitig Augen und Ohr; er verbündet sich seinerseits für Ordnung und Verfassung. Mir liegen die Protokolle von vielen dieser ländlichen Verbrüderungen vor; überall bricht unter naiven Formen die Vaterlandsliebe durch, ebenso stark und lebendiger vielleicht als in den Städten.

Keine Schranke mehr trennt die Menschen. Die Mauern der Städte sind wie verschwunden. Oft werden die großen städtischen Bundesfeste auf dem Lande abgehalten. Oft kommen die Bauern in geordneten Zügen, Maire und Pfarrer an der Spitze, in die Städte, um sich den Brüdern zu verbinden.

Keiner stört die Ordnung, alle sind bewaffnet. Man darf nicht vergessen, daß um diese Zeit im allgemeinen jedermann zur Nationalgarde gehört [167]).

---

[167]) Jedermann ohne Ausnahme auf dem Lande; da sich die Panik länger als ein Jahr jeden Augenblick erneuerte, so waren alle Leute bewaffnet, wenigstens mit Ackergeräten, und so bewaffnet erschienen sie bei den Paraden und bei den feierlichsten Festen.

In den Städten war die Organisation verschieden; die ständigen Ausschüsse, die sich auf die Nachricht von der Einnahme der Bastille hin bildeten, legten Listen auf, in die sich Freiwillige aus allen Klassen der Bevölkerung einschreiben konnten; überall, wo die Lage gefährlich war, gehörte absolut jedermann ohne Ausnahme zu diesen Freiwilligen. — Mit der unglückseligen Uniformfrage begann die Zwietracht; es bildeten sich Elitekorps, die von allen anderen schief angesehen wurden. Schon früh verlangte man in Paris die Uniform, dort wurde die Nationalgarde auf dreißig und einige tausend Mann reduziert. Überall sonst sah man wenig Uni-

Wie kam es, daß die alte Liebe des Volkes, der König, allein abseits stand von der allgemeinen brüderlichen Umarmung? War er doch deren erster Gegenstand. Es änderte nichts, daß man sah, wie die Königin beständig um ihn war, und beständig in Tränen, traurig und hart, nur ihren Groll nährend. Es änderte nichts, daß man sah, wie er an der Last seiner frommen Bedenken schleppte, und an den schweren Ketten, mit denen seine sinnliche Natur ihn an sein Weib fesselte. Man blieb hartnäckig dabei, auf ihn seine Hoffnung zu gründen.

Es ist lächerlich: die Angst hatte am 6. Oktober eine Menge Royalisten gemacht. Das schreckliche Erwachen, der nächtliche Spuk hatten die Einbildungskraft tief verstört; man drängte sich an den König. Zuerst die Nationalversammlung. Niemals vorher war sie ihm so geneigt. Sie hatte Furcht gehabt; noch zehn Tage darauf verlegte sie nur mit großem Widerwillen den Ort ihrer Sitzungen in das herbstlich-düstere Paris, in das wogende Meer des Volkes. Hundertfünfzig Abgeordnete zogen es vor, ihre Pässe zu fordern. Mounier und Lally retteten sich.

Die beiden ersten Männer Frankreichs, der volkstümlichste und der beredteste, Lafayette und Mirabeau, kehrten als Royalisten nach Paris zurück.

Lafayette war tief gekränkt, daß er nach Versailles geführt worden war, während es den Anschein hatte, als sei er der Führer. In seinem unfreiwilligen Triumph war er beinahe ebenso getroffen wie der König. Er tat zweierlei nach der Rückkehr. Er veranlaßte die Stadtverwaltung, das blutige Blatt Marats beim Châtelet zu belangen. Er selbst suchte den Herzog von Orléans auf, schüchterte ihn ein, redete bei ihm und vor dem König eine deutliche und feste Sprache, ließ ihn merken, daß seine Gegenwart in Paris nach dem 6. Oktober beunruhigen müsse, allerlei Vorwände zu Ausschreitungen biete und die Sicherheit gefährde. So trieb er ihn nach London. Als der Herzog später zurückkehren sollte, ließ ihm Lafayette sagen, er würde sich am Tage nach seiner Rückkehr mit ihm schlagen.

formen; höchstens brachte man Aufschläge an, die je nach der Stadt in den Farben verschieden waren. Allmählich herrschten das Blau und das Rot vor. Der Vorschlag, in ganz Frankreich die Uniform zu verlangen, wurde erst am 18. Juli 1790 gemacht. Am 28. April 1791 beschloß die Nationalversammlung die Stellung eines Nationalgardisten nur aktiven Bürgern oder Urwählern zu verleihen; die Zahl dieser Wähler (die als Eigentümer oder Vermieter den Wert von drei Arbeitstagen, jeden Tag zu höchstens zwanzig Sous gerechnet, an Steuer bezahlten) belief sich auf ungefähr vier Millionen Männer. Trotz dieser großen Zahl verlangte damals der Dienst bei der Nationalgarde ein so großes Opfer an Zeit, daß die Mehrzahl der Arbeiter, die von der Hand in den Mund lebten, es nicht länger bringen konnten.

Mirabeau, der nun ohne seinen Herzog war und klar erkannte, daß er niemals einen Vorteil durch ihn haben würde, schlug sich ehrlich im Bewußtsein seiner Stärke und wie ein Mann, den man braucht und daher nicht zurückweisen kann, auf die Seite Lafayettes (10. bis 20. Oktober); er machte ihm rund heraus den Vorschlag, Necker zu stürzen und zu zweien zu regieren[168]. Das war sicher die einzige Möglichkeit der Rettung, die dem König blieb. Aber Lafayette liebte Mirabeau weder, noch schätzte er ihn. Und der Hof verabscheute sie alle beide.

Einen Augenblick, einen kurzen Augenblick lang verständigten sich die beiden Gewalten, die noch übrig waren, die Volkstümlichkeit und das Genie, zum Nutzen des Königtums. Ein zufälliges Ereignis, das sich gerade an der Tür der Versammlung zutrug, zwei oder drei Tage nach deren Ankunft in Paris, erschreckte diese und trieb sie zu dem Wunsche nach Ordnung um jeden Preis. Ein grausames Mißverständnis brachte einem Bäcker den Tod[169] (21. Oktober). Der Mörder wurde auf der Stelle verurteilt und aufgeknüpft. Das gab der Stadtverwaltung den Anlaß, ein strenges Aufstandsgesetz zu fordern. Die Versammlung beschloß das Kriegsgesetz, das den städtischen Verwaltungen das Recht verlieh, die Truppen und die Bürgerwehr zu requirieren, um Zusammenrottungen zu zerstreuen. Gleichzeitig verwies sie die Verbrechen des Hochverrats an der Nation an ein altes königliches Gericht, das Châtelet, ein kleines Tribunal für eine so große Mission. Buzot und Robespierre erklärten, man müsse ein hohes Nationalgericht schaffen. Mirabeau dagegen verstieg sich zu der Erklärung, alle diese Maßregeln seien ohnmächtig, man müsse vielmehr die ausführende Gewalt wieder stärken, sie nicht Vorteil ziehen lassen aus ihrer eigenen Vernichtung.

Das geschah am 21. Oktober. Welch weiten Weg hatte man seit dem sechsten zurückgelegt! In vierzehn Tagen hatte der König soviel Boden wiedergewonnen, daß der verwegene Redner ohne Umschweife ein starkes Königtum als für das Wohl Frankreichs unerläßlich erklären konnte.

Lafayette schrieb dem flüchtigen Mounier, der sich über die Ge-

---

168) Vergleiche die drei Hauptzeugen: Mirabeau, Lafayette und Alexandre de Lameth.

169) Dieses Verbrechen, das an der Tür der Versammlung begangen wurde und die Veranlassung gab, daß jene sofort Repressivgesetze beschloß, konnte nur den Royalisten nutzen. Dennoch glaube ich, daß es lediglich die Wirkung des Zufalls, des Mißtrauens und der Aufregung über die Teuerung war.

fangenschaft des Königs beklagte und zum Bürgerkriege drängte [170]), nach der Dauphiné: der König würde keineswegs als Gefangener behandelt, er halte sich gewöhnlich in der Hauptstadt auf, werde aber bald seine Jagden wieder beginnen. Das war keine Lüge. Lafayette bat den König tatsächlich, auszugehen, sich zu zeigen, nicht durch eine freiwillige Abschließung dem Gerücht von seiner Gefangenschaft Vorschub zu leisten [171]).

Zweifellos hätte Ludwig XVI. sich damals mit Leichtigkeit entweder, wie Mirabeau riet, nach Rouen, oder, was die Königin wünschte, nach Metz, zu Bouillés Armee, zurückziehen können.

Achtzehntes Kapitel

Widerstände — Der Klerus (Oktober—November 1789)

Großes Elend. — Notwendigkeit, die Güter des Klerus zurückzufordern. — Der Klerus nicht deren Eigentümer. — Reklamationen der Opfer des Klerus: der Leibeigenen des Jura, der Mönche und Nonnen, der Protestanten, Juden und Komödianten.

Der düstere Winter, in den wir eintreten, war nicht so grausam kalt wie der von 1789. Gott hatte Erbarmen mit Frankreich. Man hätte es sonst nicht länger ertragen, nicht länger leben können. Die Not war gewachsen, jede Tätigkeit, jede Arbeit hatte aufgehört. Das war die Zeit, da die Adligen auswanderten oder wenigstens ihre Schlösser, das allzu unsichere Land, verließen und in die Städte zogen, um sich dort gemeinsam gegen die übrige Welt zu verschließen und den Gang der Ereignisse abzuwarten; manche bereiteten sich zur Flucht und packten in aller Stille ihre Koffer. Wenn sie noch auf ihren Besitzungen tätig waren, dann geschah es nur, um zu fordern, nicht um zu helfen; sie rafften in aller Eile zusammen, was man ihnen noch schuldig war, die rückständigen Feudalabgaben. Zurückhalten des Geldes, Arbeitslosigkeit, bedrohliche Vermehrung der Bettler in den Städten; Paris allein zählt zweihunderttausend! Und Millionen würden in die Hauptstadt strömen, wenn man die Stadtverwaltungen nicht verpflichtet hätte, die ihrigen für sich zu behalten. Jede Stadt verbraucht den ganzen Winter hindurch alle Mittel, um ihre Armen zu ernähren, bis sämtliche Hilfsquellen versiegen; die Reichen, die keine Einnahmen mehr haben, sinken fast auf das

[170]) Lally selbst hat versichert, daß sein Freund Mounier erklärte: „Ich denke, man muß sich schlagen." (Vergleiche Bailly, Bd. III, S. 223, Anm.)

[171]) Memoiren Lafayettes, Bd. II, S. 418, Anm.

Niveau der Armen. Alle klagen, alle wenden sich flehend an die Nationalversammlung. Wenn es so weiter geht, dann hat die letztere keine geringere Aufgabe, als das ganze Volk zu ernähren.

Doch das Volk braucht nicht zu sterben. Es hat eine letzte Hilfsquelle, ein Erbgut in Reserve, das es nicht anrührt. Für das Volk, um das Volk zu ernähren, haben sich unsere mildtätigen Vorfahren nicht genug tun können in frommen Stiftungen, beschenkten sie mit ihren kostbarsten Schätzen die Spender der Barmherzigkeit, die Geistlichen. Und die haben das Gut der Armen so wohl gehütet und gemehrt, daß es schließlich den fünften Teil des Königreichs umfaßte und auf vier Milliarden geschätzt wurde.

Um das zu verstehen, muß man wissen, daß der Klerus in seiner Gesamtheit zwar im Vergleich mit der Nation einen ungeheuren Reichtum besaß, daß er aber in sich ebenfalls ein Untier war an Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Dieser Körper, dessen ungeheures Haupt von Fett und Vollblütigkeit strotzte, war an seinen Gliedern zurückgeblieben, mager, trocken und ausgehungert. Hier hatte der Priester eine Million Renten und dort zweihundert Franken.

In dem Entwurf der Versammlung, der erst im Frühjahr herauskam, war dies Bild völlig verwandelt. Die Pfarrer und Landvikare sollten ungefähr sechzig Millionen vom Staat bekommen, die Bischöfe nur drei.

Außerdem wollte die Versammlung den Mönchen und Nonnen dreiunddreißig Millionen Pensionen gewähren und den unbeamteten Geistlichen zwölf Millionen usw. Sie hätte für die gesamte Besoldung des Klerus die sehr hohe Summe von hundertdreiunddreißig Millionen aufgewendet, die durch Löschungen allmählich auf die Hälfte gesunken wäre; das hieß, die Dinge großzügig betreiben. Der geringste Pfarrer mußte (die Wohnungen, Pastorate und Gärten nicht gerechnet) wenigstens zwölfhundert Livres jährlich bekommen. Die Wahrheit zu sagen: der ganze Klerus (mit Ausnahme weniger hundert Leute) wäre aus Not und Elend zu behaglichen Verhältnissen gelangt, so daß, was man Beraubung des Klerus nannte, tatsächlich dessen Bereicherung war.

Die Prälaten verteidigten sich gut und heldenhaft. Dreimal mußte man von vorn beginnen, drei Schlachten liefern (im Oktober, Dezember und April), um ihnen das abzuringen, was nur Gerechtigkeit und Zurückerstattung war. Sehr deutlich sah man da, woran das Leben und das Herz dieser Gottesmänner hing: am Eigentum! Sie verteidigten es, wie die ersten Christen den Glauben verteidigt hatten!

Die Beweisgründe gingen ihnen aus, aber nicht die Beredsamkeit. Bald verbreiteten sie sich in drohenden Prophezeihungen: „Wenn ihr

an ein Eigentum rührt, das vor allen heilig und geweiht ist, dann sind alle anderen in Gefahr, das Eigentumsrecht erlischt im Geiste des Volkes. Schon morgen wird das Volk das Ackergesetz fordern." Ein anderer meinte sanftmütig: „Würde man den Klerus ruinieren, so würde man nicht viel dabei gewinnen. Ach! der Klerus ist so arm, er ist am meisten verschuldet; seine Güter werden, wenn sie nicht mehr von ihm verwaltet sind, niemals seine Schulden decken."

Die Aussprache war am 10. Oktober eröffnet worden. Talleyrand, der Bischof von Autun, der früher die Geschäfte des Klerus besorgt hatte und nun Geschäfte auf eigene Rechnung machen wollte, brach zuerst das Eis, wagte sich hinkenden Fußes auf den schlüpfrigen Boden, vermied den Kern der Fragen und sagte nur, „der Klerus sei nicht Eigentümer wie die anderen Eigentümer".

Wozu Mirabeau bemerkte, „das Eigentum gehöre der Nation".

Die Juristen in der Versammlung bewiesen überreichlich: 1. daß der Klerus *nicht Eigentümer war* (daß er das Eigentum wohl gebrauchen, aber nicht mißbrauchen durfte); 2. daß er *nicht Besitzer* war (denn das Kirchenrecht verbot ihm den Besitz); 3. daß er *nicht einmal Nutznießer* war, sondern Aufbewahrer, Verwalter, höchstens auch Vertreter der Güter.

Wirksamer als der Wortstreit war es, daß, gerade als man die Axt an die Wurzel des Baumes legte, stumme Zeugen erschienen, die zwar nicht gegen den unheilvollen Baum aussagten, aber zeigten, was er an Ungerechtigkeit und Barbareien in seinem Schatten geborgen hatte.

Der Klerus hatte noch in den Zeiten der Revolution Leibeigene. Das ganze achtzehnte Jahrhundert war vorübergegangen, all die Befreier, und Rousseau, und Voltaire, dessen letzter Gedanke die Befreiung des Jura war. — Der Priester hatte noch Leibeigene! . . .

Der Feudalismus war über sich selbst errötet. Er hatte unter verschiedenen Bezeichnungen jener schändlichen Rechte entsagt. Und mit Ehren hatte er die letzten Rechte in der großen Nacht des 4. August beseitigt. — Der Priester hatte immer noch Leibeigene!

Am 22. Oktober wurde einer von ihnen, Jean Jakob, ein ehrfurchtgebietender Greis, über hundertzwanzig Jahre alt, von seinen Kindern in die Versammlung geführt und bat um die Gunst, für die Beschlüsse vom 4. August danken zu dürfen. Groß war die Bewegung: die ganze Nationalversammlung erhob sich vor diesem Ältesten des Menschengeschlechtes, hieß ihn sich setzen und bedecken. Edle Achtung vor dem Alter und eine Genugtuung auch für den armen Hörigen, für eine so lange Schmach an den Rechten der Menschheit! Dieser Greis war unter Ludwig XIV. ein halbes Jahrhundert leibeigen ge-

wesen und seitdem achtzig Jahre lang. Er war es noch immer; die Beschlüsse des 4. August waren nur erst eine allgemeine Erklärung, ausgeführt war nichts. Die Hörigkeit wurde ausdrücklich erst im März 1790 abgeschafft; der Greis starb im Dezember, so sah dieser Letzte der Leibeigenen die Freiheit nicht mehr.

An demselben 22. Oktober forderte de Castellane, indem er die Bewegung der Versammlung benutzte, man solle die fünfunddreißig Gefängnisse in Paris und die in Frankreich untersuchen und besonders jene öffnen, die noch unbekannter und noch tiefer waren als die königlichen Bastillen — die geistlichen Verliese. Auf die Dauer mußte wohl an diesem Auferstehungstage die Sonne die Geheimnisse durchdringen, mußte der wohltätige Strahl des Gesetzes zum erstenmal jene Gerichte der Finsternis erleuchten, jene Kerker, jene „in pace" (geistliche Gefängnisse), in denen die Mönche in ihrem wütenden Klosterhaß, in ihrer Eifersucht, in ihrer Liebe, die noch grausamer war als ihr Haß, ihre Brüder begruben.

Ach! Was anders waren die ganzen Klöster als solche „in pace", in welche die Familien diejenigen ihrer Glieder warfen und vergaßen, die zuviel waren, und die man den anderen opferte? Diese konnten sich nicht, wie der Hörige aus dem Jura, der Nationalversammlung zu Füßen schleppen, von ihr die Freiheit fordern, statt des Altars die Tribüne umklammern. — Kaum konnten sie, wagten sie, sich aus der Ferne und in Briefen zu beklagen. Eine Nonne schrieb am 28. Oktober, schüchtern, in allgemeinen Ausdrücken, ohne etwas für sich zu verlangen, sondern nur der Versammlung ihre Bitte vortragend, über die geistlichen Gelübde einen Beschluß zu fassen. Die Versammlung wagte noch keinen Entschluß, sie begnügte sich damit, die feierliche Ablegung der Gelübde aufzuschieben und so den neuen Opfern den Eintritt zu verschließen. Wie hätte sie sich beeilt, den traurigen Insassen der Klöster die Türen zu öffnen, wenn sie den Zustand verzweifelter Langeweile gekannt hätte, in den jene geraten waren! Ich habe an anderer Stelle berichtet, wie den armen Nonnen allmählich jede Kultur, jedes Leben entzogen wurde, wie das Mißtrauen des Klerus ihnen jede Geistesnahrung nahm. Sie starben buchstäblich, da sie keinen lebendigen Hauch zu atmen hatten, da die Religion ihnen ebenso und noch mehr als die Welt fehlte. Der Tag, die Langeweile, das Leere — nichts gestern, nichts heute, nichts am Morgen, nichts am Abend. Bisweilen ein Beichtvater und ein wenig Ausschweifung. — Oder sie schlugen sich gerade auf die andere Seite, aus der Klosterzelle zu Voltaire, zu Rousseau, mitten in die Revolution. Ich habe sehr ungläubige Nonnen gesehen. Wenige schufen sich selbst einen Glauben, aber die wenigen besaßen ihn dann in

ganzer Stärke und waren ihm treu bis in den Tod. Zeuge dafür ist Charlotte Corday, die im Kloster[172]), unter den Gewölben Mathildes und Wilhelm des Eroberers an Plutarch und an „Emile" aufwuchs.

Es war ein Vorbeimarsch aller Unglücklichen, alle Gespenster des Mittelalters traten vor das Antlitz des Klerus, des allgemeinen Bedrückers. Die Juden kamen. Da sie in Toulouse jährlich einmal geohrfeigt und zwischen zwei Hunden aufgehangen wurden, so kamen sie und fragten bescheiden, ob sie Menschen wären. Sie, die Ahnherren des Christentums, die von ihren Söhnen so hart behandelt wurden, waren in gewissem Sinne auch die Ahnherren der französischen Revolution; die letztere mußte, als Reaktion des Rechtes, sich vor dem strengen Gesetz neigen, worin Moses den künftigen Triumph des Gerechten vorausgeahnt hat.

Ein anderes Opfer der religiösen Vorurteile, das arme Volk der Komödianten, wandte sich ebenfalls an sie. Barbarische Vorurteile! Waren nicht etwa die beiden ersten Männer Frankreichs und Englands, der Schöpfer des „Othello" und der Schöpfer des „Tartüff", Komödianten? Der große Mann, der für sie in der Nationalversammlung das Wort ergriff, Mirabeau, war ein erhabener Komödiant! „Gebärde! Gebärde! Gebärde!" das ist der ganze Redner, hat Demosthenes gesagt.

Die Versammlung entschied nichts für die Schauspieler, nichts für die Juden. Bei Gelegenheit der Debatte über die letzteren, öffnete sie den „Nichtkatholiken" den Zutritt zu den bürgerlichen Ämtern. Sie rief unsere unglücklichen Brüder, die Protestanten, aus dem Ausland zurück, die von den grausamen Direktoren Ludwigs XIV. verjagt worden waren; sie versprach ihnen die Rückgabe ihrer Güter, soweit man es vermöchte. So kehrten viele nach langjähriger Verbannung zurück, aber nur wenige fanden ihr Vermögen wieder[173]).

Doch etwas anderes fanden sie: die Gleichheit, die ehrenvollste Rehabilitation, ein der Gerechtigkeit wiedergewonnenes Frankreich, ein auferstandenes Frankreich, die ihrigen in den ersten Reihen der Versammlung, Rabaut und Barnave auf der Tribüne. Die Vergeltung war nur zu gerecht: diese beiden berühmten Protestanten waren Mitglieder des Kirchenausschusses, sie saßen zu Gericht über ihre früheren Richter, entschieden über das Schicksal derer, die ihre Väter verbannt, gerädert und verbrannt hatten. Aus Rache schlugen

---

[172]) In der Abbaye-aux-Dames in Caen. (Vergleiche die Biographien von Paul Delasalle, Louis Dubois usw.)

[173]) Machen wir gleichwohl einen Unterschied. Es gibt eine Emigration aus Haß, die das Ausland sucht, und die allzu entschuldbare Emigration aus Furcht.

sie vor, dem katholischen Klerus hundertdreiunddreißig Millionen zu bewilligen.

Rabaut Saint-Etienne war bekanntlich der Sohn des alten Doktors, des standhaften Apostels, des ruhmvollen Märtyrers der Cevennen, der fünfzig Jahre lang kein anderes Dach gekannt hatte als das Laub der Bäume und den Himmel, der verfolgt worden war wie ein Bandit, der die Winter im Schnee zugebracht hatte bei den Wölfen, ohne eine andere Waffe als seine Feder, mit der er seine Reden niederschrieb mitten in den Wäldern. Sein Sohn erlebte nach vieljähriger Arbeit am Werk der religiösen Freiheit das Glück, für ihre Annahme seine Stimme abzugeben. Er ist es auch, der die Einheit und Unteilbarkeit Frankreichs vorschlug und verkündigen ließ (9. August 1791). Ein edler Antrag, den zweifellos alle gestellt hätten, der aber aus dem Herzen unserer so lange und so grausam vom Vaterland geschiedenen Protestanten kommen mußte. Die Versammlung wählte Rabaut zum Präsidenten, und er hatte die übergroße Freude, an seinen achtzigjährigen Vater dieses Wort feierlicher Genugtuung und Ehrung für die Geächteten schreiben zu können: „Der Präsident der Nationalversammlung wirft sich Ihnen zu Füßen."

Neunzehntes Kapitel

Widerstände — Klerus — Parlamente — Provinzialstaaten

Der Klerus fordert zum Bürgerkrieg auf, 14. Oktober. — Begeisterung in den Städten der Bretagne. — Die Versammlung setzt die Zahl der Urwähler auf viereinhalb Millionen herab. — Die Versammlung beseitigt den Klerus als Körperschaft sowie die Parlamente, 3. November. — Widerstand der Gerichte. — Die verderbliche Rolle der Parlamente in der letzten Zeit. — Sie ließen nur noch Adlige zu. — Die Parlamente von Rouen und Metz widersetzen sich, November 1789.

Die Debatte über die Kirchengüter begann am 8. Oktober. Am 14. läutete der Klerus die Sturmglocke zum Bürgerkrieg.

Am 14. ein bretonischer Bischof. Am 24. der Klerus der Diözese Toulouse. Sturmglocke im Westen, Sturmglocke im Süden.

Man darf nicht vergessen, daß in eben diesem Monat Oktober die Prälaten und reichen Äbte in Belgien, die gleichfalls ihre Güter bedroht sahen, ein Heer sammelten und einen General ernannten. Brabant und Flandern pflanzten das Banner mit dem roten Kreuz auf. Die Kapuziner und andere Mönche rissen die Bauern mit fort, berauschten sie mit wilden Reden, mit rasenden Prozessionen, gaben ihnen den Degen in die Hand, den Dolch gegen den Kaiser.

Unsere Bauern waren weniger rasch geneigt, sich in Bewegung zu setzen. Sie haben im allgemeinen ein gesundes Urteil, viel klarer und nüchterner als die Belgier. Der alte fröhliche Fabelgeist Rabelais', der beim Klerus in geringer Gunst stand, ist in Frankreich niemals ganz tot gewesen. „Der Herr Pfarrer und seine Magd" ist ein unerschöpfliches Thema für lange Winterabende. Übrigens wurde der Pfarrer mehr aufgezogen als gehaßt. Die Bischöfe (sie waren damals alle adlig, Ludwig XVI. machte keine anderen) waren in der Mehrzahl sehr viel anstößiger. Sie begnügten sich nicht mit ihren Provinzgräfinnen, die im bischöflichen Palast die Honneurs machten, sondern suchten Abenteuer, stellten den Tänzerinnen in Paris nach. Diese Gräfinnen oder Marquisen, die meistens dem armen Adel angehörten, machten bisweilen ihrer Quasi-Ehe durch ein wirkliches Verdienst Ehre; manche regierten das Bistum, und besser, als es der Bischof getan hätte. Eine von ihnen machte in einer Diözese nicht weit von Paris die Wahlen von 1789 und bemühte sich eifrig, zwei ausgezeichnete Abgeordnete in die Nationalversammlung zu bringen.

Eine so weltliche Bischofswürde, der plötzlich die Religion ins Gedächtnis geriet, als man seinen Gütern zu nahe kam, hatte große Arbeit, den alten Fanatismus auf dem Lande wieder aufzuwecken. Selbst in der Bretagne, wo der Bauer es immer mit den Priestern hält, war es eine Unklugheit, daß der Bischof von Tréguier am 14. Oktober den Bürgerkrieg verkündete; er schoß zu früh und fehlte. In seinem aufreizenden Hirtenbrief schrieb er, der König sei gefangen, die Religion gestürzt, die Priester würden nur mehr „die bezahlten Handlanger der Briganten" sein — der Briganten, das heißt der Nation, der Nationalversammlung.

Um diese Dinge am 14. auszusprechen, mußte man bereit sein, am 15. den Bürgerkrieg zu beginnen. Tatsächlich glaubten ein paar junge Brauseköpfe vom Adel, die Bauern an sich ziehen zu können. Aber wenn auch der bretonische Bauer, einmal unterwegs, noch so unerschütterlich ist und nicht zum Weichen gebracht werden kann, so setzt er sich doch nur langsam in Bewegung; er hatte Mühe, zu begreifen, daß die Frage der Kirchengüter, so schwer sie ohne Zweifel war, die ganze Religion ausmachte. Während der Bauer den Fall überlegte und hin und her erwog, überlegten die Städte nicht, sondern handelten, handelten, ohne jemanden zu fragen, mit wirksamem Nachdruck. Alle Gemeinden des Kirchsprengels Tréguier kamen schleunigst in Tréguier zusammen, leiteten unverzüglich gegen den Bischof und die adligen Werber ein Verfahren ein, verhörten sie und vernahmen Zeugen gegen sie. Man schüchterte sie so ein, daß der Prälat und

die anderen alles leugneten und versicherten, sie hätten nichts gesagt und nichts getan, um das Land aufzuwiegeln. Die Gemeinden sandten alle Akten des begonnenen Prozesses an die Nationalversammlung und an den Justizminister; aber ohne das Urteil abzuwarten, verkündeten sie schon einen vorläufigen Spruch: „Verräter an den Gemeinden sei jeder, der für die Adligen Werbungen vornehme, — und die Adligen selbst seien des Schutzes der Nation unwürdig, wenn sie einen Rang in der Nationalgarde zu erschleichen suchten“ [174]).

Der Hirtenbrief datierte vom 14., und diese gewaltsame Repressalie fand (spätestens) am 18. statt. In derselben Woche wurde das Schwert gezogen. Brest hatte Korn gekauft, um sich zu verproviantieren, man bestach die Bauern und bewog sie, die Kornwagen und die Abgesandten von Brest in Lannion festzuhalten; die letzteren schwebten in Lebensgefahr und wurden gezwungen, einen schimpflichen Verzicht zu unterschreiben. Augenblicklich brach von Brest und von allen anderen Städten zugleich eine Armee auf. Die zu weit entfernt waren, wie Quimper, Lorient, Hennebon, boten Geld und Unterstützung an. Brest, Morlaix, Landernau und mehrere andere marschierten völlig geschlossen; unterwegs stießen alle Gemeinden bewaffnet zu ihnen, man war gezwungen, manche wieder nach Hause zu schicken. Es war ein Wunder, daß es nicht zu Ausschreitungen kam. Der furchtbare Sturm, der das Land weithin durchbrauste, kam auf der Lannion beherrschenden Höhe zum Stillstand. Die heroische Kraft der Bretagne trat nie so deutlich hervor: sie blieb fest gegen sich selbst. Man begnügte sich damit, das gekaufte Getreide wieder an sich zu nehmen und die Schuldigen den Richtern, das heißt ihren Freunden, zu übergeben.

Was damals den Sieg über die Privilegierten so leicht machte, war, daß sie miteinander uneins waren. Viele wandten sich gleich zu Anfang an die offene Gewalt; die Mehrzahl aber hielt es nicht für unwahrscheinlich, auf gesetzmäßigem Wege, durch das alte, vielleicht auch durch das neue Recht, zum Ziele zu kommen.

Die Parlamente taten noch nichts. Sie waren in Ferien. Sie warteten darauf, bei ihrer Wiedereröffnung im November handeln zu können.

Die Majorität des Adels und des hohen Klerus tat noch nichts. Sie hatten eine Hoffnung. Als Eigentümer des größten Teiles des Grund und Bodens waren sie die Herren auf dem Lande und hielten eine ganze Welt von Dienern und Schutzbefohlenen aller Art in ihrer

[174]) Bailly, Bd. III, S. 209. Duchatellier ist hier ungenügend.

Abhängigkeit. Als diese Landleute im Frühjahr 1789 aufgefordert wurden, bei Neckers allgemeinen Wahlen ihre Stimme abzugeben, hatten sie in der Regel gut gestimmt, weil ihre Schutzherren meistens eitel darauf waren, an dem Zustandekommen der Generalstaaten, die sie wenig ernsthaft nahmen, mitzuwirken.

Aber Jahrhunderte waren in einem Jahre dahingegangen. Heute, Ende 1789, würden dieselben Herren sicher verzweifelte Anstrengungen machen, um das Land zur Abstimmung gegen die Revolution zu bewegen; sie würden den Pächter wählen lassen zwischen seinem Patriotismus (der noch sehr jung war) und seinem täglichen Brot; sie würden die von ihnen abhängigen, vor ihnen zitternden Landleute truppweise zur Wahlurne schleppen und die Stimmenabgabe mit dem Stock beaufsichtigen.

Doch werden sich die Dinge sofort ändern, wenn der Bauer den Erwerb der Kirchengüter und Staatsdomänen winken sieht, wenn die Versammlung durch deren Verkauf eine Menge Eigentümer und freie Wähler geschaffen hat.

Für den Augenblick geschieht nichts dergleichen. Das Land ist immer noch der Wahlhörigkeit unterworfen. Wäre das allgemeine Stimmrecht Neckers von der Versammlung angenommen worden, so wäre der Sieg des ancien régime die unstreitige Folge gewesen.

Die Versammlung beschloß am 22. Oktober, keiner dürfe wählen, wenn er nicht als Eigentümer oder Vermieter den Wert von drei Arbeitstagen (das heißt höchstens drei Franken) an direkten Steuern bezahle.

Diese wenigen Zeilen entrissen den Händen der Aristokratie eine Million ländlicher Wähler.

Von fünf oder sechs Millionen Wähler, die das allgemeine Wahlrecht ergab, blieben nur noch vier Millionen vierhunderttausend[175]) (Eigentümer oder Vermieter).

Die Freunde des Ideals, Grégoire, Duport, Robespierre, warfen unnützerweise ein, die Menschen seien alle gleich, also müßten alle, entsprechend dem natürlichen Recht, ihre Stimme abgeben dürfen. Zwei Tage vorher hatte der Royalist Montlosier ebenfalls bewiesen, die Menschen wären gleich.

In der herrschenden Krisis war nichts sinnloser und verderblicher, als diese These des Naturrechts. Diese Schwärmer führten im Namen der Gleichheit eine Million Wähler den Feinden der Gleichheit zu.

Der Ruhm dieser wahrhaft revolutionären Maßregel gebührt

[175]) Diese Zahl ist wenigstens für 1791 festgestellt. Ich werde auf diesen wichtigen Punkt zurückkommen.

Thouret, dem berühmten Juristen aus der Normandie, einem Sieyès der Praxis, der die Versammlung zu den großen Taten drängte, oder sie ihr wenigstens leicht machte, die damals geschahen. Ohne viel Wesens, ohne großen Aufwand an Worten, zerschnitt er mit seiner Logik die Knoten, in die sich die stärksten, die Sieyès und Mirabeau, zu verstricken schienen.

Er allein machte der Unterredung über die Güter des Klerus ein Ende, indem er sie von dem niedrigen Niveau des Zankes kühn in das Licht des philosophischen Rechts hinaufrückte. Seine ganze Beweisführung, im Oktober und im Dezember, lief auf ein tiefes Wort hinaus: „Wie solltet ihr etwas besitzen," sagte er zum geistlichen Stand, „ihr existiert nicht."

Ihr existiert nicht als Körperschaft. Die moralischen Körperschaften, die der Staat schafft, sind keine Körperschaften im eigentlichen Sinne, keine lebendigen Wesen. Sie haben eine moralische, ideale Existenz, die ihnen der Wille des Staates, ihres Schöpfers, verleiht. Der Staat machte sie und erhält sie am Leben. Sind sie nützlich, so unterstützt er sie; sind sie schädlich, so entzieht er ihnen seine Hilfe, die ihr ganzes Leben und ihr Recht zu sein ausmacht.

Darauf entgegnete Maury: „Nein, der Staat schuf uns durchaus nicht, wir existierten ohne den Staat." Das hieß nichts anderes als: wir sind ein Staat im Staate, ein Prinzip, das mit einem anderen Prinzip rivalisiert, ein Kampf, ein organisierter Krieg, die permanente Zwietracht im Namen der Barmherzigkeit und der Eintracht.

Am 3. November beschloß die Versammlung, die Güter des Klerus seien zur Verfügung der Nation. Im Dezember geht ihr Beschluß, dessen Wortlaut von Thouret herrührt, dahin: Der Klerus hat aufgehört, ein Stand zu sein; er existiert nicht mehr (als Körperschaft).

Der 3. November ist ein großer Tag. Er beseitigt die Parlamente und auch bereits die Provinzialstaaten.

Am gleichen Tage erstattet Thouret Bericht über die Neueinteilung in Departements, über die Notwendigkeit, die Provinzen zu reorganisieren, mit diesen falschen, übelwollenden und widersetzlichen Nationalitäten aufzuräumen, um eine wahrhafte Nation im Geiste der Einheit zu begründen.

Wer hatte ein Interesse daran, die alten Landesgrenzen beizubehalten, diese gehässigen Streitigkeiten, für den Fortbestand der Gascogne, der Provence, der Bretagne einzutreten und die Franzosen zu hindern, ein Frankreich zu werden? Die, die in den Provinzen herrschten, die Parlamente, die Provinzialstaaten, diese falschen Abbilder der Freiheit, die schon so lange einen Schatten von ihr

geboten, einen Köder aus ihr gemacht und sie gehindert hatten, ins Leben zu treten.

Nun, am 3. November, im gleichen Augenblick, als sie den ersten Streich gegen die Provinzialstaaten führt, entläßt die Versammlung die Parlamente in Ferien auf unbestimmte Zeit. Lameth stellte den Antrag. Thouret redigierte den Beschluß. „Wir haben sie lebendig begraben," sagte Lameth beim Hinausgehen.

Die ganze alte Rechtspflege hatte zur Genüge dargetan, was die Revolution von ihr zu erwarten hatte. Die Tribunale im Elsaß, im Beaujolais, in Korsika, die Profoßgerichte in der Champagne und der Provence übten eine feine Unterscheidung zwischen Gesetzen und Gesetzen; sie kannten vollkommen die, die dem König günstig waren, die anderen kannten sie nicht. Noch am 27. Oktober urteilten die vom Parlament in Aix nach Marseille entsandten Richter in den alten Formen, im Geheimverfahren und mit dem ganzen alten, barbarischen Zubehör, ohne sich an das gegenteilige Dekret, das am 4. Oktober bestätigt worden war, zu kehren. Das Parlament von Besançon weigerte sich offen, irgendein Dekret der Versammlung in seine Gesetzessammlung aufzunehmen.

Die letztere brauchte nur ein Wort zu sagen, um diesen Trotz zu brechen. Schon kam es zu Zusammenrottungen um die rebellischen Tribunale. „Gegen die Staaten und Parlamente," meinte Robespierre, „braucht ihr nicht vorzugehen, das werden die Gemeinden schon selbst besorgen."

Am 5. November erhob die Versammlung den Arm zum Streich: „Die Tribunale, die nicht innerhalb drei Tagen die Gesetze eintragen, werden als pflichtvergessen verfolgt werden."

Diese Kollegien hatten unter der dahinsinkenden, schwachen Regierung eine bedeutende Widerstandskraft gehabt, die gleichzeitig gesetzlich und aufrührerisch war. Die sonderbare Mischung von Befugnissen, die sie in sich vereinigten, gab ihnen große Hilfsmittel an die Hand. — Ihre souveräne, absolute, erbliche Rechtsprechung, die niemals etwas vergaß, war von allen gefürchtet; die Minister, die großen Herren, wagten es niemals, die Richter zum äußersten zu treiben, denn die letzteren dachten in fünfzig Jahren vielleicht daran, wenn es einen Prozeß zu entscheiden galt, der die Familie jener ruinieren konnte. — Ihre Weigerung, ein Gesetz einzutragen, die ihnen eine Art Veto gegen den König gab, hatte zum mindesten die Wirkung eines Signals zum Aufstand und konnte indirekt dem Aufruhr einen gesetzlichen Anstrich geben. — Ihre widerrechtliche Aneignung der Verwaltungskontrolle, die Überwachung der öffentlichen Verpflegung, in die sie sich einmischten,

bot ihnen tausend Gelegenheiten, der Regierung mit furchtbaren Anklagen zu drohen. — Schließlich war ein Teil der Polizei in ihren Händen, d. h. sie hatten die Aufgabe, die Unruhen, die sie auf der einen Seite geschürt hatten, auf der anderen zu unterdrücken.

War denn diese so gefährliche Macht wenigstens in sicheren und vertrauenswürdigen Händen? Im 18. Jahrhundert waren die Parlamentsmitglieder durch ihre Beziehungen zum Adel völlig korrumpiert. Selbst die Jansenisten unter ihnen, die Feinde des Hofes, die Frömmler, Puritaner und Aufwiegler, waren bei all ihrem ungezähmten Eigendünkel nicht weniger geschmeichelt, den Herzog oder Prinzen so und so in ihrem Vorzimmer zu sehen. Die großen Herren, die sich heimlich über sie lustig machten, schmeichelten ihnen, erwiesen ihnen Artigkeiten, sprachen entblößten Hauptes mit ihnen, um ihre ungerechten Prozesse zu gewinnen, besonders um sich ungestraft die Gemeindeländereien aneignen zu können. Die Kriecherei, zu der sich die Leute vom Hofe diesen großen Perücken gegenüber verstanden, hatte keine Folgen. Sie selbst lachten darüber; bisweilen geruhten sie, die Töchter, die Vermögen jener zu heiraten, um sich zu erholen. Die jungen Parlamentsmitglieder, denen diese Gevatterwirtschaft, diese Verbindungen mit der vornehmen Welt allzusehr schmeichelten, versuchten jene nachzuäffen, liebenswürdige Taugenichtse zu sein wie sie, und da sie ungeschickte Kopisten waren, überboten sie bald ihre Meister. Sie legten ihre rote Robe ab, verließen ihre Fleurs de lis (höheres Richteramt), um intime Häuser zu besuchen und noch intimere Soupers abzuhalten, um Komödie zu spielen.

In der letzten Zeit hatten die Parlamente durch besondere Beschlüsse, die zwar nicht verkündet, aber zugegeben und treulich befolgt wurden, dafür gesorgt, daß nur Adlige und Geadelte in ihrer Mitte zugelassen wurden.

Seitdem nahm die Tüchtigkeit kläglich ab. Das Rechtsstudium, das in den Schulen[176]) ungenügend und bei den Advokaten lässig betrieben wurde, hörte bei den Justizbehörden, bei denen, die das Recht auf Leben und Tod anwandten, ganz auf. Die Kollegien legten geringen Wert darauf, daß man den Nachweis seiner Kenntnisse brachte, wenn man nur seinen Adel nachwies.

Seitdem wurde auch die Haltung immer zweideutiger. Diese ad-

[176]) Der ehrwürdige Berryat Saint-Prix hat mir oft sonderbare Dinge darüber berichtet. Die Tribunale trugen von Tag zu Tag mehr den Charakter der Ignoranz und der Routine. Über ihre systematische Opposition gegen die Versuche d'Aguesseaus, ein einheitliches Recht zu begründen, vergleiche die schöne „Histoire du droit français" von La Ferrière.

ligen Behörden schwanken zwischen Fort- und Rückschritt beständig hin und her. Sie agitieren für die Freiheit: Turgot kommt, und sie stürzen ihn. Sie rufen nach den Generalstaaten: als man sie ihnen gibt, schlagen sie vor, man solle diese den alten, ohnmächtigen Staaten nachbilden und sie so lahm legen.

Da war es aus mit ihnen selbst.

Als die Versammlung die Ferien auf unbestimmte Zeit beschloß, waren sie kaum auf diesen Schlag gefaßt. Das Parlament von Paris wollte offenen Widerstand leisten[177]). Der Großsiegelbewahrer, Erzbischof von Bordeaux, bat es dringend, nichts zu unternehmen. Der November würde sonst eine Wiederholung der großen Oktoberbewegung erleben. Da trug es die Gesetze ein und machte — ein wenig spät — das Anerbieten, kostenlos Recht zu sprechen.

Das Parlament von Rouen nahm die Gesetze auf; aber vorsichtigerweise schrieb es heimlich an den König, dies sei nur eine provisorische Maßregel und geschehe aus Unterwürfigkeit gegen ihn. Das in Metz gab dieselbe Erklärung öffentlich und freimütig ab, während alle Kammern versammelt waren, und begründete den Akt frech mit der „Unfreiheit" des Königs. Sie hatten es leicht, tapfer zu sein unter dem Schutz der Kanonen Bouillés.

Der Großsiegelbewahrer, der behutsame Bischof, war in großer Angst. Er zeigte dem König die Gefahr: die Versammlung würde den Hieb zurückgeben, in Aufregung geraten, das Volk aufhetzen. Das Mittel zur Rettung der Parlamente ist, daß der König sich beeilt, selbst von ihnen abzurücken. Dann wird er später um so leichter vermitteln und Fürsprache einlegen können. Tatsächlich verklagten bereits die Städte Rouen und Metz ihre Parlamente und forderten deren Bestrafung. Diese hochmütigen Körperschaften sahen sich verlassen und die ganze Bevölkerung gegen sich. Da widerriefen sie. Metz bat selbst für die Schuldigen, und die Versammlung verzieh (25. November 1789).

---

[177]) Vergleiche die „Annales", Bd. II, S. 49 des Parlamentsmitgliedes Sallier.

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 2

DAS ZWEITE JAHR DER REVOLUTION
(1790)



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Zwanzigstes Kapitel

Widerstände
Parlamente — Die Verbrüderungsbewegung

Arbeiten zur Organisation der Rechtspflege. — Das Parlament der Bretagne auf der Anklagebank, 8. Januar 1790. — Verurteilung der Parlamente von Bretagne und Bordeaux, Januar und März. — Beginn der Verbrüderungen: Anjou, Bretagne, Dauphiné, Franche-Comté, Rhône, Bourgogne, Languedoc, Provence usw. — Der Krieg gegen die Schlösser erstickt; die Städte schützen die Adligen, ihre Feinde; Februar 1790.

Den hartnäckigsten Widerstand leistete das Parlament der Bretagne. Dreimal verweigerte es die Eintragung der Gesetze, und es glaubte sich imstande, diese Weigerung aufrecht zu erhalten. Zunächst hatte es den Adel auf seiner Seite, der sich in Saint-Malo versammelte, und die zahlreichen treuen Diener der Adligen, ferner seine eigenen Leute, seine Klientschaft in den Städten, seine Freunde in den Zünften und Innungen; hinzu kam, daß man in der Masse von Arbeitslosen und auf den Straßen vagabundierenden Hungrigen leicht Werbungen vornehmen konnte. Die Städte sahen, wie die Parlamentsmitglieder an der Arbeit waren und den Bürgerkrieg vorbereiteten. Da das offene Land in ihrer Umgebung sich feindlich oder zweideutig verhielt, so konnten sie ausgehungert werden. So zerschnitten sie den Knoten, der sich nicht entwirren wollte. Rennes und Nantes, Vannes und Saint-Malo sandten der Versammlung vernichtende Anklagen, in denen sie jede Beziehung mit den Verrätern abschworen. Ohne das Ergebnis abzuwarten, drang die Nationalgarde von Rennes ins Schloß und sicherte sich die Kanonen (18. Dezember 1789).

Die Nationalversammlung ergriff zwei Maßregeln. Sie ließ dem Parlament der Bretagne entbieten, es habe vor ihr zu erscheinen. Sie gab der Eingabe von Rennes, die um die Errichtung anderer Tribunale bat, statt. Sie begann mit der schönen Arbeit, eine dieses Namens würdige Rechtspflege zu organisieren, die weder bezahlt, noch käuflich, noch erblich wäre, sondern aus dem Volke hervorgegangen für das Volk da sei. Die erste Tat einer solchen Organisation war natürlich die Abschaffung der Parlamente (22. Dezember 1789).

Der Berichterstatter Thouret bewies schlagend die seither allzu sehr vergessene Wahrheit, daß eine Revolution, die von Dauer sein

will, ihren Feinden vor allem das Schwert der Gerechtigkeit nehmen muß.

Es ist ein merkwürdiger Widerspruch, dem System, das man stürzt, zu erklären: „Dein Prinzip widerstreitet mir, ich entferne es aus den Gesetzen und aus der Regierung; aber in allen eigenen Angelegenheiten kannst du es gegen mich anwenden.“ Wie kann man die bescheidene, blinde, aber furchtbare Allmacht der richterlichen Gewalt, ihre unwiderstehliche Anziehungskraft so verkennen? Jede andere Gewalt bedarf ihrer, sie jedoch kann die anderen entbehren. Gebt mir die richterliche Gewalt, dann hütet wohl eure Gesetze und Verordnungen, diese ganze papierene Welt; ich mache mich anheischig, das euren Gesetzen widersprechendste System zum Triumph zu bringen.

Es war hohe Zeit für die alten Parlamentstyrannen, der Nation zu Füßen zu fallen (8. Januar). Wenn sie nicht von selbst gekommen wären, dann hätte die Bretagne ein Heer ausgehoben, eigens um sie hinzuschleppen. Sie traten anmaßend auf und mit schlecht verhehlter Verachtung gegen diese Versammlung von Advokaten, die sie durchaus nicht anders betrachteten als in den Tagen, da sie von oben herab den Advokatentisch mit ihren gewichtigen Reden abtaten. Doch jetzt waren ihre Rollen ausgetauscht. Und schließlich, was wollten die Personen besagen? Sie hatten sich vor der Vernunft zu verantworten, vor den Prinzipien, die zum erstenmal aufgestellt waren.

Ihr Dünkel schwand mit einem Male, und sie waren wie an den Boden festgenagelt, als folgende Worte aus der Advokatenversammlung zu ihnen drangen: „Man sagt, daß die Bretagne nicht vertreten ist, dabei hat sie in dieser Versammlung sechsunddreißig Vertreter. Nicht in den alten Pergamenten, in denen List und Gewalt vereint Mittel gefunden haben, das Volk zu bedrücken, darf man die Rechte der Nation suchen, vielmehr in der Vernunft, deren Rechte alt sind wie die Zeit und heilig wie die Natur.“

Der Präsident des Parlaments der Bretagne hatte nicht etwa das beklagte Parlament verteidigt. Er verteidigte die Bretagne, die nicht verteidigt sein wollte und es auch nicht brauchte. Er zitierte die Klauseln der Ehe Annas von Bretagne, eine Ehe, die nichts als eine künstliche, von oben geregelte Scheidung zwischen Bretagne und Frankreich war. Er plädierte für diese Scheidung, als wäre sie ein auf ewig bestehendes Recht. Eine gehässige, aufrührerische Verteidigung, die sich nicht an die Versammlung wandte, sondern an den provinziellen Eigendünkel, eine laute Aufreizung zum Bürgerkriege.

Hatte die Bretagne eine Verminderung ihres Ansehens zu befürchten, wenn sie Frankreich wurde? Konnte die bestehende Tren-

nung ewig dauern? Mußte nicht früh oder spät eine wahrhaftigere Ehe geschlossen werden? Die Bretagne hat genug dabei gewonnen, daß sie an dem Ruhme eines solchen Reiches teilhaben konnte. Und sicher hat dieses Reich auch gewonnen, das werden wir niemals leugnen, als es das arme, aber ruhmreiche Land sich verband, seine granitene Verlobte, die Mutter hochgemuter Herzen und tapferer Streiter.

So suchte die allzu unzulängliche Verteidigung der Parlamente einen Ausweg in der Verteidigung der Provinzen, der Provinzialstaaten. Aber diese Staaten waren in gewissem Sinne noch schwächer. Die Parlamente waren wohlgeordnete Körperschaften, die Staaten waren nichts anderes als willkürliche und barbarische Einrichtungen. Das beste, was man zu ihren Gunsten sagen konnte, war, daß einige unter ihnen, die von Languedoc z. B., die Ungerechtigkeit klug und vorsichtig gehandhabt hatten. Andere, wie die der Dauphiné unter Mouniers geschickter Leitung, hatten am Vorabend der Revolution eine edle Initiative ergriffen.

Derselbe Mounier, der jetzt flüchtig war und sich der Reaktion zuwandte, hatte seinen Einfluß auf die Dauphiné mißbraucht, um die bevorstehende Einberufung der Staaten ankündigen zu lassen, „wo man prüfen würde, ob der König tatsächlich frei wäre“. In Toulouse hatten ein- oder zweihundert Adlige und Parlamentsmitglieder den Versuch gemacht, sich als Staaten zu gebärden. Die von Cambrésis, eine winzige Versammlung eines winzigen Landes, die sich Staaten nannten, hatten das Privileg beansprucht, nicht Frankreich zu sein, und wie die der Bretagne erklärt: „Wir sind eine Nation.“

Diese falschen und treulosen Vertretungen der Provinzen kamen nun und sprachen frech in deren Namen. Doch wurden sie augenblicklich energisch widerrufen. Eine nach der anderen erschienen die Gemeinden, die, zu neuem Leben erweckt, kraftvoll und energisch waren, vor der Nationalversammlung und entgegneten jenen Staaten, jenen Parlamenten: „Sprecht nicht im Namen des Volkes; das Volk kennt euch nicht; ihr vertretet nur euch selbst, die Käuflichkeit, die Erblichkeit, das altfränkische Privileg.“

Die Gemeinde, ein wirklicher, lebendiger Körper (man merkt es an seinen wuchtigen Hieben), gab jenen alten, künstlichen Körpern, jenen barbarischen Ruinen der Vorzeit eine Antwort, jener entsprechend, die der geistliche Stand erhalten hatte: „Ihr existiert nicht.“

Das Mitleid der Versammlung wurde rege. Sie begnügte sich, die aus der Bretagne als unfähig zu erklären, das zu tun, was jene zu tun sich weigerten, und ihnen jede Amtshandlung zu untersagen,

bis sie ein Gesuch eingereicht hätten, den Eid leisten zu dürfen (11. Januar).

Dieselbe Nachsicht bewies sie zwei Monate später gegen das Parlament von Bordeaux, das die Unruhen im Süden benutzt, sich zu einer Art Requisitorium gegen die Revolution verstiegen und in einem öffentlichen Akt, worin die Versammlung unverschämterweise „die Abgeordneten der Amtsbezirke“ genannt wurde, erklärt hatte, jene habe nur Unheil angerichtet.

Die Versammlung brauchte nicht streng zu sein. Das Verfahren des Volkes genügte. Die Bretagne hielt das Parlament der Bretagne in Schach. Und das von Bordeaux wurde von der Stadt Bordeaux selbst bei der Versammlung verklagt; um die Anklage zu begründen, sandte die Stadt eigens den jungen, feurigen Fonfrède (4. März).

Diese Widerstände wurden völlig bedeutungslos gegenüber der ungeheuren Volksbewegung, die allenthalben begann. Niemals seit den Kreuzzügen gab es eine derartige Erschütterung der Massen, so allgemein und so tiefgehend. Begeisterte Bruderliebe im Jahre 1790, bald Kriegsbegeisterung.

Wo beginnt diese Begeisterung? Überall. Kein deutlich abgegrenzter Ursprung kann für diese spontanen Handlungen nachgewiesen werden.

Im Sommer 1789, unter dem „Räuberschrecken“, war die Bevölkerung nur ein unzusammenhängendes Etwas, und selbst die kleinen Flecken erschraken über ihre Isolierung: da vereinigten sich Flecken und Flecken, Dörfer und Dörfer, selbst Stadt und Land. Bündnis, gegenseitige Hilfe, brüderliche Freundschaft, Brüderlichkeit, das ist der Gedanke und der Name dieser Verträge. — Wenige noch, sehr wenige werden aufgeschrieben.

Die Idee der Verbrüderung ist zunächst noch wenig umfassend. Sie bezieht sich nur auf Nachbarn untereinander, höchstens auf die Provinz. Der große Bund von Bretagne und Anjou hat noch diesen provinzialen Charakter. Am 26. November wurde die Gründung beschlossen, und im Januar vollzog sie sich. Im Mittelpunkt der Halbinsel, fern von den großen Straßen, in der abgelegenen kleinen Stadt Pontivy, versammelten sich die Vertreter von hundertfünfzigtausend Mitgliedern der Nationalgarde. Die Reiter allein trugen eine vollständige Uniform, rote Schnürbrust mit schwarzen Aufschlägen; alle anderen unterschieden sich nur durch rosafarbene, amarantene und gelbe Aufschläge usw. und erinnerten selbst in ihrer Vereinigung daran, wie verschieden die Städte waren, die sie entsandten. In ihrem Bündnisvertrag, worin sie alle Gemeinden des Königreichs zum Beitritt aufforderten, beharren sie gleichwohl darauf, immer als

Vereinigung von Bretagne und Anjou zu gelten, „wie auch die neue, aus Verwaltungsrücksichten erfolgende Einteilung in Departements sich gestalten möge“. Sie richten eine regelmäßige Korrespondenz zwischen ihren Städten ein. Bei der allgemeinen Unordnung, bei der Ungewißheit, die noch über den Erfolg der Neuregelung herrscht, kommen sie überein, wenigstens für sich immer wohl organisiert zu bleiben.

In den weniger abgesonderten Gegenden, an den Kreuzungen der großen Straßen und besonders an den Flüssen, wird der brüderliche Pakt großzügiger. Die Flüsse, die unter dem ancien régime infolge der zahllosen Schiffahrts- und Binnenzölle nur Grenzen, Hindernisse, Hemmungen waren, werden jetzt, unter der Herrschaft der Freiheit, die vornehmsten Verkehrswege, bringen die Menschen in Ideen und Gefühlen nicht weniger als im Handel einander nahe.

In der Nähe der Rhône, zwei Meilen von Valence, im kleinen Marktflecken Étoile, wird zum erstenmal die Provinz abgeschworen; vierzehn ländliche Gemeinden schließen unter sich einen Bund und weihen sich der großen französischen Einheit (29. November 1789). Das war die schöne Antwort der Bauern auf den Appell der Politiker — der Mounier — an den provinzialen Eigendünkel, an den Geist der Zwietracht, auf ihren Versuch, die Dauphiné gegen Frankreich zu bewaffnen.

An diesem Bund, der in Montélimart erneuert wird, ist nicht die Dauphiné allein beteiligt, sondern mehrere Provinzen auf beiden Ufern, Dauphiné und Vivarais, Provence und Languedoc. Diesmal sind sie alle Franzosen. — Grenoble beschickt ihn aus eigenem Antriebe, seiner Stadtverwaltung und den Politikern zum Trotz; es macht sich nichts mehr aus seiner Rolle als Hauptstadt, es zieht vor, Frankreich zu sein. — Alle zusammen wiederholen sie den heiligen Eid, den die Bauern schon im November geleistet haben: „Keine Provinz mehr! Das Vaterland!“ Und sie wollen sich gegenseitig helfen, mit Nahrung versorgen, sich von Hand zu Hand das Getreide zusenden auf der Rhône (13. Dezember).

Heiliger Fluß, an dem sich so viele Völker, Rassen und Sprachen begegnen, und der Eile zu haben scheint, Produkte, Gefühle und Gedanken auszutauschen; er ist in seinem vielfältig gewundenen Lauf der allgemeine Mittler, der verbindende Genius, die treibende Macht der Verbrüderung des Südens. An dem freundlichen, lachenden Punkte, wo er mit der Saône Hochzeit hält, hatten unter Augustus sechzig Stämme der Gallier ihren gemeinsamen Altar errichtet. Und an seiner düstersten Stelle, an dem ernsten, tiefen Paß, den die kupfernen Berge der Ardèche beherrschen, im römischen Valencia,

wurde am 31. Januar 1790 das erste unserer großen Bundesfeste gefeiert. Zehntausend bewaffnete Männer waren anwesend, die mehrere hunderttausend vertreten sollten. Dreißigtausend Zuschauer nahmen teil. Inmitten dieser unwandelbaren antiken Welt und der unwandelbaren Berge, angesichts des grandiosen Stromes, der immer wechselnd immer derselbe bleibt, vollzog sich der feierliche Eid. Die zehntausend, ein Knie gebeugt, die dreißigtausend auf beiden Knien, beschworen alle zusammen die heilige Einheit Frankreichs.

Alles war groß, der Ort und der Augenblick; und, was selten vorkommt, die Worte waren es nicht minder. Die Weisheit der Dauphiné und die Strenge des Vivarais belebte ein sanfter Hauch aus Languedoc und Provence. Im Beginn einer langen Kette von Opfern, die man deutlich ahnte, im Augenblick, der das große, schwere Werk begann, ermahnten diese ausgezeichneten Bürger einander, die Freiheit auf der einzig festen Basis zu gründen, „der Tugend“, auf die Eigenschaften, die die Hingabe leicht machen, „die Einfachheit, die Mäßigkeit, die Reinheit des Herzens“!

Ich möchte wohl wissen, was auf der anderen Seite der Rhône, beinahe gegenüber, in Voute, die hunderttausend bewaffneten Bauern sagten, die dort den Bund des Vivarais schlossen. Es war noch Februar, eine rauhe Zeit in diesen kalten Gebirgen; weder die Jahreszeit, noch das Elend, noch die schauerlichen Wege hinderten diese armen Leute, zum Treffpunkt zu eilen. Gießbäche, Glatteis, Abgründe, Schneeschmelzen, nichts konnte sie aufhalten. Eine ganz neue Wärme erfüllte die Luft, ein vorzeitiger Frühling gärte in ihren Herzen; zum erstenmal Bürger, zogen sie beim nie gehörten Namen der Freiheit aus ihren eisstarrenden Klüften, und wie die Heiligen drei Könige und die Hirten auf dem Felde sahen sie ein Leuchten vom Himmel mitten in der Nacht und folgten, ohne sich zu verirren, durch den Winternebel dem Frühlingsglanz und dem Stern Frankreichs. —

Lange schon hatten sich die vierzehn Städte der Franche-Comté, die von den Schlössern nicht minder beunruhigt wurden als von den Räubern, welche die Schlösser stürmten und anzündeten, in Besançon vereinigt und sich Beistand versprochen.

So ertönt allmählich, über alles Getümmel hinweg, über alle Angst und Gefahr, und von den gewaltigen Chören wiederholt, deren jeder ein großes Volk ist, das machtvolle, herrliche Wort, milde zugleich und furchtbar, das alles in sich fassen und alles zum friedlichen Ende bringen wird, das Wort: Brüderlichkeit.

Und wenn sich die Verbände gebildet haben, schließen sie sich an andere Verbände an, wie bei den großen Farandolen des Südens

jede neue Gruppe von Tänzern einer anderen die Hand reicht und derselbe Reigen ganze Bevölkerungen mit fortreißt.

Hier beweist Burgund sein großes Herz, indem es zwiefach die Initiative ergreift.

Mitten im härtesten Winter, während der Mangel an Lebensmitteln allgemein ist, fordert Dijon alle Gemeinden Burgunds auf, dem ausgehungerten Lyon Hilfe zu bringen [178]).

Da alle ihre Selbstsucht fahren ließen, alle nur das Wohl aller erstrebten, alle die anderen ernähren wollten, so begann der Verkehr mit Lebensmitteln sich frei zu entfalten, die Vorräte häuften sich wieder, es war, als ob durch ein Wunder der Brüderlichkeit mitten im Winter eine neue Ernte gewachsen sei.

In alldem war keine Spur von dem Geist der Ausschließung, der lokalen Absonderung, den man später mit dem Namen Föderalismus bezeichnete. Hier bestand ganz im Gegenteil eine Verschwörung für die Einheit Frankreichs. Diese Bündnisse der Provinzen zielen alle auf den Mittelpunkt, alle berufen sich auf die Nationalversammlung, schließen sich ihr an, ordnen sich ihr, das heißt der Einheit unter. Alle zollen Paris ihren Dank für seinen brüderlichen Aufruf. Hier bittet eine Stadt die Hauptstadt um Hilfe. Eine andere will in ihre Nationalgarde aufgenommen werden. Clermont hatte ihr im November eine allgemeine Vereinigung der Gemeinden vorgeschlagen. Um diese Zeit schien bei der drohenden Haltung der Staaten, der Parlamente, des Klerus, bei der Unsicherheit des offenen Landes, tatsächlich Frankreichs ganzes Heil auf einem engen Bündnis der Städte zu beruhen. Gott sei Dank lösten die großen Bündnisse die Schwierigkeit besser. Sie umfaßten außer den Städten einen ungeheuren Teil der Landbevölkerung. Wir haben es bei der Dauphiné, dem Vivarais und dem Languedoc gesehen.

In der Bretagne, in Quercy, Rouergue, Limousin und Périgord war das offene Land weniger friedfertig; dort kam es im Februar zu Ruhestörungen und Gewalttätigkeiten. Die Bettler, die bis dahin mit Mühe von den Stadtverwaltungen ernährt worden waren, streiften allmählich wieder im Lande umher. Die Bauern begannen wieder, die Schlösser zu stürmen, die Feudalakten zu verbrennen und gewaltsam die Erklärungen vom 4. August, die Versprechen der Versammlung durchzusetzen. Während die letztere darüber brütet, herrscht der Schrecken im Lande. Die Adligen verlassen ihre Schlösser, verbergen sich in den Städten, suchen Sicherheit unter ihren Feinden. Und diese Feinde beschützen sie. Die Nationalgarden der Bretagne,

---

[178]) Archiv von Dijon.

die gerade ihren Bund gegen die Adligen beschworen haben, ziehen zur Verteidigung der Burgen aus, in denen man Verschwörungen anzettelte gegen sie [179]). Ebenso großmütig waren die Garden von Quercy und im ganzen Süden.

Die Plünderungen wurden unterdrückt, die Bauern zuerst in Schach gehalten und dann allmählich in die Ziele der Revolution eingeweiht und dafür gewonnen. Wem konnte diese auch größeren Nutzen bringen als ihnen? Sie hatte die Besitzenden unter ihnen vom Zehnten befreit. Sie war auf dem Wege, die anderen zu hunderttausenden zu Besitzenden zu machen. Sie würde ihnen bald den Degen in die Hand geben, sie in einem einzigen Tage aus Hörigen zu Adligen machen, sie über die ganze Erde führen zum Ruhm und zu Abenteuern, Fürsten und Könige aus ihnen hervorgehen lassen und noch weit besseres — Helden.

Einundzwanzigstes Kapitel

Widerstände — Die Königin und Österreich (Oktober 1789—Februar 1790)

Zorn der Königin im Oktober. — Verschwörungen des Hofes. — Der König Gefangener des Volkes (November—Dezember). — Die Königin mißtraut den Prinzen. — Geringe Beziehungen der Königin zum Klerus. — Die Königin stand stets unter dem Einfluß Österreichs. — Interesse Österreichs an der Untätigkeit des Königs. — Ludwig XVI. und Leopold erklären sich als Freunde der Verfassung (Februar—März). — Prozesse Besenval und Favras. — Tod Favras' (18. Februar). — Mutlosigkeit der Royalisten. — Große Bündnisse im Norden.

Niemand wußte die Größe der Bewegung zu würdigen; niemand maß die reißende, unwiderstehliche Flut, die stieg und stieg vom Oktober bis in den Juli. Volkskreise, die bis dahin einander fremd waren, verbanden sich, kamen einander nahe. Entfernte Städte, Pro-

179) Die Nationalgarden von 1790 waren durchaus keine Aristokraten, wie einige in merkwürdigem Anachronismus befangene Schriftsteller darzutun suchen. In den meisten Städten gehörte, wie ich bereits sagte, buchstäblich jedermann dazu. Alle hatten ein Interesse daran, die Verwüstungen des offenen Landes zu verhindern, die den Ackerbau unmöglich gemacht hatten und Frankreich hätten verhungern lassen. — Übrigens trugen diese vorübergehenden Unruhen keineswegs den Charakter eines Bauernkrieges. In gewissen Gegenden der Bretagne und der Provence machten die Bauern selbst den Schaden wieder gut, den sie angerichtet hatten. In einem Schloß, in dem sie nur eine kranke Dame mit ihren Kindern fanden, enthielten sie sich jeder Ausschreitung usw.

vinzen, die unlängst noch alter Wettstreit getrennt hatte, kamen gewissermaßen einander zuvor, reichten sich die Hand und verbrüderten sich. Diese so neue, so verblüffende Erscheinung wurde von den großen Geistern der Zeit kaum bemerkt. Wenn sie von der Königin und vom Hof hätte wahrgenommen werden können, dann hätte sie den Mut zu nutzlosem Widerstande gebrochen. Wer würde auch wagen, gegen den Ozean anzugehen, wenn er steigt?

Die Königin täuschte sich von Anfang an, und sie verharrte in ihrer Täuschung. Für sie war der 6. Oktober nur eine vom Herzog von Orléans abgemachte Sache, ein Streich, den der Feind ihr spielte. Sie gab nach, aber vor der Abfahrt beschwor sie den König im Namen seines Sohnes, nur nach Paris zu gehen, um den günstigen Augenblick zum Entweichen abzuwarten [180]).

Gleich am ersten Tage bat ihn der Bürgermeister von Paris, seine Residenz für ständig in der Hauptstadt aufzuschlagen, wobei er bemerkte, der Mittelpunkt des Reiches sei der natürliche Wohnsitz der Könige; doch erhielt er keine andere Antwort von ihm, als, „er würde Paris gern zu seiner ‚gewohnten' Residenz machen".

Am 9. Oktober erschien eine Proklamation des Königs, worin er erklärte, daß, wenn er nicht in Paris gewesen wäre, „er große Unruhen hätte befürchten müssen", daß er nach Vollendung der Verfassung seinen Plan, „die Provinzen zu besuchen", ausführen werde, daß er hoffe, er werde Zeichen der Zuneigung von ihnen erhalten und wahrnehmen können, daß „sie die Nationalversammlung ermutigten", usw.

Dieser doppelsinnige Brief, der auf royalistische Adressen zu spekulieren schien, bestimmte die Pariser Kommune, ebenfalls an die Provinzen zu schreiben; sie wollte, versicherte sie, jene gegen gewisse Einflüsterungen schützen, welche die Aufmerksamkeit von einem der neuen Ordnung äußerst gefährlichen Komplott ablenken sollten, sie böte allen Gemeinden des Königreichs aufrichtige Brüderschaft an.

Die Königin weigerte sich, die Sieger der Bastille zu empfangen, die ihr huldigen wollten. Dagegen empfing sie die Marktweiber, aber in der gehörigen Entfernung und durch die breiten Reifröcke der Hofdamen, die sich vor ihr aufstellten, gleichsam geschützt. So entfremdete sie sich einen sehr royalistisch gesinnten Stand, denn viele Marktweiber mißbilligten den 6. Oktober; sie nahmen selbst ein paar obdachlose Frauen fest, die in die Häuser drangen, um Geld zu erpressen.

---

[180]) Beaulieu, Bd. II, S. 203.

Die Ungeschicklichkeiten der Königin waren nicht geeignet, das Vertrauen zu vermehren. Wie hätte es auch Bestand haben können bei den dauernden Attentaten des Hofes, die immer fehlschlugen und aufgedeckt wurden? Von Oktober bis März entdeckte man ungefähr jeden Monat ein Komplott (Augeard, Favras, Maillebois usw.).

Am 25. Oktober verhaftet man einen Herrn Augeard, Siegelbewahrer der Königin; man findet bei ihm einen Plan, um den König nach Metz zu bringen.

Am 21. November bringt der von Malouet gereizte Untersuchungsausschuß diesen in der Versammlung zum Schweigen mit der Erklärung, es bestehe ein neues Komplott, den König nach Metz zu entführen, und Malouet selbst kenne es vollkommen.

Am 25. Dezember verhaftet man den Marquis von Favras, einen anderen Entführer des Königs, der in Paris Werbungen vornahm. Wenn man es sich zur Aufgabe gesetzt hätte, die Einbildungskraft des Volkes für immer zu verwirren, es toll zu machen vor Mißtrauen und Besorgnis, es ständig im Dunkeln, in Verschwörungen und Fallen tappen zu lassen, dann hätte man genau das tun müssen, was man wirklich tat. Man hätte ihm in einer Folge von ungeschickten Verschwörungen jeden Augenblick den König auf der Flucht zeigen müssen, den König an der Spitze der Armen, den König im Anmarsch, um Paris auszuhungern.

Zweifellos: angenommen, die Freiheit wäre fest begründet, die Widerstände weniger stark gewesen, so hätte man nichts Besseres tun können, als diesem König und dieser Königin die Tür weit zu öffnen, sie an ihren wahren Platz, an die Grenze zu bringen und Österreich mit ihnen ein Geschenk zu machen.

Aber bei dem schwankenden, ungewissen Zustand, worin sich das arme Frankreich befand, da es als Haupt eine Versammlung von Metaphysikern hatte und gegen sich tatkräftige und entschlossene Männer, wie Bouillé, wie unsere Marineoffiziere, wie die bretonischen Edelleute, war es sehr gewagt, die große Geisel, den König, frei zu lassen und allen diesen Kräften zu geben, was ihnen fehlte, die Einheit.

So wachte denn das Volk Tag und Nacht, streifte um die Tuilerien, vertraute niemandem. Alle Morgen überzeugte es sich davon, ob der König nicht etwa abgereist sei. Die Nationalgarde bürgte ihm dafür und der Kommandant der Nationalgarde. Tausend Gerüchte liefen um, wurden von wütenden und hetzerischen Blättern aufgegriffen, die dann auf gut Glück von irgendeiner Verschwörung berichteten. Die Gemäßigten wurden empört, leugneten es, wollten es nicht glauben. Nichtsdestoweniger war das Komplott am nächsten

Morgen entdeckt. Das Ergebnis von alldem war, daß der König, der im Oktober durchaus kein Gefangener gewesen, es im November oder Dezember wurde.

Die Königin hatte einen einzigartigen, wunderbaren, unwiederbringlichen Augenblick verpaßt, den Augenblick, als Lafayette und Mirabeau einig waren für sie (Ende Oktober).

Sie wollte nicht durch die Revolution gerettet sein, durch Mirabeau, durch Lafayette; mutig und ränkesüchtig, eine wahre Prinzessin des Hauses Lothringen, wollte sie siegen und sich rächen. Leichten Herzens wagte sie alles und dachte offenbar an die Worte der Henriette von England bei einem Sturm, daß schließlich die Königinnen nicht ertrinken könnten.

Maria Theresia war dem Untergang sehr nahe gewesen und doch nicht untergegangen. Das Andenken an die heldenhafte Mutter hatte starken Einfluß auf die Tochter, — mit Unrecht, denn die Mutter hatte das Volk für sich, und die Tochter hatte es gegen sich.

Lafayette, der vor dem 6. Oktober wenig royalistisch war, war seitdem aufrichtiger Royalist. Er hatte die Königin gerettet und den König beschützt. Solche Dinge bringen einen näher. Die unerhörten Anstrengungen, welche die Aufrechterhaltung der Ordnung von ihm verlangte, ließen ihn die Wiedererstarkung der Autorität lebhaft wünschen. Er schrieb zweimal an Bouillé und bat ihn, sich mit ihm zur Rettung des Königtums in Verbindung zu setzen. Bouillé bereut es in seinen Memoiren bitter, nicht auf ihn gehört zu haben.

Lafayette hatte der Königin einen Gefallen getan, als er den Herzog von Orléans verjagte. Er machte ihr ziemlich den Hof. Man sieht mit Erstaunen, wie der General, der vielbeschäftigte Mann, der Königin in die Kirchen folgt und den Gottesdiensten beiwohnt, die sie in den Ostertagen abhalten läßt[181]).

Für die Königin, für den König überwand Lafayette den Widerwillen, den ihm Mirabeau einflößte.

Schon am 15. Oktober hatte sich Mirabeau angeboten, und zwar durch einen Brief, den sein Freund Lamarck, ein der Königin ergebener Mensch, nicht einmal dem König zeigte. — Am 20. Oktober schrieb Mirabeau einen zweiten Brief und schickte ihn an Lafayette, dieser besprach sich mit dem Redner und brachte ihn zu dem Minister Montmorin.

Diese wie vom Himmel gefallene, unerwartete Hilfe wurde schlecht willkommen geheißen. Mirabeau wollte gern, daß der König sich

---

[181]) Damit wollte sich Lafayette, glaube ich, gleichzeitig seiner frommen und tugendhaften Frau angenehm machen. Er teilt ihr schleunigst das große Ereignis mit.

mit einer Million für sämtliche Ausgaben begnügte und sich nicht nach Metz zur Armee, sondern nach Rouen begäbe, daß er von dort Verordnungen erließe, die noch volksfreundlicher wären als die Dekrete der Versammlung[182]). So konnte es nicht zum Bürgerkrieg kommen, war doch der König noch revolutionärer als die Revolution selbst.

Ein merkwürdiger Plan, der das Vertrauen und die Leichtgläubigkeit des Genies beweist! — Wenn der Hof ihn nur für einen Tag angenommen und in die Heuchelei gewilligt hätte, dann hätte er Mirabeau am nächsten Tage hängen lassen müssen.

Bereits im November konnte dieser merken, was er von denen zu erwarten hätte, die er retten wollte. Er hätte Minister werden und gleichzeitig seine beherrschende Stellung in der Nationalversammlung behalten müssen. Dazu war es nötig, daß ihm der Hof die Unterstützung, die Gewogenheit oder wenigstens die Verschwiegenheit der royalistischen Abgeordneten verschaffte. Weit entfernt davon, teilte der Großsiegelbewahrer mehreren Abgeordneten, selbst von der Opposition, den Plan mit und brachte sie dagegen auf. Im Ministerium und bei den Jakobinern (der Klub war eben erst begründet), arbeitete man gleichzeitig daran, Mirabeau unmöglich zu machen. Zwei anständige Leute, Montlosier von der Rechten und Lanjuinais von der Linken, sprachen in demselben Sinne. Sie beantragten und brachten zum Beschluß, „daß kein Abgeordneter während seines Mandats und drei Jahre nach dessen Erledigung ein öffentliches Amt annehmen dürfe". — So gelang es den Royalisten, dem großen Redner, der die Stütze ihrer Partei geworden wäre, das Ministerium zu verschließen (7. November).

Die Königin wollte, wie wir bemerkt haben, nicht durch die Revolution gerettet werden, aber ebensowenig durch die Emigration, durch die Prinzen. Sie hatte den Grafen Artois allzu gut kennen gelernt, um nicht zu wissen, wie unzuverlässig er war. Und sie besaß ein begründetes Mißtrauen gegen Monsieur, als einen zweideutigen und falschen Charakter.

Welches waren also ihre Hoffnungen, ihre Gesichtspunkte, ihre geheimen Ratgeber?

Madame de Lamballe ist nicht zu rechnen, sie war ein hübsche[183]),

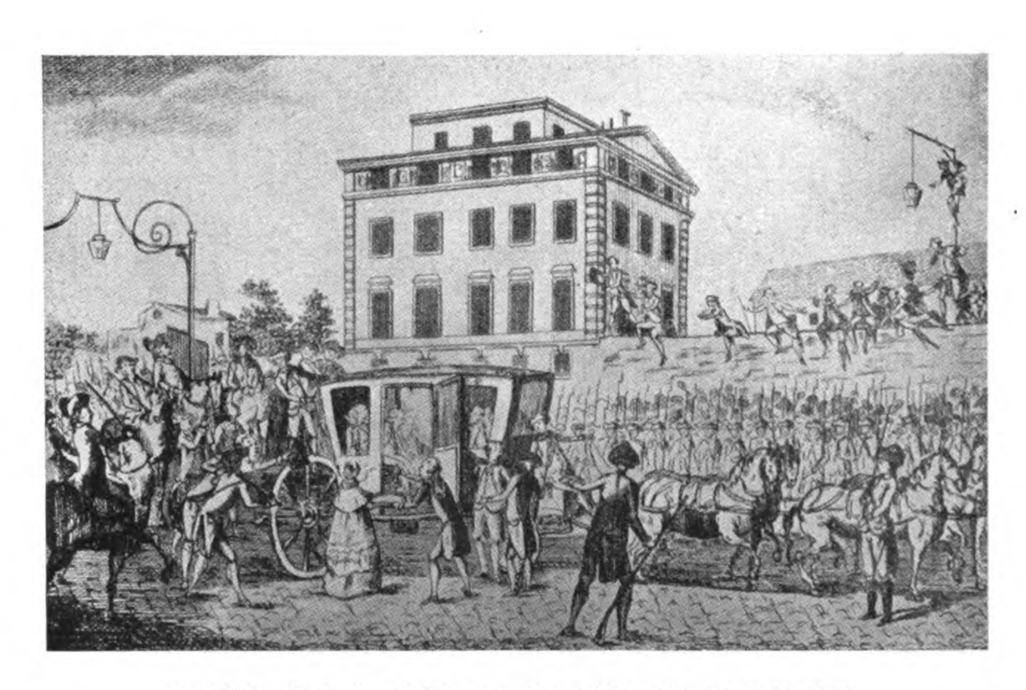
---

[182]) Vergleiche die in der „Histoire" von Droz und in den Memoiren Mirabeaus angeführten Dokumente.

[183]) Hübsch ist das richtige Wort; von eigentlicher Schönheit war sie weit entfernt. Kleine Züge, wenig Stirn, kleines Köpfchen. „Sie hatte ein wenig grobe Hände," sagt Madame de Genlis. Das Porträt von Versailles läßt deutlich ihre Rasse und ihre Heimat erkennen, sie war eine niedliche Savoyarde. Ihre Haare waren im Puder versteckt, sie waren überreich und prachtvoll.



Lafayette. *Malouet.*



Rückkehr Ludwigs XVI. von Versailles am 17. Juli 1789
Der Erzbischof und Bailly als Bürgermeister von Paris empfangen den König.

kleine, sehr unbedeutende Frau, eine zärtliche Freundin der Königin, aber ohne Geist und ohne Gesprächstalent, der die furchtbare Verantwortlichkeit, die man auf ihr lasten ließ, durchaus nicht zukam. Sie schien ein Mittelpunkt zu sein; graziös leitete sie den wahren Salon Marie Antoinettes im Erdgeschoß des Pavillon de Flore. Viel Adel kam dorthin, eine indiskrete, seichte, kompromittierende Gesellschaft, die wie zur Zeit der Fronde alles durch Satiren, pikante Worte, Chansons abtun zu können glaubte. Man las dort das sehr witzige Blatt „Actes des apôtres“, und man sang Romanzen über die Gefangenschaft des Königs, die alle Welt, Freunde und Feinde, zu Tränen rührten.

Marie Antoinette hatte fast nur Beziehungen zu Adligen und wenig zu den Priestern. Sie frömmelte ebensowenig wie ihr Bruder Joseph II.

Die Adligen waren keine Partei, sondern eine zahlreiche, in sich gespaltene und unverbundene Klasse. Aber die Priester waren eine Partei, eine sehr feste Körperschaft, und materiell sehr vermögend. Der augenblickliche Abfall der Pfarrer und Prälaten ließ sie schwach erscheinen. Aber die Stärke der Hierarchie, der Korpsgeist, der Papst, die Stimme des Heiligen Stuhles würden die Einheit des Klerus sehr bald wiederherstellen. Dann konnte er durch seine niederen Mitglieder unbekannte Kräfte aus der Erde schöpfen und aus den Menschen der Erde, den Landbewohnern. Gegen das Volk der Revolution konnte er ein anderes Volk führen, die Vendée gegen Frankreich.

Marie Antoinette sah nichts von alledem. Von diesen großen moralischen Kräften verstand sie nichts. Sie erträumte den Sieg, die materielle Kraft, Bouillé und Österreich.

Als man am 10. August in dem eisernen Schrank die Papiere Ludwigs XVI. fand, las man mit Erstaunen, daß er in den ersten Jahren seiner Ehe in seiner jungen Frau nur den Geschäftsträger Österreichs gesehen hatte [184]).

Gegen seinen Willen durch Choiseul in dieses als Lothringen und als Österreich doppelt verfeindete Haus verheiratet und genötigt, den Hofmeister der Königin, den Abbé Vermond, einen Spion Maria Theresias, bei sich zu empfangen, blieb er lange hartnäckig in seinem Mißtrauen und sprach neunzehn Jahre lang mit diesem Vermond kein Wort.

Man weiß, wie die fromme Kaiserin die Rollen in ihrer zahlreichen

[184]) Er überwachte durch Thugut, dem sie sich anvertraute, ihre Korrespondenz mit Wien. (Brief vom 17. Oktober 1774, zitiert von Brissot, „Mémoires“, Bd. IV, S. 120.)

Familie verteilt hatte, und wie sie besonders ihre Töchter als politische Agenten gebrauchte. Durch Karoline regierte sie Neapel. Durch Marie Antoinette hoffte sie, Frankreich zu regieren. Diese, als Lothringen-Österreicherin, setzte vor allem Ludwig XVI. zehn Jahre lang zu, er möge das Ministerium dem Lothringer Choiseul, dem Mann der Kaiserin, geben. Wenigstens gelang es ihr, ihm Breteuil genehm zu machen, der wie Choiseul zuerst Gesandter in Wien gewesen und wie jener diesem Hofe völlig ergeben war. Derselbe Einfluß war es auch (der Vermonds auf die Königin), der letzten Endes die Gewissensbedenken Ludwigs XVI. überwand und ihn einen Atheisten, den Erzbischof von Toulouse, zum Premierminister ernennen ließ.

Der Tod Maria Theresias und die harten Worte Josephs II. über Versailles und über seine Schwester schienen die letztere weniger günstig gegen Österreich stimmen zu müssen. Indessen bewog sie gerade damals den König, die Millionen herzugeben, die Joseph II. von den Holländern erpressen wollte.

1789 hatte die Königin drei Vertraute, drei Ratgeber: Vermond, den unentwegten Österreicher, Breteuil, der nicht weniger Österreicher war, endlich den österreichischen Gesandten, Mercy d'Argenteau. Hinter diesem alten Mercy muß man den erkennen, der ihn antreibt, den alten Fürsten Kaunitz, den siebzigjährigen Minister der österreichischen Monarchie; diese beiden Gecken oder diese beiden alten Weiber, deren Zeit mit Toilettesachen und anderen Kleinigkeiten völlig ausgefüllt schien, lenkten die Königin von Frankreich.

Ein verderblicher Weg, ein gefährliches Bündnis. Österreichs Lage war damals so schlecht, daß es, von einem Nützenkönnen gar nicht zu reden, nur ein Hindernis sein mußte für Marie Antoinette, sie nur zu Fehlern verleiten konnte und zu allen unmöglichen Schritten, die das österreichische Interesse verlangte.

Dieses fromm-katholische Österreich, das unter Joseph II. ein halber Philosoph geworden war, hatte es fertig gebracht, keinen Freund mehr zu besitzen. Sein eigenes Schwert, Ungarn, kehrte sich gegen es. Die belgischen Priester hatten ihm mit dem moralischen Beistand der drei protestantischen Mächte, England, Holland und Preußen, die Niederlande genommen. Und was tat Österreich inzwischen? Es kehrte Europa den Rücken, ging in der türkischen Wüste spazieren und verbrauchte seine besten Armeen zum Vorteil Rußlands.

Dem Kaiser ging es nicht besser als dem Reiche. Joseph II. war schwindsüchtig. Er starb in Verzweiflung. Er hatte in der belgischen Angelegenheit eine jämmerliche Unentschiedenheit bewiesen, zuerst

wütende Drohungen ausgestoßen, Mord und Brand gerufen und barbarische Exekutionen vorgehabt, bei denen Europa schaudern sollte; dann war am 25. November eine unbegrenzte Amnestie erfolgt, die niemand verlangte.

Österreich wäre verloren gewesen, wenn die belgische Revolution bei der französischen Unterstützung gefunden hätte[185]).

Bei uns glaubte alle Welt, daß die beiden Revolutionen gemeinsam handeln und im gleichen Tritt marschieren würden. Der glänzendste unserer Journalisten, Camille Desmoulins, hatte, ohne abzuwarten, die beiden Schwestern in einer Hoffnung vereint und sein Blatt: „Révolutions de France et de Brabant“ genannt.

Schwierig war nur, daß die eine eine Revolution von Priestern war und die andere eine von Philosophen.

Da die Belgier indessen wußten, daß sie auf ihre Beschützer, die drei protestantischen Mächte, nicht zählen konnten, so wandten sie sich an uns. Der Mann des Klerus der Niederlande, der große Agitator der katholischen Massen, Van der Noot, machte sich kein Bedenken daraus, an die Versammlung und an den König zu schreiben. Der Brief wurde zurückgeschickt (10. Dezember). Ludwig XVI. bewies, daß er ein sehr guter Schwager des Kaisers war[186]). Die Versammlung verachtete eine Revolution von Abbés. Den Tuilerien, die gänzlich vom österreichischen Gesandten beherrscht wurden, gelang es, den ehrlichen Lafayette einzulullen, der seinerseits die Versammlung einlullte.

Lamarck, der der Königin ergeben war, reiste im Dezember ab, um den Belgiern, seinen Landsleuten, seinen Degen gegen den Österreicher anzubieten. Er hatte indessen die Zustimmung der Königin

[185]) Eine kräftige Bewegung, selbst der Gegenrevolution, konnte ihm schädlich sein. Wenn unsere Bischöfe zum Beispiel in ihren Versuchen vom König unterstützt worden wären, wenn sie einen Vorteil erlangt hätten, so hätte ihr Erfolg die belgischen Prälaten, von denen Österreich verjagt worden war, ermutigt. Österreich kam für den Augenblick auf seine Rechnung, wenn es sich gemäßigt, sogar liberal stellte, um sich den belgischen Progressisten zu nähern, deren gemäßigter Liberalismus den Ideen Lafayettes sehr nahe kam. Wenn Lafayette diesen Progressisten die Hand geboten hätte, dann hätten sie sicher die Hand Österreichs zurückgewiesen und die Unterstützung Frankreichs vorgezogen. So lag es im österreichischen Interesse, daß bei uns nach keiner der beiden Richtungen etwas geschah.

[186]) Ich glaube nicht, daß man in den Tuilerien jemals ernstlich den Gedanken erwogen hat, den Herzog von Orléans zum König von Brabant zu machen, wie mehrfach behauptet worden ist. Das wahre Mittel, sich dort beliebt zu machen, war, viel Interesse für den Kaiser zu bezeigen. Das tat auch Livarot, der Kommandant von Lille. („Correspondance inédite“, 30. November 1789; 13. Dezember 1789.)

und folglich die des österreichischen Gesandten. Man hoffte, daß Lamarck, Grandseigneur, liebenswürdig, Freund jeder Neuerung, als Vermittler dienen und die damals siegreichen Belgier zu einem alles beschwichtigenden Kompromiß bewegen könnte, zu einer unechten Verfassung unter einem österreichischen Prinzen. — Mit dem Wort Verfassung lullt man einen Lafayette noch ein.

Lamarck, der Partei der belgischen Priester und der Aristokratie sehr mit Recht verdächtig, hatte größeren Erfolg bei den sogenannten Progressisten. Um seine Feinde zu spalten, gebärdete sich Österreich damals fortschrittsfreundlich. Die Ankunft des Philanthropen und Reformators Leopold trug sehr zu dieser Täuschung bei (20. Februar).

Mit ihrer indirekten Teilnahme an alldem schadete sich die Königin sehr. Sie hätte sich immer enger an den Klerus anschließen müssen. Österreich lag im Streit mit dem Klerus und hatte durchaus andere Interessen.

Sie hoffte offenbar, daß, wenn sich der Kaiser mit den Belgiern verständigte und seine Sorgen endlich los würde, sie sich unter den kaiserlichen Schutz stellen, der Revolution mit einem nahen Kriege drohen und die kleine Armee Bouillés mit einigen österreichischen Korps verstärken könnte.

Eine schlechte Rechnung. All das dauerte zu lang, und die Zeit marschierte schnell. Das egoistische Österreich war eine sehr entfernte und sehr unsichere Hilfe.

Wie dem auch sei, die beiden Schwäger beobachteten genau die gleiche Haltung. Im selben Monat erklärten sich Ludwig XVI. und Leopold beide als Freunde der Freiheit, eifrige Verteidiger der Verfassung usw.

Dieselbe Haltung in zwei vollkommen entgegengesetzten Situationen. Leopold handelte seinem Zweck, Belgien wiederzugewinnen, ganz entsprechend; er trennte seine Feinde und stärkte seine Freunde. Ludwig XVI. tat das Gegenteil, er stärkte seine Freunde nicht, sondern entmutigte sie durch sein Gaukelspiel völlig; er lähmte den Klerus, den Adel, die Gegenrevolution.

Die Gemäßigten, Necker und Malouet, glaubten, daß sich der König durch ein konstitutionelles, beinahe revolutionäres Glaubensbekenntnis zum Haupt der Revolution aufwerfen könnte. Ähnlich veranlaßten die Ratgeber Heinrichs III. diesen Herrscher zu dem falschen Schritt, sich das Haupt der Liga zu nennen. Tatsächlich schien die Gelegenheit günstig. Die Unruhen im Januar hatten das Eigentum äußerst besorgt gemacht. Man nahm an, daß vor diesem großen sozialen Interesse jedes politische Interesse weichen müsse. Die all-

gemeine Zerrüttung war erschreckend, die öffentliche Gewalt konnte keine Abhilfe schaffen, hier war sie wirklich tot und dort „stellte sie sich tot“, wie einer der Brüder Lameth sagte. Viele hatten schon genug und übergenug von der Revolution, sie waren entmutigt und hätten gern ihre goldenen Träume dem Frieden und der Einigkeit geopfert.

Zwei gleichzeitige Ereignisse (zwischen dem 1. und 4. Februar) waren bezeichnend:

Zunächst trat der Klub der „Unparteiischen“ ins Leben (Malouet, Virieu usw.). Wie sie in ihrem Programm erklärten, bestand ihre Unparteilichkeit darin, daß sie dem König die Gewalt zurückgeben und der Kirche ihren Landbesitz erhalten, den Verkauf der Güter des Klerus den einzelnen Provinzen anheimgeben wollten.

Am 4. Februar kam der König unvermutet in die Versammlung und hielt eine bewegliche Rede, die Staunen und Rührung weckte. Zeichen und Wunder! Heimlich liebte der König die Verfassung, die ihn beraubte. Er lobte und bewunderte besonders die schöne Teilung in Departements. Nur riet er der Versammlung, einen Teil der Reformen zu vertagen. Er beklagte die Unruhen, er verteidigte und tröstete den Klerus und den Adel; aber schließlich sei er vor allem, sagte er, ein Freund der Verfassung.

Er bot sich so der bedrängten Versammlung zur Wiederherstellung der Ordnung an und schien zu sagen: „Ihr wißt nicht, was ihr tun sollt? Nun denn, gebt mir die Gewalt zurück — —“

Die Wirkung der Szene war unbeschreiblich. Die Versammlung verlor den Kopf. Barrère weinte heiße Tränen. Der König verläßt den Saal. Man eilt ihm nach, einer sucht den anderen zu überholen. Man sucht die Königin auf. Sie empfängt die Deputation in Gegenwart des Dauphin. Stolz und graziös wie immer sagt sie: „Hier ist mein Sohn. Ich werde ihn die Liebe zur Freiheit lehren; ich hoffe, daß er deren Schirmer sein wird.“

An diesem Tage war sie nicht die Tochter Maria Theresias, sondern die Schwester Leopolds. Kurz darauf erließ ihr Bruder das heuchlerische Manifest, worin er sich als Freund der Freiheit und der belgischen Verfassung bekannte und — als Kaiser! — bis zu der Erklärung verstieg, nach allem hätten die Belgier recht gehabt, sich gegen den Kaiser zu bewaffnen.

Doch um fortzufahren: die Versammlung war wie irre, wußte nicht mehr, was sie sagte. Sie erhob sich geschlossen von ihren Sitzen, sie schwor der Verfassung Treue, die noch gar nicht existierte. Die Tribünen gerieten in denselben Taumel, in eine unbe-

greifliche Begeisterung. Alle Welt leistet Schwüre, im Hôtel de Ville, auf dem Grèveplatz, auf den Straßen. Man singt ein Tedeum. Am Abend wird illuminiert. Warum soll man sich nicht freuen? Die Revolution ist gelungen, und gut gelungen für diesmal.

Vom 5. bis zum 15. Februar folgte ein Fest dem anderen, in Paris und in den Provinzen. Überall beeilte man sich, auf den öffentlichen Plätzen den Eid zu leisten. Die Schüler, die Kinder wurden truppweise hingeführt. Alles war voller Freude, Erregung und Begeisterung.

Viele Freunde der Freiheit erschraken über diese Bewegung und glaubten, daß sie zum Vorteil des Königs ausschlagen würde. Ein Irrtum! Die Revolution war so stark und befand sich so durchaus in ansteigender Linie, daß jedes neue Ereignis für oder gegen sie ihr schließlich immer günstig war und sie noch schneller vorwärts trieb. Bei der Eidesleistung geschah, was immer bei jeder heftigen Leidenschaft geschieht. Niemand gab den Worten, während er sie aussprach, einen anderen Sinn als den, den er im Herzen trug. Wenn jemand für den König schwor, so hatte er nichts anderes gemeint als das Vaterland.

Es wurde viel bemerkt, daß der König zum Tedeum in Notre-Dame nicht erschien und daß er nicht, wie man gehofft hatte, auf den Altar schwor. Lügen mochte er wohl, aber keinen Meineid leisten.

Am 9. Februar erklärten Grégoire und Lanjuinais mitten in die Feststimmung hinein, die Ursache der Unruhen sei die Nichtausführung der Beschlüsse vom 4. August; man dürfe also nicht haltmachen, sondern müsse vorwärts gehen.

Die Versuche der Royalisten, die königliche Gewalt neu zu stärken und zu bewaffnen, waren nicht glücklich. Maury versuchte es mit der List und sagte, man solle der bewaffneten Macht erlauben, „wenigstens auf dem Lande“ ohne Ermächtigung der Gemeindebehörden einzuschreiten. Cazalès machte einen kühnen Versuch mit dem sonderbaren Vorschlage, dem König „auf drei Monate“ die Diktatur zu übertragen. Eine grobe List! Mirabeau, Buzot und andere erklärten rund heraus, man könne kein Vertrauen haben zur Exekutivgewalt. Die Versammlung vertraute nur den Gemeindeverwaltungen, gab ihnen Vollmacht zu handeln, und machte sie verantwortlich für die Unruhen, die sie nicht verhindern konnten.

Die unerhörte Verwegenheit des Antrags Cazalès erklärt sich nur aus ihrem Datum (20. Februar). Am 18. war ein blutiges Opfer gebracht worden, das für die Aufrichtigkeit des Hofes zu bürgen schien. Er hatte damals zwei Affären, zwei Prozesse auf dem Halse, den Besenvals und den Favras'!

Besenval, der des 14. Juli wegen unter Anklage stand, hatte

schließlich nur die Befehle seines vorgesetzten Ministers, die Befehle des Königs ausgeführt. Immerhin, wenn man ihn freisprach, so kam das einer Verurteilung der Einnahme der Bastille und der Revolution selbst gleich. Er war besonders verhaßt als Anhänger der Königin, als früherer Vertrauter der Trianon-Kamarilla, als alter Freund Choiseuls und somit als Mitbeteiligter an der österreichischen Kabale.

Favras interessierte den Hof weniger. Er war der Mann Monsieurs! Für ihn hatte er es übernommen, den König zu entführen. Monsieur wäre wahrscheinlich Generalstatthalter, vielleicht Regent geworden, wenn man, wie einige Parlamentsmitglieder und Freunde der Prinzen vorschlugen, den König geächtet hätte. Lafayette erzählt in seinen Erinnerungen, Favras hätte mit der Ermordung Baillys und Lafayettes beginnen sollen.

Als Favras in der Nacht des 25. Dezember verhaftet wurde, war Monsieur sehr erschrocken und hielt es sonderbarerweise für nötig, sich zu rechtfertigen. Und vor wem? Vor welchem Tribunal? Vor der Stadt Paris. Die Gemeindebehörden waren keineswegs zuständig, einen solchen Akt entgegenzunehmen. Monsieur verleugnete Favras, erklärte, er wisse nichts von der Sache, brüstete sich heuchlerisch mit revolutionären Gefühlen, mit der Liebe zur Freiheit.

Favras bewies viel Mut und stellte durch seinen Tod sein Leben in ein besseres Licht. Er verteidigte sich sehr gut und nicht mehr als nötig, ohne jemanden bloßzustellen. Man ließ ihn wissen, er möge verschwiegen bleiben, und er war es bis zum Tode. Der lange, grausame Weg, zu dem man ihn verurteilte, die öffentliche Abbitte in Notre-Dame usw. erschütterten seine Festigkeit nicht. Auf dem Grèveplatz verlangte er noch, seine Aussage zu vervollständigen, und wurde erst abends bei Fackelbeleuchtung gehängt (18. Februar). Es war das erstemal, daß man einen Edelmann aufhängte. Das Volk zeigte eine wütende Ungeduld, da es immer noch glaubte, der Hof werde ein Mittel finden, ihn zu retten. Seine Papiere hatte der Zivilleutnant an sich genommen, sie wurden (erzählt Lafayette) von der Tochter dieses Beamten Monsieur übergeben, als er König geworden war, und der verbrannte sie schleunigst.

Am Sonntag nach der Hinrichtung wohnten die Witwe und der Sohn Favras' in Trauer dem öffentlichen Diner des Königs und der Königin bei. Die Royalisten glaubten, die Majestäten würden die Familie des Opfers mit Gnadenbeweisen überhäufen. Aber die Königin wagte nicht einmal, sie anzublicken.

Da sahen jene, wie ohnmächtig der Hof geworden war, und wie

wenig Unterstützung die erwarten durften, die sich für ihn opfern wollten.

Schon der Besuch des Königs in der Versammlung am 4. Februar und sein patriotisches Glaubensbekenntnis hatte sie sehr niedergeschlagen gemacht. Der Vicomte von Mirabeau zerbrach beim Hinausgehen verzweifelt seinen Degen. Was sollte man denken? Und woran glauben? Die Royalisten hatten die Wahl, den König für einen Lügner zu halten, oder für einen Überläufer, einen Abtrünnigen seiner eigenen Partei. Der König war also nicht mehr Royalist? oder aber: er opferte wohl seinen Klerus, seinen getreuen Adel, um einen Fetzen seines Königtums zu retten?

Bouillé, den man ohne Instruktionen ließ und in absoluter Unkenntnis dessen, was er zu tun hatte, war tief entmutigt. Ebenso ging es vielen Edelleuten, Offizieren des Heeres und der Marine, die aus Frankreich abreisten. Bouillé selbst bat um die Erlaubnis, es auch so zu machen und im Ausland dienen zu dürfen. Der König befahl ihm zu bleiben, da er ihn nötig hätte. Allzu früh hatte man frohlockt; am 14. Juli hielt man die Revolution für beendet, dann am 6. Oktober, schließlich am 4. Februar; — und jetzt im März war ihr Ende noch nicht abzusehen.

Wozu auch! War die Freiheit schon in der Wiege robust, so brauchte sie nun, da sie heranwuchs, die Widerstände wenig zu fürchten. Den furchtbarsten, Unruhen und Anarchie, hatte sie gerade niedergeworfen. Die Verwüstungen des offenen Landes, der Krieg gegen die Schlösser, der immer weiter um sich griff und das ganze Land mit einer ungeheuren Feuersbrunst bedrohte, das alles war mit einem Schlage zu Ende. Die Januar- und Februarbewegung war im März bereits gedämpft. Während der König sich als den einzigen Bürgen des öffentlichen Friedens hinstellte, während die Versammlung nach Mitteln suchte, diesen Frieden herbeizuführen, und keine fand, hatte Frankreich ihn selbst geschaffen. Die Begeisterung der Verbrüderung war den Gesetzen zuvorgekommen; den Knoten, der sich nicht entwirren ließ, hatte die nationale Hochherzigkeit zerhauen. Die Städte, völlig in Waffen, waren zur Verteidigung der Schlösser ausgezogen, sie hatten die Adligen, ihre Feinde, beschützt. Die großen Vereinigungen dauerten fort und wurden jeden Tag größer und schließlich so gewaltig, daß sie, ohne eine Hand zu rühren, allein durch ihr Dasein die beiden Feinde Frankreichs einschüchtern mußten, die Anarchie und die Räuber einerseits, andererseits die Gegenrevolution. Die Versammlungen beschränkten sich nicht mehr nur auf die dünnbevölkerten, weiten Gebiete des Südens, sondern nun begannen auch fest zusammengesetzte Legi-

onen der nördlichen Provinzen sich zu bilden, die Champagne mit hunderttausend Mann, Lothringen mit hunderttausend Mann, die Vogesen, das Elsaß usw.

Eine Bewegung voller Größe, voller Uneigennützigkeit und ohne Eifersucht. Alles schließt sich zusammen, einigt sich und strebt nach der größeren Einheit. Paris sucht die Provinzen auf, will alle Gemeinden mit sich verbinden. Und die Provinzen haben von sich aus, ohne den geringsten Neid, noch viel mehr den Willen zur Einigkeit. Am 20. März verlangt die Bretagne, Frankreich solle einen Mann auf tausend nach Paris schicken. Bordeaux hat schon ein Bürgerfest für den 14. Juli gefordert. In kurzem bilden die beiden Vorschläge nur noch einen. Frankreich beruft ganz Frankreich zu dem großen Fest, dem ersten des neuen Kultus.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die Königin und Österreich — Die Königin und Mirabeau Die Armee (März—Mai 1790)

Österreich mit Europa einig. — Es rät, Mirabeau zu gewinnen (März). — Zweideutige Haltung des Hofes in den Verhandlungen mit Mirabeau. — Mirabeau versetzt dem Hofe neue Schläge (April). — Mirabeaus geringer Einfluß in den Klubs. — Mirabeau gewonnen (10. Mai). — Mirabeau verschafft dem König das Recht der Kriegserklärung (22. Mai). — Zusammenkunft Mirabeaus und der Königin (Ende Mai). — Der Soldat verbrüdert sich mit dem Volke. — Der Hof glaubt, den Soldaten gewinnen zu können. — Kläglicher Zustand der alten Armee. — Übermut der Offiziere. Sie versuchen den Soldaten gegen das Volk zu hetzen. — Rechtfertigung des Soldaten und des Matrosen.

Das Komplott Favras' war das Komplott Monsieurs; das Komplott Maillebois' (das man im März entdeckte), stützte sich auf den Grafen Artois und die Emigranten. Und obwohl der Hof genau davon unterrichtet war, schien er doch dem Rat zu folgen, den man in der Denkschrift Augeards, des Siegelbewahrers der Königin, fand: listig sein, abwarten, *Vertrauen heucheln, fünf oder sechs Monate verstreichen lassen.*

In Wien war die Losung dieselbe wie in Paris.

Leopold verhandelte. Er stellte die sogenannten freiheitsfreundlichen Regierungen, die falschen Revolutionäre (ich meine England und Preußen), auf eine ernste Probe, zeigte ihnen die Revolution in ihrer ganzen Nacktheit, da ließen sie allmählich die Maske fallen. Leopold fragte die Engländer: „Gefällt es euch, wenn ich gezwungen

werde, einen Teil der Niederlande an Frankreich abzutreten?" Und England scheute zurück, lieber opferte es dieser Gefahr die Hoffnung, sich in den Besitz von Ostende zu setzen. Den Preußen und den Deutschen überhaupt erklärte er: „Können wir unsere deutschen Fürsten im Stich lassen, die im Elsaß begütert sind und ihre Feudalherrschaft verlieren?" Preußen hatte schon selbst am 16. Februar für jene gesprochen und das Recht des Reiches proklamiert, von Frankreich Rechenschaft zu fordern.

Beide Mächtegruppen Europas, Österreich und Rußland einerseits, England und Preußen andererseits, gravitierten allmählich nach demselben zentralen Gedanken, dem Haß gegen die Revolution. Nur bestand der Unterschied, daß das liberale England und das philosophische Preußen ein wenig Zeit gebrauchten, um ihre Pole zu wechseln, sich selbst zu dementieren, abzuschwören und zu verleugnen und offen als das aufzutreten, was sie waren, als Feinde der Freiheit. Österreich hatte Gefühle zu schonen, den Widerstreit der Schande und der Scham. Doch konnte ihm das Abwarten unendlich viel eintragen. In kurzem würden alle anständigen Leute einig sein. Was sollte dann Frankreich allein anfangen? Österreichs ungeheures Gewicht mit Europa im Bunde würde es sofort erdrücken.

Inzwischen bestand kein Hindernis, den Revolutionären Frankreichs und Belgiens gute Worte zu geben, sie einzulullen und, wenn man konnte, sie zu trennen.

Sogleich nach Leopolds Thronbesteigung (20. Februar), sogleich nach der Bekanntmachung seines sonderbaren Manifestes, worin er die Prinzipien der belgischen Revolution anerkennt und die Rechtmäßigkeit der Empörung gegen den Kaiser zugibt (2. März), bestimmte Mercy d'Argenteau, sein Gesandter, Marie Antoinette, ihren Widerwillen zu überwinden und sich Mirabeau zu nähern.

Aber so groß auch der Leichtsinn des Redners war und sein ewiger Geldmangel, so war doch die Annäherung schwierig. Man hatte ihn gerade da verschmäht und zurückgewiesen, als er nützlich sein konnte. Und man suchte ihn, als alles verdorben und vielleicht verloren war.

Im November war man mit den revolutionärsten Abgeordneten darüber einig, Mirabeau das Ministerium für immer zu verschließen. Jetzt rief man ihn.

Man rief ihn zu einem Unternehmen, das nach so vielen Unklugheiten und drei fehlgeschlagenen Komplotten unmöglich war.

Der österreichische Gesandte übernahm es selbst, Lamarck aus Belgien zurückkehren zu lassen, den Mann, der am besten als Ver-

mittler dienen konnte, der Mirabeaus persönlicher Freund und auch persönlich der Königin ganz ergeben war.

Er kam zurück. Am 15. März überbrachte er Mirabeau die Vorschläge des Hofes und fand ihn sehr kalt. Sein gesunder Verstand sagte ihm, daß ihm der Hof nur vorschlug, mit ihm zusammen zu ertrinken.

Von Lamarck gedrängt, erklärte er, man könne den Thron nur so wieder befestigen, daß man sich auf die Freiheit stützte; wenn der Hof etwas anderes wolle, würde er ihn bekämpfen und dächte nicht daran, ihm zu dienen. Welche Garantie konnte man ihm hierfür bieten? Er selbst hatte unlängst in der Versammlung laut gesagt, wie wenig er der ausführenden Gewalt traute. Um ihn zu beruhigen, schrieb Ludwig XVI. an Lamarck, er habe immer nur eine Gewalt innerhalb der gesetzlichen Grenzen gewünscht.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen unterhielt der Hof auch solche mit Lafayette. Der König sicherte ihm schriftlich das vollste Vertrauen zu. Am 14. April bat er ihn um sein Gutachten über die verfassungsmäßigen Rechte des Königs. Und Lafayette war so einfältig, es ihm zu erstatten.

Was wollte eigentlich der Hof? Zeit gewinnen und sonst nichts, Lafayette einlullen, Mirabeau lähmen und seine Wirksamkeit abschwächen, ihn gleichzeitig an verschiedene Interessen gefesselt halten, ihn vielleicht ebenso bloßstellen, wie man Necker bloßgestellt hatte. Die tiefe politische Weisheit des Hofes lief immer darauf hinaus, seine Retter zu verderben.

Genau zu derselben Zeit und auf die gleiche Art unterhandelte der Bruder der Königin, Leopold, mit den belgischen Progressisten; er stellte sie bloß, und als sie dann vom Volke bedroht, verraten und verfolgt wurden, brachte er sie dazu, selbst die Invasion und die Wiederherstellung der österreichischen Macht herbeizuwünschen [187]).

Wie darf man glauben, daß die völlig gleichgerichteten Schritte des Bruders und der Schwester zufällig übereingestimmt hätten?

Mirabeau hatte Ursache, es sich zweimal zu überlegen, bevor er sich dem Hofe anvertraute. Gerade hatte der König der Versammlung auf ihr dringendes Ersuchen hin das berühmte „Rote Buch“ (von dem ich gleich sprechen werde) ausgeliefert und damit die Ehre vieler Leute; alle heimlichen Pensionäre mußten es jetzt erleben, wie ihr Name durch die Straßen ging. Wer konnte Mirabeau dafür bürgen, daß der Hof es nicht nach einiger Zeit für nützlich hielt, auch den Vertrag mit ihm an die Öffentlichkeit zu bringen? Die Verhand-

[187]) Über Leopolds Verhalten in Europa und besonders in Belgien vergleiche Hardenberg, Borgnett usw.

lungen waren nicht sehr beruhigend, man schwankte hin und her, vertraute ihm nicht im geringsten, verlangte dagegen die Mitteilung seiner Geheimnisse und der Absichten seiner Partei.

Mit einem solchen Manne durfte man so nicht spielen. Man mußte ihn zum Freund oder zum Feind haben, ihn bis aufs Blut bekämpfen, oder sich in seine Arme werfen. Mochte es im Grunde wie immer mit seinen royalistischen Tendenzen bestellt sein, es war unmöglich, einen so geistvollen Menschen völlig blind zu machen. Inzwischen ging er seinen Weg; Organ der Revolution, versagte er in entscheidenden Momenten nie; man hätte ihn gewinnen können, man konnte ihm aber nicht die Kraft rauben, ihn enervieren oder neutralisieren. Wenn der Augenblick es verlangte, dann war der lasterhafte Mirabeau mit einemmal verschwunden, der Gott redete aus ihm, das Vaterland handelte durch ihn und schleuderte den Blitz.

In einem einzigen Monat (April), als der Hof feilschte, Kniffe versuchte und nicht von der Stelle kam, traf der Blitz zweimal.

Zum erstenmal (vergleiche das folgende Kapitel, wo die Angelegenheiten des Klerus im Zusammenhang behandelt werden) bei der berühmten Rede über Karl IX. und die Bartholomäusnacht, die in aller Gedächnis ist: „Ich sehe von meinem Platz aus das Fenster usw.“ Noch niemals hatten die Priester einen so wuchtigen Hieb aufs Haupt erhalten! (13. April.)

Der zweite, nicht minder schwere Fall betraf die Frage der Auflösung der Versammlung; die Vollmacht vieler Abgeordneter war auf ein Jahr beschränkt, und dieses Jahr ging zu Ende. Schon vor dem 6. Oktober hatte man (und damals mit Recht) die Auflösung der Versammlung beantragt. Der Hof wartete und lauerte auf den Moment der Auflösung, auf den Zwischenakt, auf die gefährlichen Tage zwischen der Versammlung, die nicht mehr ist, und der, die noch nicht ist. Wer anders sollte während der Zwischenzeit regieren als der König, und zwar durch Verordnungen? War die Macht einmal wieder sein, hatte er den Degen wieder ergriffen, dann war es an ihm, ihn zu behalten.

Maury und Cazalès fragten in kraftvollen, aber herausfordernden und aufreizenden Reden die Versammlung, ob ihre Befugnisse unbegrenzt wären, ob sie sich für einen „Nationalkonvent“ hielt; sie bestanden auf der Unterscheidung von Konvent, Versammlung und Legislaturkörper. Diese Spitzfindigkeiten trieben Mirabeau zu einem seiner prachtvollen Zornausbrüche, die bis zum Erhabenen gingen: „Ihr fragt, wie wir aus Bezirksabgeordneten zum Konvent geworden sind? Und meine Antwort ist: an dem Tage, als wir unseren Saal verschlossen fanden, von Bajonetten starrend und geschändet, und

zum ersten besten Ort eilten, der uns aufnehmen konnte; als wir den Schwur taten, lieber zu sterben . . . Wenn wir noch nicht Konvent waren, so sind wir es an diesem Tage geworden. Meine Herren, Sie kennen alle die Tat jenes Römers, der, um sein Vaterland von einer großen Verschwörung zu retten, gezwungen war, die Befugnisse zu überschreiten, die ihm die Gesetze zubilligten. Ein schlauer Tribun verlangte, er solle schwören, daß er sie beobachtet habe. Er gedachte, mit diesem arglistigen Interrogat den Konsul vor die Alternative eines Meineides oder eines belastenden Geständnisses zu stellen. Ich schwöre, sagte der große Mann, ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe! — Meine Herren, ich schwöre, daß Sie die Sache der Allgemeinheit gerettet haben!"

Bei diesem prachtvollen Eide erhob sich die ganze Versammlung und beschloß: „Es finden keine Neuwahlen statt, bevor die Verfassung vollendet ist!"

Die Royalisten waren tief bestürzt. Immerhin dachten viele, daß die Hoffnung ihrer Partei, die Neuwahlen, auch hätte fehlschlagen können, daß vielleicht eine noch feindlichere, noch gewalttätigere Versammlung an Stelle der alten hätte kommen können. Wer konnte bei der ungeheuren Gärung im Königreich, bei der steigenden Erhitzung der Gemüter sicher sein, richtig zu sehen? Allein die Organisation der Gemeindeverwaltungen wühlte Frankreich in seinen Tiefen auf. Kaum bildeten sie sich, da entstanden schon Vereine und Klubs neben ihnen, um sie zu überwachen. Furchtbare, aber nützliche, bei einer solchen Krisis äußerst nützliche Vereine, notwendige Organe und Werkzeuge des öffentlichen Mißtrauens angesichts so vieler Komplotte.

Die Klubs breiten sich aus, sie müssen es, die Situation erfordert es. Es ist noch nicht die Epoche ihrer größten Macht. Frankreich lebt noch in der Zeit der Verbrüderungen. Aber schon herrschen die Klubs in Paris.

Paris scheint für Frankreich zu wachen. Paris bleibt in Atem, seine sechzig Distrikte tagen dauernd; ohne zu handeln, sind sie immer bereit zu handeln. Paris horcht, ist immer unruhig, man könnte an eine Schildwache denken, die zwei Schritt vom Feinde steht. Der Ruf: „Habt acht!" erschallt zu jeder Stunde. Zwei Stimmen treiben es unablässig an, vom Klub der Cordeliers her und vom Jakobinerklub. Ich befasse mich im nächsten Buch mit diesen dunklen Höhlen, heute muß ich mir den Eintritt versagen. Die Jakobiner haben noch keinen festen Charakter, sie sind noch in den Anfängen, in ihrer unechten, konstitutionellen Zeit, da die Duport und Lameth bei ihnen herrschen.

Der wesentliche Zug dieser großen Laboratorien der Agitation, der öffentlichen Überwachung, dieser gewaltigen Maschinen (ich meine besonders die Jakobiner) ist, daß bei ihnen wie bei allen Maschinen das gemeinsame Handeln das persönliche Handeln beherrscht, daß das stärkste, die mutigste Persönlichkeit hier seine Vorzüge verliert. In derartigen Vereinen gelangt die geschäftige Mittelmäßigkeit zu Ansehen, und das Genie wiegt sehr wenig. Daher ging Mirabeau niemals gern in die Klubs, er gehörte keinem ausschließlich an, sondern machte nur kurze Besuche bei ihnen, verbrachte eine Stunde bei den Jakobinern und am gleichen Abend eine andere beim Klub von 89, den Sieyès, Bailly, Lafayette, Chapelier und Talleyrand im Palais-Royal gegründet hatten (13. Mai).

Der Klub war elegant und prunkvoll, aber langweilig. Die wahre Kraft steckte in dem alten, verräucherten Jakobinerkloster. Die Intrigenwirtschaft, das seichte Geschwätz, mit dem dort das Triumvirat Duport, Barnave und Lameth seine souveräne Herrschaft ausübte, trugen nicht wenig dazu bei, Mirabeau den Einflüsterungen des Hofes zugänglich zu machen.

Ein Mensch des Widerspruchs! Was war er im Grunde? Royalist und Adliger trotz allem. Und wie war sein Handeln? Entgegengesetzt! Mit prasselnden Blitzen zerschmetterte er das Königtum.

Wenn er es endlich schützen wollte, dann mußte er sich beeilen. Es wurde von Stunde zu Stunde schwächer. Es hatte Paris verloren; in der Provinz blieben ihm große, zerstreute Kräfte, wie konnte man sie in ein starkes Band binden? Darüber sann Mirabeau. Er plante die Einrichtung einer ausgedehnten Korrespondenz, zweifellos nach dem Vorbilde der Jakobiner und als Gegenmittel gegen sie. Das war die Basis des Vertrages zwischen Mirabeau und dem Hofe (10. Mai). Er hätte in seinem Hause eine Art Ministerium der öffentlichen Meinung errichtet. Dazu, oder unter diesem Vorwande, empfing er Geld, eine feste Besoldung. Und da es seine Gewohnheit war, alles, Gutes und Böses, mit gleicher Kühnheit zu tun, so machte er großen Aufwand, hielt offene Tafel und bezog das kleine Hotel in der Chaussée d'Antin, das heute noch besteht.

Das alles war nur allzu durchsichtig und wurde noch deutlicher, als man ihn von seinem Platz auf der Linken aus mit der Rechten für das Königtum eintreten sah, um diesem die Entscheidung über Frieden oder Krieg zu verschaffen.

Der König hatte zuerst das Innere verloren, dann die Justiz; die Richter wie die Gemeindebehörden waren seinem Machtbereich ent-

zogen. Was blieb noch vom Königtum, wenn man ihm auch den Krieg nahm? Das war die Auffassung Cazalès'!

Barnave und die Opposition fanden tausend Entgegnungen, vergaßen aber die beste. Daß nämlich der König verdächtig war, daß die Revolution nur zustande gekommen war, weil man den Degen in der Hand des Königs zerbrach, daß gerade der Krieg die gefährlichste von allen Machtbefugnissen war, die man ihm lassen konnte.

Die Ursache der Debatte war folgende. England war lebhaft beunruhigt, als es Belgien die Hand nach Frankreich ausstrecken sah. Es begann ganz wie der Kaiser und wie Preußen sich vor der Lebenskraft und der ansteckenden Wirkung der Revolution zu fürchten, denn diese gewann durch ihren brennenden Eifer sowohl wie durch ihren mehr allgemein-menschlichen als nationalen Charakter, der dem englischen Geist ganz zuwider war, immer mehr an Boden. Ein begabter, leidenschaftlicher, aber bestechlicher Mann, der Irländer Burke, ein Jesuitenzögling von Saint-Omer, verteilte in den Kammern eine wütende Philippika gegen die Revolution, die ihm von seinem Gegner Pitt bar bezahlt wurde. England griff Frankreich nicht an, aber es überließ Belgien dem Kaiser und tat sein Äußerstes, um jenseits des Ozeans mit dem uns verbündeten Spanien Streit anzufangen. Ludwig XVI. teilte der Versammlung mit, daß er vierzehn Schiffe ausrüsten ließ.

Darauf entspann sich eine endlose theoretische Unterredung über die allgemeine Frage: Wem gehört die Entscheidung über den Krieg? Dagegen verlautete wenig oder nichts über die besondere Frage, die doch der anderen voranging. Jeder schien sie zu meiden, zu fliehen, Furcht zu haben, sich mit ihr zu befassen.

Paris hatte keine Furcht, Paris wollte eine klare Lösung. Alle fühlten und sagten, daß die Revolution verloren wäre, wenn der König den Degen besäße. Fünfzigtausend Menschen standen in unbeschreiblicher Aufregung wartend in den Tuilerien, auf der Place Vendôme, in der Rue Saint-Honoré, und fingen begierig die Notizen auf, die man ihnen aus den Fenstern der Versammlung zuwarf, damit sie den Verlauf der Verhandlungen von Augenblick zu Augenblick verfolgen konnten. Alle waren empört und erbittert gegen Mirabeau. Beim Ein- und Ausgang hielt ihm einer einen Strick vors Gesicht, ein anderer Pistolen.

Er blieb kaltblütig. Einmal sogar, als Barnave gerade eine seiner langen Reden hielt und den Weg gefunden zu haben glaubte, auf dem er Mirabeau zu Fall bringen konnte, hörte er nicht weiter zu, sondern ging in den Tuilerien spazieren, mitten in der Menge, und

machte der jungen, feurigen Frau von Staël den Hof, die ebenfalls dort war und mit dem Volke wartete.

Sein Mut machte indessen seine Sache nicht besser. Er versuchte es damit, daß er die Frage theoretisch nannte und von einem (bei dem großen Gegenstand des Krieges) natürlichen Bündnis zwischen Geist und Kraft, zwischen der Versammlung und dem König, sprach. Diese ganze Metaphysik konnte die Situation nicht verschleiern.

Seine Feinde gebrauchten ein wenig parlamentarisches Mittel gegen ihn, das beinahe an Mord grenzte und ihm den Hals kosten konnte. Sie ließen in der Nacht eine maßlose Schmähschrift drucken und verbreiten. Als Mirabeau morgens in die Versammlung ging, hörte er von allen Seiten den Ausruf: „Der große Verrat des Grafen Mirabeau entdeckt!“ Wie immer inspirierte ihn die Gefahr wunderbar, er tat seine Feinde ab mit den Worten: „Ich wußte wohl, daß es nicht weit ist vom Kapitol zum tarpejischen Felsen,“ usw.

Persönlich errang er einen Erfolg. Der strittigen Frage selbst wich er geschickt aus; bei der ersten Gelegenheit, die ihm der Antrag einer weniger gewagten Fassung des Beschlusses bot, trat er auf seine Weise den Rückzug an, verzichtete auf die Form und rettete den Kern der Sache. Es wurde beschlossen, der König sei berechtigt, die „Vorbereitungen“ zu treffen, die militärischen Kräfte nach Belieben zu „lenken“, er müsse der Versammlung den Krieg „vorschlagen“, die ihrerseits keinen Beschluß fassen könnte, der „ohne die Bestätigung“ des Königs gültig wäre (22. Mai).

Beim Hinausgehen wurden Barnave, Duport und Lameth, die außer sich waren, mit Beifallsrufen begrüßt und vom Volk, das gesiegt zu haben glaubte, beinahe getragen. Sie hatten nicht den Mut, ihm die Wahrheit zu sagen. Tatsächlich war der Hof im Vorteil.

Zweimal hatte der Hof Mirabeaus Stärke erproben können, im April gegen sich, im Mai für sich. Der zweite Fall hatte übermenschliche Anstrengungen gekostet, Mirabeau hatte seine Volkstümlichkeit geopfert und sein Leben gewagt. Die Königin gewährte ihm eine Zusammenkunft, allem Anschein nach die einzige, die er je gehabt hat.

Eine andere Schwäche dieses Mannes, die man nicht verschweigen darf. Ein paar Zeichen von Vertrauen, die der um ihre Annäherung besorgte Eifer Lamarcks zweifellos übertrieb, stiegen dem großen Redner, der leichtgläubig war wie ein Künstler, zu Kopf. Er wollte bei der Königin eine Überlegenheit des Geistes und des Charakters bemerken, die sie durchaus nicht besaß. Andererseits wiegte er sich, hochmütig und im Bewußtsein seiner Kraft, in dem Glauben, daß er, dem kein Mann widerstand, unschwer den Willen eines Weibes

Der Beginn der französischen Revolution in zeitgenössischen Karikaturen.

(Nach Originalen aus dem Musée Carnavalet und der Bibliothèque Nationale).



Die österreichische Harpyie.
Das unter der Hungersnot seufzende Volk gab der »Österreicherin« Marie Antoinette die Schuld an der ungeheuren Verschwendungssucht des Hofes.



Gleichmäßige Verteilung der Staatsschulden und Abgaben auf die drei Stände.



Allegorische Darstellung der ungerechten Verteilung der Lasten vor der Revolution.

Auf den Schultern des dritten Standes lasten die gesamten Abgaben und der Etat des Landes, zu dem die beiden ersten Stände (Adel und Klerus) nichts beisteuern. Der Edelmann legt vielmehr noch seine Hand auf die Last, da auch er vom Schweiß des Volkes zehrt, während der Priester wenigstens den Versuch macht, die drückende Last mit der Fingerspitze zu stützen und zu erleichtern.

zwingen würde. Er wäre lieber der Minister einer Königin als eines Königs gewesen — der Minister oder vielleicht der Liebhaber?

Die Königin war damals mit dem König in Saint-Cloud. Sie standen unter der Hut der im allgemeinen wohlwollenden Nationalgarde und konnten sich in ihrer halben Gefangenschaft ziemlich frei bewegen, so daß sie alle Tage ohne Wachen Spaziergänge machten, oft mehrere Meilen weit. Indessen gab es viele brave Leute und treue Seelen, die den Gedanken, daß ein König und eine Königin Gefangene ihrer Untertanen waren, nicht ertragen konnten. Eines Nachmittags hörte die Königin auf dem stillen Hofe von Saint-Cloud ein leises Geräusch; sie hob den Vorhang und sah unter ihrem Balkon ungefähr fünfzig Personen, Bäuerinnen, Priester, alte Ritter vom Heiligen Ludwig, die halblaut weinten und ihr Schluchzen unterdrückten.

Mirabeau blieb solchen Eindrücken gegenüber nicht standhaft. Er war trotz aller Laster ein Mensch von glühender Einbildungskraft und stürmischer Leidenschaft geblieben und fand ein gewisses Glück darin, sich als die Stütze, den Beschützer, vielleicht den Befreier einer schönen gefangenen Königin zu fühlen. Das Geheimnisvolle der Zusammenkunft erhöhte den Reiz. Er kam nicht im Wagen, sondern zu Pferd, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Er wurde nicht im Schloß empfangen, sondern an einem sehr abgelegenen Ort, am äußersten Ende des reservierten Parkes, in einem Gartenhäuschen oberhalb des Jardin d'Armide. — Es war Ende Mai.

Mirabeau trug sichtlich schon damals den Keim seiner Todeskrankheit in sich; ich spreche nicht von seinen Ausschweifungen und seiner unerhörten Überarbeitung. Nein, Mirabeau starb nur an dem Haß des Volkes. Zuerst angebetet, dann angespien! Zuerst der herrliche Triumph in der Provence, wo er sein Herz am Herzen des Vaterlandes schlagen fühlte, dann, im Mai 90, der Vorgang in den Tuilerien, das Volk, das ihn am Galgen sehen wollte! Zwar bot er dem Sturm die Stirn, doch hatte er kein gutes Gewissen, zwar legte er die Hand beteuernd auf die Brust, aber er fühlte dort nur das Geld, das er am Morgen vom Hof bekommen hatte. All das kochte in ihm, Zorn, Haß, unbestimmte Hoffnung — ein wüster Wirbel in seiner trüben Seele. Seine Gesichtsfarbe war fahl, grau, unrein, seine Augen krank und gerötet; krankhafte Fettleibigkeit machte ihn schwerfällig, seine Wangen waren schlaff, — so saß er auf dem Pferde und ritt langsam die Avenue de Saint-Cloud hinan, anfällig und verwundet, aber nicht zerbrochen, der gewaltige Mirabeau.

Und wie sehr war auch die Königin dort im Pavillon verändert. Man sah ihr die fünfunddreißig Jahre an, das rührende Alter, das

van Dyck so gern gemalt hat; zarte, leicht blaue Schatten ließen auf einen tiefen Kummer schließen. Sie war krank, schwerkrank und unheilbar! Krank an Körper und Geist. Sie kämpfte, das sah man. Stolzen Hauptes und mit trockenen Augen, die dennoch allzu deutlich verrieten, daß sie jede Nacht weinte. Ihre natürliche Würde, die Würde des Mutes und des Unglücks, die ein anderes Königtum sind, hielten jedes Mißtrauen fern. Es war wohl nötig, daß er an sie glaubte, er, der sich für sie opferte.

Sie war überrascht, als sie sah, daß dieser gehaßte, verrufene Mann, dieser verhängnisvolle Mann, durch den die Revolution gesprochen hatte, dieses Monstrum ein Mensch war, daß er den besonderen Zauber eines Zartgefühls besaß, das eine solche Energie auszuschließen schien.

Allem Anschein nach verlief die Unterhaltung leer und ergebnislos. Die Königin verbarg ihre Gedanken, Mirabeau die seinigen nicht; er wollte den König und die Freiheit zugleich retten. In welcher Sprache also konnten sie sich finden? Mit seinen letzten Worten wandte sich Mirabeau in einer zugleich respektvollen und kühnen Galanterie ebensosehr an die Frau wie an die Königin: „Madame, wenn Ihre erlauchte Mutter einem ihrer Untertanen die Ehre ihrer Gegenwart zuteil werden ließ, so verabschiedete sie ihn niemals, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen." Die Königin reichte ihm die ihre. Mirabeau neigte sich, dann hob er den Kopf und sagte bewegt und stolz: „Madame, die Monarchie ist gerettet!"

Er entfernte sich, erregt, beglückt und — getäuscht. Die Königin schrieb an einen ihrer Agenten in Deutschland, Herrn de Flachslanden, man bediene sich Mirabeaus, aber die Beziehungen zu ihm seien durchaus nicht ernsthaft.

In derselben Stunde, als er um den Preis seiner Popularität und beinahe seines Lebens den gefährlichen Beschluß durchgesetzt hatte, der im Grunde dem König die Entscheidung über Krieg und Frieden zurückgab, ließ der König in den Archiven des Parlaments nach den alten Formen des Protestes gegen die Generalstaaten suchen, um aus ihnen ein Geheimmittel gegen alle Beschlüsse der Versammlung zu machen (23. Mai)[188].

Gott sei Dank hing Frankreichs Heil nicht von diesem großen, leichtgläubigen Manne ab und von dem arglistigen Hof. Ein Be-

[188]) Der König schickte den Großsiegelbewahrer selbst, der in der Emigrantenzeit Montgaillard die Sache erzählt hat. Was den Brief der Königin an Flachslanden angeht, so befindet sich das Original in einer Spezialsammlung; er wurde dort nicht von mir, sondern von einem sehr aufmerksamen, sehr kenntnisreichen und völlig vertrauenswürdigen Archivbeamten gelesen.

schluß gab dem König den Degen zurück, aber dieser Degen war zerbrochen.

Der Soldat gehörte wieder zum Volk, mischte sich unter das Volk, verbrüderte sich mit dem Volke.

Aus Bouillés Memoiren erfahren wir, daß er nichts versäumte, um den Soldaten und das Volk in Gegensatz zu bringen, um dem Militär Haß und Verachtung gegen den Bürger einzuflößen.

Die Offiziere hatten begierig eine Gelegenheit ergriffen, um diesen Haß noch höher zu treiben, bis zur Nationalversammlung, welche sie bei den Soldaten verleumdeten. Einer der besten Patrioten, Dubois de Crancé, hatte der Versammlung die traurige Verfassung der Armee geschildert, die zum größten Teil aus Taugenichtsen bestand; daraus leitete er die Notwendigkeit einer Neuorganisation ab, die aus der Armee das machen sollte, was sie früher gewesen war, die Blüte Frankreichs. Und gerade diese militärfreundlichen Worte, diesen Versuch, die Armee zu reformieren und rechtzufertigen, mißbrauchte man. Die Offiziere verbreiteten unter den Soldaten, sie seien von der Versammlung beschimpft. Der Hof baute große Hoffnungen darauf; er glaubte, die Armee wiedergewinnen zu können. Aus dem Ministerium schrieb man an den Kommandanten von Lille die bedeutsamen Worte: „Von Tag zu Tag gewinnen wir festeren Boden. Wenn man uns nur überhaupt vergäße und für abgetan hielte, dann würden wir bald alles wiederhaben.“ (8. Dezember, 3. Januar.)

Eitle Hoffnung! Konnte man wirklich glauben, daß der Soldat lange blind bleiben, daß er ungerührt dem berauschenden Schauspiel der Verbrüderung Frankreichs zusehen, daß er, da das Vaterland wiedergefunden war, allein außerhalb des Vaterlandes stehen würde, daß Kaserne und Lager wie eine Insel von der übrigen Welt geschieden sein würden?

Es ist zweifellos beunruhigend, wenn eine Armee im Gehorsam wägt, Unterschiede macht und wählt; doch wie hätte es hier anders sein können? Wenn der Soldat der Obrigkeit blind gehorchte, dann war er der höchsten Obrigkeit, aus der alle anderen hervorgehen, ungehorsam; war er seinen Offizieren gefügig, so wurde er unfehlbar ein Rebell gegen den Vorgesetzten seiner Vorgesetzten, gegen das Gesetz. Sich ruhig verhalten und untätig bleiben konnte er nicht, das war nicht die Meinung der Gegenrevolution; die befahl ihm, auf die Revolution zu schießen, auf Frankreich, auf das Volk, auf seinen Vater und seinen Bruder, die die Arme nach ihm ausstreckten.

Die Offiziere erschienen ihm als das, was sie waren, als Feinde, als ein Volk für sich, in immer steigendem Maße verschieden an

Rasse und Art. Wie alte verhärtete Sünder sich immer tiefer in ihre Sünden verrennen, wenn's dem Ende zugeht, so wurde das ancien régime zum Schluß immer härter und ungerechter. Die hohen Rangstufen erhielten nur noch die jungen Hofleute, die kleinen Protégés der Damen; der Minister Montbarey hat selbst die heftige und unanständige Szene berichtet, die ihm die Königin um eines jungen Obersten willen machte. Die untersten Grade, die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. noch erreichbar waren, wurden unter Ludwig XVI. nur solchen verliehen, die den Adel im vierten Gliede nachweisen konnten. Fabert, Catinat und Chevert hätten nicht einmal Leutnant werden können.

Ich habe das Kriegsbudget (von 1784) erwähnt: 46 Millionen für den Offizier, 44 für den Soldaten. Warum ihn noch Soldat nennen? Bettler wäre das richtige Wort. Der Soldat, der im 17. Jahrhundert verhältnismäßig hoch stand, sank unter Ludwig XV. auf ein Nichts. Freilich kam unter Ludwig XVI. ein anderer Sold hinzu, der in Stockschlägen ausgezahlt wurde. Das geschah, um die preußische Disziplin nachzuahmen; der Mensch wie eine Maschine gelenkt und wie ein Kind gestraft: damit glaubte man das ganze Geheimnis der Siege des großen Friedrich vor sich zu haben. Ein schlimmeres System ist nicht denkbar: es vereinte entgegengesetzte Übel, war zugleich mechanisch und nicht mechanisch, verhängnisvoll hart und grausam willkürlich.

Die Offiziere hegten eine souveräne Verachtung gegen den Soldaten, den Bürger, gegen alle Art Mensch, und sie verbargen ihre Verachtung nicht. Welch hohes Verdienst berechtigte sie dazu? Ein einziges: sie wußten mit dem Degen umzugehen. Das schätzenswerte Vorurteil, welches das Leben der Tüchtigen vom Takt der Gewandten abhängig macht, hatte eine Art von Tyrannei der letzteren zur Folge. Sie versuchten sogar, die Versammlung auf diese Weise einzuschüchtern; in der Adelskammer zogen mehrere Mitglieder den Degen, um die anderen zu verhindern, sich dem dritten Stande anzuschließen. La Bourdonnaie, Noailles, Castries und Cazalès schickten Forderungen an Barnave und Lameth. Andere beleidigten Mirabeau gröblich, in der Hoffnung, sich seiner zu entledigen, doch der blieb ungerührt. Wollte Gott, der größte Seemann jener Zeit, Suffren, wäre es ebenfalls gewesen! Nach einer nur allzu wahrscheinlichen Überlieferung hatte ein junger Laffe aus vornehmem Hause die sträfliche Unverschämtheit, den heldenmütigen Mann, dessen Leben Frankreich allein gehörte, zu fordern; er, der schon in Jahren war, besaß die Gutmütigkeit, die Forderung anzunehmen und wurde tödlich verletzt. Der junge Mann war bei Hof beliebt, und die Sache wurde vertuscht.

Wer hatte die Freude davon? England! Für einen so guten Hieb hätte es gern Millionen gegeben.

Das Volk hat niemals Verständnis für diese Art Ehre gehabt. Die Belzunce und Patrice, von denen alle Welt gefordert wurde, kamen daher sehr übel an. Der Degen der Emigranten zerbrach wie Glas unter dem Säbel der Republik.

Wenn schon unsere Landoffiziere, die keine Taten verrichtet hatten, so übermütig waren, wie mußte es dann erst bei den Marineoffizieren aussehen! Seit ihren letzten Erfolgen (die doch in den meisten Fällen nur Zweikämpfe von Schiff zu Schiff waren), kannten sie sich nicht mehr; ihr Hochmut wuchs bis zur Wildheit. Einer von ihnen hatte das Unglück gehabt, sich soweit zu erniedrigen, daß er einen früheren Kameraden besuchte, der ins Heer eingetreten war; man zwang ihn, sich mit jenem zu schlagen, damit er sich von dem Verbrechen reinigte; und o Grausen! er tötete ihn!

Ein Marineoffizier, Acton, war der ungekrönte König in Neapel. Leute wie Vaudreuil rieten der Königin und dem Grafen Artois zur offenen Gewalt. Als Frankreich gegen ganz Europa stand, stießen ihm Marineoffiziere, die Bonchamp und Marigny, den Dolch der Vendée in den Rücken.

Den ersten Streich gegen ihren Trotz führte Toulon. Dort kommandierte der sehr tapfere Albert de Rioms, einer unserer besten Kapitäne. Er meinte, die beiden Städte, das Arsenal und Toulon, ganz gleich behandeln zu können, mit Tauende und Lianen, wie Sträflinge im Bagno, die schwarze Kokarde beschirmend und die Trikolore züchtigend. Er verließ sich auf einen Vertrag, den seine Marineoffiziere mit denen vom Landheer gegen die Nationalgarde geschlossen hatten. Als die letzteren mit den Behörden an der Spitze zu ihm kamen, um sich zu beschweren, empfing er sie wie die Galeerensträflinge aus dem Arsenal. Jetzt rottet sich eine wütende Volksmenge vor dem Hotel des Kommandanten zusammen. Er kommandiert Feuer, — und nicht ein Soldat schießt. Da muß er die Zivilbehörden bitten, ihm Hilfe zu gewähren. Der Nationalgarde, die er beleidigt hatte, gelingt es kaum, ihn zu schützen; sie kann ihn nur dadurch retten, daß sie ihn ins Gefängnis steckt. (November—Dezember 1789).

Auch in Lille versuchte man, die Truppen und die Nationalgarde aneinander zu hetzen und sogar die Regimenter gegen diese zu bewaffnen. Der Kommandant Livarot reizte (wie man aus seinen unveröffentlichten Briefen sieht) das Militär, indem er die angebliche Beleidigung gegen die Armee hervorhob, die Dubois de Crancé in der Nationalversammlung getan hätte. Die Versammlung antwortete

mit einer Verbesserung des Loses der Soldaten und bewies wenigstens, so gut es damals ging, ihr Interesse für sie durch die Erhöhung ihres Soldes um einige Heller. Viel ermutigender wirkte es, daß Lafayette in Paris alle Unteroffiziere zu höheren Graden befördert hatte. Die unübersteigliche Schranke war also endlich gefallen.

Arme Soldaten des ancien régime, die solange schweigend und hoffnungslos gelitten hatten! Waren sie auch nicht die prachtvollen Soldaten der Republik und des Kaiserreichs, so verdienten sie es doch, daß endlich auch ihr Tag anbrach. Immer, wenn ich in unserer alten Geschichte von ihnen lese, bewundere ich ihre Geduld und rührt mich ihre Güte. Ich stelle mir vor, wie sie in das ausgehungerte Rochelle einziehen und den Bewohnern ihr Brot geben. Ihre Tyrannen, ihre Offiziere, die ihnen jedes Vorwärtskommen unmöglich machten, fanden bei ihnen nur Gelehrigkeit, Achtung, Milde und Wohlwollen. In der Zeit Ludwigs XV. konnte bei irgendeiner Gelegenheit ein vierzehnjähriger Offizier, der gerade aus Versailles kam, nicht mehr weiter: „Gib ihn mir,“ rief ein riesiger Grenadier, „ich werde ihn auf den Rücken setzen; wenn eine Kugel fällig ist, will ich sie dem Kinde ersparen.“

Es mußte ja endlich ein Tag der Gerechtigkeit, der Gleichheit, der Natur kommen; glücklich die, die alt genug wurden, um ihn zu erleben! Ein Glück war es für alle. Wie freute sich die Bretagne, als sie noch nach beinahe hundert Jahren, noch immer in seinem niedrigen Stand als Lotse, den Lotsen von Duguay-Trouin wiederfand, dessen feste und kaltblütige Hand den Sieger ins Feuer geführt hatte. Jean Robin von der Insel Batz wurde bei den Wahlen erkannt und unter allgemeiner Zustimmung neben den Präsidenten gesetzt. Man schämte sich für Frankreich ob einer so langen Ungerechtigkeit; gern hätte man in der Person dieses ehrwürdigen Mannes so viele schmählich verkannte Generationen geehrt; sie waren in ihrem Leben durch den Übermut derer, die aus ihren Diensten Nutzen zogen, geduckt und dann der Vergessenheit geweiht worden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Kampf um die Religion
Ostern — Die Leidensgeschichte Ludwigs XVI

Die Legende vom König-Märtyrer. — Skandal bei der Öffnung der Klöster. — Der Klerus wiegelt die unwissenden Massen auf. — Der Agent des Klerus sucht eine Verständigung mit den Emigranten. — Gegensätze zwischen Klerus und Adel. — Manöver des Klerus zu Ostern. — Die Versammlung veröffentlicht das „Rote Buch", April 1790. — Sie gibt Assignaten als Pfandverschreibungen auf die Güter des Klerus aus. — Der Klerus fordert die Versammlung auf, den Katholizismus als Nationalreligion zu erklären, 12. April 1790.

Es war erwiesen, daß man den Soldaten nicht gegen das Volk bewaffnen konnte. Man mußte ein Mittel finden, das Volk gegen sich selbst zu bewaffnen, gegen eine Revolution, die nur von ihm herkam.

Dem Geist der Brüderlichkeit, der Einigkeit, dem neuen revolutionären Glauben konnte man nur den alten Glauben entgegenstellen, wenn er noch existierte.

An Stelle des alten, erloschenen, oder wenigstens sehr abgeschwächten Fanatismus fand der Klerus ein sehr dankbares Arbeitsfeld in der natürlichen Gutherzigkeit des Volkes, seiner blinden Empfänglichkeit, seiner Leichtgläubigkeit gegen die, die es liebte, seiner eingewurzelten Achtung vor Priester und König — dem König, dieser alten Religion, dieser geheimnisvollen Persönlichkeit mit dem Doppelcharakter des Priesters und der Obrigkeit, mit einem Abglanz Gottes!

Immer hatte das Volk seine Wünsche und Klagen an ihn gerichtet; mit welchem Erfolg, mit welch traurigem Bescheide, wissen wir. Mochte das Königtum, wie eine erbarmungslose Maschine, es noch so sehr niedertreten und zermalmen: es war ihm zugetan wie einem Menschen.

Nichts war den Priestern leichter, als aus Ludwig XVI. einen Heiligen und Märtyrer zu machen. Er sah fromm, wohlwollend und schwerfällig aus (typisch für die Häuser Sachsen und Bourbon) und paßte sehr gut zu einem christlichen Heiligen, war wie geschaffen für ein Kirchenportal. Seine Kurzsichtigkeit, Unentschlossenheit und

Unbedeutenheit gaben ihm gerade jenes Unbestimmte, das der Legende alles erlaubt[189*]).

Der Text war wunderbar, pathetisch und ganz geeignet, die Herzen zu verwirren. Er hatte das Volk geliebt, er wollte das Beste des Volkes, und dafür ward er gestraft. Undankbare, Rasende hatten es gewagt, die Hand zu erheben gegen diesen ausgezeichneten Vater, gegen den Gesalbten des Herrn! Der gute König, die edle Königin, die fromme Madame Elisabeth, der arme kleine Dauphin, alle waren sie in dem scheußlichen Paris gefangen! Wie strömten die Tränen bei solchen Erzählungen, wieviel heiße Gebete stiegen zum Himmel und wie viele Messen für die Befreiuung! Welcher Frau brach nicht das Herz, wenn der Priester ihr beim Verlassen der Kirche zuflüsterte: „Betet für den armen König!“ — Betet auch für Frankreich, hätte er außerdem noch sagen können, betet für ein armes, verratenes, dem Auslande überliefertes Volk.

Ein nicht weniger wirksames Mittel der Aufreizung zum Bürgerkriege war die Öffnung der Klöster und der Befehl zur Inventur der Kirchengüter, sowie die Verminderung der Klöster. Jede Verminderung wurde indessen sehr schonend vorgenommen. In jedem Departement ließ man für jeden Orden wenigstens ein Haus bestehen, wohin sich diejenigen, die bleiben wollten, immer zurückziehen konnten. Wer austreten wollte, trat aus und bezog eine Pension.

189*) Alphonse de Lamartine gibt in seiner „Histoire des Girondins“ (1844) folgende Charakteristik Ludwigs XVI:

Dieser Fürst war in gänzlicher Entfernung vom Hofe Ludwigs XV. erzogen worden. Die Atmosphäre, die sein ganzes Jahrhundert infiziert hatte, berührte seinen Erben nicht. Während Ludwig XV. seinen Hof in ein verdächtiges Haus verwandelte, wuchs sein Enkel, von frommen und erleuchteten Lehrern in einem Winkel des Palastes von Meudon erzogen, in der Achtung vor seinem Rang, im Schrecken des Thrones und in einer religiösen Liebe für das Volk auf, das er zu beherrschen berufen war. Die Seele Fénélons schien in diesem Palast, in dem er den Herzog von Burgund erzogen hatte, zwei Generationen von Königen übersprungen zu haben, um des Nachkömmlings Erziehung zu inspirieren. Der Mann, der dem gekrönten und thronenden Laster am nächsten stand, war vielleicht in Frankreich der reinste. Wäre das Jahrhundert nicht unzüchtig gewesen wie der König: es hätte jenen lieben müssen. Aber man war bis zu dem Grad von Verderbtheit gekommen, wo die Reinheit lächerlich und die Scham verächtlich wurde . . . Der Krieg, diese Schule der Fürsten, hatte ihn nicht zum Verkehr mit den Menschen und zur Gewohnheit des Befehlens heranbilden können. Die Schlachtfelder, die Bühne der großen Schauspieler, hatten ihn niemals den Blicken seines Volkes ausgesetzt. Kein Zauber, außer dem seiner Geburt, ging von ihm aus. Seine Popularität war das Grauen, das man vor seinem Großvater hatte. Er besaß einige Tage kurze Zeit die Achtung seines Volkes, doch niemals seine Liebe. Rechtschaffen und unterrichtet, berief er in der

Das war maßvoll und durchaus nicht gewalttätig. Die damals sehr milden Gemeindeverwaltungen waren zu sehr entgegenkommend bei der Vollziehung. Sie drückten ein Auge zu und nahmen oft kaum die Hälfte der Objekte und zur Hälfte des wirklichen Wertes auf. — Trotzdem versäumte man nichts, ihnen die Pflicht schwer und gefährlich zu machen. Um nur bis an die Pforte zu kommen, mußten die Beamten zuerst unter Lebensgefahr mitten durch eine aufgewiegelte Menge von schreienden Weibern und Bettlern in drohender Haltung, die von den Mönchen ernährt wurden. Die sanften Lämmer des Herrn setzten den Männern des Gesetzes, die das Gesetz ausführen mußten, Widerstand entgegen, Weigerungen und Hindernisse, die jene zur Verzweiflung treiben konnten.

All das geschah mit großer Geschicklichkeit und bemerkenswerter Gewandtheit. Wenn es möglich wäre, die ausführliche und vollständige Geschichte dieser Vorgänge zu schreiben, so würde man darin erbauliche Beiträge zu einer merkwürdigen Frage der hohen Philosophie finden: Wie können die Politiker in einer gleichgültigen und ungläubigen Zeit die Leidenschaft wecken und neu beleben?

Der Klerus hatte keinen Glauben, aber er fand Leute als Werkzeuge, die welchen hatten, fromme, überzeugte Seelen, glühende Visionäre, poetische und seltsame Köpfe, die immer im Überfluß vorhanden sind, besonders in der Bretagne. Eine Frau von Pont-Levès,

---

Person Turgots die Rechtschaffenheit und die Aufklärung zu sich. Aber mit der philosophischen Einsicht in die Notwendigkeit der Reformen hatte der Fürst nur das Gemüt eines Reformators, nicht seinen Geist, seine Kühnheit . . . In dem dunklen Gefühl seines raschen Falles reichte die stoische Ruhe dieses Fürsten wohl aus, um die Ruhe seines Gewissens zu erhalten, aber sie genügte nicht, um Entschlüsse zu fassen . . . Wenn man sich in Gedanken in die Lage Ludwigs XVI. versetzt und sich fragt, welcher Rat ihn hätte retten können, so muß man sich entmutigt zur Antwort geben: keiner. Es gibt Umstände, die alle Bewegungen eines Menschen derartig verstricken, daß er dem Verhängnis seiner Fehler oder seiner Tugenden zum Opfer fällt, welche Richtung er auch einschlagen mag. So war es bei Ludwig XVI. Die ganze Unpopularität des Königtums in Frankreich, alle Fehler der früheren Regierungen, alle Laster der Könige, alle Schändlichkeiten der Höfe, alle Beschwerden des Volkes zielten gegen sein Haupt und preßten auf seine unschuldige Stirn das Sühnezeichen für Jahrhunderte. Die Epochen haben ihre Opfer wie die Religionen. Wenn sie eine Institution, die ihnen nicht mehr genehm ist, erneuern wollen, so häufen sie auf den Mann, der sie personifiziert, allen Haß und alle Verdammung. Sie machen aus dem Mann ein Opfer, das sie der Zeit schlachten: Ludwig XVI. war dieses unschuldige, doch mit allen Ungerechtigkeiten der Throne beladene Opfer, das zur Bestrafung des Königtums geschlachtet werden mußte. (Nach der deutschen Übersetzung von Alfred Neumann in „Girondisten und Jakobiner“, München 1923.)

Anm. des Herausgebers.

die Frau eines Marineoffiziers, veröffentlichte ein kleines, feuriges, mystisches Buch: „Der Heiligen Jungfrau Mitleid für Frankreich“, ein Buch von einer Frau und für Frauen, geeignet, sie zu verwirren und toll zu machen.

Noch hatte der Klerus leichtes Spiel mit der armen Bevölkerung, die die französische Sprache nicht kannte. Er ließ sie in Unkenntnis über die Aufhebung der Zehnten und der Gefälle, überging stillschweigend die allmähliche Abschaffung der indirekten Steuern und weckte hoffnungslosen Jammer in ihnen, indem er auf die Unerschwinglichkeit der zu zahlenden Abgaben hinwies und ihnen einredete, man werde in nächster Zeit ein Drittel aller lebendigen und toten Habe wegnehmen.

Im Süden gab es andere, nicht weniger willkommene Elemente zur Ruhestörung, Männer von trockener Leidenschaft, tätig, feurig, klug und listig, die nicht nur einen Aufruhr anzetteln, sondern ihn auch organisieren, regeln und leiten konnten.

Das wahre Geheimnis des Widerstandes, der einzige Weg, der der Gegenrevolution ernstliche Aussichten bot, die Idee der künftigen Vendée, wurde zuerst in Nîmes ausgesprochen: Gegen die Revolution ist kein Erfolg zu erzielen ohne den Religionskrieg. — Mit andern Worten: Gegen den Glauben kann nur der Glaube an.

Ein furchtbarer Weg, vor dem man zurückfährt, wenn man bedenkt . . . wenn man die Ruinen und Einöden sieht, die die alte Leidenschaft hinterlassen hat. Was wäre geschehen, wenn der ganze Süden, der ganze Westen, wenn ganz Frankreich Vendée geworden wäre?

Aber der Gegenrevolution blieb keine Wahl. Dem Geist der Brüderlichkeit konnte man nur mit dem Geist der Bartholomäusnacht begegnen.

Das war ungefähr die Aussicht, die im Januar 1790 der feurige Abgeordnete von Nîmes vor der großen Emigrantenversammlung in Turin vertrat; er war von niederer Herkunft und nicht sehr geachtet, hatte aber einen tüchtigen unerschrockenen Kopf und sah und formulierte die Frage völlig richtig.

Der Mann, der aus besonderer Gunst vor den Prinzen und Herren sprechen durfte — Charles Froment war sein Name —, war der Sohn eines fälschlich angeklagten und dann freigesprochenen Mannes und selbst nur ein kleiner Steuereinnehmer des Klerus und dessen Faktotum. Zuerst Revolutionär, hatte er in Nîmes gemerkt, daß auf der anderen Seite mehr zu holen war. Anfänglich wurde er dann der Führer der katholischen Bevölkerung, die er gegen die Protestanten aufhetzte. Er selbst war weniger ein Fanatiker, als ein Auf-

wiegler, ein Mann aus der Ghibellinenzeit. Aber er erkannte deutlich, daß das Volk und der Appell an den Glauben des Volkes die wahre Stärke bedeutete.

Froment wurde gnädig empfangen und angehört, aber wenig verstanden. Man gab ihm einiges Geld und die Hoffnung, daß der Kommandant von Montpellier ihm Waffen liefern würde. Übrigens dachte man so wenig daran, wie nützlich er werden könnte, daß ihm, als er später emigriert war, die Prinzen sogar die Erlaubnis versagten, sich mit den Spaniern in Verbindung zu setzen und sie mit seiner alten Partei in Beziehung zu bringen.

„Es war das Verderben Ludwigs XVI.," sagt Froment in seinen Broschüren, „daß er philosophische Minister hatte." Das hätte er mit nicht weniger Grund sehr verallgemeinern können. Die Gegenrevolution war vor allem darum ohnmächtig, weil sie, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, doch schließlich die Philosophie des Jahrhunderts im Herzen trug, das heißt, die Revolution selbst.

Ich habe in meiner Einführung gesagt, daß damals alle, sogar die Königin, der Graf Artois und der Adel, von dem neuen Geist angesteckt waren.

Die Sprache des alten Fanatismus war ihnen eine tote Sprache. Ihr Erwachen in den Massen war solchen Geistern ein unfaßbarer Vorgang. Das Volk in Aufruhr, selbst wenn es für sie geschah, machte sie besorgt. Übrigens entsprach es den Ideen des Adels durchaus nicht, den Klerus zu stärken; der Adel hatte immer auf die Beraubung des Klerus gewartet und gehofft. In den „Heften" jedes der beiden Stände brach die Feindschaft gegen den anderen durch. Die Revolution, die sie einander nähern mußte, hatte sie noch mehr entzweit. Die adligen Grundbesitzer gewannen in gewissen Provinzen, zum Beispiel in Languedoc, durch die Abschaffung des geistlichen Zehnten mehr, als sie an den Feudalrechten verloren.

Bei der Beratung der Klostergelübde (Februar) stand kein Adliger auf seiten des Klerus. Der verteidigte allein die alte Tyrannei der unwiderruflichen Gelübde. Die Adligen stimmten mit ihren gewöhnlichen Gegnern für die Aufhebung der Gelübde, die Öffnung der Klöster und die Freiheit der Mönche und Nonnen.

Der Klerus rächte sich. Als es um die Abschaffung der Feudalrechte ging, schrie der Adel von Gewalttätigkeit, Grausamkeit usw. Der Klerus, wenigstens der größte Teil des Klerus, ließ den Adel schreien, stimmte gegen ihn und trug so zu seinem Ruin bei.

Die Berater des Grafen Artois, Calonne und andere, die österreichischen Berater der Königin, waren sicher, wie die Mehrzahl des Adels, einer Plünderung des Klerus sehr geneigt, vorausgesetzt, daß

sie zu ihrem Nutzen geschah. Ehe sie die alte Leidenschaft als Waffe benutzten, zogen sie den Hilferuf an das Ausland vor. Dabei fanden sie nichts. Die Königin sah im Ausland die Heimat. Der Adel hatte durch ganz Europa Familienbeziehungen, die sie über die Vorurteile der Nationalität sehr philosophisch denken ließen. Welcher Franzose war ein echterer Franzose als der scharmante österreichische General Prinz de Ligne? Und regierte nicht die französische Philosophie in Berlin? Und England? Gerade England war für unsere fortgeschrittensten Adligen das Ideal, das klassische Land der Freiheit. Für sie gab es nur zwei Nationen in Europa: die „anständigen" Leute und die „nicht anständigen" Leute. Warum sollte man die ersteren nicht nach Frankreich rufen, um die anderen zur Vernunft zu bringen?

Drei Gegenrevolutionen handeln also gleichzeitig, ohne sich verständigen zu können:

1. Die Königin und ihr vornehmster Ratgeber, der österreichische Gesandte, der nur darauf wartet, daß Österreich, von seinen belgischen Sorgen befreit und mit Europa auf seiner Seite, Frankreich bedrohen und im Bedarfsfalle mit Militärgewalt zwingen kann.

2. Die Emigranten, der Graf Artois und die glänzenden Kavaliere des Oeil-de-Boeuf, die sich in Turin sehr langweilen und gern möglichst bald zu ihren Maitressen und Schauspielerinnen zurückkehren möchten; sie wollten, daß das Ausland schleunigst zur Tat schritte und ihnen, gleichgültig um welchen Preis, den Rückweg nach Frankreich öffnete; 1790 ersehnen sie 1815.

3. Der Klerus, der noch viel weniger abwarten kann.

Von der Versammlung enteignet, allmählich aus dem eigenen Hause gedrängt und vor die Tür gesetzt, möchte er lieber heute als morgen seine zahlreiche Gefolgschaft von Bauern und Pächtern bewaffnen. Morgen ist vielleicht alles schon wieder lau geworden. Was geschieht, wenn der Bauer auf den Einfall gerät, geistliche Güter zu kaufen? Dann hat die Revolution unwiderruflich gesiegt.

Wir haben gesehen, wie er im Oktober die Bombe vorzeitig zum Platzen brachte. Eine neue Explosion erfolgte im Februar in der Versammlung selbst.

Es waren die Tage, als der Mann aus Nîmes nach seiner Rückkehr von Turin im Lande umherzog, die katholischen Gesellschaften gründete und den Süden gründlich bearbeitete.

In der Aussprache über die Unverletzlichkeit der geistlichen Gelübde berief sich ein Mitglied der Versammlung auf die Rechte der Natur und nannte es ein Verbrechen, den Willen des Menschen zu überrumpeln, ihn an ein seinem Munde entfahrenes, vielleicht ab-

gerungenes Wort zu binden und für immer lebendig zu begraben. Da ertönen Rufe: „Lästerung! Gotteslästerung! Er hat gelästert!" Der Bischof von Nancy stürzt auf die Tribüne: „Erkennt ihr an, daß die katholische, apostolische und römische Religion die Nationalreligion ist?" Die Versammlung merkte den Streich und wich ihm aus. Man antwortete, bei der Aufhebung der Klöster handle es sich vor allem um eine Geldfrage, niemand sei, der nicht die katholische Religion für die Nationalreligion halte; sie durch eine Verfügung als solche zu bestätigen, hieße sie bloßstellen.

Das geschah am 13. Februar. Am 18. brachte man eine in der Normandie verbreitete Schmähschrift, worin die Versammlung dem Haß des Volkes als Mörder der Religion und des Königtums zugleich gekennzeichnet wurde. Ostern war nahe; man benutzte die Gelegenheit, verkaufte und verteilte rings um die Kirchen ein furchtbares Pamphlet: „Die Leidensgeschichte Ludwigs XVI."

Zu dieser Legende besaß die Versammlung ein ebenso interessantes Gegenstück, daß nämlich Ludwig XVI., der am 4. Februar seine Liebe zur Verfassung beschworen hatte, bei seinem Bruder und mitten unter den tödlichen Feinden der Verfassung einen beständigen Agenten unterhielt, daß Turin, Trier und Paris wie ein Hof vom König unterhalten und bezahlt wurden.

In Trier standen, von ihm besoldet und gekleidet, seine Haustruppen, war sein großer und kleiner Marstall unter dem Prinzen von Lambesc [189]). Artois, Condé, Lambesc und alle Emigranten erhielten ungeheuere Pensionen. Und bis ins Unendliche verschob man die Zahlung des Kostgeldes von zwei-, drei- oder vierhundert Franken an Witwen und andere Bedürftige.

Der König bezahlte die Emigranten ohne Rücksicht auf eine Verfügung, durch das die Versammlung zwei Monate zuvor versucht hatte, dies unseren Feinden zufließende Geld im Lande zu halten. Er hatte gerade diese Verfügung zu bestätigen vergessen. Die Aufregung stieg, als Camus, der strenge Berichterstatter des Finanz-

---

[189]) Alles ging zu wie in Versailles. Es war ein Ministerium, das der König öffentlich im Ausland unterhielt. In Paris geschah nichts, was nicht in Trier geordnet wurde. Im Ausgabenetat und in anderen (unveröffentlichten) Akten sehen wir die Unterschrift Lambesc's auf Rechnungen, seine Genehmigung auf Bittschriften, die von Paris kamen; er ernannte die Beamten für Paris, Pagen für die Tuilerien usw. In Paris verfertigte man Uniformen für die Gardes du corps, um sie nach Trier zu schicken. Aus England ließ man Pferde kommen, um die dortigen Offiziere beritten zu machen. Der König bat Lambesc, er möge wenigstens die Pferde aus Frankreich beziehen.

ausschusses, erklärte, er könne über die Verwendung einer Summe von sechzig Millionen keine Aufklärung erhalten.

Die Versammlung befahl, der Großsiegelbewahrer habe sich über jedes zur Bestätigung vorgelegte Gesetz binnen acht Tagen nach der königlichen Bestätigung oder nach der Verweigerung der Bestätigung zu erklären.

Großer Lärm und großes Wehklagen über diese Vergewaltigung des königlichen Willens. Camus antwortete mit der Veröffentlichung des nur allzu berühmten „Roten Buches“ (im April), das der König in der Hoffnung, es würde zwischen ihm und dem Ausschuß geheim bleiben, ausgeliefert hatte. Dieses unsaubere, auf jeder Seite von den Unflätigkeiten des Adels und den verbrecherischen Schwächen des Königtums beschmutzte Buch gab Auskunft, ob man Unrecht getan hatte, die Kloake zu schließen, durch die Frankreichs Leben verströmte. Bei alldem ein schönes Buch! Es senkte die Revolution tief in die Herzen der Menschen.

„O! Wie recht hatten wir!“ Das war der allgemeine Schrei, und dabei war man noch weit davon, selbst bei den heftigsten Beschuldigungen, die ganze Wahrheit auch nur zu ahnen! — Gleichzeitig festigte sich der Glaube, diese sonderbare Regierung wider Gott und Natur könne niemals wiederkehren. Als die Revolution das scheußliche Antlitz ihres Gegners ohne Schleier und ohne Maske sah, wurde sie stark in sich selbst, sie fühlte, wie sie lebendig war für immer.

Ein Zeichen dieses starken Glaubens war, daß bei der allgemeinen Not und bei mehr als einem Aufruhr gegen die indirekten Steuern die direkte Steuer regelmäßig und treulich bezahlt wurde.

Man stellt für vierhundert Millionen Kirchengüter zum Verkauf bereit. Und die Stadt Paris allein kauft für zweihundert Millionen davon. Alle Gemeindeverwaltungen folgen dem Beispiel.

Dieses Verfahren war sehr klug. Wenige Leute hätten den Klerus gern selbst enteignen mögen; die Gemeindeverwaltungen allein konnten dies bedenkliche Amt übernehmen. Sie mußten kaufen und dann wieder verkaufen. Der einzelne trug große Bedenken, besonders der Bauer; darum mußten ihm die Städte das Beispiel geben und zuerst die dem Klerus gehörenden Häuser kaufen und verkaufen, dann würde es mit den Grundstücken von selbst gehen.

Alle diese Güter dienten dem Papiergeld zum Pfand, das von der Versammlung geschaffen wurde. Jedes Papier erhielt die Anweisung (assigné) auf ein Los, die Scheine hießen daher „Assignate“. Jedes Papier war bewegliches Gut, beweglicher Boden. Es war ganz etwas anderes als die Scheine aus der Zeit der Regentschaft, die durch weit

entlegenen und sehr unwahrscheinlichen Grundbesitz am Mississippi garantiert waren.

Hier hatte man das Pfand vor Augen. Zu dieser Garantie kam die der Gemeindeverwaltungen, die vom Staat gekauft hatten, und die weiter verkauften. Wenn diese vielfach geteilten Papierlose einmal in Umlauf gebracht waren, mußten sie bald die ganze Nation an dem Unternehmen beteiligen. Alle mußten dies Geld benutzen, so waren Freunde und Feinde gleichmäßig an dem Erfolg der Revolution interessiert.

Indessen waren das Andenken an Law, die Berichte über so viele durch das „System" ruinierte Familien kein geringes Hindernis. Frankreich war weniger als England und Holland an den Umlauf von Werten in Form von Papier gewöhnt. Ein ganzes Volk mußte seine materiellen Gewohnheiten überwinden; es war ein geistiger Akt, den die Versammlung verlangte: den Glauben an die Revolution.

Der Klerus war wie versteinert, als er sah, wie seine Hinterlassenschaft in die Hände aller kommen sollte. In winzige Stückchen zerbröckelt, war es nicht wahrscheinlich, daß sie jemals wieder an ihn gelangen würde. Er bemühte sich zuerst, diese sicheren Assignate, deren jeder ein Stückchen Land war, mit den wertlosen Wischen vom Mississippi gleich zu stellen: „Ich hatte geglaubt," sagte arglistig der Erzbischof von Aix, „daß ihr in Wirklichkeit auf den Bankrott verzichtet hättet."

Die Antwort war nicht schwer. Da versuchten sie es anders. „Das Ganze ist von den Pariser Bankiers eingerichtet worden, die Provinzen wollen nichts davon wissen." Man brachte ihnen Eingaben der Provinzen, in denen die schleunige Herstellung von Assignaten gefordert wurde.

Sie hatten gemeint, wenigstens Zeit zu gewinnen, inzwischen im Besitz zu verbleiben, abwarten und einen günstigen Umstand benutzen zu können. Man nahm ihnen diese Hoffnung: „Welches Vertrauen," erklärte Prieur, „kann man zu dem die Assignate garantierenden Pfand haben, wenn die verpfändeten Güter nicht tatsächlich in unseren Händen sind?" Das lief darauf hinaus, den Klerus zur unverzüglichen Herausgabe zu zwingen und alles in die Hände der Gemeindeverwaltungen und der Distrikte zu bringen. Es konnte die Priester nicht trösten, daß die Versammlung ihnen die ungeheure Besoldung von etwa hundert Millionen anbot . . .

In einer weinerlichen, kindisch jammernden, abgerissenen Rede fragte der Erzbischof von Aix, ob man wirklich das Herz habe, die Armen zu ruinieren, indem man dem Klerus fortnähme, was ihm für die Armen geschenkt worden sei: er wagte den widersprechenden

Satz, daß der Bankrott die unfehlbare Folge des zur Vermeidung des Bankrotts begonnenen Unternehmens sein würde. Er beschuldigte die Versammlung, mit der Nichtigkeitserklärung der Gelübde das religiöse Leben selbst angetastet zu haben usw.

Endlich ging er so weit, im Namen des Klerus eine Anleihe von vierhundert Millionen anzubieten, die auf die Güter aufgenommen werden sollte.

Darauf erwiderte Thouret in seiner normannischen Ruhe: „Man macht ein Angebot im Namen einer Körperschaft, die nicht mehr da ist.“ Und weiter: „Als die Religion euch in die Welt schickte, hat sie euch da gesagt: Geht hin, gedeiht und seid fleißig im Erwerb?“

Da war in der Versammlung ein braver Kartäuser, Dom Gerle, der ein prächtiges Herz besaß und einen kurzen Blick, der ein warmer Patriot war und ein nicht minder guter Katholik. Er glaubte (oder sehr wahrscheinlich ließ er es sich von irgendeinem Fuchs von Priester einreden), das einzige, was die Prälaten quäle, sei die geistige Gefahr, die Besorgnis, die bürgerliche Gewalt könne dem Weihrauchfaß zu nahe kommen. „Nichts einfacher als das,“ meinte er; „um die Leute zufrieden zu stellen, welche meinen, die Versammlung wolle keine Religion, oder vielmehr, sie wolle alle Religionen in Frankreich zulassen, braucht man nur zu beschließen, daß die katholische, apostolische und römische Religion die Religion der Nation ist und immer bleiben wird, und daß ihr Kultus der einzig berechtigte sein soll“ (12. April 1790). Charles de Lameth glaubte, sich helfen zu können wie am 13. Februar, und erklärte, daß die Versammlung, die in ihren Beschlüssen dem Geist des Evangeliums folge, keine Ursache habe, sich so zu rechtfertigen.

Aber die Sache fiel nicht. Der Bischof von Clermont war bekümmert und fing wieder an, stellte sich, als sei er erstaunt, daß man, wo es der Religion zu huldigen gelte, erwäge, statt mit einer spontanen Kundgebung zu antworten.

Die ganze Rechte erhob sich und brach in begeisterten Beifall aus.

Abends kam man bei den Kapuzinern zusammen und bereitete für den Fall, daß die Nationalversammlung den Katholizismus nicht zur Staatsreligion erklären würde, eine gewaltige Protesterklärung vor, die man feierlich vor den König bringen und in ganz Frankreich verbreiten wollte, damit das Volk genau erführe, daß die Nationalversammlung keine Religion wolle.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Kampf um die Religion
Erfolg der Gegenrevolution (Mai 1790)

(Fortsetzung.) Die Versammlung umgeht die Frage. — Der König wagt nicht, den Protest des Klerus anzunehmen (April). — Religiöser Aufruhr im Süden (Mai). — Die immer leichte Erregbarkeit des Südens. — Frühere Glaubensverfolgungen; Avignon, Toulon. — Die erkaltete Leidenschaft wird geschickt wieder angefacht. — Die Protestanten stets von bürgerlichen und militärischen Stellen ausgeschlossen. — Einvernehmen der beiden Kulte im Jahre 1789. — Der Klerus belebt in Nîmes die Leidenschaft und organisiert den Widerstand (1790). — Er weckt die soziale Eifersucht. — Angst der Protestanten. — Aufruhr in Toulouse und Nîmes (April). — Sträfliche Nachsicht der Gemeindeverwaltungen. — Das Gemetzel von Montauban (10. Mai). — Triumph der Gegenrevolution im Süden.

Der Antrag dieses einfachen Mannes hatte die Situation erstaunlich verändert. Aus einer Epoche der Diskussionen schien die Revolution mit einem Schlage in eine Zeit des Schreckens gelangt zu sein.

Zweifach drohte der Schrecken. Der Klerus hatte sich einen stummen, aber furchtbaren Beweisgrund vorbehalten; er zeigte der Versammlung eine Medusa, den Bürgerkrieg, die bevorstehende Erhebung im Westen und Süden, den wahrscheinlichen Neuausbruch der alten Religionskriege. Die Versammlung trug in sich die ungeheure, unvermeidliche Gewalt einer entfesselten Revolution, die alles umstürzen mußte, eine Revolution, deren Hauptwerkzeug der Aufruhr in Paris war. Schon brüllte er an den Pforten und übertönte oft die Stimmen der Abgeordneten.

Dem Klerus war die schönere Rolle zugefallen; einmal, weil er in persönlicher Gefahr zu sein schien. Die Gefahr hob sein Ansehen; jeder ungläubige, ausschweifende Prälat hatte plötzlich, Dank der Empörung, Anspruch auf Märtyrerruhm. Allerdings war ein Martyrium unmöglich bei der unendlichen Vorsicht Lafayettes, der damals im Höhepunkt seines Ansehens stand und der wahre König von Paris war.

Vorteilhaft war dem Klerus auch seine klare Stellung und der Schein des Glaubens. Bis jetzt war er verhört worden und hatte vor dem Geist des Jahrhunderts auf dem Sünderstühlchen gesessen, nun begann er seinerseits das Verhör. Stolz fragte er: „Seid ihr Katholiken?“ Und die Versammlung antwortete schüchtern und mit ver-

dächtigem, unsicherem Ton, sie könne nicht antworten, sie habe allzuviel Ehrfurcht vor der Religion, um zu antworten, es beweise genug, daß sie nur einen Kultus bezahle usw.

Mirabeau meinte heuchlerisch: „Muß man beschließen, daß die Sonne leuchtet?" Und ein anderer: „Ich glaube, daß die katholische Religion die einzig wahre ist, ich habe unendliche Ehrfurcht vor ihr. Es steht geschrieben: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden. Wie dürften wir glauben, durch eine klägliche Verfügung ein solches Wort zu bestätigen?" usw.

D'Esprémesnil riß mit einem starken Wort diese Maske ab:

„Ja," sagte er, „als die Juden Jesum Christum kreuzigten, riefen sie: Gegrüßet seist du, König der Juden!"

Niemand antwortete auf diesen furchtbaren Angriff. Mirabeau schwieg und kauerte sich zusammen, wie ein sprungbereiter Löwe. Dann ergriff er die Gelegenheit, als ein Abgeordneter an die Intoleranz Ludwigs XIV. bei irgendeinem Vertrage erinnerte, und fuhr fort: „Und ist nicht alle Intoleranz geheiligt unter einer Regierung, die im Zeichen der Aufhebung des Ediktes von Nantes steht? Bei dieser Berufung auf die Geschichte vergessen Sie nicht, daß man von hier aus das Fenster sieht, von dem aus ein König, aufgestachelt durch fluchwürdige Aufrührer, die mit den Interessen der Religion ihre persönlichen Interessen deckten, auf sein Volk den Büchsenschuß abgab, der das Signal zur Bartholomäusnacht wurde!" 190*)

Und er deutete mit Finger und Blick nach dem Fenster. Es war unmöglich, es von dieser Stelle aus zu sehen, aber er sah es tatsächlich und alle sahen es mit ihm. . . .

Der Hieb saß. Diese Worte des Redners gaben haarscharf wieder, was der Klerus vorhatte. Sein Plan war, einen heftigen Protest an den König zu richten, der die Frommen zu den Waffen rufen und

---

190*) Die Behauptung, Karl IX. habe in der Bartholomäusnacht (23./24. August 1572) vom Fenster des Louvre aus nach der Vorstadt über die Seine geschossen, wird von neueren Historikern widerlegt, obwohl man diese Nachricht in den zeitgenössischen Geschichts- und Memoirenwerken des Serranus, Brantôme und d'Aubigné findet. Keiner dieser drei Berichterstatter befand sich in jenen Tagen in Paris. De Thou, der sich sonst auf Serranus stützt, erwähnt den Schuß des Königs nicht, offenbar weil ihm als Ortskundigen die Unmöglichkeit der Sache klar war. Karl IX. konnte nämlich den legendären Schuß aus zwei naheliegenden Gründen nicht abfeuern: einmal weil die Entfernung vom Louvre über die Seine zu groß war, und zum andern, weil jener Teil des Palastes erst unter Maria von Medici volle 20 Jahre nach der Bartholomäusnacht erbaut wurde. Vergleiche Barthélémy, Erreurs et mensonges historiques, Serie III, pag. 144 ff., Dr. S. Widmann, Geschichtsel, Paderborn 1891, pag. 228 f. und Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte, 3. Aufl., Berlin 1886, pag. 248. Anm. des Herausgebers.

dem König selbst die Waffe in die Hand drücken sollte, damit er den ersten Schuß abgebe.

Ludwig XVI. war nicht Karl IX. Sehr aufrichtig von dem Recht des Klerus überzeugt, hätte er die Gefahr auf sich genommen um deswillen, was er für die Rettung der Religion hielt. Aber drei Dinge lähmten ihn: seine natürliche Unentschlossenheit, die Zaghaftigkeit seines Ministeriums und schließlich und vor allem seine Angst um das Leben der Königin; der Schrecken vom 6. Oktober wirkte nach und erneuerte sich jeden Tag, wenn er die erregte, drohende Menge unter seinem Fenster sah, die Menschenflut, die an den Mauern brandete. Bei jeden Widerstand des Königs schien die Königin gefährdet. Sie selbst hatte überdies andere Pläne und Hoffnungen, die weitab lagen von denen des Klerus.

Man gab im Namen des Königs den Bescheid, daß die Protestabordnung nicht empfangen werden würde, falls sie in die Tuilerien käme.

Wir haben gesehen, wie der König im Februar Bouillé, die Offiziere und den Adel entmutigt hatte. Im April hätte die Verweigerung seiner Hilfe dem Klerus den Mut genommen, wenn der ihn jemals da, wo es sich um seine Güter handelt, verlieren könnte. Maury sagte wütend, Frankreich solle erfahren, in welchen Händen das Königtum läge.

Man mußte also ohne den König handeln. Sollte man den Adel um Beistand bitten? Doch auf dessen Hilfe konnte der Klerus noch viel weniger rechnen. Der Adel hatte zwar noch alle Offiziersstellen inne, aber da er des Soldaten nicht sicher war, so fürchtete er den Ausbruch der Empörung und war weniger ungeduldig und kriegslustig als die Priester. Obwohl der Agent des Klerus in Nîmes, Froment, vom Grafen Artois eine Order erlangt hatte, konnte er den Kommandanten der Provinz nicht bestimmen, ihm die Rüstungskammer zu öffnen. Indessen eilte die Sache. Die großen Verbrüderungen an der Rhône hatten das Land berauscht. Die von Orange im April setzte der Begeisterung die Krone auf. Avignon dachte nicht mehr daran, daß es dem Papst gehörte, es schickte, wie alle französischen Städte, Vertreter nach Orange. Noch einen Augenblick des Zauderns, und es mußte verloren sein. Wenn Avignon, wenn Arles, wenn die Hauptstädte der Aristokratie und der Leidenschaft, mit denen man immer drohte, selbst revolutionär wurden, so blieb der Gegenrevolution, die überdies von Marseille und Bordeaux eingeschnürt wurde, keine Hoffnung. Die Explosion mußte sofort erfolgen oder niemals.

Man kann die Ausbrüche dieser alten Vulkane im Süden nicht

verstehen, wenn man nicht zuvor ihren ewig brennenden Herd untersucht. Die Höllenflammen der Scheiterhaufen, die dort wieder und wieder aufloderten, diese schwefelgeschwängerten Flammen, scheinen in den Boden selbst gedrungen zu sein, so daß unterirdische Brände dauernd in jenen Gegenden wüten. Es ist wie bei den brennenden Kohlenlagern in Aveyron. An der Oberfläche ist das Feuer unsichtbar. Stößt man aber einen Stock in das gelbe Gras, so raucht er, fängt Feuer und läßt die Hölle ahnen, die unter unseren Füßen schläft.

Wäre der Haß für ewig getilgt von der Erde! — Aber die Erinnerung muß bleiben, soviel Unglück und Leiden dürfen der Erfahrung der Menschen niemals verloren gehen. Die erste, die heiligste unserer Freiheiten, die religiöse Freiheit, muß oft frische Kraft gewinnen, sich neu beleben an dem Anblick der schauerlichen Ruinen, die der Fanatismus hinterlassen hat.

Die Steine reden, wenn die Menschen schweigen. Zwei Denkmäler besonders verdienen es, Wallfahrtsorte zu werden, zwei Denkmäler gegensätzlicher Bedeutung, das eine verrucht, das andere heilig.

Verrucht ist der Palast von Avignon, das Babel der Päpste, das Sodom der Legaten, das Gomorrha der Kardinäle.

Ein gewaltiger Palast, der einen ganzen Bergrücken mit seinen gewaltigen Türmen beherrscht, Orte der Wollust und der Qual, wo die Priester den Königen bewiesen, daß diese im Vergleich mit ihnen von den schändlichen Künsten der Lust nichts verstanden. Das Originelle des Baues besteht darin, daß die Marterkammern nahe bei den Prunkgemächern, den Ball- und Festsälen liegen und man so während der Vorträge der Liebeshöfe das Röcheln, das Geschrei und das trockene Krachen brechender Knochen hätte hören müssen. Hier hatte jedoch die priesterliche Klugheit durch weise Anlage der Gewölbe vorgesorgt, die alle Geräusche verschlangen. Der gewaltige pyramidenförmige Saal, in welchem der Scheiterhaufen errichtet war (man stelle sich das Innere eines leeren Kegels von sechzig Fuß Höhe vor), beweist ein grausiges Verständnis für Akustik; nur Spuren fettigen Rußes erinnern hier und da an verbranntes Fleisch.

Der andere Ort, heilig und geweiht, ist der Bagno von Toulon, der Kalvarienberg der religiösen Freiheit, der Ort, wo die mutigen Bekenner ihres Glaubens, die Helden der Barmherzigkeit, unter Geißel und Knüttel langsam sterben mußten.

Man bedenke, daß manche von diesen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilten Märtyrern nicht Protestanten waren, sondern Leute, die Protestanten zur Flucht verholfen hatten!

Unter Ludwig XV. verkaufte man Gefangene. Zu einem anstän-

digen Preise (dreitausend Franken) konnte man einen Galeerensträfling kaufen. Als Choiseul Voltaire eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, machte er ihm einen zum Geschenk.

Jenes schauerliche Gesetz, das die Schreckenszeit nachzuahmen versuchte, ohne es doch erreichen zu können, macht die Kinder zu Feinden der Väter und gibt ihnen noch bei Lebzeiten die Habe der Alten, so daß der Sohn ein Interesse daran hat, den Vater in Toulon zu lassen.

Noch als Ludwig XVI. sich vom Geist der Zeit jene schöne Befreiungsurkunde abnötigen ließ, welche die Protestanten noch immer von jedem öffentlichen Amt ausschloß, brachte der Klerus durch einen atheistischen Priester, Loménie, neue Klagen vor den König.

Bebend und voll Ehrfurcht betrat ich den heiligen Bagno von Toulon. Ich suchte die Spuren der Märtyrer des Glaubens und der Menschlichkeit, die man totgequält hatte, weil sie ein menschliches Herz besaßen, weil sie allein es wagten, die Unschuld zu schützen und nach dem Befehl Gottes zu tun!

Ach, es ist alles verschwunden! Nichts ist geblieben von jenen grausamen, in Gold und Blut prunkenden Galeeren, die barbarischer waren als die der Barbaren, die der Ochsenziemer mit dem Blut der Heiligen benetzte. Selbst die Listen, worin man ihre Namen verzeichnete, sind großenteils nicht mehr vorhanden. Die wenigen, die geblieben sind, enthalten nur trockene Daten: Eintritt und Austritt; der Austritt ist meistens der Tod. Der Tod, der mehr oder weniger pünktlich eintritt und so die Abstufungen in Resignation oder Verzweiflung bezeichnet. Die Knappheit ist entsetzlich: zwei Zeilen für einen Heiligen, zwei oder drei für einen Märtyrer. Nichts gibt Kunde von den Seufzern, den Protesten, den Anrufungen des Himmels, den stummen Gebeten, den Psalmen, die ganz leise zwischen den Flüchen der Diebe und Mörder erklangen. All das muß anderswo verzeichnet stehen. „Tröste dich! die Tränen der Menschen sind auf ewig in Stein und Marmor eingegraben!“ hat Christoph Columbus gesagt.

In Stein? Nein, in Menschenseelen. Je mehr ich studiert habe und mein Wissen zunahm, um so mehr tröstete mich die Erkenntnis, daß jenes stille Leiden doch seine Frucht getragen hat; eine schöne Frucht: die Besserung derer, die sie sahen oder hörten, die Veredelung der Herzen, die Verfeinerung der Seele im 18. Jahrhundert, der wachsende Abscheu gegen Fanatismus und Verfolgung. Allmählich gab es niemanden mehr, der jene barbarischen Bestimmungen ausführen wollte. Als der Intendant Lenain (von Tillemont), der Neffe des berühmten Jansenisten, einen der letzten protestantischen Märtyrer hinrichten lassen sollte, sagte er zu ihm: „Ach, mein Herr,

ich muß nach dem Befehl des Königs handeln.“ Dabei weinte er heiße Tränen; der Verurteilte tröstete ihn.

Der Fanatismus starb von selbst. Nur mit großer Mühe konnten die Politiker für Augenblicke den Funken wieder anfachen. Als das der Ungläubigkeit, des Jansenismus und des Antijesuitismus verdächtigte Parlament den Fall Calas benutzte, um sich zu rechtfertigen, als es im Verein mit der Geistlichkeit die alte Wut des Volkes wieder aufstacheln wollte, fand man sie völlig eingeschlafen. Man mußte sich der Hilfe der Bruderschaften bedienen, die hauptsächlich aus Händlern und anderen vom Klerus abhängigen kleinen Leuten bestanden. Um den Geist des Volkes zu verwirren, zu verhexen, ihn scheu und wild zu machen, tat man wie bei den Rennen, wo man dem Tier eine glühende Kohle auf die Haut legt; das Tier gerät dann außer sich. Hier vertrat eine grausame Komödie, ein schauerlicher Aufzug die Kohle. Die Weißen Brüder in ihrem unheimlichen Gewand (die Kapuze verdeckte das ganze Gesicht und hatte nur zwei Löcher für die Augen) veranstalteten eine Totenfeier für den Sohn des Calas, den der Vater ermordet haben sollte, um ihn zu hindern, seinem Glauben abzuschwören. Auf einem riesigen Katafalk sah man zwischen brennenden Kerzen ein von Sprungfedern in Bewegung gehaltenes Skelett, das in der einen Hand die Märtyrerpalme hielt und in der anderen eine Schreibfeder, als solle damit die Abschwörung der Ketzerei unterzeichnet werden.

Man weiß, daß Calas' Blut über die Fanatiker selbst kam; man kennt den Bannstrahl, den der greise Hohepriester von Ferney gegen die Mörder, die falschen Richter und die falschen Priester, schleuderte. An diesem Tage, da der Blitz sie traf, begann ihr unaufhaltbarer Untergang, kopfüber stürzten sie, die Verdammten, in den Schlund der Revolution.

Im letzten Augenblick, am äußersten Rande des Abgrunds, besann sich das Königtum, das jene mit sich rissen, auf seine Pflicht zur Menschlichkeit. 1787 erschien ein Edikt, worin man zugab, daß die Protestanten Menschen waren; man erlaubte ihnen, geboren zu werden, zu heiraten und zu sterben. Im übrigen sollten sie durchaus nicht als Bürger gelten, blieben sie von den bürgerlichen Ämtern ausgeschlossen, durften sie weder verwalten, noch Recht sprechen, noch unterrichten; als einziges Privileg war ihnen gestattet, Steuern zu bezahlen, ihren Verfolger, den katholischen Klerus, zu bezahlen, mit ihrem Gelde den Altar zu unterhalten, der sie verfluchte.

Die Protestanten im Gebirge bebauten ihr mageres Land. Die Protestanten in den Städten betrieben das einzige ihnen erlaubte Gewerbe, den Handel, und als die Zeiten ruhiger wurden, ein wenig

Industrie. Da sie hart unterdrückt wurden, keinerlei Amt und keinerlei Einfluß besaßen, und da man ihnen ganz besonders seit hundert Jahren jede militärsiche Stellung verwehrte, so hatten sie nichts mehr von der Kühnheit der Hugenotten des 16. Jahrhunderts; der Protestantismus stand da, wo er in seinen mittelalterlichen Anfängen gestanden hatte, er fand sich lediglich unter Handel- und Gewerbetreibenden. Von den Bewohnern der Cevennen abgesehen, die auf ihren Felsen festsaßen, hatten die Protestanten im allgemeinen wenig Landbesitz; ihre damals schon bedeutenden Reichtümer bestanden in Häusern, Fabriken, besonders und vor allem aber in beweglichem Vermögen, das sich immer fortschaffen läßt.

Die Zahl der männlichen Protestanten im Gard war 1789 ein wenig höher als 50 000 (wie 1698 und wie 1840, die Zahl hat sich kaum geändert), sie waren also sehr schwach, zudem isoliert und ohne Verbindung mit ihren Brüdern in anderen Provinzen, verloren wie ein winziger Fleck in einem Meer von Katholiken, die nach Millionen zählten. In Nîmes, der einzigen Stadt, wo die Protestanten in größerer Zahl saßen, betrugen sie sechstausend Menschen gegen einundzwanzigtausend des anderen Bekenntnisses. Von den sechstausend waren drei- oder viertausend Fabrikarbeiter, schlecht aussehende und kränkliche Leute, arm und, wie es der Arbeiter überall ist, oft zum Feiern gezwungen.

Die Katholiken feierten nicht, da sie in der Mehrzahl Landarbeiter waren und ihnen das milde Klima die Arbeit in allen Jahreszeiten gestattete. Viele besaßen selbst ein wenig Land und bebauten gleichzeitig das des Klerus, des Adels und der reichen katholischen Bürger, die das ganze Weichbild besaßen.

Die Protestanten in den Städten, gebildet, mäßig, ernst, auf eine sitzende Lebensweise angewiesen und an ihren Erinnerungen hängend, waren, da zudem jede Familie irgendeinen Grund zur Trauer oder zur Besorgnis hatte, sehr wenig abenteuerlustig und gegen alle Hoffnungen verhärtet. Noch am Vorabend der Revolution, als sie den schönen Tag der Freiheit schon anbrechen sahen, wagten sie kaum zu hoffen. Sie ließen die Parlamente und den Adel kühn vorangehen und für die neuen Ideen eintreten; sie selbst schwiegen im allgemeinen. Sie wußten nur allzu genau, daß es, die Revolution zu hemmen, genügt hätte, wenn *sie* ihre Wünsche für die Revolution zum Ausdruck brächten.

Sie bricht los. Die Katholiken, das sei zu ihrer Ehre gesagt, die große Masse der Katholiken freute sich darüber, daß die Protestanten endlich ihnen gleichgestellt wurden. Rührend war die Einmütigkeit und würdig, das Auge Gottes mit Wohlgefallen auf der

Erde ruhen zu lassen. An vielen Orten gingen die Katholiken in die Kirche der .Protestanten, um mit ihnen gemeinsam der Vorsehung zu danken. Andererseits nahmen die Protestanten am katholischen Tedeum teil. Über alle Altäre, Kirchen und Gotteshäuser hinweg ging ein Leuchten vom Himmel.

Der 14. Juli wurde im Süden wie in ganz Frankreich als die göttliche Befreiung empfunden, wie der Auszug aus Ägypten; das Volk hatte das Rote Meer durchschritten und stimmte, ans andere Ufer gelangt, den Lobgesang an. Zwischen Protestanten und Katholiken bestand hinfort kein Unterschied, Franzosen waren beide. Es stellte sich heraus, daß die dauernden Ausschüsse, die sich in den Städten bildeten, ohne Absicht und Vorbedacht aus beiden Bekenntnissen zusammengesetzt waren, ebenso war die Nationalgarde gemischt. Die Offiziere waren im allgemeinen Katholiken, denn die dem Militärdienst entwöhnten Protestanten hätten kein Kommando führen können. Stattdessen stellten sie fast die ganze Kavallerie, weil viele von ihnen für ihren Handelsbetrieb Pferde besaßen.

Zwei Monate, drei Monate verstrichen. Da machte man sich in Nîmes und Montauban daran, neue, ausschließlich katholische Kompanien zu bilden.

Die schöne Einmütigkeit war verschwunden. Eine schwere, unheimliche Frage hatte alles verändert: die Güter des Klerus.

Der Klerus bewies einen bemerkenswerten Nachdruck und einen verständnisvollen Eifer in der Organisation eines Bürgerkrieges, zu dem die Bevölkerung durchaus keine Lust hatte.

Dreierlei waren seine Mittel. Erstens verteilten und verbreiteten die Bettelmönche, Kapuziner und Dominikaner, eine ungeheure Menge Broschüren und Pamphlete. Zweitens waren die Schenken und kleinen Weinhändler vom Klerus, als dem bedeutendsten Besitzer des Weinlandes, abhängig und standen andererseits in reger Beziehung mit dem katholischen niederen Volke, besonders mit den wahlberechtigten Bauern. Wenn die letzteren in die Stadt kamen, machten sie bei der Schenke halt und verzehrten dort (drittens) die vierundzwanzig Sous, die der Klerus ihnen für jede Teilnahme an den Wahlversammlungen bewilligte.

Der Agent der Priester in all diesen Dingen, Froment, war mehr als ein Mann, er war eine ganze Legion; viele Arme standen ihm gleichzeitig zur Verfügung, sein Bruder, der „Skandal-Froment", seine Verwandten, seine Freunde usw. Er hatte sein Bureau, seine Kasse, seine Pamphletbuchhandlung, sein „Wahllokal", alles direkt an der Dominikanerkirche; sein Haus war mit einem Turm verbunden, der die Wälle beherrschte. Die denkbar beste Lage für den

Bürgerkrieg: man konnte dem Gewehrfeuer trotzen und brauchte nur Geschütze zu fürchten.

Bevor es zur offenen Gewalt kam, bereitete Froment die Revolution sorgfältig vor, und zwar von unten her, durch die Revolution selbst, durch die Nationalgarde und die Wahlen. Nächtliche Versammlungen fanden statt in der Kirche der „Pénitents blancs", in denen auf den Ausschluß der Protestanten von diesen Gemeindewahlen hingearbeitet wurde. Die ungeheuren Rechte, welche die Versammlung der Munizipalgewalt gewährte, das Recht, Truppen zu requirieren, den Kriegszustand zu erklären, die rote Fahne zu entfalten, befanden sich so in Nîmes und Montauban in den Händen der Katholiken; wenn nötig, konnte diese Fahne wohl für sie, aber niemals gegen sie aufgepflanzt werden.

Die Nationalgarde war gemischt. Sie hatte sich im Juli aus den glühendsten Patrioten zusammengesetzt, aus den Leuten, die es eilig hatten mit der Einschreibung, und ferner aus denen, die nur bewegliches Vermögen besaßen und Plünderungen am meisten fürchten mußten, wie die Kaufleute, d. h. die Mehrzahl der Protestanten. Die reichen Katholiken dagegen, die Besitzer von Ländereien, konnten ihr Land nicht verlieren und beeilten sich daher weniger mit dem Eintritt. Als ihre Schlösser angegriffen wurden, tat die aus Protestanten und Katholiken gemischte Nationalgarde ihr möglichstes, sie zu schützen; die Garde von Montauban rettete dem Royalisten Cazalès ein Schloß.

Um diesen Zustand zu ändern, mußte man Neid und Mißgunst wecken. Zwar entstanden diese von selbst und durch die Gewalt der Tatsachen zur Genüge, abseits von jeder Meinungs- oder Parteiverschiedenheit. Alles, was nach Elitekorps aussah, mochte es nun aristokratisch sein, wie die Freiwilligen in Lyon und Lille, oder patriotisch, wie die Dragoner in Montauban und Nîmes, war gleich verhaßt. Gegen die letzteren hetzte man die kleinen Leute, die Masse der katholischen Kompanien, indem man unter ihnen verbreitete, daß sie von den anderen „Zwiebelfresser" genannt würden. Ein sinnloser Vorwurf. Warum sollten die Protestanten die Armen beleidigen? In Nîmes war keiner ärmer als die protestantischen Arbeiter. Und ihre Freunde und Beschützer in den Cevennen, die Protestanten vom Gebirge, hatten oft keine andere Nahrung als Kastanien und führten ein viel härteres, ärmeres und entsagungsreicheres Leben als die „Zwiebelfresser" von Nîmes, die auch Brot aßen und oft Wein tranken.

Um den 20. März erfuhr man, daß die Versammlung, nicht zufrieden damit, den Protestanten den Zugang zu den öffentlichen Äm-

tern gewährt zu haben, ihre höchste Würde — höher als das Königtum, ihren Präsidentenstuhl — einem Protestanten anvertraut hatte, Rabaut Saint-Etienne. Noch war nichts bereit, waren wenig oder keine Waffen vorhanden; indessen war der Eindruck so stark, daß man zur Sühne vier Protestanten ermordete (die Tatsache ist bestritten worden, aber erwiesen).

Toulouse tat Buße für den Frevel der Versammlung, öffentliche, neuntägige Buße, um den Zorn Gottes abzuwenden. Man feierte gerade ein abscheuliches Fest, die jährliche Prozession zur Erinnerung an die Niedermetzelung der Albigenser. Die Bruderschaften aller Art begaben sich in Scharen zu den Kapellen, die auf dem Felde, wo das Gemetzel stattgefunden hatte, errichtet waren. Wütende Drohungen wurden in den Kirchen ausgestoßen, alle Register gezogen. Aus den verstaubtesten Winkeln holte man die Werkzeuge des Fanatismus hervor, die zur Zeit der Dragonaden und der Bartholomäusnacht eine Rolle gespielt hatten, die Heiligen Jungfrauen, die Tränen vergossen, bis man um ihretwillen Morde beging, die Christusfiguren, die den Kopf schüttelten, usw. Dazu kamen ein paar neue Mittel: ein Dominikaner z. B. ging in seiner weißen Kutte durch die Straßen von Nîmes, bettelte um Brot und weinte über die Beschlüsse der Versammlung; in Toulouse stand eine schwarz verhüllte Büste des Königs als Gefangener, des Königs als Märtyrer in der Nähe der Kanzel; wenn der geeignete Augenblick in der Predigt gekommen war, fiel plötzlich die Hülle, und der König stand da gleichsam als ein Hilfeflehender vor seinem guten Volk von Toulouse.

Das Ganze war nur allzu klar. Es bedeutete: Blut. Die Protestanten verstanden.

Isoliert inmitten einer großen katholischen Bevölkerung, waren sie ein kleines Häuflein, zum Schlachten bestimmt. Schauerliche Erinnerungen an Vergangenes bewahrte jede Familie, in der Nacht tauchten sie auf, ließen die Armen aus unruhigem Schlaf emporfahren. Sonderbar verzerrt waren diese Schreckbilder; die „Räuberfurcht“, die durchs Land ging, mischte sich hinein und verschmolz in der Vorstellung mit den katholischen Mördern; schrieb man 1790 oder 1572?, man hätte es kaum zu sagen gewußt. In Saint-Jean de la Gardonnenque, einer kleinen Handelsstadt, kommen eines Morgens Eilboten an und rufen: „Hütet euch! Sie sind da!“ Die Sturmglocke tönt, man eilt zu den Waffen, Frauen klammern sich an ihre Gatten, um sie im Hause festzuhalten, man schließt die Tür, bereitet sich zur Verteidigung, verstopft die Fenster mit Pflastersteinen. — Und sie fallen tatsächlich in die Stadt ein, aber es sind Freunde,

Protestanten vom Lande, die in Eilmärschen herbeikamen. Unter ihnen ein schönes Mädchen zwischen seinen beiden Brüdern, bewaffnet und ein Gewehr im Arm. Sie wurde die Heldin des Tages, man setzte ihr einen Lorbeerkranz auf; die wieder beruhigten Kaufleute veranstalteten eine Sammlung für ihre anmutige Helferin, und diese konnte ihre Mitgift in einer Schürze mit heimnehmen in die Berge.

Nichts konnte einige Sicherheit bieten, als eine dauernde Verbindung zwischen den Gemeinden, als ein bewaffnetes Bündnis. Sie schlossen es Ende März auf einer Wiese im Gard, einer Art Insel zwischen einem Kanal und dem Fluß, die vor jedem Überfall geschützt war. Tausende Männer begaben sich dorthin, und die Protestanten sahen mit Freude, daß viele Katholiken sich mit ihnen um dieselbe Fahne scharten. Die friedlichen römischen Ruinen, welche die Landschaft beherrschen, weckten bessere Erinnerungen; sie schienen übriggeblieben, um Zeugen des kläglichen Streites zu sein und ihn zu verachten, um eine größere Zeit zu versprechen.

Die beiden Parteien standen einander gegenüber, sie waren bereit zur Tat; Nîmes, Toulouse, Montauban blickten auf Paris und warteten ab. Man vergleiche die Daten. Am 13. April schlägt man in der Versammlung den Funken, der den Süden in Flammen setzen soll: ihre Weigerung, den Katholizismus zur herrschenden Religion zu erklären; am 19. protestiert der Klerus. Schon am 18. protestiert Toulouse mit Flintenschüssen; in einer Kirche spielt sich die Szene mit der Büste des Königs ab; die Patrioten rufen: „Es lebe der König! Es lebe das Gesetz!“ und die Soldaten schießen auf sie.

Am 20. erfolgt in Nîmes die große, feierliche „katholische Erklärung“, die von dreitausend Wählern unterzeichnet wird und durch die Zustimmung von fünfzehnhundert „vornehmen Persönlichkeiten“ ein besonderes Gewicht erhält; man schickt die Erklärung an alle Gemeinden des Königreichs, man ahmt das nach in Montauban, Albi, Alais, Uzès usw. Das Original wird bei den „Pénitents blancs“ beraten, von den Schreibern Froments niedergeschrieben, in Froments Haus unterzeichnet die Menge. Es war gleichbedeutend mit einer Anklage gegen die Nationalversammlung, der man zu verstehen gab, sie hätte dem König die Macht zurückzugeben und der katholischen Religion das Kultusmonopol.

Gleichzeitig wurde überall zur Bildung neuer Kompanien geschritten. Ihre Zusammensetzung war sonderbar: geistliche Agenten und Bauern, Marquis und Bediente, Adlige und Lastträger. Solange man auf die Gewehre wartete, trug man Heugabeln und Sen-

sen. Außerdem verfertigte man heimlich eine furchtbare Waffe: Sensen, deren Rücken eine Säge war.

Die Gemeindebehörden, die von den Katholiken geschaffen waren, schlossen vor all dem die Augen; sie schienen es als ihre Aufgabe zu betrachten, die Starken noch stärker und die Schwachen noch schwächer zu machen. In Montauban wollten die Protestanten, deren Zahl sechsmal kleiner als die ihrer Gegner, dem Bündnis der Protestanten vom Lande beitreten; die Gemeindebehörde erlaubte es nicht. Sie versuchten darauf, den Haß zu entwaffnen, traten von den öffentlichen Ämtern zurück, in die man sie berufen hatte, und ließen Katholiken an ihrer Stelle ernennen. Das wurde als Schwäche ausgelegt. Und der religiöse Kreuzzug wurde trotzdem in den Kirchen gepredigt. Die Generalvikare trieben die Erregung im Volk noch höher, indem sie das Vierzigstündige Gebet für die Errettung der Religion aus Gefahr anordneten.

Schließlich zeigte der Gemeinderat von Montauban sein wahres Gesicht durch eine Handlungsweise, welche die Explosion herbeiführen mußte. Um das Dekret der Versammlung auszuführen, welches die Inventur in den Klostergemeinschaften befahl, wählte er gerade den 10. Mai, den Tag der Rogationen.

An einem Frühlingsfest fand auch die Sizilianische Vesper statt.

Die Jahreszeit war ebenfalls der Empörung günstig. Am Fest der Rogationen ist alles Volk im Freien; leidenschaftlich erregt vom Gottesdienst und von der Jahreszeit, fühlt es die Trunkenheit des im Süden so berauschenden Frühlings. Und wenn der Frühling, wie es bisweilen geschieht, von den Hagelstürmen der Pyrenäen aufgehalten wurde, so bricht er dann nur mit um so größerer Gewalt aus. Alles erscheint gleichzeitig, bricht hervor, der Mensch aus seinem Hause, das Gras aus der Erde; alle Kreatur stürmt auf; es ist wie ein Staatsstreich Gottes, wie ein Aufruhr der Natur.

Und die Frauen ziehen langsam durch die Straßen und singen ihre weinerlichen Weisen: „Te rogamus, audi nos — —“. Man wußte genau, daß sie ihre Männer eher in den Kampf treiben, lieber zum Mord aufreizen würden, als die Behörden die Klöster betreten zu lassen.

Diese machen sich auf den Weg und werden, wie vorauszusehen war, von den undurchdringlichen Massen des Volkes aufgehalten, von den Frauen, die vor den heiligen Pforten sitzen oder liegen. Man hätte über sie hinwegsteigen müssen. Die Beamten ziehen sich zurück, und die Menge wird aggressiv; sie droht, das Haus des — katholischen, aber patriotisch gesinnten — Militärkommandanten anzuzünden. Sie strömt zum Stadthaus, um das Arsenal in ihre Gewalt zu bringen. Wenn ihr das gelang, wenn sie sich bei ihrem

wütenden Zustande der Waffen bemächtigte, so mußte die Niedermetzelung der Protestanten und der Patrioten überhaupt zweifellos beginnen.

Der Gemeinderat konnte das Regiment Languedoc requirieren, er unterläßt es. Die Nationalgarden besetzen aus eigenem Antriebe das Wachtgebäude, welches das Stadthaus schützt, und werden bald belagert. Weit entfernt davon, ihnen zu helfen, schickt man dem wütenden Pöbel Hilfe; man verstärkt ihn durch die Angestellten der Salzhäuser. Fünf- oder sechshundert Gewehrschüsse werden gegen die Fenster des Wachthauses abgefeuert. Die unglückliche Besatzung, mit Kugeln überschüttet, zählt schon mehrere Tote und viele Verwundete und bittet, da ihre Munition ausgeht, um Schonung des Lebens und läßt ein weißes Tuch flattern; trotzdem feuert man weiter und zerstört die Mauer, ihren einzigen Schutz. Da, im letzten Augenblick, entschließt sich der schuldige Gemeinderat, das zu tun, was er schon längst hätte tun müssen, das Regiment Languedoc zu requirieren, das schon lange nur zu marschieren verlangte.

Eine vornehme Dame hatte während des Blutbades Messe lesen lassen.

Die noch am Leben sind, können also endlich abziehen. Aber die Wut ist noch nicht erschöpft. Man reißt ihnen die Kleider herunter, die Nationaluniform, man reißt ihnen die Kokarde herunter, die man unter die Füße tritt. Dann werden sie entblößten Hauptes, im Hemd, eine Kerze in der Hand, zur Kathedrale geschleppt, sie färben das Pflaster der Straße in seiner ganzen Länge mit Blut; man zwingt sie auf die Stufen nieder, um öffentliche Buße zu leisten. An der Spitze schreitet der Maire mit einer weißen Fahne. Um geringere Schuld hatte Frankreich den 6. Oktober gemacht. Um eine geringere Beschimpfung der dreifarbigen Kokarde hatte es eine Monarchie gestürzt.

Man zittert für Montauban, wenn man die furchtbare Erregung wahrnimmt, die jener Vorgang heraufbeschwor, und die tiefe Solidarität, die danach das ganze Volk in Nord und Süd verband. Wenn es im Süden niemanden gegeben hätte, um den Frevel zu rächen, so hätte sich das ganze Zentrum, der ganze Norden aufgemacht. In den kleinsten Dörfern empfand man die Schmach. Vor mir liegen drohende Kundgebungen der Bewohner von Marne und Seine-et-Marne gegen die Nichtswürdigkeiten im Süden[190]).

[190]) Ich habe, glaube ich, alles gelesen, was sich im engeren und weiteren Sinne auf die Vorgänge in Montauban, Nîmes usw. bezieht. Ich habe die Zeugnisse verglichen und gewogen, mir aufmerksam wie ein Geschworener eine Überzeugung gebildet und dann erst die Feder angesetzt. — Ein für allemal: ich zitiere wenig, um die Einheit meiner Darstellung nicht zu brechen.

Der Norden konnte ruhig bleiben. Der Süden war völlig hinreichend. Zuerst geriet Bordeaux in Bewegung. Toulouse, auf das die Leute von Montauban gerechnet hatten, Toulouse wandte sich gegen sie und forderte ihre Bestrafung. Bordeaux marschierte, unterwegs hatte es Zulauf von allen Gemeinden, den es wieder heimschickte, da es solche Ströme von Soldaten nicht ernähren konnte. Die Mörder von Montauban wollten ihre Gefangenen in die Vorhut stellen, damit diese die ersten Schüsse erhielten (das war das einzige, was ihnen zu ihrer Verteidigung einfiel). — Aber es gab keine Vorhut mehr, das Regiment Languedoc verbrüderte sich mit Bordeaux.

Man entsandte von Paris einen Kommissar des Königs, einen Offizier Lafayettes, einen milden, mehr als gemäßigten Menschen, der sich lieber gegen seine eigene Partei erklärte; er schickte die Männer von Bordeaux nach Hause und fand sich mit dem Aufruhr ab. Keine Untersuchung über das vergossene Blut! Die Toten waren eben tot, die Verwundeten behielten ihre Wunden, die Gefangenen blieben im Gefängnis; dem Kommissar des Königs fiel kein anderes Mittel ein, sie daraus zu befreien, als daß er sich von denen, die sie hineingeworfen hatten, darum ersuchen ließ.

Gerade so ging es in Nîmes. Die katholischen Freiwilligen trugen kühn die weiße Kokarde und riefen: „Nieder mit der Nation!“ Die Soldaten und Unteroffiziere des Regiments Guyenne waren darüber empört und suchten, mit ihnen anzubinden. Das Regiment, das in einer so großen Volksmasse völlig isoliert war und nur die durchaus industrielle und wenig kriegerische protestantische Bevölkerung auf seiner Seite hatte, schwebte in großer Gefahr. Es kam dazu, daß es seine eigenen Offiziere gegen sich hatte, die sich als Freunde der weißen Kokarde erklärten, daß es den Gemeinderat gegen sich hatte, der sich weigerte, den Belagerungszustand zu proklamieren. Es gab viele Verwundete, ein Grenadier wurde erschossen, und zwar von Froments Bruder.

Die Soldaten wurden in die Kasernen geführt. Der Mörder blieb frei. In Nîmes wie in Montauban triumphierte die Gegenrevolution.

In Montauban ließen es die Sieger nicht damit genug sein. Sie besaßen die Frechheit, in den Familien der Opfer und sogar in den Gefängnissen, in denen diese noch festgehalten wurden, eine Kollekte zu veranstalten. Abscheulich! Man wollte sie nur dann frei lassen, wenn sie ihre Mörder bezahlten!

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der Kampf um die Religion
Die Niederlage der Gegenrevolution (Juni 1790)

Unschlüssigkeit der Revolution in der Religionsfrage. — Energie der Bischöfe. — Die Revolution glaubt an die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Christentum. — Die letzten Christen. — Diese drängen die Versammlung zur Reform des Klerus. — Widerstand des Klerus (Mai—Juni 1790). — Der Aufruhr in Nîmes wird niedergeschlagen (13. Juni 1790). — Die Revolution siegt in Nîmes, Avignon und im ganzen Süden. — Überall verbrüdert sich der Soldat mit dem Volke (April—Juni 1790).

Was machte inzwischen in Paris die Nationalversammlung? Sie schritt hinter dem Klerus her bei der Fronleichnamsprozession.

Bei all dem ist ihre mehr als christliche Milde überraschend. Sie begnügte sich mit einer Maßregel, welche die Minister dem König abverlangten. Der verbot die weiße Kokarde und ließ den Unterzeichnern der Erklärung von Nîmes seine Mißbilligung aussprechen. Dort hielt man sich an das Verbot und ersetzte seine Kokarde durch die rote Troddel der alten Ligisten. Man versicherte kühn, daß man um des Königs willen gegen die Befehle des Königs hartnäckig bleibe.

Das war klar, einfach und energisch; die Partei des Klerus wußte sehr gut, was sie wollte. Die Versammlung wußte es nicht. Sie beendete damals ein schwächliches und verkehrtes Werk, das man die Zivilverfassung des Klerus nannte.

Nichts war der Revolution verderblicher als ihre Verkennung des religiösen Gesichtspunktes und ihre Verständnislosigkeit dafür, daß sie in sich selbst eine Religion trug.

Sich selbst kannte sie nicht und das Christentum nicht besser; sie wußte nicht, ob sie mit ihm übereinstimmte oder ihm feindlich war, ob sie auf das Christentum zurückgehen oder vorwärtsschreiten solle.

Bei ihrer Vertrauensseligkeit nahm sie mit Freude die Sympathien entgegen, die ihr die Masse des niederen Klerus bewies. Sie hörte es gern und glaubte daran, daß sie im Begriff sei, die Verheißungen des Evangeliums zu erfüllen, daß sie berufen sei, das Christentum zu reformieren und zu erneuern und nicht, es zu ersetzen. Sie glaubte daran und bestimmte danach ihre Marschrichtung; beim zweiten Schritt erkannte sie, daß die Priester wieder Priester und Feinde der Revolution geworden waren; die Kirche erschien ihr nun als das,

was sie in Wirklichkeit war, als Hindernis, als das größte Hindernis auf ihrem Wege, größer noch als das Königtum.

Zweierlei hatte die Revolution für den Klerus getan: den Priestern eine behagliche Existenz gegeben und den Mönchen die Freiheit. Und gerade das gab der höheren Geistlichkeit die Möglichkeit, ihr den niederen Klerus abwendig zu machen; die Bischöfe gaben jeden der Revolution freundlichen Priester als gewonnen, gekauft und durch irdische Interessen verdorben dem Haß und der Verachtung des Volkes preis.

Es war ein Hohn: um ihre ungeheuren Vermögen, ihre Millionen, ihre Paläste, Pferde und Mätressen zu verteidigen, muteten die Prälaten den Priestern das Märtyrertum zu. Wer zum Beispiel eine Rente von achthunderttausend Franken behalten wollte, verunglimpfte einen Landpastor um der zwölfhundert Franken Gehalt willen, die er von der Versammlung annahm.

Der niedere Klerus sah sich also sofort und um einer Geldfrage willen vor die Wahl gestellt. Die Bischöfe ließen ihm keine Zeit zu überlegen; sie erklärten ihm, wäre er für die Nation, so wäre er gegen die Kirche — stände außerhalb der katholischen Einheit, außerhalb der Gemeinschaft der Bischöfe und des Heiligen Stuhles, sei ein faules, verworrenes Glied, ein Abtrünniger und Renegat.

Was sollten die armen Priester tun? Aus dem alten Verbande austreten, worin sie so viele Jahrhunderte gelebt hatten, plötzlich Rebellen werden gegen jene gewaltige Obrigkeit, vor der sie immer Ehrfurcht gehegt, die vertraute Welt verlassen, um — ja, um in welche Welt zu gelangen? In welchen neuen Verband? Man braucht eine Idee und einen Glauben an diese Idee, um so das Ufer hinter sich zu lassen, hineinzufahren in die Zukunft.

Der Pfarrer von Saint-Etienne du Mont, ein wahrer Patriot, der am 14. Juli unter der Fahne seines Volkes an der Spitze seines Distriktes marschiert war, wurde erschreckt und niedergeschmettert von der grausamen Entscheidung, vor die ihn die Bischöfe stellten. Vierzig Tage lang lag er im Büßerhemd auf den Knien vor dem Altar.

So hätte er ewig liegen können, ohne Antwort zu finden auf die unlösliche Frage, die er sich gestellt hatte.

Was die Revolution an Ideen besaß, hatte sie aus dem achtzehnten Jahrhundert, von Voltaire und Rousseau. In den zwanzig Jahren, die zwischen der großen Zeit der beiden Meister und der Revolution, zwischen Gedanke und Tat liegen, hat niemand ihr Werk ernsthaft fortgesetzt.

Die Revolution fand also das menschliche Denken da, wo jene es verlassen mußten: die glühende Menschlichkeit bei Voltaire, die

Brüderlichkeit bei Rousseau, gewiß zwei religiöse Grundlagen, die indes nur aufgestellt und noch sehr wenig formuliert waren.

Das letzte Testament des Jahrhunderts steht auf zwei Seiten Rousseaus von sehr verschiedener Tendenz.

Auf der einen, im „Contrat social“, behauptet und beweist er, daß der Christ weder Bürger ist noch sein kann.

Auf der anderen, im „Emile“, entlockt ihm seine Begeisterung für das Evangelium und für Jesus den Ausruf: „Sein Tod ist der Tod eines Gottes.“

Diese Wallung des Gefühls und der Innigkeit des Herzens wurde als ein wertvolles Geständnis aufgefaßt und dargestellt als ein feierlicher Widerruf, den die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an sich selbst vollzog. Daraus entsprang ein ungeheures, noch immer nicht gehobenes Mißverständnis.

Man begann wieder, das Evangelium zu lesen, und fand in diesem Buch der Entsagung, der Unterwerfung, des Gehorsams gegen die herrschende Gewalt überall das, was man selbst damals im Herzen trug: Freiheit und Gleichheit. Die sind freilich überall darin, nur muß man sie richtig verstehen: als Gleichheit im Gehorsam, wie die Römer sie für alle Nationen geschaffen hatten, als Freiheit der Seele, als untätige, völlig verinnerlichte Freiheit, wie sie begreiflich ist für eine Zeit, in der alle nationalen Widerstände aufgehört hatten und die Welt, aller Hoffnung bar, zusah, wie das ewige Reich sich befestigte.

Wenn je eine Situation der von 1789 entgegengesetzt war, so war es jene. Nichts ist sonderbarer, als in dieser Legende der Entsagung das Gesetz einer Zeit zu suchen, in der der Mensch sein Recht forderte.

Was hätte 1790, was 1800 geschehen müssen? Wenigstens hätte man abwarten und die lebendigen Kräfte des menschlichen Geistes aufrufen sollen.

Diese Kräfte sind ewig, in ihnen fließt die unversiegliche Quelle des philosophischen und religiösen Lebens. Keine Zeit ist ganz trostlos; das Schlimmste der modernen Jahrhunderte, das des Dreißigjährigen Krieges, hat Descartes hervorgebracht, den Erneuerer des europäischen Denkens. Es galt, das Leben zu rufen, und nicht, den Tod zu organisieren.

Die drei Männer, welche die Versammlung zu diesem schweren Fehler veranlaßten, hießen Camus, Grégoire und Lanjuinais. Drei Männer, drei eiserne Köpfe. Wer sah, wie Camus an Dumouriez Hand anlegte, mitten in seiner Armee; wer sah, wie Lanjuinais am 31. Mai, von der Tribüne geworfen, wieder hinaufkletterte und sich

zwischen drohend erhobenen Dolchen und Pistolen daran festhielt, der wußte, daß wenig Männer neben diesen beiden Tapferen als tapfer gelten konnten. Und an den Bischof Grégoire, der während der ganzen Schreckenszeit im Konvent blieb und in seiner violetten Robe allein auf seiner Bank saß, weil sich keiner neben ihn zu setzen wagte, erinnert man sich als an den vielleicht standhaftesten Charakter, der jemals gewesen ist.

Diese furchtlosen und lauteren Männer bedeuteten dennoch die schwerste Versuchung für die Revolution. Sie trieben sie zu dem schweren Unrecht, die christliche Kirche zu organisieren, ohne an das Christentum zu glauben.

Unter ihrem Einfluß und dem der Rechtsgelehrten, die ihnen, ohne es selbst zu bemerken, folgten, bildete sich die im allgemeinen ungläubige und voltairianische Versammlung ein, daß man die Form ändern könnte, ohne an den Inhalt zu rühren. Sie bot den fremdartigen Anblick eines Voltaire, der die Kirche reformiert und vorgibt, sie zur apostolischen Strenge zurückzuführen.

Von dem unverbesserlichen Fehler eines so verdächtigen Ursprungs abgesehen, war die Reform vernünftig; man konnte sie eine Befreiungsurkunde für die Kirche und den Klerus nennen.

Die Versammlung will, daß der Klerus in Zukunft vom Volke gewählt wird, daß er befreit ist vom Konkordat, von dem schändlichen Pakt, durch den zwei Räuber, König und Papst, die Kirche geteilt und um ihren Rock das Los gezogen hatten; — daß er durch die Erhöhung der regelmäßigen Besoldung befreit ist von der schmählichen Notwendigkeit, Gefälle und Zehnten zu verlangen und das Volk zu brandschatzen; — daß er befreit ist von der ungesetzlichen Begünstigung der kleinen Abbés am Hofe, die sich aus Boudoir und Alkoven den Krummstab holten; — und schließlich, daß er frei wird von allen Schmarotzern und Schmerbäuchen und von den lächerlichen Käfigen, in denen die Stiftsherren gemästet wurden. — Die Diözesen wurden besser eingeteilt und erhielten gleichen Umfang; von nun an gab es dreiundachtzig Bistümer, genau soviel wie Departments. Die Einkünfte wurden auf siebenundsiebzig Millionen festgesetzt, und diese Summe bezahlte den Klerus besser als die dreihundert Millionen von früher, von denen er so wenig gehabt hatte.

Die Unterhaltung war weder lebhaft noch tief. Nur ein kühnes Wort fiel, der Jansenist Camus sprach es aus und sagte sicher mehr damit, als er sagen wollte: „Wir sind ein Nationalkonvent; wir haben unstreitig das Recht, die Religion zu ändern, aber wir werden es nicht tun.“ Dann erschrak er über seine

eigene Verwegenheit und fügte schnell hinzu: „Es wäre ein Verbrechen, wenn wir sie preisgäben.“ (1. Juni 1790.) Beide, Juristen und Theologen, beriefen sich nur auf die Texte, auf die alten Bücher; bei jeder bestrittenen Äußerung zogen sie ihre Bücher zu Rat und beeilten sich, zu beweisen, nicht daß ihre Ansicht gut, sondern daß sie alt war. „So machten es die ersten Christen.“ Ein kläglicher Einwand! Es ist äußerst zweifelhaft, ob eine Sache, die in die Zeit des Tiberius paßte, auch noch achtzehnhundert Jahre später, in der Epoche Ludwigs XVI., richtig war.

Man hätte ohne Ausbiegungen prüfen müssen, ob das Recht oben oder unten war, bei König und Papst oder beim Volke.

Was aus der Wahl des Volkes hervorgehen würde, das wußte man zweifellos nicht. Wohl aber wußte man, wie der Klerus aus der Mache des Königs, des Papstes und der Herren aussah[191]). Was hätten die so laut schreienden Prälaten angestellt, wenn sie hätten nachweisen müssen, mit welchem Öl und von welcher Hand sie gesalbt worden waren! Für sie war das sicherste, die Frage nach dem Woher nicht allzusehr aufzurühren. Den Hauptkummer machte ihnen die äußerliche, die dem geistlichen Stande fremdeste Maßregel, die Teilung der Diözesen. Man mochte ihnen noch so gut beweisen, daß diese Teilung in ihrem römischen Ursprung von einem Kaiser ausgegangen und von einer Regierung vollzogen worden war und also von einer anderen Regierung abgeändert werden konnte: sie wollten nichts davon wissen und blieben eigensinnig. Wenn man kein Konzil einberief, wenn man nicht dem Papst die Entscheidung anheimgab, dann war alles verloren, dann mußte das Schisma kommen, dann war man Ketzer, Gotteslästerer, Atheist usw.

Diese ernsten Possen, über die man in Paris die Achsel zuckte, taten nichtsdestoweniger im Westen und Süden die gewünschte Wirkung. Man druckte sie und verbreitete sie in ungeheurer Auflage zusammen mit dem Protest zugunsten der Güter des Klerus, der in zwei Monaten dreißigmal aufgelegt wurde. Morgens von der Kanzel verlesen, abends im Beichtstuhl mit den fürchterlichsten

[191]) Das den Herren zustehende Recht der Pfründenverleihung hatte merkwürdige Wirkungen. Ein Jude namens Samuel Bernard kaufte ein Herrengut und erwarb damit das Recht, eine bestimmte Pfründe zu vergeben; so kam also zwischen Kauf und Zahlung der Heilige Geist auf ihn herab. — Ach! der Heilige Geist kam bisweilen noch von übleren Stätten her. Einer wurde Bischof durch die Gunst der Frau von Polignac, einen anderen ernannte die Pompadour, einen dritten erschmeichelte Frau Dubarry von Ludwig XV. in einer Schäkerstunde. Ein hübscher Abbé von zwanzig Jahren, Herr de Bourbon, bekam eine Rente von einer Million. Er war der Sohn eines kleinen adligen Mädchens, das von ihren Eltern verkauft worden war.

Glossen gewürzt, brachte dieses Dokument des Hasses und der Zwietracht die Frauen außer sich, belebte die religiöse Wut, schärfte die Dolche, wetzte die Heugabeln und Sensen.

Am 29. und 31. Mai stellten der Erzbischof von Aix und der Bischof von Clermont (einer der Haupträdelsführer und Vertrauensmann des Königs) der Versammlung das geistliche Ultimatum: „Keine Änderung dürfe stattfinden ohne Berufung eines Konzils." — *In den ersten Tagen des Juni* fließt in Nîmes das Blut.

Froment hatte seine sichersten Kompanien bewaffnet und sogar mit großen Kosten viele seiner Leute in die Farben des Grafen Artois gekleidet. Das sind die ersten „Verdets" des Südens. Von einem Adjutanten des Prinzen Condé und einigen Munizipalräten unterstützt, hatte er endlich dem Kommandanten der Provinz das Versprechen entlockt, das Arsenal zu öffnen und allen katholischen Kompanien Gewehre zu geben. Diesen letzten, entscheidenden Schritt konnten der Gemeinderat und der Kommandant nicht tun, ohne sich offen gegen die Revolution zu erklären.

„Warten wir noch ein wenig," sagte der Gemeinderat. „Am 4. beginnen die Departementswahlen in Nîmes; bis zum Wahltage wollen wir vorsichtig sein, damit wir gewählt werden."

„Wir wollen beginnen," sagte Froment, „wenn die Wähler Flintenschüsse hören, werden sie um so besser abstimmen." Die Protestanten organisierten sich. Die Einigkeit war groß, von Nîmes bis nach Paris und von Nîmes bis zu den Cevennen.

War Nîmes dem Klerus sicher, wenn man noch länger wartete? Die Stadt empfand allmählich in ihrer Industrie eine unmittelbare Wohltat der Revolution: die Aufhebung der Abgaben auf Salz, Eisen, Leder, Öl, Seife usw. Und würde die katholische Landbevölkerung, die vor der Ernte sehr katholisch war, es nachher ebenso sein, wenn der Klerus erst den Zehnten eingefordert hatte?

Gegen die Mörder vom Mai, gegen den Bruder Froments, schwebte ein Prozeß. Er rückte langsam vor, dieser Prozeß, aber er rückte vor.

Der letzte, entscheidende Anstoß, der Froment zum Losschlagen zwang, war der Vollzug der Revolution in Avignon am 11. und 12., der seine Partei zu entmutigen und ihr die Waffen aus der Hand zu winden drohte. Bevor die Nachricht sich verbreitete, am 13. abends, tat er den ersten Streich; der Tag war günstig, es war Sonntag, der achte Tag des Fronleichnamsfestes, ein großer Teil des Volkes hatte getrunken und war in Stimmung.

Froment und die Historiker seiner Farbe, die der geschlagenen Partei, stellen die unglaubliche Behauptung auf, daß die Protestanten selbst anfingen und die Wahlen störten, in denen doch ihre ganze

Hoffnung bestand. Sie versichern, es sei die Minderheit gewesen, welche versucht habe, die Mehrheit zu erwürgen (sechstausend Mann gegen zwanzig und einige Tausend, die Umgegend nicht gerechnet).

Dieses kleine Häuflein war also kriegstüchtig und furchtbar? Dieser ganze Menschenschlag war seit einem Jahrhundert jeden Militärdienstes entwöhnt: Kaufleute, die eine übertriebene Angst hatten vor Plünderung, — kränkliche Arbeiter, körperlich weit schwächer als die Lastträger, Winzer und Feldarbeiter, die Froment bewaffnet hatte. Die Dragoner der Nationalgarde, meistens Protestanten, Kaufleute und Söhne von Kaufleuten, waren nicht die Leute dazu, um jenen starken und rohen Männern standzuhalten, die in den Schenken den Wein des Klerus tranken, soviel sie wollten.

Überall, wo die Protestanten in der Mehrzahl waren, boten die beiden Konfessionen das Bild rührendster Brüderlichkeit. In Saint-Hippolyte zum Beispiel wollten die Protestanten am 5. Juni bei der Fronleichnamsprozession mit den anderen zusammen die Wache beziehen.

In Nîmes waren am Tage der Explosion die tätigsten Patrioten, wenigstens fünfzehnhundert, unbewaffnet zu einer Beratung im Klub versammelt, die Tribünen waren von Frauen besetzt. Bei den ersten Gewehrschüssen brach eine furchtbare Panik aus (13. Juni 1790).

Acht Tage vorher, bei der Eröffnung der Wahlen, hatte man angefangen, die Wähler zu beschimpfen und zu erschrecken. Diese verlangten einen Dragonerposten und Patrouillen, um die sie bedrohende Menge zu zerstreuen. Aber die Menge bedrohte die Patrouillen noch viel mehr, und der gefällige Gemeinderat willigte ein, daß die Dragoner auf Posten zogen. Am 13. abends kamen Männer mit roten Troddeln und erklärten den Dragonern, wenn sie nicht abzögen, würden sie niedergemacht. Die bleiben, und man schießt auf sie. Das Regiment Guyenne brannte darauf, ihnen zur Hilfe zu eilen, doch die Offiziere schlossen die Tore der Kaserne und hielten es im Quartier.

Angesichts des ungleichen Kampfes und angesichts der verbrecherischen Störung der Wahlen hatte der Gemeinderat die heilige Pflicht, die rote Fahne aufzupflanzen und Truppen aufzubieten. — Der Gemeinderat war verschwunden. Die Wahlversammlung des Departements sah sich in dieser gastlichen Stadt von den Behörden verlassen, als das Schießen in vollem Gange war.

Unter den „Verdets“ Froments waren sogar die Dienstboten mehrerer Gemeinderäte zusammen mit denen des Klerus. Da das Militär und die Nationalgarde nicht aufgeboten wurden, so hatte Froment die Straße allein; seine Leute mordeten nach Herzenslust und be-

gannen, die Häuser der Protestanten zu stürmen. Wenn er nur ein wenig auf seinen Vorteil bedacht gewesen wäre, so hätte er ein Kavallerieregiment aus dem nur vier Meilen entfernten Sommières haben können, dessen feuriger Oberst ihm sich selbst, seine Leute und seine Börse anbot. Die Sache hätte dann wie eine wirkliche Revolution ausgesehen, der Kommandant der Provinz wäre endlich den Ordern gefolgt, die er vom Grafen Artois besaß, und auf Nîmes marschiert.

Die Dinge nahmen eine gänzlich unerwartete Wendung: Nîmes selbst versagte. Von den achtzehn katholischen Kompanien, die Froment gebildet hatte, folgten ihm nur drei. Die anderen fünfzehn rührten sich nicht. Das war eine deutliche Lehre, die den Klerus erkennen ließ, wie sehr er sich über den wirklichen Zustand der Geister getäuscht hatte. Als der Augenblick zum Blutvergießen da war, da war der alte leidenschaftliche Haß, den man geschickt durch soziale Eifersucht wieder angefacht hatte, noch nicht stark genug.

Das große mächtige Nîmes, das man so leicht aufwiegeln zu können gemeint hatte, blieb fest wie seine unzerstörbaren Monumente, seine stolze, ewige Arena.

Auf beiden Seiten war die Zahl der Kämpfer winzig klein. Die „Verdets“ zeigten sich sehr tapfer, aber wütend und blind. Zweimal zwang man den endlich wiedergefundenen Gemeinderat, ihnen die rote Fahne zu zeigen; zweimal schleppten sie alles fort, rote Fahne und Gemeinderat, ihren Feinden zum Hohn. Sie schossen auf die Beamten, auf die Wähler, auf die Kommissare des Königs, am folgenden Tage auf den Prokurator des Königs und den Strafrichter, welche die Toten fortschaffen ließen. Diese Kapitalverbrechen hätten die schnellsten und strengsten Maßregeln erfordert. Und der Gemeinderat verlangte vom Militär nichts weiter als einen Patrouillendienst!

Hätte Froment mehr Mannschaft gehabt, so würde er zweifellos die Arena besetzt haben, die sehr günstig lag und damals gut zu verteidigen war. Doch ließ er nur ein paar Mann dort und ein paar andere im Kapuzinerkloster. Er selbst zog sich in sein Fort auf den Wällen zurück, in den alten Schloßturm. Als er im Turm und in Sicherheit war, ließ er von dort aus weiter schießen und schrieb nach Sommières und Montpellier um Hilfe. Er schickte in die katholischen Dörfer und ließ die Sturmglocke läuten.

Die Katholiken hatten es nicht eilig oder blieben sogar zu Hause. Die Protestanten waren schnell bereit. Auf die Nachricht, daß die Wähler in Gefahr schwebten, marschierten sie die ganze Nacht. Morgens zwischen vier und sechs stand eine Armee aus den Cevennen

unter der dreifarbigen Kokarde in Schlachtordnung in Nîmes und rief: „Es lebe die Nation!"

Nun handelten die Wähler. Mit Hilfe eines Artilleriehauptmanns bildeten sie einen Militärausschuß und gingen zum Arsenal, um Geschütze zu holen. Man konnte von der Straße her oder von der Kaserne des Regiments Guyenne aus hineingehen. Die Offiziere in ihrer Böswilligkeit forderten sie auf, durch die Straße zu gehen. Dort wurden sie von Schüssen empfangen und kehrten um, und erst als die Offiziere sahen, daß ihre Soldaten erbittert waren und eine drohende Haltung annahmen, gaben sie die Kanonen heraus. Nun schoß man Bresche in den Turm und zwang ihn bald zum Unterhandeln. Froment, verwegen bis zum äußersten, ließ ein unglaubliches Schreiben überbringen, worin er anbot . . . „zu vergessen". Nun gab's kein Halten mehr, der Soldat wollte nur noch den Tod der Belagerten. Man versuchte, diese zu retten, aber sie führten selbst ihr Verderben herbei: während der Verhandlungen gaben sie Schüsse ab. Der Turm wurde im Sturm genommen, die Besatzung niedergemacht.

Zwei oder drei Tage suchte man nach Entflohenen und kühlte unter diesem Vorwand manchen alten Haß. Das Kapuzinerkloster (der Pamphletladen, aus dem man übrigens ebenfalls geschossen hatte) wurde erstürmt und alles getötet. Ebenso ging es einer bekannten Schenke, dem Hauptquartier der „Verdets"; in der Spelunke versteckt fand man zwei Gemeindebeamte. In dieser ganzen Zeit schossen die beiden Parteien aufeinander, in den Straßen oder von den Fenstern aus. Die wilden Männer aus den Cevennen geben keinen Pardon; dreihundert Tote in drei Tagen waren das Ergebnis. Keine Kirche wurde geplündert, keine Frau entehrt, sie blieben streng gegen sich selbst in der Wut. Es wäre ihnen nicht, wie den „Verdets" von 1815, beigekommen, Mädchen totzuprügeln mit einer liliengeschmückten Kelle.

Diese von der Gegenrevolution arglistig angezettelten grauenhaften Vorgänge in Nîmes hatten das Merkwürdige, daß ihre Anstifter darin umkamen. Der Fänger wurde in seiner eigenen Falle gefangen, das Wild jagte den Jäger.

Alles versagte zugleich im entscheidenden Augenblick.

Man zählte auf Montpellier. Der Kommandant wagte nicht zu kommen. Wer kam, war die tapfere und patriotische Nationalgarde, der künftige Kern der „Legion des Sieges", die 32. Halbbrigade.

Man zählte auf Arles. Tatsächlich bot Arles seine Hilfe an — zur Vernichtung der Partei der Gegenrevolution.

Pont-Saint-Esprit nahm die Boten Froments fest.

Ohne nach jemandem zu fragen, hatte Avignon wie Frankreich eine Nationalmiliz und einen Gemeinderat geschaffen. Am 10. Juni machte sich alles, was an Adel und Freunden des Papstes da war, unter dem Rufe: „Es lebe die Aristokratie!“ zu Herren des Rathauses und von vier Kanonen. Dreißig Personen wurden getötet oder verwundet. Aber dann mischte sich das Volk ernsthaft in den Kampf, tötete mehrere und nahm zweiundzwanzig gefangen. Alle französischen Gemeinden, Orange, Bagnols, Pont-Saint-Esprit, kamen Avignon zur Hilfe und retteten die Gefangenen. Sie nahmen sie aus den Händen der Sieger und versprachen, sie zu bewachen.

Am 11. Juni zerbricht man das Wappen Roms und ersetzt es durch das Wappen Frankreichs. Avignon sendet Botschaft an die Nationalversammlung und ergibt sich seinem wahren Vaterlande mit dem großen Wort, dem Testament des römischen Geistes: „Franzosen, herrschet über das Weltall!“

Wir müssen den Ursachen genauer nachgehen, das rapide Drama vervollständigen und besser erklären.

Um einen Religionskrieg zu entfachen, muß man religiös sein. Der Klerus war nicht gläubig genug, um das Volk zu fanatisieren.

Und er verfuhr ebensowenig politisch klug. Selbst in diesem Jahre 1790, als er das Volk so dringend brauchte und es hier und da bezahlte, forderte er ihm den von der Versammlung abgeschafften Zehnten ab. An mehreren Orten, besonders im Norden, fanden Empörungen statt gegen ihn um dieses unglücklichen Zehnten willen, den er nicht fahren lassen wollte.

Der aristokratische Klerus, ohne Verständnis für moralische Kräfte, meinte, ein bißchen Geld, Wein, günstiges Wetter, ein Funke würden genügen. Er hätte begreifen sollen, daß man, um den Fanatismus sein altes Leben wiederzugeben, Zeit braucht, Geduld, Heimlichkeit und ein weniger überwachtes Land, das abseits liegt von den Straßen und großen Städten. Zugegeben: im Bocage der Vendée konnte man langsam so vorgehen; aber nicht im offenen Lande, unter der hellen Sonne des Südens, unter den wachsamen Augen der Protestanten, in der Nachbarschaft der großen Zentren wie Bordeaux, Marseille, Montpellier, die alles sahen und beim geringsten Aufblitzen auf den Funken losmarschieren konnten. Das war ein kindischer Versuch.

Froment tat, was er konnte. Er bewies viel Mut und Entschlossenheit und wurde im Stich gelassen[192]).

[192]) Froment entging dem Gemetzel. So wenig man auch dem Mann und seiner Partei geneigt ist, es ist unmöglich, sich nicht für sein merkwürdiges Schicksal zu interessieren. Zuerst geadelt und vom Grafen Artois und den

Er schlug im richtigen Augenblick los, als er sah, daß die Vorgänge in Avignon seine Sache in Nîmes verderben konnten; er wog seine Chancen nicht allzu vorsichtig, hoffte aber, daß jene unsicheren Leute, die es bis dahin nicht gewagt hatten, sich für ihn zu erklären, endlich ihre eigene Partei ergreifen würden, wenn sie sie im Spiel sähen, daß sie sie nicht kaltblütig untergehen lassen könnten.

Der Gemeinderat, mit anderen Worten: die katholische Bürgerschaft, war vorsichtig; sie wagte es nicht, den Kommandanten der Provinz um Truppen zu bitten.

Der Adel war vorsichtig. Der Kommandant und die Offiziere im allgemeinen wollten nur auf die regelrechte und gesetzliche Aufforderung des Gemeinderates hin einschreiten.

Es fehlte den Offizieren nicht etwa an Mut. Aber der Soldat war nicht sicher. Den ersten ungesetzlichen Befehl konnte er leicht mit Flintenschüssen beantworten. Um diesen ersten Befehl zu geben und den gefährlichen Versuch zu wagen, mußte man zuvor sein Leben als Opfer betrachten können. Als Opfer für was? Für welche Idee und welchen Glauben? Die Mehrheit des royalistischen und aristokratischen Adels war nichtsdestoweniger philosophisch und voltairianisch, in gewissem Sinne Anhänger der neuen Ideen.

Die Revolution, die immer harmonischer und einheitlicher wurde, erschien täglich mehr als das, was sie ist, als eine Religion. Und die Gegenrevolution, uneinig und zwiespältig, beruft sich vergeblich auf den alten Glauben, sie ist keine Religion.

Keine Übereinstimmung, kein fester Grundsatz Ihr Widerstand ist in mehr als einem Sinne schwankend. Wie betrunken taumelt sie bald nach rechts, bald nach links. Der König ist für den Klerus und weigert sich, den Protest des Klerus zu unterstützen. Der Klerus bezahlt und bewaffnet das Volk und fordert ihm den Zehnten ab. Der Adel und die Offiziere erwarten Befehl von Turin und gleichzeitig den der revolutionären Behörden.

Eins, was ihr Handeln einfach und stark machen könnte, fehlt ihnen allen und besitzt die andere Partei so reichlich: der Glaube!

Emigranten mit Ehren überhäuft, dann, im Jahre 1816, verlassen und verleugnet! Man hat überall sorgfältig die Broschüren vernichtet, die er damals veröffentlichte: den Prozeß des alten Dieners gegen einen undankbaren und herzlosen Herrn. Ist es zu glauben, daß ihm dieser Herr nach dem Prozeß sogar seine miserable kleine Hungerpension wegnahm? Und das nach dreißigjährigen, unentgeltlichen Diensten! Der ruinierte, verschuldete und um seinetwillen verbrauchte Mann sollte auf der Gasse sterben. — Die Broschüren Froments sollten einmal neu gedruckt werden, ebenso wie die so selten gewordenen Memoiren des Emigranten Vauban. Auch sollte man das sehr geschickte Plaidoyer, Mérilhous für Froment (1823) neu drucken.

Die andere Partei ist Frankreich; es glaubt an das neue Gesetz, an die rechtmäßige Obrigkeit, die Versammlung, die wahre Stimme der Nation.

Hier ist alles Licht. Dort ist alles zweideutig, ungewiß und finster.

Warum zaudern? Alle, Soldat und Bürger, reichen sich die Hand und werden nun mit festem Tritt und unter demselben Banner vorwärtsgehen. Von April bis Juni verbrüdern sich fast alle Regimenter mit dem Volke. In Corsica, in Caen, in Brest, in Montpellier, in Valence erklärt sich der Soldat wie in Montauban und Nîmes für das Volk und das Gesetz. Die paar Offiziere, die Widerstand leisten, werden getötet, und bei ihnen findet man die Beweise ihres Einverständnisses mit den Emigranten. Die letzteren erwartet man festen Sinnes. Die Städte im Süden schlafen nicht: Briançon, Montpellier, Valence und schließlich das große Marseille wollen sich schützen; sie bemächtigen sich ihrer Zitadellen und besetzen sie mit ihren Bürgern. Nun mögen sie kommen, die Emigranten und das Ausland!

Ein Frankreich! Ein Glaube! Ein Eid! Hier gibt's keine unsicheren Menschen. Wenn ihr weiter schwanken wollt, dann verlaßt das Land der Treue, geht über den Rhein, geht über die Alpen!

Der König selbst merkte, daß sein bester Degen, Bouillé, schließlich allein bleiben würde, wenn er nicht wie die andern den Eid leistete. Der Feind der Verbrüderungen, der sich zwischen Armee und Volk stellt, muß nachgeben. Volk und Soldaten, im Herzen einig, alle wohnen dem großen Schauspiel bei; der Unbeugsame beugt sich; der König befiehlt, er gehorcht; er tritt vor unter ihnen, traurig und finster, und auf den Degen des Königs schwört er der Revolution die Treue.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Das neue Prinzip
Die freiwillige Organisation Frankreichs
(Juli 1789—Juli 1790)

Überall kommt die Selbsthilfe dem Gesetz zuvor. — Die heimliche und liederliche Wirtschaft des ancien régime. — Die neue Ordnung entsteht von selbst. — Die allgemeine Bewegung der Befreiung und des Selbstschutzes schafft die neuen Gewalten. — Innere und äußere Verbände bereiten die Gemeinde- und Departementsordnung vor. — Die Versammlung schafft eine Million dreihunderttausend Departements-, Gemeinde- und Justizbeamte. — Erziehung des Volkes durch die öffentlichen Ämter.

Ich habe ausführlich von dem Widerstand des alten Prinzips berichtet, von Parlamenten, Adel und Klerus. Nun will ich in wenig Worten das neue Prinzip darstellen und kurz das ungeheure Faktum erläutern, woran jener Widerstand brach und nichtig wurde. Dieses bei seiner unendlichen Mannigfaltigkeit wunderbar einfache Faktum ist die freiwillige, aus eigenem Antrieb der Bevölkerung hervorgegangene Organisation Frankreichs.

Hier ist die Geschichte, das Wirkliche, das Dauernde. Und das andere ist ein Nichts.

Trotzdem war es nötig, dieses Nichts ausführlich zu erzählen. Das Übel, gerade weil es eine Ausnahme ist, ein Verstoß gegen die Regel, erfordert zum Verständnis genaue Einzelheiten. Das Gute und Natürliche dagegen, das von selbst in Gang kommt, ist uns fast im voraus bekannt infolge seiner Übereinstimmung mit den Gesetzen unserer Natur, durch das ewige Bild des Guten, das wir in uns tragen.

Die großen nationalen Tatsachen, die aus Frankreichs gemeinsamem Handeln hervorgingen, haben sich durch ungeheure, unüberwindliche und gerade dadurch keineswegs gewalttätige Kräfte vollzogen. Sie haben weniger die Blicke auf sich gelenkt, sind fast unbemerkt geblieben.

Alles, was man über diese allgemeinen Vorgänge wiedergibt, das sind die Gesetze, die daraus hervorgehen und deren letzte Formeln darstellen. Unermüdlich streitet man über die Gesetze und hegt eine fast religiöse Ehrfurcht vor den wortreichen Unterredungen der Versammlungen. Aber die großen sozialen Bewegungen, die diesen Ge-

setzen die Richtung gaben und deren Ursprung waren, die Vernunft, die Notwendigkeit, werden kaum mit einer trockenen Zeile dem Gedächtnis wachgerufen.

Und doch ist gerade das der wichtigste Punkt, aus dem sich alles übrige ergibt, in diesem wunderbaren Jahr von Juli bis Juli: dem Gesetz voraus geht überall der eigene Ansturm des Lebens und der Tat, einer Tat, die, mag sie auch vereinzelte Unruhen im Gefolge haben, doch den Kern der neuen Ordnung in sich faßt und im voraus das Gesetz verwirklicht, das erst gemacht werden soll. Die Versammlung glaubt zu führen und wird geführt, sie ist Frankreichs Sekretär; was Frankreich tut, das trägt sie in ihre Register, mehr oder weniger genau formuliert schreibt sie es nach Frankreichs Diktat.

Hier sollten die Schreiber lernen, sie sollten ihre Rumpelkammer, das Bulletin des Lois [193]), einmal verlassen und aus ihren Gebirgen von Stempelpapier, die ihnen die Natur verbargen, hervorkriechen. Wenn Frankreich sich nur durch ihre Federn und ihr Papier hätte retten können, dann wäre Frankreich hundertmal verloren gewesen.

Ein ernster, unendlich spannender Augenblick, da die Natur sich rechtzeitig selbst wiederfindet und dem Verderben entgeht, da das Leben angesichts der Gefahr dem Instinkt folgt, seinem besten Führer, und in ihm sein Heil findet.

Leute, die in dieser Auferstehungskrisis grau wurden, lassen uns an dem Ursprung der Dinge teilnehmen. Schriftsteller träumten von der Wiege der Nationen; warum träumen? Die Wiege ist da!

Ja, es ist Frankreichs Wiege, die vor unseren Augen liegt. Gott schütze dich, du Wiege, er rette und erhalte dich auf den großen uferlosen Wassern, — bebend sehe ich dein Schwanken auf dem Meer der Zukunft!

Frankreich wird wach und erhebt sich beim Donner der Bastille. In einem einzigen Tage, ohne Vorbereitungen, ohne sich vorher verständigt zu haben, organisiert sich ganz Frankreich gleichzeitig, Städte und Dörfer.

An jedem Ort der gleiche Vorgang: man geht zum Gemeindehaus und nimmt im Namen der Nation die Schlüssel und die Gewalt an sich. Die Wähler (1789 war das Wahlrecht allgemein) bilden Ausschüsse wie der in Paris, aus denen bald der regelrechte Gemeinderat hervorgeht.

Die Stadtregierungen (ganz wie die Staatsregierungen), Schöffen, Notabeln usw., gehen gesenkten Hauptes durch die Hinterpforte da-

[193]) Nicht die Bekanntmachung der Gesetze, sondern nur die Tat konnte die Revolution retten.

von und hinterlassen der Gemeinde zum Andenken die von ihnen angehäuften Schulden.

In die finanzielle Bastille, welche die Herrschaft der Notabeln jedem prüfenden Blick so gut verschlossen zu halten wußte, in die dunklen Abgründe der Verwaltung[194]) leuchtet der helle Tag. Die unförmigen Werkzeuge dieser verderbten Regierung, der heillose Wirrwarr in allem Geschriebenen, das schlaue Geheimverfahren im Rechnungswesen, all das kam jetzt ans Licht.

Das erste, wonach die neue Freiheit ruft (die sie den Geist des Umsturzes nennen), ist im Gegenteil: Ordnung und Gerechtigkeit.

Ordnung und Öffentlichkeit. — Frankreich bittet Gott mit Ajax Worten: „Laßt meinen Tod den klaren Himmel sehen!“

Das tyrannischste an der alten Tyrannei war ihre Heimlichkeit. Heimlichkeit war das Wesen des Königs vor dem Volke, das der Stadtobrigkeit vor der Stadt. Nicht weniger dunkel verhielt sich der Eigentümer zum Pächter. Was man dem Staat, der Gemeinde, dem Herrn wirklich zu zahlen schuldig war, das konnte niemand wissen. Die meisten bezahlten, was sie nicht einmal lesen konnten. Die tiefe Unwissenheit, worin das Volk vom Klerus, seinem großen Lehrer, gehalten worden war, lieferte es blind und schutzlos dem furchtbaren Geschmeiß der Papiersudler aus. Jedes Jahr war das Stempelpapier zum Entsetzen des Bauern schwärzer von Schrift und Zeichen, trug immer größere Zuschläge. Diese geheimnisvollen, unverständlichen Zuschläge, die man ihm gut oder schlecht vorlas, mußte er bezahlen; aber sie lasteten auf seinem Herzen, einer auf dem anderen, wie ein Schatz der Rache und einzufordernden Schadenersatzes. 1789 erklärten manche, daß sie in vierzig Jahren mit diesen Zuschlägen weit mehr gezahlt hätten als den Wert der Güter, auf denen sie saßen.

Bei uns auf dem Lande erlitt das Eigentum keinerlei Schädigung, als im Namen des Eigentums selbst. Der Bauer verstand es in seiner Weise, aber niemals setzte er Zweifel in die Idee dieses Rechtes an sich. Der Landmann weiß, was erwerben heißt; der Erwerb durch Arbeit, die er selbst tut oder alle Tage tun sieht, flößt ihm Achtung und gleichsam Ehrfurcht vor dem Eigentum ein.

Im Namen des von den Agenten der Herren lange vergewaltigten und verkannten Eigentums pflanzten die Bauern jene Maibäume, in die sie die Abzeichen der feudalen und fiskalen Tyrannei aufhängten, den Wetterhahn des Schlosses, die Tabellen der ungerecht emporge-

[194]) Vergleiche bei Leber die Darstellung der alten, niederträchtigen Gemeindeverwaltung, die Vergütungen, die sich die Schöffen geben ließen usw. Lyon hatte neunundzwanzig Millionen Schulden usw.

schraubten Grundzinsen, die Siebe, mit denen das Getreide für den Herrn ausgesiebt wurde, so daß der schlechte Rest dem Bauern blieb.

Die Ausschüsse vom Juli 1789 (die Keime der Gemeindebehörden von 1790) bedeuteten, besonders für die Städte, die Erhebung der Freiheit, — und für die Dörfer die des Eigentums, ich meine des Eigentums in seiner einfachsten Gestalt, der Arbeit des Menschen.

Die Vereinigungen der Dörfer waren Schutzverbände: 1. gegen die Agenten aller Art, 2. gegen die Räuber — die beiden Worte sind oft gleichbedeutend.

Eine Verschwörung gegen Geldleute, Steuereinnehmer, Verwalter, Sachverwalter, Exekutoren, gegen jenen schauerlichen Spuk, der durch einen unbekannten Zauber das Land ausgesogen, das Vieh vernichtet und den Bauern zum Skelett gemacht hatte.

Ein Bündnis auch gegen die Räuberbanden, die Frankreich unsicher machten, ausgehungerte Arbeitslose, Bettler und Diebe, die nachts das Getreide — oft noch grün — schnitten und die Hoffnung auf Ernte zerstörten. Wenn die Dörfer nicht zu den Waffen gegriffen hätten, so wäre eine furchtbare Hungersnot die Folge gewesen, ein Jahr wie das Jahr 1000 und mehrere andere im Mittelalter. Diese beweglichen Banden, die nicht zu packen und überall gefürchtet waren, ließen unsere damals weniger als heute militärtüchtige Landbevölkerung vor Entsetzen erstarren.

Jedes Dorf rüstete. Die Dörfer versprachen sich gegenseitigen Schutz. Sie machten aus, bei Alarm an einem bestimmten Orte zusammenzukommen, der entweder zentral gelegen war, oder eine für das Land wichtige Straßen- oder Flußkreuzung beherrschte.

Ein Beispiel wird die Sache verdeutlichen. Es erinnert in gewisser Beziehung an die Panik von Saint-Jean-du-Gard, die ich oben berichtet habe.

Eines Sommertages, früh am Morgen, sahen die Einwohner von Chavignon (Aisne) nicht ohne Furcht auf allen Wegen Bewaffnete. Sie erkannten, daß es glücklicherweise ihre Nachbarn und Freunde waren, die Nationalgarden aller Gemeinden der Umgegend, die auf einen falschen Alarm hin die ganze Nacht marschiert waren, um sie gegen die „Räuber" zu schützen. Man hatte einen Kampf erwartet, und statt dessen gab es ein Fest. Die Leute von Chavignon kamen erfreut aus ihren Häusern und mischten sich unter die Freunde. Die Frauen brachten alles, was sie an Lebensmitteln besaßen, zusammen, man öffnete Weinfässer. Auf dem Platz wurde die Fahne von Chavignon aufgepflanzt, auf der Getreide und Trauben, von einem nackten Degen durchkreuzt, als Wappen abgebildet war; der Wahlspruch drückte die Stimmung des Augenblicks völlig aus: „Fülle und

Sicherheit, Freiheit, Treue und Eintracht." Der Führer der anwesenden Nationalgarden hielt eine kleine, rührende Rede über die Bereitwilligkeit der Gemeinden, ihren Brüdern zur Hilfe zu eilen: „Beim ersten Wort haben wir unsere weinenden Frauen und Kinder stehen lassen, unsere Pflüge und Geräte sind auf den Feldern geblieben. Wir sind gekommen, ohne uns Zeit zu gönnen, uns ordentlich anzukleiden."

Wie das Kind der Mutter, so erzählen die Leute von Chavignon alles der Nationalversammlung in einer Adresse und fügen voller Dankbarkeit dies aus dem Herzen kommende Wort hinzu: „Wie gut, ihr Herren, sind die Menschen, seitdem ihr ihnen ein Vaterland gegeben habt!"

So gingen diese freiwilligen Expeditionen vor sich; es war wie eine große Familie, der Pfarrer ging an der Spitze. In Chavignon hatten vier der anwesenden Gemeinden ihren Pfarrer bei sich.

In einigen Gegenden, zum Beispiel in Haute-Saône, schlossen sich die Pfarrer nicht allein der Bewegung an, sondern machten sich zu deren Mittelpunkt, wurden ihr Haupt und Führer. Am 27. September 1789 verbrüderten sich die ländlichen Gemeinden in der Umgebung von Luxeuil unter der Leitung des Pfarrers von Saint-Sauveur. Alle Maires leisteten den Eid in seine Hand.

In „Issy-l'Evêque (Haute Saône) ging es noch merkwürdiger zu. Da jede öffentliche Autorität fehlte und kein Beamter mehr vorhanden war, so nahm ein tüchtiger Pfarrer alle Gewalten an sich; er erließ Verordnungen, nahm erledigte Prozesse wieder auf, ließ die Maires der Umgebung kommen und verkündete vor ihnen die neuen Gesetze, die er der Gegend gegeben hatte; dann begann er, den Degen in der Hand, mit einer gleichmäßigen Verteilung des Grund und Bodens. Man mußte seinen Eifer zähmen und ihn erinnern, daß es noch eine Nationalversammlung gab."

Das ist ein vereinzelter Fall. Im allgemeinen war die Bewegung regelmäßig und besser geordnet, als sich unter solchen Umständen erwarten ließ. Ohne Gesetz folgte alles einem Gesetz: der Selbsterhaltung und der Wohlfahrt des Ganzen.

Bevor sich die Gemeindeverwaltungen organisierten, regierte sich das Dorf selbst, schützte und verteidigte sich als bewaffnete Vereinigung seiner Einwohner.

Bevor das Gesetz Arrondissements und Departements schuf, erwuchsen aus den gemeinsamen Aufgaben, besonders denen des Schutzes der Wege und der Beschaffung von Nahrungsmitteln, Vereinigungen zwischen Dörfern und Dörfern, Städten und Städten, und große Bündnisse zu wechselseitigem Schutz.

Man segnet beinahe jene Gefahren, wenn man sieht, wie sie die Menschen zwingen, ihre Isolierung aufzugeben, wie sie sie ihrer Selbstsucht entreißen, sie daran gewöhnen, ihr Leben in dem der anderen zu fühlen, und wie sie in den von jahrhundertelangem Schlaf stumpf gewordenen Seelen den ersten Funken der Brüderlichkeit wecken.

Das Gesetz ist nur die Anerkennung, die Krönung von alldem, aber nicht die Ursache.

Die Schaffung der Gemeindeverwaltungen, die Vereinigung von selbst nicht kommunalen Funktionen in ihren Händen (Steuererhebung, hohe Polizei, Verfügung über die bewaffnete Macht usw.), diese Vereinigung, die man der Versammlung vorgeworfen hat, ist nicht die Wirkung eines Systems, sondern die bloße Anerkennung einer vollzogenen Tatsache. Bei der Beseitigung der meisten Gewalten und bei der freiwilligen (oft arglistigen) Untätigkeit der noch bestehenden, hatte der Selbsterhaltungstrieb das getan, was er immer tut: die Beteiligten hatten selbst ihre Angelegenheiten in die Hand genommen. Und wer ist nicht beteiligt in solchen Krisen? Wer kein Eigentum besitzt, „wer gar nichts hat", wie man zu sagen pflegt, der hat noch etwas, was weit wertvoller ist als jeder Besitz: eine Frau und Kinder, die er schützen muß.

Das neue Gemeindeverwaltungsgesetz schuf eine Million zweihunderttausend Gemeindebeamte. Die Organisation der Rechtspflege schuf hunderttausend Richter (von denen fünftausend Friedensrichter und achtzigtausend Beisitzer der Friedensrichter). Diese alle wurden aus den vier Millionen zweihundertneunzigtausend Urwählern [195]) genommen (die als Eigentümer oder Mieter den Wert von drei Arbeitstagen, ungefähr drei Franken, Steuern bezahlten).

Das allgemeine Wahlrecht hatte sechs Millionen Stimmen ergeben; ich werde auf die Beschränkung des Wahlrechts und auf die verschiedenen Prinzipien, die in der Versammlung herrschten, ausführlich zurückkommen.

Hier genüge der Hinweis auf die ungeheure Umwälzung, welche die Erschaffung einer Welt von Richtern und Verwaltungsbeamten

---

[195]) Diese Zahl ist für 1791 im „Atlas national de France" angegeben, der für den öffentlichen Unterricht bestimmt und der Versammlung gewidmet war. In einer Rede vom 8. Juni 1790 zählt der Bischof von Autun nur drei Millionen sechshunderttausend Aktivbürger. Diese kleine Zahl wäre noch zu groß, wenn es sich nur um die Eigentümer handelte, aber es sind auch die dabei, die den Wert von ungefähr drei Franken als Mieter bezahlen. Die größere Zahl ist die wahrscheinlichere. Übrigens sind beide, die große und die kleine, zweifellos nur annähernd richtig.



Ludwig XVI., Marie Antoinette und der Dauphin (Ludwig XVII.).
Stich nach dem Gemälde von P. Sauvage.



Graf von Provence (Ludwig XVIII.). *Graf von Artois (Karl X.).*
Die Brüder Ludwigs XVI.

— eine Million dreihunderttausend auf einmal, und alle aus Wahlen hervorgegangen — im Frühjahr 1790 in Frankreich hervorbringen mußte.

Man kann sagen, daß Frankreich vor der militärischen Aushebung eine Beamtenaushebung vorgenommen hatte.

Die Aushebung zum Frieden, zur Ordnung, zur Brüderlichkeit. Vorherrschend ist hier das schöne neue Element in der Organisation der Rechtspflege, das noch keine Zeit gekannt hatte, die fünftausend Schiedsmänner oder Friedensrichter und ihre achtzigtausend Beisitzer. Und in der Gemeindeorganisation ist es die Abhängigkeit der bewaffneten Macht von den vom Volke gewählten Behörden.

Die Gemeindegewalt erbte von allen Ruinen. Sie allein stand aufrecht zwischen dem alten, zerstörten Regime und dem neuen ohne Tatkraft. Der König war entwaffnet, die Armee in Auflösung, die Staaten und Parlamente vernichtet, der Klerus geschleift, der Adel zerrieben. Das alles gleichzeitig. Die Versammlung selbst, scheinbar die größte Macht, gab mehr Verordnungen, als daß sie handelte; sie war ein Kopf ohne Arme. Nun besaß sie vierundvierzigtausend Hände in den Gemeindeverwaltungen und verließ sich fast in allem auf die eine Million zweihunderttausend Gemeindebeamten.

Diese ungeheure Zahl war ein großes Hemmnis zur Tat; aber in der Erziehung des Volkes, in der Vorbereitung zum öffentlichen Leben wirkte sie Wunder. Bei dem häufigen Wechsel hätte die Beamtenschaft an vielen Orten bald die Klasse erschöpft, aus der sie sich erneuerte (die vier Millionen Eigentümer oder Mieter mit drei Franken Steuern). Man mußte — das war eine schöne Folge dieses großen Beginnens — eine neue Klasse von Eigentümern schaffen. Die Bauern des Klerus und des Adels, die zuerst als Klienten des ancien régime nicht wahlberechtigt waren, mußten nun bald als Erwerber der zum Verkauf gestellten Güter Eigentümer, Wähler, Gemeindebeamte, Beisitzer der Friedensrichter usw. und als solche die festesten Stützen der Revolution werden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Von der neuen Religion
Bundesfeste (Juli 1789—Juli 1790)

1789 erlebte Frankreich die Freiheit. — 1790 die Einheit des Vaterlandes. — Beseitigung der Hindernisse durch die Bündnisse. — Die künstlichen Schranken fallen. — Protokolle der Bündnisse. Sie zeugen von der Liebe zur neuen Einheit, von dem Opfer der alten provinzialen Eigenheiten und Gewohnheiten. — Bundesfeste. — Lebendige Symbole. — Der Greis, die Jungfrau, die Frau, die Mutter, das Kind auf dem Altar des Vaterlandes. — Die Unterschiede der Klassen, Parteien und Bekenntnisse sind vergessen. — Der Mensch findet sich zur Natur zurück. — Der Mensch fühlt sich eins mit Vaterland und Menschheit. — Zusätze und Einzelheiten.

Im Winter 1789 bestand noch nichts von alldem. Keine regelrechten Gemeindebehörden, keine Departements. Weder Gesetze noch öffentliche Gewalten. Die allgemeine Auflösung scheint bevorzustehen, und die Aristokratie hofft darauf. Ihr wolltet frei sein — seht jetzt zu und freut euch der Ordnung, die ihr geschaffen habt! Was antwortet Frankreich darauf? In diesem gefährlichen Augenblick ist es sich selbst Gesetz; ohne Beistand überschreitet es starken Willens die Brücke von einer Welt in die andere, passiert es ohne zu straucheln den schmalen Steg über den Abgrund, ohne nur in die Tiefe zu blicken, allein das Ziel vor Augen. Mutig geht es in den dunklen Winter, dem ersehnten Frühling zu, der das neue Licht verspricht.

Welches Licht? Nicht wie 1789 die unbestimmte Liebe zur Freiheit. Sondern ein bestimmtes Etwas von fest umrissener Form, das die ganze Nation leitet, das die Herzen begeistert und mitreißt; mit jedem Schritt erscheint es wundervoller, und immer eiliger wird der Marsch. Endlich schwinden die Schatten, der Nebel weicht, Frankreich erkennt deutlich, was es liebt, wem es zustrebt, ohne es noch fassen zu können: die Einheit des Vaterlandes.

Alles, was man für mühevoll, schwierig, unüberwindlich hält, wird möglich und leicht. Man fragte sich, wie die Opfer des provinzialen Vaterlandes geschehen können, der Heimat, der Erinnerungen, der eingewurzelten Vorurteile. „Wie sollte," so meinte man, „Languedoc jemals darin willigen, nicht mehr Languedoc zu sein, nicht mehr ein von seinen eigenen Gesetzen regiertes Reich im Reich? Wie sollte das alte Toulouse von seinem Kapitol herabsteigen, sein Königtum im Süden aufgeben? Und war es denkbar, daß die Bretagne jemals

vor Frankreich weichen, ihr ungeselliges, meerumtostes Land öffnen und von ihrem Starrsinn lassen würde? Eher könnten die Riffe von Saint-Malo und die Felsen von Penmark weich werden!“

Auf dem Altar erscheint ihnen das große Vaterland, öffnet seine Arme weit und will sie an sein Herz ziehen. Da werfen sich alle an seine Brust, alle vergessen sich und wissen von Stund an nicht mehr, welcher Provinz sie entstammten. Verlassene und verlorene Kinder haben eine Mutter gefunden; weit mehr sind sie, als sie meinten: sie waren so demütig, sich für Bretonen und Provençalen zu halten — nein, ihr Kinder, merket wohl, ihr wart Frankreichs Söhne, es selbst nennt euch so, die Söhne der großen Mutter, die in der Gleichheit Nationen gebären soll.

Kein schöneres Schauspiel als dies Volk, wie es ohne Gesetz, aber Hand in Hand dem Lichte zustrebt. Es rückt vor, es handelt nicht, es braucht nicht zu handeln; es rückt vor, das genügt. Der bloße Anblick dieser ungeheuren Bewegung macht, daß alles davor zurückweicht; jedes Hindernis sinkt, verschwindet, jeder Widerstand erschlafft. Wer dürfte auch nur daran denken, dieser friedlichen und doch furchtbaren Erscheinung eines großen Volkes in Waffen standzuhalten?

Die Verbrüderungen im November brechen die Macht der Provinzialstaaten, die im Januar beendigen den Widerstreit der Parlamente, die im Februar dämpfen die Unruhen und Plünderungen, im März und April organisieren sich die Massen, die im Mai und Juni die ersten Funken eines Religionskrieges zertreten, im Mai endlich erfolgt der Anschluß des Militärs, der Soldat wird wieder Bürger, der Degen der Gegenrevolution, ihre letzte Waffe, ist zerbrochen. Was bleibt noch? Die Brüderlichkeit hat jedes Hindernis beseitigt, alle Verbrüderungen verbinden sich untereinander, die Einigung strebt zur Einheit. Verbrüderungen sind hinfort unnütz, nur noch eine tut not: Frankreich. — Sie erscheint verklärt im Julilicht.

Ist das alles nicht ein Wunder? Ja, das größte und einfachste: die Rückkehr zur Natur. Der Kern des menschlichen Wesens ist die Geselligkeit. Eine Welt widernatürlicher Erfindungen war nötig gewesen, um die Menschen vom Menschen zu sondern. Binnenzölle, zahllose Wegegelder auf Straßen und Flüssen, unübersehbare Verschiedenheiten in Gesetzen und Vorschriften, in Gewichten, Maßen und Münzen, sorgfältig gepflegte Gegensätze in Städten, Ländern und Korporationen. Eines Morgens sinken diese Hindernisse, die alten Mauern fallen. Die Menschen sehen einander ins Auge, erkennen sich als ihresgleichen und wundern sich, daß sie so lange nichts voneinander wußten. Sie bedauern den sinnlosen Haß, der

sie so lange Jahrhunderte trennte, sie überbieten sich darin, ihn zu sühnen, und beeilen sich, ihr Herz auszuschütten.

Das war es, was eine so künstlich scheinende Schöpfung, wie die Departements, so leicht und ausführbar machte. Wenn sie ein rein geometrischer Gedanke gewesen wäre, in Sieyès Gehirn ausgebrütet, so hätte sie weder die Kraft noch die Dauer besessen, die wir an ihr wahrnehmen; sie hätte den Untergang so vieler anderer revolutionärer Einrichtungen nicht überlebt. Sie war in der Hauptsache eine natürliche Schöpfung, eine gesetzmäßige Wiederherstellung alter Beziehungen zwischen Orten und Bevölkerungen, welche die künstlichen Einrichtungen des Despotismus und der Staatskasse getrennt gehalten hatten. Die Flüsse zum Beispiel, die unter dem ancien régime nur Hindernisse waren (auf der Loire gab es achtundzwanzig Flußzölle! um nur ein Beispiel zu nennen), wurden wieder, was sie nach dem Willen der Natur sein sollen, das Band zwischen den Menschen. Sie gestalteten und benannten die meisten Departements; diese, nämlich Seine, Loire, Rhône, Gironde, Meuse, Charente, Allier, Gard usw., waren gleichsam natürliche Verbrüderungen zwischen den beiden Ufern der Flüsse, vom Staat als solche anerkannt, verkündet und bestätigt.

Die meisten Verbrüderungen haben selbst ihre Geschichte erzählt. Sie berichten sie an ihre Mutter, die Nationalversammlung, treuherzig, harmlos, in einer oft plumpen und kindlichen Form, sie erzählten, so gut sie konnten; wer des Schreibens kundig war, der schrieb. Man fand auf dem Lande nicht immer den geschickten Schreiber, der würdig war, diese Dinge dem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern. Der gute Wille mußte Ersatz bieten. Ihr wahrhaften Denkmäler der entstehenden Brüderlichkeit, ihr unförmlichen, aber in der ersten Begeisterung entstandenen, vom Gedanken Frankreich inspirierten Aktenstücke, ihr werdet für alle Zeiten Zeugnis ablegen für das Herz unserer Väter, für ihre Freude, als sie zum erstenmal in das hochgeliebte Antlitz des Vaterlandes blickten!

All das habe ich nach sechzig Jahren wiedergefunden, vollkommen, glühend, als sei es gestern geschehen, als ich jüngst die Papiere öffnete, die nur wenige schon gelesen hatten. Gleich zu Beginn ergriff mich ein Gefühl der Achtung, ich empfand etwas Merkwürdiges, Einzigartiges, das nicht mißzudeuten ist. Diese begeisterten, an das (von der Nationalversammlung vertretene) Vaterland gerichteten Erzählungen, das sind Briefe der Liebe.

Ersichtlich redet das Herz. Was man an Künstlichem darin finden kann, das ist gerade das Fehlen aller Kunst; die Ungeschicklichkeit des jungen Mannes, der nicht weiß, wie er seine aufrichtigen Ge-

fühle ausdrücken soll, der Romanphrasen braucht, weil ihm, eine wahre Liebe zu beschreiben, andere Worte nicht zu Gebote stehen. Aber jeden Augenblick widerspricht ein dem Herzen entrungenes Wort dieser Ohnmacht der Sprache und läßt die wahre Tiefe des Empfindens ermessen. All das ist wortreich; wie könnte man aber in solchen Augenblicken jemals zu Ende kommen? Wie sich selbst genug tun? Die kleinen Äußerlichkeiten sind ihnen sehr wichtig gewesen; keine Schrift war schön, kein Papier gut genug, von den prächtigen, kleinen, dreifarbigen Bändern ganz zu schweigen, mit denen man die Hefte zusammenband. Als ich sie zuerst bemerkte, glänzend und ganz wenig verblaßt, dachte ich daran, was Rousseau von der übermäßigen Sorgfalt sagt, die er daran wandte, die Manuskripte seiner Julie zu schreiben, zu verbessern und auszuschmücken. Die Gedanken unserer Väter, ihre Sorgen, ihre Unruhen, waren die gleichen, als die Liebe in ihnen sich von vergänglichen, unvollkommenen Gegenständen weg zu ewiger Schönheit erhob.

Was meine Rührung zur Bewunderung steigerte, war, daß trotz der Verschiedenheit der Menschen, der Charaktere, der Orte, trotz der Mannigfaltigkeit der Elemente, die meistens noch am Tag vorher einander fremd und oft sogar feindlich waren, alles nur eine reine Liebe zur Einigkeit atmet.

Wo sind die alten Unterschiede des Bodens und des Stammes geblieben? Die geographischen Gegensätze, die so stark, so schneidend waren? Alles ist verschwunden, die Geographie ist erloschen. Keine Gebirge mehr, keine Flüsse, keine Schranken von Mensch zu Mensch. Noch sind die Laute verschieden, aber sie passen so gut zueinander, daß sie aus demselben Ort, derselben Brust herzurühren scheinen. Alles strebt demselben Einen zu, und von daher tönt es wider, Frankreichs Herz ist in allem.

Zunächst hat der Greis den Vorsitz. Der Greis, von Kindern umgeben, hat das ganze Volk zum Kinde. Musik geleitet ihn zum Feste und zurück. An dem großen Bundesfest in Rouen, zu dem die Nationalgarden von sechzig Städten erschienen, ging man bis nach Andelys, um sich einen fünfundachtzig Jahre alten Malteserritter zum Vorsitzenden zu holen. In Saint-Andéol wurde die Ehre, an der Spitze des ganzen Volkes den Eid zu leisten, zwei Greisen von dreiundneunzig und vierundneunzig Jahren erwiesen. Der eine war adlig und Oberst der Nationalgarde, der andere ein einfacher Landmann. Sie umarmten einander am Altar und dankten dem Himmel, daß sie den Tag erleben durften. Das Volk war tief bewegt und glaubte, in diesen beiden ehrwürdigen Männern die ewige Versöhnung der Parteien zu erblicken. Alle sanken einander in die Arme

und faßten sich bei der Hand; eine ungeheure Farandole[196]), die jeden ohne Ausnahme mit sich riß, schlang sich durch die Stadt in die Felder, den Bergen von Ardèche und den Wiesen der Rhône zu; Wein floß in den Straßen, Tafeln wurden aufgeschlagen, und alle Lebensmittel waren gemeinsam. Abends aß das ganze Volk gemeinschaftlich dies Liebesmahl und pries Gott.

Überall ist der Greis an der Spitze des Volkes, er nimmt den ersten Platz ein, blickt auf die Menge herab. Um ihn die Mädchen wie ein Blumenkranz. Bei allen Festen trägt die anmutige Schar einen weißen Rock und einen Gürtel „à la nation" (d. h. einen Gürtel mit den drei Farben). Hier spricht eine von ihnen ein paar edle, entzückende Worte, die morgen Helden machen werden. Anderswo (bei der Bürgerprozession von Romans in der Dauphiné) nimmt ein schönes Mädchen am Zuge teil, das eine Palme in der Hand trägt mit der Inschrift: „Dem besten Bürger!" Da kehrten viele als große Schwärmer heim.

Die Dauphiné, die ernste, tapfere Provinz, welche die Revolution eröffnete, veranstaltete zahlreiche Verbrüderungen, sowohl der ganzen Provinz, als der Städte und Dörfer besonders. Die ländlichen Grenzgemeinden, fast unter dem Himmel Savoyens und in unmittelbarer Nähe der Emigranten, in deren Schußbereich sie ihre Felder bestellten, feierten nur um so schönere Feste. Es gab ein Bataillon bewaffneter Kinder, ein Bataillon bewaffneter Frauen und ein anderes von bewaffneten Mädchen. In Maubec machten sie in guter Ordnung einen Umzug, die Fahne an der Spitze, den nackten Degen schwingend, mit jener anmutigen Lebendigkeit, wie sie nur die Frauen Frankreichs haben.

Ich habe an anderer Stelle von der heldenmütigen Entschlossenheit der Frauen und Mädchen von Angers gesprochen; sie wollten die Heimat verlassen und der jungen Armee von Anjou und der Bretagne folgen, die gegen Rennes vorrückte, wollten teilnehmen an diesem ersten Kreuzzug für die Freiheit, die Kämpfer mit Nahrung versorgen, die Verwundeten pflegen. Sie schwuren, nur rechtschaffene Bürger zu heiraten, nur Tapfere zu lieben, ihr Leben nur mit denen zu teilen, die das Ihrige Frankreich darbrächten.

So gaben sie seit 1788 Veranlassung zu leidenschaftlichem Eifer. Und jetzt, bei den Bundesfesten vom Juni und Juli 1790, nachdem so viele Hindernisse beseitigt waren, bei diesen Siegesfesten, war keiner bewegter als sie. Die Familie, die während des Winters jeden öffentlichen Schutzes völlig beraubt gewesen war, hatte in so mancher

[196]) Provenzalischer Rundtanz.

Gefahr geschwebt. Sie begrüßten in diesen großen, beruhigenden Vereinigungen die Hoffnung auf Wohlfahrt; das arme Herz indessen war dennoch schwer von der Vergangenheit. — Und von der Zukunft? Aber sie sahen die Zukunft nur im Heile des Vaterlandes! Sie bewiesen, das sieht man in allen schriftlichen Zeugnissen, mehr Eifer, mehr Wärme als selbst die Männer, sie brannten ungeduldiger darauf, den Bürgerschwur zu leisten.

Man hält die Frauen vom öffentlichen Leben fern; man vergißt allzusehr, daß sie in Wirklichkeit viel mehr darin zu suchen haben als sonst jemand. Sie leisten einen ganz anderen Einsatz als wir; der Mann setzt dabei nur sein Leben aufs Spiel, die Frau dagegen ihr Kind. Sie hat ein viel größeres Interesse daran, Erkundigungen einzuziehen, in die Zukunft blicken zu können. In dem einsamen häuslichen Leben, das die Mehrzahl der Frauen führt, verfolgen sie mit ihren unruhigen Träumen die Gefahren des Vaterlandes, die Bewegungen der Heere. Glaubt ihr, sie säße hinter dem Herde? Nein, sie ist in Algerien, sie nimmt teil an den Entbehrungen, an den Märschen unserer jungen Soldaten in Afrika, sie leidet und kämpft mit ihnen.

Gerufen oder nicht gerufen: sie nahmen den lebhaftesten Anteil an den Bundesfesten. In irgendeinem Dorfe hatten sich die Männer allein in einem großen Gebäude versammelt, um gemeinschaftlich eine Adresse an die Nationalversammlung zu richten. Die Frauen kommen und hören zu, sie treten mit Tränen in den Augen ein, sie wollen auch dabei sein. Da liest man ihnen die Adresse vor, sie schließen sich ihr mit vollem Herzen an. Dieses feste Band zwischen Familie und Vaterland ging mit einer nie gekannten Empfindung durch alle Seelen. So wurde unvermutet ein Fest daraus und war nur um so rührender. Es war kurz, wie all unser Glück, es dauerte nur einen Tag. Der Bericht endet mit einem naiven Wort der Melancholie und der Selbstbesinnung: „So verging der schönste Augenblick unseres Lebens."

Morgen muß man früh aufstehen und arbeiten, es ist die Zeit der Ernte. Die Verbrüderten von Etoile, in der Nähe von Valence, fahren nach der Schilderung der Freudenfeuer und der Farandolen ungefähr so fort: „Wir, die wir am 29. November 1789 Frankreich das Beispiel der ersten Verbrüderung gaben, konnten diesem Feste nur einen Tag widmen, und wir kehrten abends heim, um uns auszuruhen und morgen wieder an unsere Arbeit zu gehen: die Feldarbeiten drängen, es tut uns leid —" Die guten Landleute schrieben all das an die Nationalversammlung, in der Überzeugung, daß jene sich mit ihnen beschäftigt und wie Gott alles sieht und alles tut.

Die Protokolle der ländlichen Gemeinden sind wie ebensoviele wilde Blumen, die aus der Ernte hervorgesprossen zu sein scheinen.

Aus ihnen atmet in jenen schönen fruchtbaren Tagen der kräftige, lebendige Ackergeruch. Man geht spazieren wie unter reifem Getreide.

Und tatsächlich vollzogen sich alle diese Dinge unter freiem Himmel. Kein Tempel hätte ausgereicht. Die Einwohnerschaft nahm geschlossen teil, alle Männer, alle Frauen, alle Kinder, man nahm den Stuhl des Greises und die Wiege des Säuglings mit hinaus. Dörfer und ganze Städte wurden unter dem Schutz des öffentlichen Vertrauens zurückgelassen. Eine Patrouille, die durch einen Flecken kam, berichtete später, sie habe außer den Hunden nicht ein lebendiges Wesen gesehen. Wer am 14. Juli 1790 gegen Mittag durch die verlassenen Dörfer gestreift wäre, hätte sie, wenn sein Blick nicht gerade auf die Felder fiel, für ebensoviele Herkulanum und Pompeji halten können.

Niemand durfte dem Feste fern bleiben; niemand war nur Zuschauer; alle nahmen tätigen Anteil, vom Hundertjährigen bis zum Neugeborenen, und gerade der war wichtiger als ein anderer.

Man brachte ihn herbei, eine lebende Blume unter den Ernteblumen. Seine Mutter reichte ihn dar und legte ihn auf den Altar nieder. Aber er hatte nicht nur die passive Rolle einer Opfergabe, er war ebenfalls tätig, er zählte mit wie irgend jemand, er leistete seinen Bürgerschwur durch den Mund seiner Mutter, er beanspruchte seine Würde als Mensch und Franzose; er war schon in den Besitz des Vaterlandes übergegangen und eine Hoffnung geworden.

Ja, das Kind, die Zukunft waren die Hauptteilnehmer. Die Gemeinde selbst wurde bei einem Feste in der Dauphiné in ihrem obersten Beamten von einem jungen Kinde gekrönt. Eine solche Hand bringt Glück. Laßt die, die ich hier unter den zärtlichen Augen ihrer Mutter vor mir sehe, die schon bewaffnet sind und voll Feuereifer, nur zwei Jahre älter werden, sie sollen fünfzehn, sechzehn alt sein: dann verlassen sie die Heimat, das Jahr 1792 hat begonnen — sie folgen ihren älteren Geschwistern nach Jemappes. Ihre Hand hat Glück gebracht; sie haben die große Prophezeiung erfüllt, sie haben Frankreich gekrönt!

Große, glückliche Generation, die in so großer Zeit geboren wurde, deren erster Blick auf dies erhabene Bild fiel! Kinder, die herbeigebracht und am Altar des Vaterlandes gesegnet, die von ihren Müttern unter Tränen, aber in heldenmütiger Entsagung geweiht und Frankreich zum Opfer gebracht wurden — ha! wenn man so geboren wird, kann man niemals mehr sterben. Ihr empfingt an diesem

Tage den Kranz der Unsterblichkeit. Selbst die unter euch, die die Geschichte nicht nennt, erfüllen nicht weniger die Welt mit ihrem lebendigen, namenlosen Geiste, mit dem großen Gedanken der Gemeinschaft, den sie durch alle Lande trugen.

Ich glaube nicht, daß das Herz des Menschen zu irgendeiner Zeit weiter und größer gewesen ist, daß die Unterschiede der Stände, Vermögen und Parteien jemals so vergessen waren. Besonders in den Dörfern gibt es weder reich noch arm, weder adlig noch bürgerlich; die Lebensmittel sind gemeinsam, die Tische gemeinsam. Die soziale Trennung, die Zwietracht ist verschwunden; die Feinde versöhnen sich, sich befehdende Gemeinschaften werden Brüder, die Gläubigen, die Philosophen, die Protestanten, die Katholiken.

In Saint-Jean-du-Gard, in der Nähe von Alais, umarmen einander Priester und Prediger am Altar. Die Katholiken führen die Protestanten zur Kirche, der Prediger sitzt auf dem ersten Platz im Chor. Die gleichen Ehren werden dem Priester von den Protestanten erwiesen, er sitzt neben ihnen auf dem Ehrenplatz und hört die Predigt des Geistlichen an. Die Religionen verbrüdern sich an der Stätte ihres Kampfes selbst, am Eingang der Cevennen, auf den Gräbern der Ahnen, die einander töteten, auf den noch warmen Scheiterhaufen. Gott, den man so lange angeklagt hatte, wurde endlich gerechtfertigt. Die Herzen gingen über; die Prosa genügte hier nicht mehr, nur ein poetischer Ausbruch konnte ein so übermäßiges Gefühl erträglich machen; der Priester dichtete und sang eine Hymne auf die Freiheit; der Maire antwortete in Strophen; seine Frau, Mutter einer ansehnlichen Familie, die ihre Kinder zum Altar führte, schüttete ebenfalls ihr Herz aus in einigen schwungvollen Versen.

Die offenen Gelände, das freie Feld, die ungeheuren Täler, wo die Feste im allgemeinen stattfanden, öffneten gleichsam die Herzen noch mehr. Der Mensch hatte sich nicht allein selbst zurückgewonnen, er kehrte auch in den Besitz der Natur zurück. Mehrere Berichte bezeugen, wie tief bewegt die armen Leute waren beim Anblick ihres Landes, das sie zum erstenmal wirklich sahen! Merkwürdig! Jeden Tag kreuzten sie die Flüsse, die Gebirge, die herrlichen Landschaften, und heute entdeckten sie sie, sie hatten sie nie vorher gesehen.

Natürliches Gefühl und kindliche Eingebung durch den Genius der Gegend ließen sie zum Schauplatz dieser Feste oft dieselben Stellen wählen, die auch unsere alten Gallier, die Druiden, bevorzugt hatten. Die Inseln, die den Ahnen heilig waren, wurden auch den Söhnen wieder heilig. Im Gard, in Charente und in anderen Bezirken wurde der Altar auf einer Insel errichtet. Angoulême empfing als Vertreter

sechzigtausend Menschen, und fast ebensoviele standen auf dem wunderbaren Amphitheater über dem Fluß, das die Stadt trägt. Abends fand ein Bankett auf der Insel statt bei Fackelbeleuchtung, ein ganzes Volk war zu Gast, und ein ganzes Volk sah zu, drängte sich von der obersten bis zur untersten Stufe des gewaltigen Kolosseums.

In Maubec (Isère), wo viele ländliche Gemeinden zusammenkamen, wurde der Altar mitten auf einem ungeheuren Plateau errichtet, einem alten Kloster gegenüber; die Fernsicht war herrlich, der Horizont unendlich weit; dazu kam die Erinnerung an Rousseau, der einige Zeit hier gelebt hatte! In einer Rede von flammender Begeisterung pries ein Geistlicher das ruhmvolle Andenken des Philosophen, der an eben diesem Orte träumte und den großen Tag vorbereitete. Schließlich wies er zum Himmel und rief die Sonne zum Zeugen an, die gerade die Wolken durchbrach, als wolle auch sie sich freuen an dem rührenden und erhabenen Schauspiel.

Kein verabredetes Symbol. Natur! Geist! Wahrheit!

Der Mensch, der in unseren alten Kirchen dem andern nicht ins Auge sehen konnte, erblickte sich hier zum erstenmal und senkte den Blick in den des anderen, und aus den Augen eines ganzen Volkes leuchtete ihm der Gottesfunke.

Er sah die Natur und umfing sie freudig, er fand sie heilig und fühlte Gott darin.

Und dieses Volk, dieses Land, es fand seinen Namen: Vaterland.

Und sein Herz wurde weit, bis er dies Vaterland in seiner ganzen Größe umfassen konnte. Er sah es mit den Augen des Geistes, umfing es mit den Wünschen seiner Sehnsucht.

Gebirge des Vaterlandes, die ihr unseren Blick umgrenzt, aber nicht unseren Gedanken, seid Zeugen, daß Frankreichs große Familie in unserem Herzen ist, auch wenn unsere brüderlichen Arme sie nicht erreichen.

Geweihte Ströme, heilige Inseln, auf denen unser Altar stand, möchten eure Wasser, deren Geist in Strömen murmelt, es allen Meeren, allen Nationen sagen: heute, beim feierlichen Mahl der Freiheit, hätten wir nicht das Brot gebrochen, ohne sie zu nennen, an diesem Tage des Glückes ist die ganze Menschheit in der Seele und den Wünschen Frankreichs!

„So endete der schönste Tag unseres Lebens." Dies Wort, das die Bundesbrüder eines Dorfes am Abend des Festes an den Schluß ihres Berichtes schrieben, war ich versucht, selbst hinzuschreiben, als ich dies Kapitel beendete. Es ist zu Ende, und nichts Ähnliches mehr wird sich mir bieten. Einen unwiederbringlichen Augenblick

meines Lebens lasse ich darin, einen Teil meiner selbst, der — ich fühle es — dort bleiben wird und mir nicht mehr gehört; mir ist, als sei ich ärmer und kleiner dadurch geworden. — Wieviel könnte ich noch hinzufügen, wieviel habe ich ausgelassen! Ich habe mir nicht eine Anmerkung gestattet, die kleinste hätte eine Unterbrechung, vielleicht einen Mißklang in den geweihten Augenblick getragen. Und doch wären viele nötig gewesen; eine Menge interessanter Einzelheiten konnten Platz beanspruchen und wollten ihn finden. Mehrere Protokolle verdienten es, vollständig gedruckt zu werden (die von Romans, Maubec, Teste-de-Buch, Saint-Jean-du-Gard usw.). Die Reden sind weniger wert als die Berichte; einige indessen sind rührend, der Text, der sich am häufigsten findet, ist der des greisen Simeon: „Jetzt kann ich ruhig sterben."

Jedes Stück für sich genommen ist schwach. Aber das Ganze hat einen außergewöhnlichen Reiz: die größte (provinziale, örtliche, städtische, ländliche) Verschiedenheit bei der vollkommensten Einheitlichkeit. Jedes Land erfüllt diesen großen Akt der Einheit mit seiner besonderen Eigentümlichkeit. Die Bundesbrüder von Quimper bekränzen sich mit bretonischer Eiche; die Leute aus Romans in der Dauphiné (an der Pforte des Südens) geben dem schönen Mädchen, welches das Fest führt, eine Palme in die Hand. Der mutige Frohsinn, die Ordnung, der gesunde Verstand und das gute Herz leuchten bei den Festen der Dauphiné. Die der Bretagne tragen den Charakter der Stärke, leidenschaftlicher Wucht, eines Ernstes, der der Tragik sehr nahe ist; man merkt, es handelt sich nicht um ein Spiel, man steht vor dem Feinde. In den Gebirgen des Jura, im Lande des letzten Hörigen, ist es das Erstaunen, das Entzücken über die Befreiung, die Freude, aus der Sklaverei in die Freiheit erhoben zu sein, „wir sind freier als frei, nämlich Bürger, Franzosen! Dem ganzen Europa überlegen . . ." Sie begründen ein Jahresfest der heiligen Nacht des 4. August.

Was am meisten rührt, ist das Bestreben, die heiße Mühe dieses so wenig unterrichteten Volkes, das tiefe Gefühl zum Ausdruck zu bringen, das seine Seele erfüllt. Die von Navarreins in den Pyrenäen, arme Leute, wie sie sich selbst nennen, in den Gebirgen verloren, nur mit geringen Hilfsmitteln, ohne selbst die Gemeinschaft der Sprache und das Nordfranzösische nur stammelnd, bieten dem Vaterland ihr Herz und ihre Ohnmacht selbst. Eins der formwidrigsten Protokolle kommt, wer möchte es glauben?, aus einer Gemeinde in der Nähe von Versailles und Saint-Germain. Das Papier ist grob und rauh und zeugt von äußerster Armut, das Geschriebene von einer ganz barbarischen Unwissenheit: die meisten unter-

zeichnen nur mit einem Kreuz, aber sie unterzeichnen alle schlecht und recht, keiner mag es sich erlassen; hinter dem Namen der Mutter steht der des Kindes, der kleinen Tochter usw.

Am schwersten fällt ihnen meistens, sichtbare Symbole zu finden, Symbole, ihren neuen Glauben auszudrücken, und es gelingt ihnen nicht immer sehr glücklich. In Dôle wird das heilige Feuer, worin der Priester den Weihrauch auf dem Altar des Vaterlandes verbrennen soll, mittels eines Brennglases durch die Hand eines jungen Mädchens von der Sonne herabgezogen. In Saint-Pierre (bei Crépy), in Mello (Oise), in Saint-Maurice (Charente) legt man das Gesetz selbst, die Dekrete der Versammlung, auf den Altar. In Mello trägt man es in einer Bundeslade herbei. In Saint-Maurice legt man es auf eine Weltkarte, die als Altardecke dient, zusammen mit einem Degen, einem Pflug und einer Waage zwischen zwei Kugeln von der Bastille.

Anderswo geriet man auf den glücklicheren Einfall, völlig menschliche Symbole der Vereinigung zu wählen; Ehen wurde am Altar des Vaterlandes geschlossen, Taufen fanden statt, Adoptionen eines Kindes durch eine Gemeinde oder einen Klub. Oft veranlassen die Frauen eine Totenfeier für die Gefallenen der Bastille. Dazu kamen milden Gaben in ungeheurer Menge, Lebensmittel wurden verteilt, oder was noch besser ist als Wohltätigkeit: die Lebensmittel waren gemeinschaftlich, es wurde offene Tafel für alle gehalten. Das rührendste Beispiel von gutem Herzen, das ich gefunden habe (in Pleyssade, nahe bei Bergerac), ist eine Sammlung, die Soldaten unter sich veranstalten und die eine (für die Verhältnisse dieser armen Leute) enorme Summe ergibt: hundertundzwanzig Franken! Sie waren der Witwe eines Bastillenkämpfers zugedacht. In Saint-Jean-du-Gard endete die Zeremonie „mit einer feierlichen Versöhnung derer, die Streit miteinander hatten“. In Lons-le-Saulnier trank man „Auf alle Menschen, sogar auf unsere Feinde, die wir zu lieben und zu schützen schwören!“

Achtundzwanzigstes Kapitel

Von der neuen Religion — Das allgemeine Bundesfest (14. Juli 1790)

Staunen und Ergriffenheit aller Nationen bei den Vorgängen in Frankreich. — Das große Bundesfest von Lyon (30. Mai 1790). — Frankreich verlangt ein allgemeines Bundesfest (Juni). — Das Lied der Bundesbrüder. — Vorbereitungen auf dem Champ-de-Mars. — Die Versammlung schafft den erblichen Adel ab (19. Juni 1790). — Sie hat schon früher das christliche Prinzip der Vererbung der Verbrechen abgeschafft. — Sie empfängt die „Abgeordneten des Menschengeschlechtes". — Bund der Könige gegen den Bund der Völker. — Das allgemeine Bundesfest für ganz Frankreich in Paris (14. Juli 1790). — Die gleichzeitig friedfertige und kriegerische Stimmung in Frankreich.

Dieser Glaube, diese Sittenstrenge, diese Begeisterung zur Eintracht nach jahrhundertlangem Zank setzten alle Nationen in höchstes Erstaunen, wie ein wunderbarer Traum. Tiefe Ergriffenheit lagerte auf allen.

Bei manchen unserer Bundesfeste war man auf ein rührendes Symbol der Einigung geraten: man feierte Hochzeiten am Altar des Vaterlandes. Die Bünde selbst, diese Ehe Frankreichs mit Frankreich, schien ein prophetisches Symbol der künftigen Ehe der Völker, der allgemeinen Hochzeit der Welt zu sein.

Noch ein anderes, nicht weniger tiefes Symbol erschien bei diesen Festen. Bisweilen legte man ein kleines Kind auf den Altar, das von allen adoptiert, mit Gaben, Segenswünschen und Tränen begrüßt und als eigenes betrachtet wurde.

Frankreich ist das Kind auf dem Altar, und die ganze Erde steht zuschauend dabei. Es ist das gemeinsame Kind der Nationen, und alle fühlen sich in ihm einig, alle nehmen herzlich teil an seinem künftigen Geschick, alle umgeben es mit sorgenden Gedanken, mit Furcht und Hoffnung. Nicht eine ist unter ihnen, die es ohne Tränen betrachtet.

Wie Italien weinte! Und Polen! Und Irland! (Ja, ihr Schwestern, erinnert euch an diesen Tag!) Alle unterdrückten Nationen vergaßen ihre Sklaverei beim Anblick unserer jungen Freiheit und fühlten sich frei in ihr! [197])

[197]) Diese Gefühle geben sich in zahlreichen, wahrhaft schwärmerischen Zuschriften von Menschen aller Nationen kund, besonders in der der Freiwilligen von Belfast.

Zwischen Traum und Entzückung tief befangen stand Deutschland vor dem Wunder. Klopstock betete.

Der Schöpfer des Faust konnte die Rolle des ironischen Zweiflers nicht weiter spielen und überraschte sich selbst dabei, daß er dem Glauben sehr nahe war.

Weit droben an den nördlichen Meeren lebte damals ein seltsames und gewaltiges Geschöpf. Kein Mensch, sondern ein System, eine lebendige, spitze und harte Scholastik, eine Klippe, ein diamantenscharfer Fels im Granit der baltischen See. Jede Religion, jede Philosophie war daran gebrandet und zerschellt. Er stand unerschüttert. Die Außenwelt kümmerte ihn nicht. Er hieß Immanuel Kant, und er selbst nannte sich Kritiker. Sechzig Jahre lang trat dies völlig abstrakte, menschenfremde Wesen zur selben Stunde aus dem Haus und machte, immer allein, immer genau den gleichen Spaziergang von genau der gleichen Zeitdauer, ganz wie man bei alten Stadtuhren den eisernen Mann hinaustreten, die Stunde schlagen und wieder hineintreten sieht. Eines Tages sahen die Königsberger etwas Seltsames (und es war ihnen ein Zeichen gewaltiger Ereignisse): dieser Planet geriet aus der Bahn, verließ seine gewöhnliche Straße. Man folgte ihm, er ging nach Westen, der Straße zu, auf welcher die Post aus Frankreich kommen mußte.

O Menschheit! Kant — und aufgeregt, unruhig sein, auf die Straßen rennen wie ein Weib, begierig nach Neuigkeiten — war das nicht ein überraschend seltsamer Wandel? Nein, es mußte so sein. Dieser große Geist ging seinen Weg. Was er in der Wissenschaft so lange vergeblich gesucht hatte, d i e g e i s t i g e E i n h e i t, die fand er jetzt in der Wirklichkeit, geworden durch Herz und Instinkt.

Aus sich selbst heraus schien die Welt sich dieser Einheit zu nähern, ihrem wirklichen Ziel, nach welchem sie so lange schon strebte. „Ach, wenn ich eins wäre," sagte die Welt, „wenn ich endlich meine verstreuten Glieder sammeln, meine Nationen zusammenschließen könnte!" „Ach, wenn ich eins wäre," sagte der Mensch, „wenn ich aufhören könnte, der zersplitterte Mensch zu sein, der ich bin, und meine geteilten Kräfte binden, die Einheit in mir errichten!" Ein Volk schien den immer ohnmächtigen Wunsch der Welt und der Menschenseele in dieser flüchtigen Stunde zu verwirklichen, schien die göttliche Komödie der Einigung und Eintracht zu spielen, die wir sonst immer nur im Traum erleben.

Denkt doch nur an all die Völker, die Gedanken, Herz, Blick und Eifer nach Frankreich wenden. Und in Frankreich selbst —, seht ihr all die Wege schwarz von Menschen, die Wanderer, die von den

fernsten Grenzen dem Mittelpunkt zustreben? Die Einigung trachtet nach Einheit.

Wir haben gesehen, wie die Vereinigungen entstanden, wie die Gruppen sich zusammenschlossen, und wie sie dann einen gemeinsamen Mittelpunkt suchten; jedes kleine Frankreich strebte seinem Paris zu und suchte es zuerst in sich selbst. Ein großer Teil Frankreichs glaubte einen Augenblick lang, es in Lyon zu finden (30. Mai). Die Menschenansammlung war ungeheuer, so groß, daß sie nur auf den großen Rhôneebenen stattfinden konnte. Der ganze Osten, der ganze Süden war vertreten; allein die Abgeordneten der Nationalgarden betrugen fünfzigtausend Mann. Manche waren hundert, zweihundert Meilen weit hergekommen. Die Abgeordneten von Saarlouis reichten denen von Marseille die Hand. Die von Korsika beeilten sich vergeblich, sie kamen einen Tag zu spät[198]).

Aber nicht in Lyon durfte die Hochzeit Frankreichs stattfinden. Das mußte in Paris geschehen.

Groß war der Schreck der Politiker beider Parteien.

Diese regellosen Massen nach Paris ziehen, in das Zentrum der Aufreizung, hieß das nicht einen furchtbaren Tumult wagen, Plünderung und Metzeleien? „Und wie wird's dem König ergehen?“ Das fragten sich die entsetzten Royalisten.

„Der König?“ meinten die Jakobiner. „Der König wird das ganze leichtgläubige Volk aus den Provinzen auf seine Seite bringen. Diese gefährliche Wiedervereinigung wird den öffentlichen Geist abschwächen, das Mißtrauen einschläfern, den alten Götzendienst neu beleben. Sie wird Frankreich royalisieren!“

Aber weder die einen noch die anderen konnten an der Sache selbst etwas ändern.

Durch das Beispiel und die Bitten der anderen Städte gedrängt und gezwungen, mußten der Maire und die Kommune von Paris die Nationalversammlung um ein allgemeines Bundesfest ersuchen. Und die Versammlung mußte es wohl oder übel bewilligen. Doch tat man wenigstens, was man konnte, um die Zahl derjenigen, die kommen wollten, zu beschränken. Der Beschluß kam sehr spät, so daß die Leute aus den Grenzgauen des Königreiches, die zu Fuß gehen mußten, unmöglich rechtzeitig da sein konnten. Zudem sollten die ein-

198) Vor mir liegt ein sehr schöner Bericht über dieses große Bundesfest, den ich zu meinem großen Bedauern hier nicht einfügen kann. Ein Achtzigjähriger hat ihn eigens für mich geschrieben mit der glühenden Begeisterung eines Jünglings. „O Flamme, wie groß mußtest du sein, da jetzt noch die Asche brennt.“

zelnen Gemeinden die Kosten tragen, was für die ärmsten Gegenden ein vielleicht unübersteigliches Hindernis war.

Aber gab es überhaupt Hindernisse bei einer so großen Bewegung? Jeder steuerte nach Vermögen bei, die zur Reise Gewählten wurden, so gut es ging, bekleidet; manche kamen ohne Uniform. Schrankenlose, bewundernswerte Gastfreundschaft herrschte überall unterwegs; man hielt die Pilger des großen Festes an und stritt sich um sie. Man zwang sie, Rast zu machen, zu übernachten, zu essen oder wenigstens zu trinken beim Vorüberwandern. Keiner war ein Fremder, keiner ein Unbekannter, alle waren verwandt. Nationalgarden, Soldaten, Matrosen bildeten mit den anderen bunte Gruppen.

Diese Scharen, die durch die Dörfer zogen, boten einen rührenden Anblick. Es waren gerade die ältesten aus Armee und Marine, die man nach Paris rief. Arme Soldaten, völlig gebeugt von den Strapazen des Siebenjährigen Krieges, Unteroffiziere in weißen Haaren, tapfere Offiziere, die von der Pike an gedient hatten und einen eisernen Willen besaßen, alte, verbrauchte Lotsen, all die Ruinen des ancien régime, sie hatten auf jeden Fall kommen wollen. Es war *ihr* Tag, *ihr* Fest.

Man sah am 14. Juli achtzigjährige Matrosen, die zwölf Stunden hintereinander marschierten; sie hatten ihre Kraft wiedergefunden; schon so nahe dem Tode, fühlten sie, wie sie teilhatten an der Jugend Frankreichs, an der Ewigkeit des Vaterlandes.

Und während sie in Trupps durch die Dörfer und Städte zogen, sangen sie aus allen Kräften und in unbesiegbarer Fröhlichkeit ein Lied, das die Einwohner an den Türen bald mitsangen. Dieses Lied, national wie kein anderes, in wuchtigen, starken Versen auf immer dieselben Reime (wie die Gebote Gottes und der Kirche), markierte prachtvoll den Schritt des Wanderers, der den Weg kürzer werden sieht, und das Vorwärtsdrängen des Arbeiters, der sein Werk wachsen sieht. Es hat sich dem Gang der Revolution treu angepaßt, immer gedrängter wurde sein Versmaß, je stürmischer dieser furchtbare Wanderer selbst ausschritt. Abgekürzt und in einen Rundgesang der Wut und des Taumels konzentriert, wurde es zu dem mörderischen „Ça ira!“ von 1793. Das von 1790 hatte einen anderen Charakter:

Le peuple en ce jour sans cesse répète:
Ah! ça ira! ça ira! ça ira!
Suivant les maximes de l’Évangile
(Ah! ça ira! ça ira! ça ira!)
Du législateur tout s’accomplira;
Celui qui s’élève, on l’abaissera;
Et qui s’abaisse, on l’élèvera, etc.



Mirabeau als Redner.
Nach einem Stich von D. Beisson.



Honoré Gabriel de Riqueti,
Graf von Mirabeau.
Nach einem Pastell von Bounieu.

(Das Volk wiederholt ohne Unterlaß an diesem Tag: — Ah! So wird's gehn! So wird's gehn! So wird's gehn! — Den Lehren des Evangeliums folgend — [Ah! So wird's gehn! So wird's gehn! So wird's gehn!] — Wird der Gesetzgeber alles erfüllen; — Wer sich erhöht, den wird man erniedrigen; — Und wer sich erniedrigt, den wird man erhöhen usw.)

Für den Wanderer, der aus den Pyrenäen oder aus dem Innersten der Bretagne in der Julisonne langsam nach Paris kam, war dieses Lied wie ein Zehrgeld, ein Halt, wie die „Proses" der Pilger, die als Revolutionäre des Mittelalters die Münster in Straßburg und Chartres bauten. Der Pariser sang es in drängendem Tempo und mit entschlossener Lebendigkeit, während er den Festplatz vorbereitete und aufwarf. Das Champ-de-Mars war damals vollkommen flach, und man wollte ihm die schöne, großartige Form geben, die es heute hat. Die Stadt Paris hatte einige tausend Faulenzer angestellt, die Jahre zu einer solchen Arbeit gebraucht hätten. Man verstand die böse Absicht. Da machte sich die ganze Bevölkerung daran. Es war ein erstaunliches Schauspiel. Tag und Nacht wurde gearbeitet, alle: Leute jedes Standes und jedes Alters, sogar Kinder, Bürger, Soldaten, Abbés, Mönche, Schauspieler, barmherzige Schwestern, schöne Frauen, Marktweiber, alle rührten die Hacke, schoben die Handkarren, beluden die Wagen. Kinder gingen vorauf und trugen Lichter: herumziehende Musikbanden feuerten die Arbeiter an, diese selbst sangen, während sie die Erde gleichmachten, das Lied der Gleichmachung: „Ah! ça ira! ça ira! ça ira! Celui qui s'élève, on l'abaissera!"

Das Lied, das Werk und die Arbeiter: es war eine und dieselbe Sache, Gleichheit des Handelns. Die Reichsten und die Ärmsten waren bei der Arbeit vereint. Und doch gaben die Armen am meisten. Der Wasserträger, der Zimmermann, der Maurer von der Pont Louis XVI., die man damals gerade baute, hatten ihr Tagwerk — ein schweres Tagwerk im Juli! — schon hinter sich, wenn sie zur Erdarbeit aufs Champ-de-Mars kamen. Und obwohl es Erntezeit war, ließen es sich auch die Landleute nicht nehmen, zu kommen. Diese müden, erschöpften Menschen arbeiteten zur Erholung noch bei Licht.

Das wirklich ungeheure Werk, das aus einer Ebene ein Tal zwischen zwei Hügel schuf, wurde — sollte man es glauben? — in einer Woche vollendet! Man begann genau am 7. und war zum 14. fertig.

Hochherzig wie ein heiliger Krieg wurde die Sache betrieben. Die Behörde hoffte, durch ihre berechnete Lässigkeit das Einigungsfest

zu hemmen und zu hindern; es sollte unmöglich werden. Aber Frankreich wollte, und so geschah es.

Die ersehnten Gäste kamen an und füllten bereits Paris. Die Gastwirte und die Besitzer der Hôtels garnis setzten die kleinsten Preise fest für die Fremden. Doch ließ man diese meistens nicht in die Herberge gehen. Die Pariser, die bekanntlich enge Wohnungen haben, schränkten sich noch mehr ein und machten es möglich, die Bundesbrüder bei sich aufzunehmen.

Als die Bretonen ankamen, diese ältesten Söhne der Freiheit, gingen ihnen die Sieger der Bastille bis nach Versailles und Saint-Cyr entgegen. Nach wechselseitigen Beglückwünschungen und Umarmungen zogen sie dann zusammen in Paris ein.

Ein unerhörtes Gefühl des Friedens und der Eintracht durchdrang die Herzen. Das beweist eine Tatsache, für mich die stärkste von allen. Die Journalisten schlossen einen Waffenstillstand. Diese scharfen Lanzenbrecher, diese ruhelosen Wächter der Freiheit, deren fortwährender Streit die Seelen verbitterte, übertrafen sich selbst; der Wetteifer ohne Haß und Neid, wie ihn das Altertum kannte, begeisterte sie und befreite sie für kurze Zeit von ihrer traurigen Zanksucht. Der wackere, unermüdliche Loustalot von den „Révolutions de Paris" und der glänzende, feurige, leichtsinnige Camille sprechen gleichzeitig einen undurchführbaren, aber rührenden und aus dem Herzen kommenden Gedanken aus: die Schriftsteller sollten einen Bund schließen; Konkurrenz und Eifersucht sollten aufhören, die allgemeine Wohlfahrt das einzige Trachten sein.

Selbst die Nationalversammlung schien durch die allgemeine Begeisterung gewonnen. An einem heißen Juniabend fand sie für eine flüchtige Stunde ihre Hingerissenheit von 1789 wieder und ihre junge Schwungkraft vom 4. August. Ein Abgeordneter aus der Franche-Comté sagte, man solle den auswärtigen Bundesbrüdern die Demütigung ersparen, die Provinzen in Ketten zu Ludwigs XIV. Füßen zu sehen, man müsse die Statuen auf der Place des Victoires fortschaffen. Ein Abgeordneter aus dem Süden benutzte die edle Bewegung, die der Vorschlag in der Versammlung hervorrief, und forderte die Abschaffung aller jener prunkenden Titel, welche die Gleichheit verletzten, der Bezeichnung „Graf" und „Marquis", der Wappen und Livreen. Der Vorschlag wurde von Montmorency und Lafayette unterstützt und nur von Maury (bekanntlich der Sohn eines Schusters) bekämpft. Noch in derselben Sitzung schaffte die Versammlung den erblichen Adel ab (19. Juni 1790). Die meisten, die dafür gestimmt hatten, bedauerten es am folgenden Tage. Die Ablegung der Namen, die am Grundbesitz hafteten, und die Rückkehr zu den fast ver-

gessenen Familiennamen verwirrte alle Welt; Lafayette wurde nur ungern ein „Herr Motier“, Mirabeau war wütend, nur noch „Riquetti“ zu heißen.

Diese Änderung war indessen kein Zufall und keine Laune, sondern die natürliche und notwendige Anwendung des Prinzips der Revolution selbst. Diese Grundlage ist die Gerechtigkeit, welche verlangt, daß jeder im Guten und im Bösen nur für seine eigenen Taten einsteht. Was die Vorfahren getan haben, kommt auf Rechnung der Vorfahren, nicht auf die der Lebenden. An den Lebenden ist es, das Ihrige zu tun! Bei diesem System pflanzte sich früheres Verdienst nicht fort, der Adel hörte auf. Aber ebensowenig pflanzte sich frühere Missetat fort. Als die Barbarei unserer Gesetze im Februar zwei junge Leute wegen Notenfälschung zum Galgen verurteilte, beschloß die Versammlung bei dieser Gelegenheit, die Familien der Verurteilten seien durch deren Hinrichtung nicht geschändet. Das Publikum, von der Jugend und dem Unglück der beiden gerührt, tröstete ihre ehrbaren Eltern durch tausend Beweise des Interesses: mehrere geachtete Bürger hielten um die Hand ihrer Schwestern an.

Keine Übertragung des Verdienstes mehr, Abschaffung des Adels. Keine Übertragung der Schuld mehr, das Schafott entehrte weder die Familie noch die Kinder des Schuldigen mehr.

Der jüdische und christliche Grundsatz ruht auf der gerade entgegengesetzten Idee. Dort ist die Sünde erblich. Das Verdienst ebenfalls; das Verdienst Christi und der Heiligen nützt gerade Menschen, die es am wenigsten verdienen.

In derselben Sitzung, in der die Versammlung die Abschaffung des Adels beschloß, hatte sie eine merkwürdige Abordnung empfangen, die sich selbst „Deputation des Menschengeschlechtes“ nannte. Ein Rheinländer, Anarcharsis Cloots (wir kommen auf diesen eigenartigen Charakter noch zurück), führte etwa zwanzig Männer aller Nationen an die Barre, sie waren in Nationaltracht, Europäer und Asiaten. Er bat in ihrem Namen, an dem Bundesfest auf dem Champ-de-Mars teilnehmen zu dürfen „im Namen der Völker, d. h. der legitimen Herrscher, die überall von den Königen unterdrückt sind“.

Viele waren bewegt, andere lachten. Indessen hatte die Deputation eine ernste Seite; zu ihr gehörten Leute aus Avignon, Lüttich, Savoyen und Belgien, die damals wirklich Franzosen werden wollten. Es waren Vertreter der Réfugiés aus England, Preußen, Holland und Österreich dabei, Feinde ihrer gerade jetzt gegen Frankreich verschworenen Regierungen. Diese Réfugiés waren gleichsam ein euro-

päisches Komitee, das sich gegen Europa richtete, ein erster Kern jener Fremdenlegionen, zu deren Errichtung Carnot später riet.

Dem Bündnis der Völker gegenüber bildete sich ein Bündnis der Könige. Die Königin von Frankreich hatte sicher Grund, hoffnungsvoll zu sein, als sie sah, wie leicht ihr Bruder Leopold den Anschluß Europas an Österreich durchgesetzt hatte. Die für gewöhnlich so schwerfällige deutsche Diplomatie hatte Flügel bekommen. Das lag daran, weil die Diplomaten bei der Sache nichts zu tun hatten. Die Angelegenheit wurde unter den Königen persönlich geordnet, ohne Wissen der Gesandten und Minister. Leopold hatte sich an den König von Preußen direkt gewandt, ihn auf die gemeinsame Gefahr hingewiesen und in Übereinstimmung mit England und Holland in Reichenbach in Preußen einen Kongreß eröffnet.

Der Horizont umwölkte sich. Frankreich hatte nur die ohnmächtigen Wünsche der Völker für sich, während es von dem Haß und den Heeren der Könige unmittelbar bedroht war.

Und Frankreich war im Innern wenig sicher. Der Hof machte alle Tage Eroberungen in der Versammlung und handelte nicht allein mehr durch die Rechte, sondern sogar durch die Linke, durch den Klub von 1789, durch Mirabeau, durch Sieyès, durch Bestechungen verschiedener Art, durch Verrat und Einschüchterung. So setzte er im Anlauf eine Zivilliste von fünfundzwanzig Millionen durch und für die Königin ein Leibgedinge von vier Millionen. Er verlangte Zwangsmaßregeln gegen die Presse und durfte es sogar wagen, die Urheber des 5. und 6. Oktober zu verfolgen.

So stand es um Paris, als die Bundesbrüder anlangten. Denen wurde es schwer, ihre beinahe götzendienerische Verehrung für die Versammlung und den König aufrechtzuerhalten. Die meisten kamen durchdrungen von einem kindlichen Gefühl zu dem guten „König-Bürger“; Vergangenheit und Zukunft, Königtum und Freiheit wurden eins in ihrer freudig-bewegten Stimmung. Viele wurden in Audienz empfangen, sanken auf die Knie, boten ihren Degen und ihr Herz an. Der König, dessen natürliche Schüchternheit von seiner unklaren Lage noch verstärkt wurde, fand nur eine knappe Antwort auf diesen jugendlichen, warmen, herzlichen Gefühlsüberschwang. Noch weniger wußte die Königin zu sagen, sie war im allgemeinen äußerst frostig gegen die Bundesbrüder, ausgenommen gegen ihre „treuen Lothringer“, ursprünglich Untertanen ihrer eigenen Familie.

Endlich bricht der 14. Juli an, der schöne, heißersehnte Tag, um deswillen die wackeren Leute die mühselige Reise gemacht hatten. Alles ist bereit. In der Nacht vorher haben viele, Volk und Nationalgarde, auf dem Champ-de-Mars biwakiert aus Besorgnis, das Fest

zu versäumen. Der Tag kommt; o weh! es regnet. Den ganzen Tag jeden Augenblick schwere Güsse und Windstöße. „Der Himmel ist aristokratisch,“ meinte man und suchte sich trotzdem einen Platz. Eine mutige, hartnäckige Fröhlichkeit schien in tausend tollen Scherzen dem übeln Vorzeichen seine Kraft nehmen zu wollen. Hundertsechzigtausend Personen saßen auf den Anhöhen des Champ-de-Mars, hundertfünfzigtausend mußten stehen; auf dem Feld selbst waren ungefähr fünfzigtausend Menschen in Bewegung, darunter vierzehntausend Nationalgardisten aus der Provinz, dann Pariser Nationalgarde, die Vertreter der Armee und Marine usw. Die weiten Amphitheater von Chaillot und Passy waren mit Zuschauern überfüllt. Der Platz war prächtig, ungeheuer groß und wurde rings im fernen Kreis von Montmartre, Saint-Cloud, Meudon und Sèvres beherrscht; dieser Ort konnte die Generalstaaten der Welt aufnehmen.

Und es regnet immer noch. Man muß lange warten. Die Bundesbrüder, die Pariser Nationalgarden, die seit fünf Uhr auf den Boulevards stehen, werden bis auf die Haut durchnäßt, sterben beinahe vor Hunger und sind doch vergnügt. Aus den Fenstern der Rue Saint-Martin und der Rue Saint-Honoré läßt man Brot, Schinken, Flaschen Wein an Bindfäden herab.

Endlich brechen sie auf, überschreiten auf einer Holzbrücke vor Chaillot den Fluß und ziehen durch einen Triumphbogen ein.

Mitten auf dem Champ-de-Mars erhob sich der Altar des Vaterlandes; vor der Ecole militaire war die Tribüne errichtet, auf der der König und die Nationalversammlung Platz nehmen sollten.

Es dauert noch lange. Die zuerst Angekommenen beginnen wacker zu tanzen, dem Regen und dem schlechten Wetter zum Trotz. Ihr heiterer Reigen entwickelt sich mitten im Schmutz, wird immer größer; unaufhörlich schließen sich neue Ringe an, jeder Ring ist eine Provinz, ein Departement oder mehrere Gaue vereint. Bretagne tanzt mit Bourgogne, Flandern mit den Pyrenäen. Wir haben schon im Winter 1789 den Beginn dieser Gruppen, dieser wogenden Tänze gesehen. Die ungeheure Farandole, in die allmählich ganz Frankreich hineingezogen wird, vollendet sich auf dem Champ-de-Mars und erlischt . . . Das ist die Einheit!

Vorbei ist die Zeit der Erwartung, des Strebens, des Sehnens, in der alle diesen Tag erträumten und suchten! Er ist da! Warum wünschen wir noch immer? Warum die Unruhe? Ach! Die Welt lehrt uns die traurige, sonderbare und dennoch wahre Erfahrung, daß die Einigkeit allzu oft sich mindert in der Einheit. Der Wille zur Vereinigung, das ist bereits die Einheit des Herzens, vielleicht die beste Einheit.

Aber still! Der König kommt. Er hat mit der Nationalversammlung und der Königin auf einer Tribüne Platz genommen, die alles übrige überragt.

Lafayette auf seinem weißen Gaul reitet an den Fuß des Throns, der Kommandant steigt ab und nimmt die Befehle des Königs entgegen. Den Altar hinan steigt, von zweihundert Priestern in dreifarbiger Schärpe umgeben, mit scheinheiliger Geste und hinkenden Fußes, Talleyrand, Bischof von Autun: wer wäre wohl ein würdigerer Offiziant als er, wenn es sich um Eide handelt?

Zwölfhundert Musikanten spielen, aber man hört sie kaum. Plötzlich tritt Stille ein: dann erdröhnt die Erde im Donner von vierzig Geschützen. Alles erhebt sich, alles reckt die Hand gen Himmel. — O König! O Volk! Seht. — Der Himmel hört es, die Sonne durchbricht das Gewölk. — Bedenkt eure Eide!

Aus tiefstem Herzen dringt der Schwur des Volkes. Wie gläubig ist es noch! Warum gewährt ihm der König nicht das Glück, seinen Schwur vor aller Augen am Altar zu tun? Warum schwört er im engsten Kreis, im Schatten, halb verborgen? Sire, recken Sie die Hand hoch, daß jeder es sehen kann!

Und Sie, Madame! Tut Ihnen dieses kindliche Volk nicht leid, das so vertrauend und so blind ist, das eben noch so unbekümmert tanzte, zwischen seiner traurigen Vergangenheit und seiner furchtbaren Zukunft? — Warum ist dieser verräterische Schimmer in Ihren schönen blauen Augen? Ein Royalist hat ihn bemerkt: „Seht ihr die Zauberin?“ sagt der Graf von Virieu. Können Ihre Augen denn von hier aus Ihren Gesandten in Nizza sehen, der gerade den Organisator der Metzeleien des Südens empfängt und beglückwünscht? Oder haben Sie weit in diesen wirren Massen die Armeen Leopolds nahen zu sehen gemeint?

Hören Sie! . . . Dies hier ist der Friede, aber ein kriegerischer Friede. Die drei Millionen Männer in Waffen, die von diesen hier vertreten werden, haben mehr Soldaten unter sich als alle Könige Europas. Sie bieten den Bruderfrieden an, aber sie sind auch bereit zum Kampf. Schon wollen mehrere Departements, Seine, Charente, Gironde und andere, jedes sechstausend Mann ausheben, bewaffnen und unterhalten zum Schutz der Grenze. Bald werden die Marseillaiser den Aufbruch fordern und den Eid ihrer Ahnherren, der Phokaeer, erneuern; die warfen einen Stein ins Meer und schwuren, wenn sie nicht Sieger würden, nur dann zurückzukehren, wenn dieser Stein zur Oberfläche steige.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Warum die neue Religion sich nicht formen konnte Innere Hemmungen

Bündnis der Könige gegen die Revolution, 27. Juli 1790. — Innere Hemmnisse. — Spaltungen in Frankreich. — Keine große Revolution hat weniger gekostet. — Religiöse Fruchtbarkeit nach dem Bundesfest von 1790. — Frankreichs Aufschwung. — Hochherzigkeit im Volke. — Reaktion des Egoismus und der Furcht, der Aufregung und des Hasses. — Die gehemmte Revolution zeitigt politische Ergebnisse, kann aber noch nicht zu religiösen und sozialen Resultaten gelangen, die sie fest begründet hätten.

Als in der Nacht zum Bundesfeste, vom 13. auf den 14. Juli 1790, alles Volk sich der Begeisterung und dem Vertrauen überließ und eins war in einem Gedanken, benutzte man die Gelegenheit, um den Leiter des letzten Komplotts aus der Abbaye[199]) entschlüpfen zu lassen, den Agenten der Emigranten, Bonne de Savardin, der sie nach Lyon bringen wollte, und dessen Aussagen man fürchtete.

Am gleichen Tage wurde Herr de Flachslanden, Vertrauensmann der Königin beim Grafen Artois, von dem letzteren nach Nizza geschickt, um Froment, den Flüchtling von Nîmes, zu empfangen und zu beglückwünschen.

Am 27. erfuhr die Nationalversammlung, daß der König den Österreichern den Durchzug durch französisches Gebiet gestattete, um die belgische Revolution zu ersticken.

An demselben denkwürdigen Datum, dem 27. Juli 1790, schloß Europa sein erstes Bündnis gegen die Revolution, und zwar zuerst gegen den Aufstand in Brabant. Die Präliminarien des Vertrages wurden in Reichenbach unterzeichnet. England, Preußen und Holland überließen Belgien der Rache Österreichs. Dabei hatten sie selbst das Land aufgewiegelt und ermutigt, nur auf sie setzte es seine Hoffnung und blieb noch später und bis zu seiner letzten Stunde dabei, von ihnen hartnäckig seine Rettung zu erwarten.

Im gleichen Monat war es Pitt, der sich, des europäischen Einverständnisses sicher, nicht scheute, im Parlament öffentlich zu erklären, daß er die Schmähschrift Burkes[200]) gegen die Revolution, gegen Frankreich, Wort für Wort billige; ein niederträchtiges Buch, sinnlos in seiner Wut, voll von Verleumdungen, von nichtswürdi-

---

[199]) Bekanntes Pariser Gefängnis.

[200]) Reflections on the Revolution in France. London, 1790.

gen Schmähungen, von beleidigenden Verhöhnungen, worin er die Franzosen mit Galeerensträflingen vergleicht, die ihre Kette zerbrechen, worin er die Erklärung der Rechte des Menschen mit Füßen tritt, zerfetzt und darauf speit.

Schlimme, traurige Entdeckungen! Die wir für unsere Freunde hielten, sind unsere grausamsten Feinde!

Die Gefahr brauchte man wenig zu fürchten, wenn Frankreich nicht gespalten wäre. Freilich war die Eintracht aufrichtig in dem erhabenen Augenblick, den zu berichten ich das Glück hatte; sie war wahrhaft, aber von kurzer Dauer; bald trat die Spaltung der Klassen und Meinungen von neuem hervor.

Schon am 18. Juli, vier Tage nach dem so glücklich verlaufenen Feste, als man allen Grund hatte, dem Volk zu vertrauen, als man angesichts der Gefahr seine Eintracht hätte befestigen und stärken müssen, stellte Chapelier (wie hatte sich der Präsident des 4. August geändert!) den Antrag, die Uniformierung der Nationalgarde zu verlangen; das hieß, die Garde auf die reiche oder wohlhabende Klasse beschränken, das hieß, die Entwaffnung der Armen vorbereiten! — Der Antrag, das sei zur Ehre dieser Zeit gesagt, wurde von den Reichen selbst übel aufgenommen(eine Ausnahme machten die Bourgeoisie von Paris und die Leute Lafayettes). Barbaroux tadelte ihn in Marseille. Das reiche Bordeaux verwarf ihn und erklärte, ein Band genüge völlig als Abzeichen.

Die keimende Spaltung in der Nationalgarde, das beginnende Mißtrauen gegen die Gemeindebehörden, mußten die freien Vereinigungen vervielfältigen und stärken. Die Verbrüderung hatte nicht genügt, die Errichtung der neuen Gewalten hatte nicht genügt; man bedurfte einer außergesetzlichen Macht. Der umfassenden Verschwörung, die sich vorbereitete, mußte man mit einer Verschwörung begegnen. Die der Jakobiner soll sie heißen, und möge sie sich ausdehnen über ganz Frankreich.

Zweitausendeinhundert Vereine in ebensovielen Städten und Dörfern schließen sich in weniger als zwei Jahren an sie an. Eine große, furchtbare Maschine, die der Revolution eine unberechenbare Kraft gibt, die allein sie retten kann im Zusammenbruch der öffentlichen Gewalten; indessen ändert sie auch von Grund aus deren Charakter, entstellt und verdirbt ihren ursprünglichen Geist.

Dieser Geist war ganz Vertrauen und Wohlwollen. Aufrichtigkeit und Leichtgläubigkeit ist der Jugendcharakter der Revolution, der unwiderbringlich dahin ist . . . Eine rührende Geschichte, die man kaum ohne Tränen lesen kann . . . Ein bitteres Lächeln spielt in die Tränen . . . Wie! so jung waren wir, so leicht zu täuschen! So

sehr die Geprellten! . . . Was tut's! Man mag darüber lachen, wenn man will; wir werden es niemals bereuen, jene vertrauende, gutherzige Nation gewesen zu sein.

Ich habe viele Geschichten der Revolution gelesen, und ich kann bestätigen, was ein Royalist im Jahre 1791 zugab: daß niemals eine große Revolution so wenig Blut, so wenig Tränen gekostet hat. Die Wirren, die von einem solchen Umsturz unzertrennlich sind, sind willkürlich vergrößert und bewußt übertrieben worden, den leidenschaftlichen Berichten entsprechend, die unsere Feinde von allen denen, die darunter zu leiden hatten, verlangten und erhielten.

Tatsächlich konnte sich nur ein Stand, der Klerus, mit einem Schein von Berechtigung geplündert nennen. Und doch ergab diese Plünderung, daß die Masse des Klerus, die unter dem ancien régime zum Vorteil einiger Prälaten Hunger leiden mußte, endlich ein sicheres Auskommen hatte.

Die Adligen hatten ihre Feudalrechte verloren; aber in vielen Provinzen, besonders in Languedoc, gewannen sie durch die Abschaffung des Zehnten viel mehr als Eigentümer, als sie als Herren an Feudalrechten verloren.

Wenn sie auch die veralteten, lächerlichen und sinnlos gewordenen Ehrenrechte der Lehnsherren nicht mehr besaßen, so waren sie darum im Ansehen nicht gesunken. Fast überall hatte man ihnen in blinder Willfährigkeit die wahren Ehren des Bürgers verliehen, deren die meisten durchaus nicht würdig waren: die ersten Stellen in den Stadtverwaltungen, die Offiziersposten in der Nationalgarde.

Ein übertriebenes, unkluges Vertrauen. Aber diese junge Welt marktete wenig mit der Vergangenheit bei den unendlichen Aussichten, die ihr die Zukunft öffnete. Sie verlangte nur, daß man sie friedlich fortschreiten und leben ließ. Unermeßlich waren Glaube und Hoffnung. Diese Millionen Menschen, gestern noch Hörige, heute Menschen und Bürger, die der gleiche Tag und der gleiche Ruf aus dem Tode ins Leben geweckt hatten, Neugeborene der Revolution, waren übervoll an Kraft, an gutem Willen, an Vertrauen; sie glaubten gern das Unglaubliche. Was waren sie denn selbst? Ein Wunder. Geboren ungefähr im April 1789, Männer am 14. Juli, bewaffnete Männer, hervorquellend aus allen Schollen — heute oder morgen standen sie alle im öffentlichen Leben, hatten sie ein Amt (eine Million dreihunderttausend Beamte!) . . . und bald wurden sie Eigentümer; der Bauer konnte seinen Traum, sein Paradies, das Eigentum, fast mit Händen greifen! . . . Die Erde, gestern noch unter den welken Händen der Priester öde und unfruchtbar, kam

unter die heiße, starke Faust des jungen Bauern . . . Hoffnung, Liebe, ein gesegnetes Jahr! Während die Verbrüderungen dauerten, wurde auch der natürliche Bund zahlreicher, die Ehe; Bürgereid und Ehegelübde wurden zugleich am Altar geleistet. Unerhört: die Ehen nahmen um mehr als ein Fünftel zu in diesem schönen Jahr der Hoffnung.

Der große Aufschwung des Herzens versprach noch etwas anderes, noch eine andere Art von Fruchtbarkeit. Fruchtbar an Menschen, fruchtbar an Gesetzen, ließ diese moralische Ehe der Seelen und der Willen ein neues Dogma erwarten, eine ganz junge, mächtige, soziale und religiöse Idee. Man brauchte nur einen Blick zu werfen auf die Stätte, da die Verbrüderung geschah, und jedermann hätte geschworen, aus diesem erhabenen Augenblick, aus so vielen reinen, aufrichtigen Gelübden, so vielen Tränen der Begeisterung, in der aus so vielen Flammen zu einer Flamme gewordenen Glut, müsse ein Gott geboren werden.

Alle sahen es, alle fühlten es. Die der Revolution am wenigsten geneigt waren, zitterten in jenem Augenblick; sie fühlten, daß etwas Großes sich ereignete. Selbst unsere ungeselligen Bauern aus Maine und aus den Marken der Bretagne, die ein heimtückischer Fanatismus gegen uns hetzen wollte, schlossen sich damals erregt und ergriffen unseren Verbrüderungen an und küßten den Altar des unbekannten Gottes.

Seltener Augenblick, in dem eine Welt zur Geburt reift, auserwählte, göttliche Stunde! ... Wer kann sagen, ob sie jemals wiederkehren wird? Wer will sich unterfangen, das tiefe Geheimnis zu erklären, wodurch ein Mensch, ein Volk, ein neuer Gott geboren wird? Die Empfängnis? Der einzige, rasche, gewaltige Augenblick! So rasch und so wohl vorbereitet! Es bedarf der gemeinsamen Wirkung so vieler verschiedener Kräfte, die vom Grunde der Zeiten her und aus der unendlichen Verschiedenheit des Bestehenden in diesem einzigen Augenblick zusammenschließen.

Es ist bemerkt worden, daß Frankreich, wie ein Weib, das sich zu großem Gebären bereitet, außer der revolutionären, der Tat geweihten Generation eine zweite Generation in Reserve hatte, fruchtbarer noch und erfindungsreicher; es waren die Menschen, die 1790 zwanzig Jahre zählten oder ein wenig darüber. — Eine unfaßbar gewaltige Woge an Kraft und Genie hatte sich damals erhoben; zwei Jahre (1768—1769) hatten zugleich Bonaparte, Hoche, Marceau und Joubert, Cuvier, Chateaubriand und die beiden Fourier hervorgebracht. — Saint-Martin, Saint-Simon, de Maistre, Bonald und Frau von Staël kommen ein wenig früher zur Welt, ebenso Méhul, Lesueur

und die Brüder Chenier. Ein wenig später Geoffroy Saint-Hilaire, Bichat, Ampère und Sénancour [201]). Welch eine Krone für das Frankreich des Bundesfestes sind diese Männer von zwanzig Jahren, die noch niemand kennt! Auf wen wirkte nicht der Zauber dieser magischen Edelsteine an Frankreichs Stirn, die im Schatten funkeln?

Zweifellos gab es in der ungeheuren Menge noch sehr viele andere solcher Art. Jene allein wurden groß und lebten fort. Aber die lebendige Glut des wundervollen Sturmwetters hatte natürlich nicht nur jene paar Männer ins Licht wachsen lassen. Millionen werden aus ihr geboren, voll von der Flamme des Himmels. Und soll ich es aussprechen? Die Hochherzigkeit, die große Güte, die in jenem heiligen Augenblick in einem ganzen Volk lebten, ließ von den Genies, die aus ihm hervorgingen, einen anderen Geist erwarten. Von wenigen abgesehen, die Helden der Güte wurden, findet man, daß die anderen, Männer der Tat, der Erfindung und der Berechnung, beherrscht durch den Aufschwung der physischen und mechanischen Wissenschaften, energisch nach klaren Ergebnissen strebten; eine ungeheure, aber allzuoft unfruchtbare Kraft barg sich in ihrem mächtigen Gehirn. Keiner von ihnen hatte jenen Überstrom des Herzens, jene Quelle lebendiger Wasser, an der die Nationen ihren Durst stillen.

In diesem Volke lebte die unendliche Seele der Revolution unter ihren beiden Formen und ihren beiden Altern.

In ihrer Jugend, die ein Wiedergutmachen des langen, an der Menschheit begangenen Unrechts war, ein Ausbruch der Gerechtigkeit, brachte die Revolution die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in Gesetze.

In ihrer Reife, die früh oder spät kommen wird, wird sie die Formeln aufgeben, wird sie ihren religiösen Glauben finden (worauf sich jedes politische Gesetz gründet), und in göttlicher Freiheit, die allein aus der Vortrefflichkeit des Herzens hervorgeht, eine noch unbekannte Frucht tragen an Güte und Brüderlichkeit.

Das ist das moralisch Unendliche, das in diesem Volke schlummerte (und was will, daran gemessen, jedes sterbliche Genie besagen?), als es am 14. Juli mittags die Hand zum Schwur hob.

---

[201]) Wenn man nach der Ursache dieses erstaunlichen Durchbruchs von Genie sucht, so kann man zweifellos sagen, daß diese Männer in der Revolution den mächtigsten Antrieb, eine ganz neue Freiheit des Geistes fanden usw. Doch glaube ich, daß die Ursachen weiter zurück liegen. Diese prachtvollen Kinder wurden in den Jahren empfangen und geboren, als das Jahrhundert, durch Rousseaus Genie moralisch neu belebt, Hoffnung und Glauben wiederfand. Bei jener Morgenröte einer neuen Religion erwachten die Frauen. Eine übermenschliche Generation war das Ergebnis.

An jenem Tage war alles möglich. Jede Spaltung hatte aufgehört, es gab weder Adel, noch Bürgertum, noch Volk mehr. Die Zukunft war Gegenwart . . . Das heißt: die Zeit war zu Ende . . . Ein Blitz der Ewigkeit.

Nichts schien damals der Verwirklichung des sozialen und religiösen Zeitalters der Revolution im Wege zu stehen.

Wenn die Güte dieses Augenblicks hätte fortbestehen können, so hätte die Menschheit ein Jahrhundert oder mehr gewonnen; in einem Anlauf hätte sie eine Welt von Schmerzen hinter sich gelassen.

Kann ein solcher Zustand dauern? War es möglich, daß die sozialen Schranken, die an jenem Tage gefallen waren, am Boden liegen blieben, daß das Vertrauen sich festigte zwischen Menschen, verschieden an Klassen, an Interessen, an Anschauungen?

Das war sicher schwer, aber dennoch weniger schwer als zu irgendeiner anderen Zeit der Weltgeschichte.

Vorher und nachher unlösbare Knoten lösten sich damals von selbst.

War das Mißtrauen vielleicht zu Beginn der Revolution verständig, so war es das in einem solchen Augenblick recht wenig. Was im Oktober unmöglich, erwies sich als möglich im Juli. Im Oktober 1789 zum Beispiel konnte man fürchten, die Masse der ländlichen Wähler möchte der Aristokratie zufallen; die Furcht war im Juli 1790 gegenstandslos: fast überall folgte der Bauer, ebenso wie die Bevölkerung der Städte, dem Aufsturm der Revolution.

Das städtische Proletariat war damals kaum vorhanden, ausgenommen in Paris und in einigen großen Städten, wo die Hungrigen zusammenströmten. Man darf die Millionen Arbeiter, die seit 1815 geboren sind, nicht dreißig Jahre früher ansetzen, als sie wirklich in Erscheinung traten.

Tatsächlich war also die Schranke zwischen Bürgertum und Volk geringfügig. Das erstere konnte sich unbesorgt dem anderen in die Arme werfen.

Dieses Bürgertum, das an Voltaire und Rousseau groß geworden war, war humaner, uneigennütziger und edelmütiger als das aus dem Industrialismus hervorgegangene, aber es war ängstlich; Sitten und Charaktere, unter dem kläglichen ancien régime gebildet, waren notwendigerweise schwach. Die Bürgerschaft zitterte vor der Revolution, die von ihr gemacht war; sie scheute vor ihrem eigenen Werke zurück. Die Furcht verwirrte und schädigte sie noch mehr als das Interesse.

Man braucht sich nicht täppisch in den Taumel der Massen mitreißen zu lassen, brauchte nicht zu erschrecken und vor dem Ozean

zurückzuweichen, den man aufgewühlt hatte. Man mußte darin untertauchen. Dann verschwand das Schreckbild. Von weitem ein Ozean, gefährliche Wellen, brandende Wogen; in der Nähe Menschen und Freunde, Brüder, die nach euch die Arme ausstrecken.

Man ahnt nicht, wie groß noch zu jener Zeit im Volke von alter Gewohnheit her Willfährigkeit, Glaube und leichtes Vertrauen zu den gebildeten Klassen war. Es sah in den Anfängen seine Redner, seine Anwälte, alle Vorkämpfer seiner Sache unter ihnen. Mit offenem Herzen kam es ihnen entgegen. Aber sie wichen zurück.

Indessen wollen wir nicht leichtfertig verallgemeinern. Ein sehr bedeutender Teil des Bürgertums, weit entfernt davon, wie der andere zurückzuweichen und der Revolution mit böswilliger Schlaffheit zu begegnen, gab sich ihr ganz, stürzte sich mit derselben Begeisterung hinein wie das Volk. Unsere patriotischen Nationalversammlungen, die Gesetzgebende, der Konvent (Montagnards oder Girondisten: einerlei; ohne Unterschied der Partei) gehörten völlig der bürgerlichen Klasse an.

Dazu kommen die patriotischen Vereine in ihren Anfängen, besonders die Jakobiner; die Pariser Vereine, deren Listen wir besitzen, scheinen vor 1793 keinen einzigen Mann aus den ungebildeten Klassen aufgenommen zu haben.

Diese Masse des revolutionären Bürgertums: Schriftsteller, Journalisten, Künstler, Anwälte, Ärzte, Priester usw. wuchs ungeheuer durch die Bürger, welche Nationalgüter erwarben.

Aber obgleich ein so bedeutender Teil des Bürgertums aus Neigung oder Interesse der Revolution anhing, so schwächte sich doch die anfängliche revolutionäre Begeisterung in ihnen sichtlich ab durch die Nöte des großen Kampfes, den sie zu bestehen hatten, durch die erbitterte Wut des Streites, durch die Hartnäckigkeit der Hindernisse, durch die fortdauernden Feindschaften.

So kam's, daß ein Teil des Bürgertums durch die Selbstsucht und die Furcht verdorben wurde und der andere, durch den Haß wild gemacht, gleichsam entartete und jedes menschliche Gefühl verlor. — Das Volk war zweifellos gewalttätig und wütend, aber durchaus nicht systematisch gehässig, und blieb darum viel natürlicher.

Zwei Schwächen: der Haß und die Furcht.

Man mußte (etwas Seltenes, Schweres, vielleicht Unmögliches in so furchtbaren Umständen) stark bleiben, um gut zu bleiben.

Sicher hatten alle den 14. Juli geliebt. Man hätte auch den nächsten Tag lieben müssen.

Der furchtsame Teil des Bürgertums hätte sich besser an seine humanen Ideen, an seine philanthropischen Gelübde erinnern müs-

sen; er mußte standhaft sein am Tage der Gefahr; erschreckt oder nicht, mußte er, wie der Seemann tut, sich Gott befehlen und schwören, dem neuen Glauben treu zu bleiben bei Opfern aller Art, die dieser auferlegen würde, um das Volk zu retten.

Und ferner mußte der verwegene, revolutionäre Teil des Bürgertums mitten in der Gefahr, in der Hitze des Kampfes, sein Herz hochgemut bewahren, er durfte sich nicht ins Wanken bringen lassen, seine hohe Begeisterung nicht in die Niederungen des Hasses sinken lassen.

Wie schwer ist es, selbst für die stärksten Kämpfer, über ihrem Kampf zu stehen mit festem, klarem Herzen, mit den Armen zu kämpfen und den Heroismus des Friedens in sich zu bewahren!

Die Revolution tat viel, aber was hätte sie nicht getan, wenn sie sich — einen Augenblick wenigstens — auf dieser Höhe hätte halten können!

Zunächst wäre sie von Dauer gewesen. Sie hätte nicht den traurigen Sturz von 1800 erlebt, wo die von Furcht oder Haß verdorrten Seelen für lange Zeit unfruchtbar wurden.

Und dann wäre sie nicht allein geschrieben worden, sondern auch angewendet. Aus politischen Abstraktionen wäre sie zu sozialen Wirklichkeiten geworden.

Das Gefühl mutiger Güte, von dem sie ausging, und aus dem ihre erste Begeisterung entsprang, wäre nicht schwankend geblieben als ein allgemeines unbestimmtes Gefühl. Es hätte sich ausgebreitet und wäre bestimmt geworden, wäre überall eingedrungen, hätte die kleinsten Gesetze erfüllt, hätte sich in den Sitten sogar geltend gemacht und in den freiesten Handlungen, wäre in die weitesten Verzweigungen des Lebens geflossen.

Dem Gebiet des Gedankens angehörend und zu ihm zurückkehrend, nachdem es das der Tat durchschritten, mußte dieses sympathetische Gefühl der Menschenliebe von selbst die religiöse Erneuerung herbeiführen.

Wenn so die menschliche Seele ihrer Natur folgt, wenn sie wohlwollend bleibt, wenn sie ihrer Selbstsucht entsagt und ernsthaft Heilung sucht für die Schmerzen der Menschen, dann werden, jenseits von Sitten und Gesetz, da, wo alle Macht ein Ende hat, Erfindungskraft und Mitgefühl unendlich; ihnen ergibt sich die Seele und will immer wieder das Gute, sie steigt in sich selbst herab, sie wird tief . . .

Das ist ganz etwas anderes als Geistestiefe und Forschergeist. Das ist eine Tiefe zärtlicher Liebe und eines Willens, der in anderem Sinne fruchtbar ist, dessen Frucht lebendig ist. Sonderbar ist ein

solches Reifen der Frucht, und um so göttlicher, als es natürlicher ist! Aus sanfter Wärme, ohne Mühe und ohne Kunst, bisweilen aus dem Herzen der Einfältigen, kommt der neue Geist zum Tag, der neue Trost, den die Welt erwartet. Unter welcher Gestalt? Verschieden nach Ort und Zeit: mag diese Seele, zart und mächtig zugleich, in einem einzelnen wohnen, mag sie in einem Volke sich weiten, sei sie ein Mensch, ein lebendiges Wort, ein Buch, ein geschriebenes Wort, gleichviel: sie ist immer Gott.

Dreißigstes Kapitel

Äußere Hemmungen — Zwei Arten von Heuchelei: die Autoritätsheuchelei, die der Priester

Der Priester verwendet Beichtstuhl und Presse gegen die Revolution. — Pamphlete der Katholiken im Jahre 1790. — Seit mehreren Jahrhunderten unfruchtbar, konnten die Priester die Revolution nicht ersticken. — Ihre Ohnmacht seit 1800. — Die Revolution muß den Seelen religiöse Nahrung bieten.

Ich habe das innere Hemmnis genannt, Furcht und Haß; ihm voraus geht jedoch das äußere Hemmnis, ohne welches das andere vielleicht nicht bestehen würde.

Nein, das innere Hemmnis war weder das erste noch das wesentlichste. Das Überwältigende der heroischen Bewegung, die das neue Leben herbeiführte, hätte es ohnmächtig, unbedeutend und unwirksam gemacht.

Ein feindliches Verhängnis kam von draußen, das Frankreichs Gebären zum Stillstand brachte.

Wie kamen die Nationen dazu, sich zu verbünden und zu bewaffnen gegen das Interesse der Nationen? Ein düsteres, teuflisches Geheimnis!

Man hatte schon ein ähnliches Teufelswerk in unseren Religionskriegen erlebt; ich spreche von der großen Jesuitentat, die in weniger als einem halben Jahrhundert das Licht zur Nacht machte, zu der schauerlichen, mörderischen Nacht, die man den Dreißigjährigen Krieg nennt. Doch schließlich brauchte es damals ein halbes Jahrhundert jesuitischer Erziehung; man mußte ein ganzes Geschlecht eigens dazu bilden und erziehen, eine neue Welt zum Irrtum und zur Lüge abrichten. Es waren nicht mehr dieselben Menschen, die aus Weiß Schwarz machten, die zuerst das Licht sahen und dann schworen, es sei die Nacht.

Hier faßt man rascher zu. Wenige Jahre genügen.

Zwei Dingen verdankt man den schnellen Erfolg.

1. Einem geschickten, umfassenden Gebrauch der großen modernen Maschine, der Presse: das Werkzeug der Freiheit gegen die Freiheit selbst gewendet. Die erstaunlich rasche Vervollkommnung, die diese Maschine im achtzehnten Jahrhundert erlebte, die rasende Eile, mit der sie Blatt auf Blatt hinausschleuderte, ohne zur Überlegung, zur Prüfung, zur Selbstbesinnung Zeit zu lassen: all das wurde der Lüge zum Vorteil.

2. Die Lüge wurde den verschiedenen Graden des Stumpfsinns viel besser angepaßt als früher; sie ging aus zwei Werkstätten hervor, wurde von zwei Arbeitern vorbereitet und von zwei verschiedenen Verfahren: dem alten und dem neuen, der katholisch-despotischen Fabrikation und der englischen, sogenannten konstitutionellen Fabrikation.

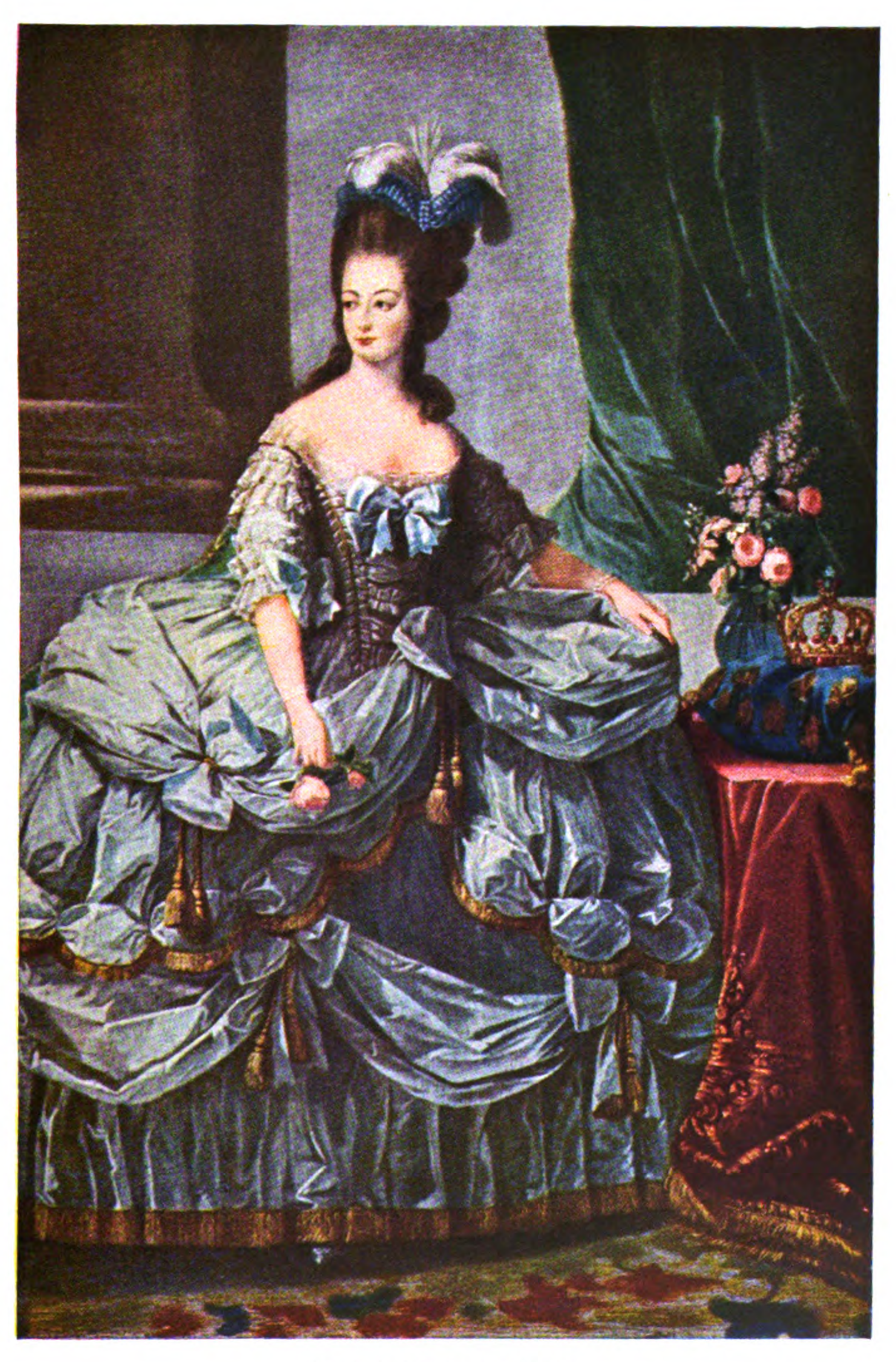
Das ist der tiefe Unterschied der modernen Welt, der alle ihre Fortschritte aufwiegt. Sie hat zwei Arten von Heuchelei; das Mittelalter hatte nur eine, wir besitzen zwei: Heuchelei der Autorität und Heuchelei der Freiheit, oder kürzer: den Priester und den Engländer, die beiden Formen Tartüffs.

Der Priester wirkt hauptsächlich auf die Frauen und den Bauer, der Engländer auf die bürgerlichen Klassen.

Hier ein Wort über den Priester, nur um zu erläutern, was schon an anderer Stelle steht:

Die alte Lügenfabrik nimmt 1789 mit allen Mitteln zugleich ihren Betrieb wieder auf. Wie früher bedient sie sich einerseits der heimlichen Mitteilung durch den Beichtstuhl, des Geheimnisses zwischen Priester und Frau, der Bekanntmachung mit leiser Stimme, mit halben Worten, die ins Ohr geflüstert werden. Andererseits benutzt sie eine tobsüchtige Presse, die viel mehr wagen kann als die andere, weil sie ihre Erzeugnisse unter der Hand an sichere Leute gibt, an die Einfältigen und Leichtgläubigen, die schon im voraus überzeugt sind, und weil sie genau weiß, daß sie keine Kontrolle zu besorgen braucht. Diese Flugschriften sind Dolche; vor mir liegen welche, die durch ihre Heftigkeit und ihren Blutgeruch Marat gleichkommen oder übertreffen.

Wer wissen will, wie weit das Menschenwort in der Verwegenheit der Lüge gehen kann, braucht nur das Pamphlet zu lesen, das der Mann von Nîmes, Froment, im August 1790 vom Ausland her losließ. Er entwickelt darin, willkürlich und in ungestörter Sicherheit, einen ganzen langen Roman: Wie die kalvinistische Republik, im sechzehnten Jahrhundert gegründet, allmählich vollendet wird



Königin Marie Antoinette
Nach dem Gemälde von Madame Vigée-Lebrun.

und im Jahre 1789 triumphiert; wie die Nationalversammlung den Protestanten im Süden den Auftrag gegeben hat, alle Katholiken zu erwürgen, um das Königtum in Föderativrepubliken zu teilen usw. usw.

Diese wilde Schmähschrift tat in Paris, wo sie verbreitet, nachts unter die Türen geschoben, in den Cafés und Kirchen ausgeteilt wurde, wenig Wirkung. Groß war indessen ihre Wirkung auf dem Lande. Tausend andere folgten ihr. Inhaltlich abwechselnd, entsprechend den verschiedenen Tendenzen im Süden oder im Westen, herumgetragen von treuen Geistlichen, von loyalen Adligen, von zarten und frommen Frauen, begannen sie die große Arbeit der Verfinsterung, der Irreführung, der fanatischen Verdammung, die, zwei Jahre lang gewissenhaft betrieben, uns die Vendée gegeben hat und den Krieg der Chouans; daher rührt, als Gegenwirkung, die schauerliche Verzerrung Frankreichs, die man den „Schrecken" nennt.

Unsere Abtrünnigen anderseits brachten den Engländern ihre Argumente gegen uns bei und diktierten sie ihnen. Calonne, Necker, Dumouriez heißen die Leute, denen Frankreich seine Angelegenheiten vertraute, und die ihre Kenntnis benutzen, um durchaus englische Bücher gegen Frankreich zu schreiben.

Indessen sind jene drei nicht voll verantwortlich. Calonne war zu sehr verachtet, um glaubwürdig zu sein, und die beiden anderen zu sehr gehaßt.

Der Mann, der unbestreitbar wirksamer gegen die Revolution vorging, der Frankreich am meisten schadete, der England am besten über die Berechtigung seines Hasses beruhigte, war ein Irländer (von Abstammung), Lally-Tollendal.

Von ihm empfing ein anderer Irländer, Burke, den fertigen Text seines Buches, von ihm ging dieser aus, potenzierte Haß und Schmähung und gab den Ton an für Europa. Diese beiden Männer sprachen, und alle übrigen wiederholten nur, was sie sprachen.

Man sage nicht, daß ich ihre Verantwortlichkeit übertreibe, daß sie mit ihrem blendenden, aber ideenlosen Gerede, mit ihrem leichtsinnigen Charakter nicht genug in sich hatten, um Europas Meinung so zu ändern. Meine Ansicht ist, daß solche Leute nur um so bessere Schauspieler sind, weil sie mit ihrem ganzen Ernst spielen, weil ihre innere Hohlheit es ihnen nur um so leichter macht, alle Ideen der anderen zu adoptieren und wie die eigenen von sich zu geben.

Der beredte, gute, empfindsame, tränenreiche Lally, der nur unter Schluchzen schreiben konnte und mit dem Taschentuch in der Hand lebte, war auf sehr romanhafte Weise ins Leben getreten; er blieb eine Romanfigur. Er war ein Kind der Liebe, und der unglückliche

General Lally hatte ihn heimlich unter dem einfachen Namen Trophime erziehen lassen[202]). Er erfuhr an ein und demselben Tage den Namen seines Vaters, seiner Mutter, und daß sein Vater dem Tode nahe war. Seine Jugend, ruhmvoll der Rechtfertigung eines Vaters geweiht, wurde von allgemeinem Anteil begleitet; der sterbende Voltaire schickte ihm seinen Segen. Als Mitglied der Generalstaaten betrieb Lally den Anschluß der Minderheit des Adels an den dritten Stand. Aber seitdem flößte ihm, wie er selbst gesteht, die große Bewegung der Revolution einen gewissen Schrecken und Taumel ein. Von ihrem ersten Schritte an wich sie merkwürdigerweise von dem doppelten Ideal ab, das er sich gebildet hatte. Der arme Lally, sicher der unentschiedenste aller empfindsamen Menschen, erträumte zwei sehr verschiedene Dinge zugleich: die englische Verfassung und die väterliche Regierung. Bei zwei sehr ernsten Gelegenheiten schadete er seinem angebetenen König, während er ihm dienen wollte. Ich habe vom 23. Juli berichtet, wo seine unbesonnene Beredsamkeit dem König eine sehr kostbare Gelegenheit verdarb, sich das Volk wieder zu verbinden. Im November kam eine andere Gelegenheit; und wieder verdarb sie Lally; Mirabeau wollte dem König dienen und strebte ins Ministerium; Lally ergriff mit gewohntem Takt gerade diesen Augenblick, um ein Buch gegen Mirabeau herauszubringen.

Er hatte sich damals nach Lausanne zurückgezogen. Der schreckliche Vorgang im Oktober hatte seine zarte, empfängliche Einbildungskraft allzu tief verwundet. Mounier, der bedroht und tatsächlich in Gefahr war, verließ die Versammlung zur gleichen Zeit.

Der Abfall dieser beiden Männer tat uns ungeheuren Schaden in Europa. Mounier galt als die Vernunft, als die Minerva der Revolution. Er war ihr in der Dauphiné vorausgeeilt und hatte ihr in ihrem bedeutungsvollsten Akt, dem Ballhauseid, als Sprachrohr gedient. Und Lally, der gute, empfindsame Lally, dem alle Herzen zugetan waren, der den Frauen und den Familien teuer war um der Verteidigung seines Vaters willen, Lally, der Redner des Königs und des Volkes zugleich, der die Hoffnung erweckt hatte, die Revolution werde sich durch den König vollenden, der erklärte jetzt der Welt, sie sei unrettbar verloren, das Königtum sei verloren und die Freiheit verloren. Der König sei der Gefangene der Versammlung, und die

---

[202*]) Thomas Arthur de Lally, Baron de Tollendal, geb. 1712 in Romans (Drôme) hatte als französischer General unglücklich in Indien gekämpft und war von den Engländern besiegt worden. 1766 wurde L.-T. wegen Feigheit vorm Feind der Prozeß gemacht. Der General starb auf dem Schafott. Seinem Sohn Trophime-Gérard (1751—1830) gelang es jedoch, später das Urteil umzustoßen und die Ehre seines Vaters zu rehabilitieren. Anm. d. Herausgebers.

Versammlung Gefangene des Volks. Dieser Franzose übernimmt das Wort von Frankreichs Feind, das Wort Pitts: „Die Franzosen werden nur die Freiheit durchkreuzt haben.“ Hohn über Frankreich! England ist von nun an das einzige Ideal der Welt. Das Gleichgewicht der drei Gewalten, das ist die ganze Politik. Lally verkündet dieses Dogma, er weiß sich eins „mit Lykurg und Blackstone“.

Lächerlich im Grunde, aber von anziehendem Wesen, beredt, leidenschaftlich, ein ausgezeichneter Sprecher von der guten Tradition, reich und voll im Ausdruck, Überschwang des Herzens. — Und all das, um das Vaterland anzuklagen, zu erniedrigen, um, wenn er könnte, seine Mutter zu töten. Ja, derselbe Mann, der die Hälfte seines Lebens der Rechtfertigung seines Vaters opferte, wandte den Rest an das ruchlose, mörderische Werk, seine Mutter, Frankreich, zu töten.

Die Denkschrift Lallys an seine Auftraggeber (Januar 1790) ist das erste Beispiel für jene übertriebenen Darstellungen, die das Ausland seitdem unaufhörlich von den Gewalttätigkeiten der Revolution gegeben hat. Die Seiten, die Lally darüber schrieb, sind inhaltlich und sogar wörtlich von allen folgenden Schriftstellern abgeschrieben worden. Die sogenannten Konstitutionellen begannen damals die ungerechteste Untersuchung gegen Frankreich; sie gingen von Provinz zu Provinz und fragten die Herren und die Priester: „Was habt ihr erlitten?“ Dann schreiben und bestätigen sie ohne Prüfung, ohne Kontrolle, ohne Akten oder Zeugen beizubringen. Das Volk, das übliche und notwendige Opfer, muß nach jahrhundertelangem Leiden am Tage, da es sich erhebt, immer noch leiden. Seine angeblichen Freunde verzeichnen gierig alle seine Missetaten, ob sie wahr sind oder falsch; sie vernehmen die verdächtigsten Zeugen gegen es; sie glauben alles, was gegen es spricht.

Lally kommt zuerst, er ist der Chorführer; mit ihm beginnt das große Konzert der Weinenden, die alle über Frankreich ihre Tränen vergießen. Die ihr über den König weint und über den Adel, die ihr alles Mitleid für jene bewahrt und den Millionen Menschen nichts gewährt, die ebenfalls litten und untergingen, sagt uns doch, welchen Rang und welches Wappen man haben muß, um euch empfänglich zu finden? Wir hatten geglaubt, um die Tränen der Menschen zu verdienen, sei es genug, Mensch zu sein.

Man urteile selbst, mit welch innerem Vergnügen, mit welch wohlgefälligem Lächeln England von den Franzosen, von den besten, den empfindsamsten Franzosen, „den wahren Freunden der Freiheit“, erfuhr, Frankreich sei der Freiheit unwürdig, das Volk sei unbe-

sonnen, gewalttätig und werde aus Schwachsinn leicht zum Verbrecher. Rohe, bösartige Kinder, die verderben und zerbrechen, was sie anfassen. Sie würden wahrhaftig die Welt in Stücke schlagen, wenn das weise England nicht da wäre, um sie zu züchtigen.

Die Partie in diesem Prozeß vor der Welt war nicht gleich zwischen der Revolution und ihren englisch-französischen Anklägern. Diese wiesen auf Wirrnisse, die nur allzu sichtbar waren. Und die Revolution erwies, was man noch nicht sah, den hartnäckigen Verrat ihrer Feinde, das herzliche, intime Einverständnis zwischen den Tuilerien, den Emigranten, dem Ausland, die Einigkeit der Verräter drinnen und draußen. Man leugnete, man schwor, man rief den Himmel zum Zeugen an. So zu verdächtigen, zu verleumden — ah, welche Ungerechtigkeit! Die Unschuldigen, die so feierlich protestierten, kamen 1815 und erklärten laut, sie seien schuldig gewesen; sie rühmten sich dessen und drückten einander die Hand darauf.

Ja, wir können uns heute auf ihr eigenes Zeugnis berufen und als feststehend behaupten: die Necker und Lally waren Einfaltspinsel und Tröpfe, als sie garantierten, was die Zeit so grausam dementiert hat. Einfaltspinsel, aber in ihrer Einfalt steckte Verderbtheit; diese eitlen Hohlköpfe waren durch ihre Enttäuschung verdreht, durch die Schmeicheleien, die Liebenswürdigkeiten und die unheilvolle Freundschaft der Feinde Frankreichs verdorben worden.

Das revolutionäre Frankreich, das man für so gewalttätig gehalten hat, war in Wirklichkeit geduldig. Überall in Paris, in der Rue Saint-Jacques, in der Rue de la Harpe, druckte man die Bücher der Verräter und legte sie aus; das Buch Calonnes zum Beispiel, das auf Kosten des Hofes prachtvoll ausgestattet wurde, das wütende, unsaubere Buch Burkes, das ebenso heftig war wie die Marats, aber viel mörderischer, wenn man an die Folgen denkt!

Dieses Buch ist so toll vor Wut, daß der Verfasser auf jeder Seite vergißt, was er auf der vorhergehenden gesagt hat, er schlägt sich blind mit seinen eigenen Gründen; es erinnert mich jedesmal an das Ende Mirabeau-Tonneaus, der an seinem Ungestüm starb: er warf sich mit geschlossenen Augen in den Degen eines Offiziers, den er zwang auszulegen.

Das Übermaß der Wut, das förmlich darunter leidet, nicht noch stärkere Worte zu haben, verleitet den Verfasser jeden Augenblick zu jenen niedrigen Späßen, die den Narren selbst erniedrigen: „Wir Engländer sind nicht ausgenommen und zusammengeflickt worden, ausgestopft, wie die Vögel im Museum, mit Stroh und Lumpen, mit schmutzigen Papierfetzen, die sie die ‚Rechte des Menschen‘

nennen." Und an einer anderen Stelle: „Die konstituierende Versammlung setzt sich aus Dorfadvokaten zusammen. Ihre Konstitution mußte notwendigerweise eine Quelle von Streitigkeiten werden, die Gelegenheit zu fetten Bissen gibt."

Ich habe mit einer Arglosigkeit, deren ich mich jetzt schäme, nach einem Gesichtspunkt gesucht. Nicht als Schmähung und Widerspruch. Er sagt auf derselben Seite: „Die Regierung ist ein Werk menschlicher Weisheit." Und einige Zeilen tiefer: „Des Menschen Wille muß begrenzt sein durch etwas Außermenschliches." Durch wen denn? Einen Engel, einen Gott, einen Papst? Dann kehrt doch zu den schönen Regierungen des Mittelalters zurück, zu der Politik des Wunders?

Das amüsanteste bei Burke ist sein Lob der Mönche. Darin ist er unerschöpflich. Er war Schüler von Saint-Omer, Konvertit, um es zu etwas zu bringen, und erinnert sich nun (ein wenig spät) seiner guten Lehrer, der Jesuiten. Das protestantische England schließt sie an sein Herz, aus Haß gegen uns. So Gutes wirkt die Revolution: sie versöhnt und einigt so alte Feinde! Pitt könnte zur Messe gehen. Alle, Engländer und Mönche, finden sich im schönen Gleichklang, wenn es gilt, Frankreich die blutige Vesper zu lesen: sie singen an demselben Chorpult.

Pitt hieß das Buch Burkes gut. Er wollte eine ewige Bresche schlagen zwischen den beiden Völkern, wollte die Meerenge breiter und tiefer machen.

Der Haß der Engländer gegen Frankreich war bis dahin ein instinktives, launenhaftes, veränderliches Gefühl gewesen. Von jetzt an wurde er Gegenstand einer systematischen Pflege, die glänzende Erfolge hatte. Er wuchs und gedieh.

Der Boden war wohl vorbereitet. Sismondi (der den Engländern durchaus nicht übel gesinnt ist und bei ihnen geheiratet hat) macht diese sehr richtige Bemerkung über ihre Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Sie waren um so kriegslustiger, als sie niemals Krieg führten. Wenigstens führten sie ihn nicht durch die eigenen Leute und im eigenen Lande. Sie hielten sich für unangreifbar; daher wuchs ihnen ein selbstsicherer Egoismus, der ihr Herz verhärtete und sie gewalttätig, unverschämt und reizbar machte gegen alles, was ihnen widerstand. Die Strafe für diese gehässige Gesinnung war die Zunahme des Hasses, die triste Lässigkeit, mit der sie sich von ihren Großen, ihren Reichen zu allen Torheiten verleiten ließen, die der Haß eingibt. Die guten Eigenschaften dieses arbeitsamen, ernsten, verschlossenen Volkes schlugen alle zum Bösen aus.

Eine auf dem Kontinent unbekannte Tugend, die, wie man zu-

geben muß, ihren führenden Männern, Pitt, Nelson und anderen, oft gute Dienste geleistet hat, die „doggedness“ (Zähigkeit) wurde, so mißleitet, zu einer Art stummen Wut, jener grundlosen Wut der Bulldogge, die zubeißt, ohne zu wissen, was sie beißt, und die niemals locker läßt.

Mir flößt dieses traurige Schauspiel nicht Haß gegen Haß ein. Nein, vielmehr Mitleid! Brudervolk, du Volk Newtons und Shakespeares, wer empfände nicht Mitleid, wenn es dich dieser niedrigen Vertrauensseligkeit verfallen sieht, der feigen Willfährigkeit gegen unsere gemeinsamen Feinde, die Aristokraten, die so weit geht, daß du alles wörtlich nimmst, mit Achtung und Vertrauen anhörst, was dir der Edelmann, der Gentleman, der Lord gegen die Leute gesagt hat, deren Sache die deinige war? Dein klägliches Vorurteil für die, die dich zu Boden treten, hat uns viel Böses getan; und dich hat es zugrunde gerichtet.

Ach! Ihr werdet niemals erfahren, wie das Herz Frankreichs für euch schlug! Als im Mai 1790 einer unserer Abgeordneten von England sprach und zu sagen wagte: „Unser Nebenbuhler, unser Feind“, da ging ein allgemeines Murren durch die Versammlung. Man hätte eher Spanien im Stich gelassen, als sich mißtrauisch zu zeigen gegen unsere Freunde, die Engländer.

Und das im Jahre 1790, während das englische Ministerium und die Opposition vereint das Buch von Burke in die Welt hinausließen.

Die Wirkung dieses kläglichen Ergusses auf die Engländer war ungeheuer. Die Klubs, die sich in London gebildet hatten, um die Prinzipien unserer Revolution zu unterstützen, wurden größtenteils aufgelöst. Der liberale Lord Stanhope strich seinen Namen aus ihren Listen (November 1790). Zahlreiche Veröffentlichungen, geschickt vorbereitet, unendlich vervielfältigt, zu Spottpreisen im Volke verkauft, bearbeiteten dieses so gut, daß, als ein englischer Verein in Birmingham am 14. Juli 1791 den Jahrestag der Bastille feiern wollte, der wütende Pöbel das Haus Priestleys und sein chemisches Laboratorium plünderte, seine Möbel zertrümmerte und anzündete. Priestley verließ das undankbare Land und ging nach Amerika.

So feierte man in England den Freund Frankreichs.

Und so feierte man im gleichen Jahre in Frankreich die Engländer:

Im Dezember 1791 beschlossen unsere Jakobiner, damals unter dem Vorsitz der Girondisten Isnard und Lasource, die drei Flaggen Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten sollten an der Wölbung ihres Saales aufgehängt und die Büsten von Price und

Sidney neben denen von Jean-Jaques[202]), Mirabeau, Mably und Franklin aufgestellt werden.

Man gab einem Engländer, dem Abgeordneten der Londoner Klubs, den Ehrensitz. Man richtete die wärmsten Glückwünsche an ihn und die Beteuerung ewigen Friedens. Aber der Bund wäre unvollkommen erschienen, wenn nicht unsere Mütter, unsere Frauen, die geborenen Mittlerinnen, die Nationen verehelicht und ihre Hände ineinandergelegt hätten. Sie brachten ein rührendes Pfand mit, ihre eigene Arbeit; sie selbst und ihre Töchter hatten drei Flaggen gewebt für den Engländer, die Freiheitsmütze und die dreifarbige Kokarde. All das wurde zusammen in eine Bundeslade gelegt, dazu die Verfassung, die neue Karte Frankreichs und Früchte von der Erde Frankreichs, Getreideähren.

Einunddreißigstes Kapitel

Die Metzelei von Nancy (31. August 1790)

Die Priester und die Engländer bildeten eine Gefahr für Frankreich. — Verständigung der Royalisten und der Konstitutionellen. — Der König der Bourgeoisie, Lafayette, ein Anglo-Amerikaner. — Erregung in der Armee. — Erbitterung der Offiziere und der Soldaten. — Verfolgungen im Waadtländer-Regiment Châteauvieux. Lafayette, der Versammlung und der Jakobiner sicher, verständigt sich mit Bouillé und ermächtigt ihn, einen Streich zu führen. — Man fordert die Soldaten heraus (26. August). — Bouillé marschiert gegen Nancy, lehnt alle Bedingungen ab und beginnt den Kampf (31. August). — Die im Stich gelassenen Waadtländer werden hingerichtet oder auf die Galeeren geschickt. — Der König und die Versammlung danken Bouillé. — Loustalot stirbt daran (September).

Das allgemeine Hindernis in unserer wie in allen anderen Revolutionen waren der Egoismus und die Furcht. Aber das besondere Hemmnis, das die unsere charakterisiert, ist der hartnäckige Haß, mit dem sie der Priester und der Engländer über die ganze Erde verfolgt haben.

Verderblich war dieser Haß im Kriege, verhängnisvoller im Frieden, mörderisch in der Freundschaft. Wir spüren es heute.

Sie waren für uns nicht nur die Verfolgung, sondern, was verheerender ist, die Versuchung.

Der einfältigen, leichtgläubigen Menge, der Frau, dem Bauer, hat der Priester das Opium des Mittelalters gegeben, das Unruhe und böse Träume in sich birgt. Das Bürgertum hat das englische Opium

[202]) Rousseau.

getrunken mit allen seinen Zutaten von Egoismus, Wohlbefinden, Komfort, Freiheit ohne Opfer; eine Freiheit, die hervorginge aus dem mechanischen Gleichgewicht, woran die Seele unbeteiligt wäre; die Monarchie ohne Persönlichkeit, wie sie Montesquieu erläutert; Garantien ohne Fortschritt zum Besseren, Garantien besonders für den Egoismus.

Das ist die Versuchung.

Was die Verfolgung angeht, so soll diese ganze Geschichte sie erzählen. Sie beginnt mit einer Flut von Pamphleten auf beiden Seiten der Meerenge, mit gedruckten Unwahrheiten. Es dauert nicht lange, so setzt sie sich fort durch eine nicht weniger abscheuliche Reihe von Unwahrheiten anderer Art, von falschem Gelde, falschen Assignaten. Man macht kein Geheimnis daraus. In Birmingham wird die Herstellung in großem Stile offen betrieben.

Dieser Schwarm von Lügen, Verleumdungen, haltlosen Anklagen, wie ein Heer von schmutzigen Insekten, das der Wind im Sommer vor sich hertreibt, hatte zur Folge: zunächst, daß sich Millionen Stechmücken in die Flanken der Revolution setzten, um sie rasend und toll zu machen; dann, daß das Licht sich verfinsterte und der Tag so vollkommen zur Nacht wurde, daß viele, die man für hellsichtig gehalten hatte, bei hellem Mittag umhertappten.

Die Schwachen, die bis dahin ihrer Begeisterung, ihrem Gefühle nachgaben und ohne feste Grundlagen waren, verloren den Weg und begannen zu fragen: Wo sind wir? Wohin gehen wir? Der Händler begann an einer Revolution zu zweifeln, vor der die Käufer aus dem Lande gingen. Der Bürger, der Alltags- und Stubenmensch, den der Trommelwirbel jeden Augenblick zwang, seine Stube zu verlassen, war erschöpft und gereizt, wollte „Schluß machen“. Darin war Ludwig XVI. ganz ähnlich; er hätte lieber ein Interesse und wenn nötig einen Thron geopfert als seine Gewohnheiten.

Dieser gereizte Zustand, das Bedürfnis nach Ruhe und Frieden um jeden Preis, führte das Bürgertum sehr weit, Lafayette, seinen König, zum Beispiel bis zu einem blutigen Mißgriff, der auf die Folge der Ereignisse eine unberechenbare Wirkung tat.

Man gibt nicht leicht seine Ideen, seine Vorurteile, seine Kastengewohnheiten auf. Lafayette, den der Sturm der Revolution eine Zeitlang über sich selbst hinausgehoben hatte, wurde allmählich wieder der Marquis de Lafayette. Er wollte der Königin gefallen, ihr Ansehen wiederherstellen; und er wollte ohne Zweifel nicht minder Frau von Lafayette gefällig sein, einer ausgezeichneten, aber frommen Frau, die als solche den Ideen des Rückschritts anhing und alle Tage durch einen unvereidigten Priester die Messe in ihrer

Kapelle lesen ließ. Diese intimen Einflüsse in der Familie wurden verstärkt durch die ganze adlige Verwandtschaft, seinen Vetter Bouillé, seine Freunde, alle vom hohen Adel, schließlich seinen Generalstab, der sich aus Adel und bürgerlicher Aristokratie zusammensetzte. Äußerlich standhaft und kalt, wurde er nichtsdestoweniger auf die Dauer durch diese gegenrevolutionäre Umgebung verändert und gewonnen. Auch ein stärkerer Geist wäre hier nicht fest geblieben. Die Verbrüderung auf dem Champ-de-Mars hatte ihn vollends berauscht. Eine Menge braver Leute, die in ihren Provinzen soviel von Lafayette hörten, und die endlich das Glück hatten, ihn zu sehen, boten das lächerlichste Schauspiel: sie beteten ihn buchstäblich an, küßten ihm die Hände, die Stiefel.

Nichts ist empfindlicher und reizbarer als ein Gott; und die Situation selbst war ungewöhnlich aufreizend. Sie war voll von Widersprüchen, von gewaltsamen Wechselfällen. Die Zufälle des Aufruhrs nötigten den Gott, den Polizeikommissar zu machen, gelegentlich auch den Gendarmen; als er einmal keinen Gehorsam fand, mußte er einen Mann eigenhändig festnehmen und ins Gefängnis bringen.

Die große, überragende Autorität, die Lafayette hätte ermutigen und in diesen Prüfungen stärken können, war Washington. Sie ließ ihn völlig im Stich. Washington war bekanntlich der Führer der Partei, die die Einheitlichkeit der Regierung in Amerika stärken wollte. Der Führer der Gegenpartei, Jefferson, hatte dem Ausbruch unserer Revolution begeistert zugestimmt. Washington verbarg trotz seiner äußersten Zurückhaltung nicht den Wunsch, Lafayette möge bremsen. Die Amerikaner, in der Besorgnis, durch ihren Retter Frankreich allzuweit gegen die Engländer geführt zu werden, hatten es für klug gehalten, ihre Dankbarkeit auf einzelne Personen zu beschränken, auf Lafayette, auf Ludwig XVI.

Wenige verstanden unsere Lage, viele hielten zur Partei des Königs gegen Frankreich. Im übrigen kühlte sie auch eine Sache ab, an die wir nicht gedacht hatten, die aber ihren Handel schädigte, ein Beschluß der Versammlung über den Tabak und das Öl.

Die Amerikaner, die in jeder Interessenfrage so standhaft sind gegen England, werden schwach und ergreifen Partei dafür, wenn es sich um Ideen handelt. Die englische Literatur ist immer ihre Literatur. Der grausame Preßfeldzug, den die Engländer gegen uns führten, wirkte auf die Amerikaner und durch sie auf Lafayette. Wenigstens unterstützten sie ihn nicht in seinen anfänglichen republikanischen Bestrebungen. Er selbst war Amerikaner in seinen Anschauungen, Engländer an Kultur, ein wenig auch nach Aussehen und Gestalt.

Für das System des demokratischen Königtums oder „der königlichen Demokratie“, das nach seinen eigenen Worten nur für etwa zwanzig Jahre gut war, unternahm er einen entscheidenden Schritt, der die Revolution aufzuhalten schien, und der sie beschleunigte.

Berichten wir, was voranging.

Seit dem Winter 1790 wurde die Armee von zwei Seiten zugleich bearbeitet, einerseits von den patriotischen Vereinen, anderseits vom Hof, von den Offizieren, welche, wie wir gesehen haben, den Soldaten einzureden versuchten, sie seien in der Nationalversammlung beleidigt worden.

Im Februar erhöhte die Versammlung den Sold um einige Heller. Im Mai hatte der Soldat noch nichts von dieser Erhöhung gesehen; sie war gänzlich bedeutungslos und wurde fast völlig für eine kaum merkbare Vergrößerung der Brotrationen verbraucht.

Nach langem Verzug war das Ergebnis Null. Die Soldaten hielten sich für bestohlen. Schon lange beschwerten sie sich über die Rücksichtslosigkeit der Offiziere, die keinerlei Rechnung ablegten über die Regimentskassen. Sicher ist, daß die Offiziere zum mindesten sehr nachlässige, sehr zerstreute Rechnungsführer waren, Feinde von Schreibereien und durchaus keine Rechner. Besonders in den letzten Jahren, bei der allgemeinen Schlappheit der alten Verwaltung, scheint das militärische Rechnungswesen nicht mehr existiert zu haben. Um nur ein Regiment zu nennen: du Châtelet, Oberst des Regiments du Roi, war zugleich Rechnungsführer und Inspektor; er rechnete jedoch weder, noch inspizierte er.

„Die Soldaten,“ sagte Bouillé, „bildeten Ausschüsse, ernannten Abgeordnete, welche von ihren Vorgesetzten zuerst mit ziemlicher Mäßigung die Abzüge forderten, die gemacht worden waren. Ihre Ansprüche waren gerecht, man gab ihnen statt.“ Er fügt hinzu, daß sie dann ungerechte und übermäßige stellten. Was weiß er davon? Wer konnte das bei einem so regellosen Rechnungswesen berechnen?

Brest und Nancy waren die Hauptschauplätze dieses sonderbaren Streites, in welchem der Offizier, der Adlige, der Edelmann als Betrüger angeklagt war.

Die Offiziere erwiderten den Angriff gewalttätig, grausam. Stark durch ihre Stellung als Vorgesetzte und ihre Überlegenheit in der Fechtkunst, ersparten sie dem Soldaten und dem Bürger, dem Freunde des Soldaten, keine Unverschämtheit. Sie schlugen sich nicht gegen den Soldaten, aber sie hetzten Fechtlehrer, bezahlte Raufbolde gegen ihn, die, ihrer Streiche gewiß, den anderen vor die Wahl stellten, einem sicheren Tode zu verfallen oder mit blutender Nase

auszuweichen und verlacht zu werden. In Metz griff man einen auf, der von den Offizieren verkleidet war und so und so viel pro Kopf von ihnen erhielt; er ging abends aus, bald als Nationalgardist, bald im Bürgerrock, um zu beleidigen, zu verwunden oder zu töten. Wer sich weigerte, ihm vor die unfehlbare Klinge zu gehen, der wurde am folgenden Morgen im Quartier verschrien und verhöhnt, der war ein Gegenstand der Kurzweil und des Spottes.

Die Soldaten nahmen schließlich den Schelm fest, erkannten ihn und ließen ihn die Offiziere nennen, die ihm Kleider geliehen hatten. Man tat ihm nichts Böses, setzte ihm nur eine Papiermütze auf mit seinem Namen: „Ischariot", und jagte ihn fort.

Die ertappten Offiziere gingen über die Grenze und traten, wie so viele andere, in die Korps ein, die Österreich gegen Brabant marschieren ließ.

So vollzog sich die natürliche Trennung: der Soldat näherte sich dem Volke, der Offizier dem Ausland.

Bei den Verbrüderungen trat die Spaltung von neuem hervor. Die Offiziere erschienen nicht auf den Festen.

Sie zeigten ihr wahres Gesicht noch besser, als man den Eid von ihnen verlangte. Von der Versammlung angeordnet, von den Offizieren verschoben und widerwillig, von manchen mit höhnischer Leichtfertigkeit geleistet, tat der Eid nur soviel, um dem Haß, den der Soldat gegen seine Führer hegte, die Verachtung beizufügen. Sie galten nun als niedrig.

So stand es um die Armee, um ihren inneren Zwist. Und der Krieg nach außen steht bevor. Im Juli platzt die Nachricht herein, daß der König den Österreichern, die die Revolution in den Niederlanden ersticken wollen, den Durchzug gewährt. Den Durchzug? Oder wohl den Aufenthalt? Wer weiß, ob sie nicht bleiben werden, ob sich der Schwager Leopold nicht in Mézières oder Givet häuslich niederlassen wird? Die Bevölkerung der Ardennen traute dem zwiespältigen Heere und Bouillé, der es kommandierte, durchaus nicht; sie wollte sich selbst verteidigen. Dreißigtausend Nationalgarden setzten sich in Bewegung; sie marschierten gegen die Österreicher, als man erfuhr, daß die Nationalversammlung den Durchzug verweigert hatte.

Die Offiziere dagegen verbargen keineswegs vor den Soldaten die Freude, die sie über die fremde Armee empfanden. Als jemand fragte, ob die Österreicher wirklich kämen, antwortete ein Offizier: „Ja, sie kommen, und zwar, um euch zu züchtigen."

Indessen gingen die Duelle weiter und nahmen einen erschreckenden Umfang an. Man benutzte sie, wie in Lille, zur „Säuberung" der

Armee. Geschickt verwandte man den Zank, die eitlen Rivalitäten zwischen den Korps, von denen oft keiner wußte, warum sie bestanden. In Nancy waren 1500 Mann gegen 1500 im Begriff, sich zu schlagen; ein Soldat sprang dazwischen, nötigte die Parteien zu einer Erklärung und veranlaßte sie, den Degen einzustecken.

Man bewilligte Massenurlaube (beim Anrücken des Feindes!); viele Soldaten wurden entlassen, und zwar auf ehrenrührige Weise, mit Strafabschied.

So standen die Dinge, als das Regiment du Roi, das mit zwei anderen (Mestre-de-Camp und Châteauvieux, einem Schweizerregiment) in Nancy lag, sich herausnahm, die Rechnunglegung von den Offizieren zu verlangen und sich von ihnen auszahlen zu lassen. Das lockte Châteauvieux. Am 5. August schickte es zwei Soldaten zum Regiment du Roi, um Auskunft zu holen über die Prüfung der Rechnungen. Diese armen Schweizer hielten sich für Franzosen und wollten es ebenso machen wie die Franzosen; man rief ihnen grausam ins Gedächtnis, sie wären Schweizer. Ihre Offiziere waren nach den Worten der Kapitulation ihre obersten Richter über Leben und Tod. Offiziere, Richter, Herren und Meister: die einen Patrizier aus den souveränen Städten Bern und Freiburg, die anderen Feudalherrn aus dem Waadtland und anderen abhängigen Gebieten; die letzteren ließen ihre Vasallen die Verachtung entgelten, mit der sie Bern behandelte. Der Schritt ihrer Soldaten erschien ihnen dreifach strafbar; als Soldaten, Untertanen und Vasallen konnten sie niemals grausam genug bestraft werden. Die beiden Boten wurden bei offener Parade schimpflich gepeitscht und durch die Riemen gejagt. Die französischen Offiziere sahen bewundernd zu; sie beglückwünschten die schweizerischen Offiziere zu ihrer Unmenschlichkeit.

Sie hatten nicht bedacht, wie die Armee die Sache aufnehmen würde. Die Erregung stieg ungeheuer. Die Franzosen fühlten alle Schläge, die die Schweizer trafen.

Das Regiment Châteauvieux war der Armee, war Frankreich teuer und verdiente es. Es war dasselbe, das am 14. Juli 1789 auf dem Champ-de-Mars gelegen und, als die Pariser im Invalidenhaus Waffen holen wollten, erklärt hatte, es werde niemals auf das Volk schießen. Seine Weigerung legte Besenval sichtlich lahm, sie machte Paris frei zum Marsch auf die Bastille.

Man braucht sich darüber nicht zu wundern. Die Schweizer von Châteauvieux kamen nicht aus der deutschen Schweiz, sondern waren Leute aus dem Waadtland, aus der Gegend von Lausanne und Genf. Und was ist mehr Franzose auf der Welt?

Männer aus Waadt, Männer aus Genf und Savoyen, wir haben

euch Calvin gegeben, ihr habt uns Rousseau gegeben. Möge das unsern Bund auf ewig besiegeln! Ihr habt euch am ersten Morgen unsres ersten Tages als unsre Brüder erklärt, in dem wahrhaft furchtbaren Augenblick, wo niemand den Sieg der Freiheit voraussehen konnte.

Die Franzosen nahmen die beiden am Morgen geprügelten Schweizer mit sich, zogen ihnen ihre Kleider an, setzten ihnen ihre Mützen auf, führten sie in der Stadt umher und zwangen die schweizerischen Offiziere, jedem von ihnen hundert Franken Schadenersatz zu leisten.

Die Empörung war zuerst nur ein Überschäumen des guten Herzens, der Billigkeit, des Patriotismus; als aber der erste Schritt getan und die Offiziere einmal bedroht und zur Zahlung gezwungen worden waren, folgten andere Gewalttätigkeiten.

Die Offiziere hatten die Regimentskassen beim Schatzmeister untergebracht, anstatt sie im Quartier zu lassen, wo sie nach den Reglements sein sollten; beleidigend erklärten sie, sie wollten sie durch die Polizei überwachen lassen, wie gegen Diebe. Zur Vergeltung sagten die Soldaten, sie fürchteten, die Offiziere möchten die Kasse mitnehmen, wenn sie zum Feinde übergingen. Sie brachten sie ins Quartier zurück. Sie war beinahe leer. Neuer Grund zur Beschuldigung. Die Soldaten ließen sich auf Abschlag dessen, was man ihnen schuldete, Summen geben, mit denen die Franzosen die Schweizer und die Schweizer die Franzosen bewirteten; schließlich bewirtete man die Armen der Stadt.

Diese militärischen Orgien brachten keine ernstlichen Ruhestörungen mit sich, wenn wir der Aussage der Nationalgarden von Nancy vor der Versammlung Glauben schenken dürfen. Indessen verschärften sie die Spannung. Die Lage erforderte offenbar rasches Einschreiten.

Weder die Versammlung noch Lafayette verstanden, was zu tun war.

Man hätte zunächst erkennen müssen, daß die gewohnten Regeln nicht angewandt werden durften. Die Armee war keine Armee mehr. Zwei Völker standen einander gegenüber, zwei feindliche Völker: die Adligen und die Nichtadligen. Die letzteren, die Nichtadligen, die Soldaten, hatten durch die Revolution gesiegt; für sie war die Revolution geschehen. Zu glauben, die Sieger würden den Besiegten, von denen sie im übrigen gekränkt wurden, noch länger gehorchen, das war unverständig. Viele Offiziere waren schon zum Feinde übergegangen; die geblieben waren, hatten den Bürgereid aufgeschoben oder abgelehnt. Es war in der Tat zweifelhaft, ob die Armee gefahrlos den Freunden der Feinde gehorchen könnte.

Nur eins war vernünftig und tunlich, das, wozu Mirabeau riet:

die Armee auflösen und sie neu bilden. Der Krieg drohte nicht so unmittelbar, daß es an Zeit zur Durchführung dieses Planes gefehlt hätte. Das Hemmnis, das ernste Hemmnis war, daß die Führer dieser Zeit, Mirabeau selbst, Lafayette, die Lameth, alle diese revolutionären Edelleute, nur Edelleute zu Offizieren ernannt hätten. Vorurteil und Tradition sprachen sehr stark zu ihren Gunsten: man traute den unteren Klassen keinen militärischen Geist zu; man ahnte nicht, wie viele wahre Adlige sich unter dem Volke befanden.

Lafayette war es, der die Versammlung durch seinen Freund, den Abgeordneten Emmery, zu den falschen und harten Maßregeln gegen die Armee trieb, durch welche die Versammlung Partei und nicht Richter wurde. — Partei, zu wessen Vorteil? Zum Vorteil der Gegenrevolution.

Am 6. August ließ Lafayette durch Emmery vorschlagen und durch die Versammlung beschließen: um die Rechnungsführung der Offiziere zu prüfen, solle der König Inspektoren ernennen, die unter den Offizieren gewählt würden; man dürfe die Soldaten nur nach einem in den alten Formen verkündeten, das heißt von Offizieren gesprochenen Urteil mit Strafabschied entlassen. Der Soldat konnte beim König Berufung einlegen, das heißt beim Minister (der selbst Offizier war), oder auch bei der Nationalversammlung, die natürlich ihre ungeheuren Arbeiten schleunigst im Stich lassen würde, um über die Soldaten zu Gericht zu sitzen.

Mit diesem Erlaß wollte man sich nur eine Waffe verschaffen. Man hatte Eile, „einen Streich zu führen". Am 6. beschlossen, wurde er am 7. durch den König bestätigt. Am 8. schrieb Lafayette an Bouillé, der „den Streich führen" sollte. Er bedient sich eben dieses Ausdrucks und wiederholt ihn mehrere Male [203]).

Lafayette war nicht grausam. Ich will hier nicht seinen Charakter angreifen, sondern seinen Verstand.

Er meinte, dieser gewaltsame, aber notwendige Streich würde die Ordnung für immer wiederherstellen. Die Wiederherstellung der Ordnung würde es erlauben, endlich die schöne konstitutionelle Maschine in Betrieb zu bringen, die „königliche Demokratie", die er als sein Werk betrachtete, liebte und mit der Eigenliebe des Erfinders verteidigte.

Und diese erste, der konstitutionellen Regierung so nützliche Tat sollte durch einen Feind der Konstitution geschehen, durch Herrn de Bouillé, der es, solange er konnte, verschoben hatte, den Eid auf sie zu leisten, der ihr grollte, — durch einen Mann, der persönlich gegen die Soldaten aufgebracht war, weil diese sich noch unlängst an seine

---

[203]) Memoiren Lafayettes, Brief vom 18. August 1790, Bd. III, S. 135.

Befehle nicht gekehrt, sondern ihn gezwungen hatten, einen Teil dessen zu bezahlen, was man ihnen schuldig war. War das wohl der ruhige, unparteiische und unbeteiligte Mann, dem man einen schwierigen Auftrag anvertrauen konnte? Mußte man nicht fürchten, daß er die Gelegenheit zu persönlicher Rache benutzen werde?

Bouillé sagt selbst, er habe einen heimlichen Plan gehabt: ruhig mit anzusehen, wie der größte Teil der Armee in Unordnung, in Auflösung geriet; einige Korps, besonders fremde, unter einer festen Hand beiseite zu halten. Es ist klar, daß man mit den letzteren die anderen später niederschlagen konnte.

Um einen solchen Mann ganz ungestört und ohne sich bloßzustellen verwenden zu können, wandte sich Lafayette direkt an die Jakobiner. Er erschreckte ihre Führer mit dem Hinweis auf die Gefahr einer ausgedehnten militärischen Empörung. Merkwürdig! die jakobinischen Abgeordneten, die nicht wenig dazu beigetragen hatten, den Soldaten aufzuwiegeln, stimmten gleichwohl in der Nationalversammlung gegen sie. Alle Repressivmaßregeln wurden einstimmig angenommen.

Der Hof war so verwegen, daß er sich nicht scheute, Bouillé das Kommando aller Truppen an der ganzen Ostgrenze anzuvertrauen, von der Schweiz bis zur Sambre. Es ist richtig: diese Truppen waren durchaus nicht sicher. Bouillé konnte nur auf zwanzig Bataillone Infanterie zählen (Deutsche und Schweizer); aber er hatte viel Kavallerie: siebenundzwanzig Schwadronen deutsche Husaren und dreiunddreißig Schwadronen französische Kavallerie. Zudem erging der Befehl an alle Verwaltungskörper, ihm auf jede Weise zu helfen und ihn besonders durch die Nationalgarde zu unterstützen. Damit die Sache um so sicherer wäre, schrieb Lafayette „brüderlich“ an diese Nationalgarden und schickte ihnen zwei seiner Adjutanten; der eine wurde Adjutant bei Bouillé; der andere bemühte sich, einerseits die Garnison Nancy einzuschläfern, anderseits die Nationalgarden zusammenzuziehen, die man gegen diese führen wollte.

Bouillé erläutert uns selbst seinen Feldzugsplan und läßt mancherlei durchblicken, wenn er gesteht: „Er habe sich durch Montmédy eine Verbindung mit Luxemburg und dem Auslande sichern wollen.“

In seinem Brief vom 8. August teilte Lafayette Bouillé mit, man werde zur Prüfung der Kassen einen Offizier nach Nancy schicken, Herrn de Malseigne, den man ganz eigens von Besançon kommen ließe. Diese Wahl war sehr bedrohlich. Malseigne galt für den „ersten Tollkopf der Armee“, für einen sehr tapferen Menschen, der ausgezeichnet fechten konnte, für jähzornig und leicht reizbar. Ein

sonderbarer Kontrolleur! Man konnte sich darauf gefaßt machen, daß er den Sold in Degenstößen zahlen würde. Man bemerke, daß man ihn allein schickte, wie um eine Forderung zu überbringen.

Indessen hatten die Soldaten an die Nationalversammlung geschrieben; der Brief wurde aufgefangen. Sie entsandten ein paar von den Ihrigen mit einem zweiten Schreiben, aber Lafayette ließ den Brief sowohl wie die Überbringer zurückhalten, sobald sie in Paris ankamen.

Statt dessen brachte man die Anklage vor die Versammlung, welche die den Offizieren gänzlich ergebene Gemeindebehörde von Nancy gegen die Soldaten erhoben hatte, und verlas sie. Emmery behauptete frech, die Affäre Châteauvieux (vom 5. und 6. August) habe nach der Verkündung des Dekretes stattgefunden, das die Versammlung am 6. beschlossen hatte. So dargestellt, ohne Erwähnung des Datums, erschien die Sache als eine Verletzung des Dekrets, das gar nicht verletzt war, denn es war noch unbekannt in Nancy und wurde erst am gleichen Tage in Paris ausgefertigt. Ebenso stellte man einen Aufstand der Soldaten in Metz, der mehrere Tage vor dem 6. stattgefunden hatte, als eine Verletzung des Dekrets vom 6. dar.

Diese arglistige und lügnerische Darstellung veranlaßte die Versammlung zu einem leidenschaftlichen, empörten Beschluß, der schon ganz wie eine Verurteilung der Soldaten aussah; nach diesem Beschluß sollten sie ihren Vorgesetzten eine Erklärung abgeben, sie sähen ihren Irrtum ein und bereuten ihn; die Erklärung sollte auf Verlangen schriftlich sein, das heißt, sie mußten ihrer Gegenpartei schriftliche Beweise gegen sich geben. Der Beschluß war einstimmig. Eine Besprechung fand nicht statt. „Die Sache brennt," erklärte Emmery, „der geringste Verzug ist gefährlich."

Am 26. kommt Malseigne in Nancy an, er hat das neue Dekret bei sich. In Nancy ist alles wieder ruhig; Malseigne stört die Ruhe, reizt und verwirrt die Soldaten. Anstatt zu untersuchen, beginnt er mit Beleidigungen. Anstatt friedlich im Stadthaus zu wohnen, begibt er sich ins Quartier der Schweizer und weigert sich, ihren Ansprüchen an ihre Vorgesetzten nachzugeben. „Richten Sie uns", ruft man ihm zu. Er will fortgehen, man hindert ihn daran. Da tritt er drei Schritte zurück, zieht den Degen und verwundet ein paar Mann. Der Degen zerbricht, er nimmt einen anderen und geht, ohne sich allzu sehr zu beeilen, mitten durch die Menge, die trotz ihrer Wut sein Alter achtet.

Nun hatte man, was man wollte: eine wunderschöne Herausforderung, alles, was als Verletzung, als Verachtung der Beschlüsse der Versammlung erscheinen konnte. Die Schweizer waren ungeheuerlich

bloßgestellt. Bouillé gab ihnen Gelegenheit, ihren Fehler noch schwerer zu machen, und ließ ihnen befehlen, aus Nancy abzurücken; abrücken, das hieß sich ausliefern, und zwar nicht allein an Bouillé, sondern an ihre Vorgesetzten, ihre Richter oder vielmehr ihre Henker; sie wußten genau, welch entsetzliche Strafen die Offiziere für sie bereit hielten; sie verließen die Stadt nicht.

Bouillé brauchte nur noch zu handeln. Er zog dreitausend Mann Infanterie und vierzehnhundert Reiter zusammen, ausgewählte Leute, alle oder fast alle Deutsche. Um dieser Armee von Fremden ein größeres nationales Ansehen zu geben, reisten die Adjutanten Lafayettes im Lande umher und versuchten, die Nationalgarden zum Anschluß zu bewegen. Siebenhundert ließen sich hinreißen, Aristokraten und Anhänger Lafayettes; sie folgten Bouillé und zeigten sich sehr gewalttätig und wütend. Aber die Masse der Nationalgarden, ungefähr zweitausend, ließ sich nicht täuschen; sie begriffen vollkommen, daß Bouillés Sache nicht die der Revolution sein konnte, und warfen sich nach Nancy.

Die Karabiniere von Lunéville, wohin sich Malseigne geflüchtet hatte, dachten ebensowenig daran, an der blutigen Exekution teilzunehmen, die man vorbereitete. Sie selbst lieferten Malseigne ihren Kameraden aus; dieser Kriegsheld hielt in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze seinen Einzug in Nancy.

Bouillé verhielt sich merkwürdig. Er schrieb an die Versammlung, er bitte um die Entsendung von zwei Abgeordneten, die ihm helfen könnten, die Dinge in Ordnung zu bringen. Und am gleichen Tage reiste er ohne abzuwarten ab, um sie selbst durch Kanonenschüsse in Ordnung zu bringen.

Am 31. August, gerade am Tage des Massakers, verlas man in der Versammlung diesen friedfertigen Brief. Emmery und Lafayette versuchten den Beschluß durchzubringen: „Die Versammlung billigt, was Bouillé tut und tun wird.“

Glücklicherweise war eine Abordnung der Nationalgarde von Nancy zugegen, um zu protestieren; auf Barnaves Vorschlag wurde ein standhafter und väterlicher Aufruf erlassen, worin die Versammlung versprach, unparteiisch zu richten. — Richten! Das war ein wenig spät. Eine der Parteien war nicht mehr.

Bouillé war am 28. von Metz aufgebrochen, am 29. von Toul und stand am 31. sehr nahe bei Nancy. Aus der Stadt begaben sich drei Abordnungen zu ihm, um elf Uhr, um drei und um vier, und baten ihn um seine Bedingungen. Die Boten waren Soldaten und Nationalgarden (Bouillé sagt Pöbel, weil sie keine Uniformen trugen); sie hatten Gemeinderäte an ihre Spitze gestellt, die vor Angst zitter-

ten, und die, als sie bei Bouillé angekommen waren, nicht mehr zurückkehren wollten, sondern bei ihm blieben und ihn durch ihre Gegenwart und durch ihre offenbare Furcht, nach Nancy heimzukehren, gleichsam rechtfertigten.

Die Bedingungen des Generals waren, keine zu stellen, sondern vor allem zu verlangen, die Regimenter sollten die Stadt verlassen, ihre Geisel Malseigne zurückgeben und je vier der Ihrigen ausliefern, die von der Versammlung abgeurteilt werden würden. Sie einige von ihren Kameraden wählen, verraten und selbst ausliefern zu lassen, das war hart; es entehrte die Franzosen und war furchtbar für die Schweizer, die genau wußten, sie würden niemals vor das Gericht der Versammlung gestellt, sondern kraft ihrer Kapitulation von ihren Vorgesetzten beansprucht werden, um aufgehangen, lebendig gerädert zu werden oder unter dem Stock zu sterben.

Die beiden französischen Regimenter du Roi und Mestre-de-Camp unterwarfen sich, gaben Malseigne heraus und begannen die Stadt zu verlassen. Blieb das arme Châteauvieux, gering an Zahl, nur zwei Bataillone; eine Reihe der Unsrigen schämte sich indessen, es zu verlassen; auch kamen aus einem hochherzigen Antrieb heraus viele tüchtige Nationalgarden aus der Umgegend von Nancy! sie schlugen sich zu den Schweizern und wollten ihr Schicksal teilen. Alle zusammen besetzten die Porte de Stainville, das einzige Tor, das befestigt war.

Wenn Bouillé Blutvergießen vermeiden wollte, dann brauchte er nur eins zu tun: in einiger Entfernung halt machen und abwarten, bis die französischen Regimenter draußen waren, dann durch die anderen Tore Truppen einrücken lassen und die Schweizer so zwischen zwei Feuer nehmen; er hätte sie ohne Kampf in seine Gewalt bekommen.

Aber wo blieb dann der Ruhm? Wo blieb der „wuchtige Streich“, den der Hof und Lafayette von Bouillé erwarteten?

Bouillé erzählt selbst zwei Dinge, die gegen ihn sprechen: erstens, daß er bis auf dreißig Schritte an das Tor vorrückte, das heißt, er brachte Feinde, Rivalen, Schweizer und Schweizer in unmittelbare Berührung; sie mußten sich ja beleidigen, herausfordern, sich gegenseitig Verräter beschimpften. Zweitens verließ er die Spitze der Kolonne, um mit den Abordnungen zu sprechen, die er sehr gut zu sich hätte kommen lassen können; seine Abwesenheit hatte die natürliche Wirkung, die zu erwarten war: man beteiligte sich, man schrie, schließlich schoß man.

Die Leute von Nancy erklären, die Husaren Bouillés hätten angefangen; Bouillé beschuldigt die Soldaten von Châteauvieux. Doch

begreift man nur schwer, wie die letzteren, die in so großer Gefahr schwebten, dazu kamen, die anderen zu reizen. Schließlich wollen sie ein Geschütz abfeuern, ein junger bretonischer Offizier, Désilles, setzt sich, ebenso tollkühn wie hartnäckig, auf die Mündung; da er hinabgeworfen wird, klammert er sich am Geschütz fest; das war ein schwerer Zwischenfall, der den Leuten Bouillés erlaubte, vorzugehen; man konnte Désilles nur mit Bajonettstößen von der Kanone vertreiben.

Bouillé eilt herbei, macht sich zum Herrn des Tores, wirft seine Husaren in die Stadt unter anhaltendem Gewehrfeuer aus allen Fenstern. Offenbar gab nicht Châteauvieux allein Feuer und ebensowenig nur die Nationalgarden aus der Umgegend, vielmehr hatte sich der größte Teil der armen Bevölkerung für die Schweizer erklärt. Inzwischen folgten die Offiziere der beiden französischen Regimenter mit mehr Glück dem Beispiel Désilles; es gelang ihnen, die Truppen in den Kasernen zurückzuhalten. Jetzt konnte es Bouillé nicht fehlen, mit der Stadt fertig zu werden.

Am Abend war die Ruhe wiederhergestellt, die französischen Regimenter abgerückt, die Schweizer von Châteauvieux zur Hälfte getötet, zur Hälfte gefangen. Die sich nicht sofort ergaben, fand man in den folgenden Tagen erwürgt. Drei Tage später ergriff man noch einen und hieb ihn auf dem Markt in Stücke; zehntausend Zeugen konnten es mit ansehen.

Nach dem Gemetzel erlebte die Stadt ein noch grausigeres Schauspiel: ein ungeheures Strafgericht. Die schweizerischen Offiziere begnügten sich nicht damit, den Rest ihrer Soldaten zu begnadigen: das wären der Opfer zu wenig gewesen: sie ließen einundzwanzig hängen. Diese Scheußlichkeit dauerte einen ganzen Tag; um dem Fest die Krone aufzusetzen, wurde der zweiundzwanzigste aufs Rad geflochten.

Das für uns Gemeinste und Verruchteste ist: diese Nerone verurteilten nach allem fünfzig Schweizer (wahrscheinlich alles, was am Leben blieb) zur Galeere, und wir behielten die Sträflinge; wir hatten die schöne Aufgabe, sie nach Brest zu bringen und dort zu verwahren. Diesen Leuten, die am 14. Juli nicht auf uns hatten schießen wollen, wurde der nationale Dank, daß sie in Frankreich die Kugel am Fuß schleppen durften.

Am selben Tage, dem 31. August, hatte die Versammlung, wie erwähnt, das friedliche Versprechen getan, unparteiisch Gericht zu halten. Schon vorher hatte sie zwei bevollmächtigte Vermittler bestimmt. Bouillé hatte sie erbeten, aber nicht abgewartet; er hatte den Prozeß durch die Ausrottung der einen der beiden Parteien be-

endigt. Die Versammlung wird natürlich Bouillé ihre Mißbilligung aussprechen?

Im Gegenteil — —. Auf den Antrag Mirabeaus sagt die Versammlung Bouillé feierlichen Dank und billigt sein Verhalten; man belohnt die Nationalgarden, die ihm gefolgt sind, für die Toten Totenfeiern auf dem Champ-de-Mars, Pensionen für ihre Familien.

Ludwig XVI. zeigte bei dieser Gelegenheit durchaus nicht den ihm sonst eigenen Abscheu vor Blut. Er hatte den lebhaften Wunsch nach Wiederherstellung der Ordnung und war „äußerst zufrieden mit dem Ausgang dieser traurigen, aber notwendigen Affäre". Er dankte Bouillé für seine gute Haltung und lud ihn ein, so „fortzufahren". „Dieser Brief," sagt Bouillé, „beweist die Güte und Empfänglichkeit seines Herzens."

„Ach!" sagte Loustalot beredt, „das war nicht das Wort des Augustus, der, als er von dem vergossenen Blut vernahm, mit dem Kopf gegen die Wand rannte und ausrief: ‚Varus, gib mir meine Legionen wieder!' "

Der Schmerz der Patrioten über dieses Ereignis war groß. Loustalot ertrug ihn nicht. Dieser junge Mann, der kaum die Advokatenpraxis in Bordeaux aufgegeben hatte und in zwei Jahren der erste Journalist geworden war — der populärste sicherlich, denn seine „Révolutions de Paris" erschienen bisweilen in 200 000 Exemplaren —, Loustalot bewies, daß er auch der aufrichtigste von allen war, der die Freiheit lebendig wie kein anderer im Herzen trug, der von ihr sein eigenes Leben hatte und an ihrem Tode starb. Dieser Schlag erschien ihm für lange, für immer die Hoffnung des Vaterlandes zu knicken. Er schrieb sein letztes Blatt, voller Beredsamkeit und Schmerz, einem männlichen, tränenlosen, aber um so brennenderen Schmerz, einem solchen, wie man ihn nicht überlebt. Wenige Tage nach dem Massaker starb er im Alter von achtundzwanzig Jahren.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Die Jakobiner

Frankreich in Gefahr. — Die Vorgänge in Nancy machen die Nationalgarde verdächtig. — Neue Unruhen im Süden. — Der gegenrevolutionäre Bund von Jalès. — Der König fragt den Papst um Rat; er protestiert beim König von Spanien (6. Oktober 1790). — Einigung Europas gegen die Revolution. — Europa zieht moralische Kraft aus dem Interesse, das Ludwig XVI. einflößt. — Die Notwendigkeit einer großen Überwachungsgesellschaft. — Ursprung der Jakobiner, 1789. — Beispiel für einen Jakobinerbund. — Aus welchen Klassen die Jakobiner stammten. — In welcher Beziehung sie den alten französischen Geist veränderten. — Sie bildeten ein Aufsichts- und Anklagekorps, eine Inquisition gegen eine Inquisition. — Die Pariser Gesellschaft ist zuerst ein Verein von Abgeordneten (Oktober 1789). — Sie bereitet die Gesetze vor und organisiert eine revolutionäre Polizei. — Die Revolution ergreift von nun an die Offensive (September 1790). — Flucht Neckers. — Der Terror der adligen Duellisten. — Die Jakobiner begegnen ihm mit dem Terror des Volkes. — Plünderung des Hôtel Castries (13. November 1790).

Die Metzelei von Nancy eröffnet eine wahrhaft unheilvolle Zeit, in der man den Beginn der sozialen Spaltung ansetzen könnte.

Die europäische Aristokratie und ihr großer Agent, England, können hier ihrem Glück danken. Die Revolution hat gleichsam einen Arm gefesselt und kann nur mit dem anderen gegen sie kämpfen.

Der kleine Kampf von Nancy hatte die Wirkungen eines großen moralischen Sieges. Er machte die beiden Kräfte, die eben erst von der Revolution geschaffen waren, als aristokratisch verdächtig: die revolutionären Gemeindebehörden und die Nationalgarde.

Man sagte, man wiederholte, man glaubte, und viele sagen es noch heute, daß die Nationalgarde für Bouillé gekämpft habe. Und doch haben wir gesehen, daß Bouillé trotz der Briefe Lafayettes und trotz aller Bemühungen der Adjutanten, die dieser eigens von Paris geschickt hatte, auf einem ziemlich langen Wege nur etwa siebenhundert Nationalgarden an sich ziehen konnte, sehr wahrscheinlich Adlige oder deren Pächter, Wildheger usw. Aber die wahren Nationalgarden, die selbständigen Bauern aus der Umgegend von Nancy, die allein zweitausend Mann stark waren, ergriffen für die Soldaten Partei und feuerten auf Bouillé trotz des Abfalls der beiden französischen Regimenter.

Noch kurz vorher hatten sich auf die Nachricht, die Österreicher hätten die Erlaubnis zum Durchzug erhalten, dreißigtausend Nationalgarden in Bewegung gesetzt.

Sonderbar und seltsam war die Sache. Es waren vor allem die Freunde der Revolution, die dem Gerücht Glauben verschafften, die Nationalgarde habe für Bouillé Partei ergriffen. Ihr Haß gegen Lafayette und gegen die bürgerliche Aristokratie, die ihre Macht auf die Pariser Nationalgarde zu gründen strebte, veranlaßte sie, das zu schreiben, zu drucken und zu verbreiten, was die Gegenrevolution Europa glauben machen wollte.

Europa schloß daraus, diese französische Revolution sei tatsächlich reif zur Vernichtung, wenn schon die beiden Kräfte, die von ihr geschaffen waren, die Gemeindebehörden und die Nationalgarde, sich gegen sie kehrten.

Lafayette bewaffnete Bouillé, also konnte die revolutionäre Autorität nur mit dem Schwert der Gegenrevolution die Ordnung wiederherstellen! Was war geeigneter, die Überzeugung zu wecken, die letztere habe die wahre Stärke, sie sei die wahre soziale Partei? König, Priester, Adlige waren stark in der Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit ihrer Sache. Sie verständigen sich und nähern sich; gespalten und ohnmächtig in der verflossenen Periode, verbinden sie sich in der kommenden, stärken sich gegenseitig.

Die Körperschaften, die man tot glaubte, erheben trotzig ihr Haupt. Das Parlament von Toulouse erklärt das Verfahren für nichtig, das eine Gemeindebehörde gegen diejenigen angestrengt hat, die die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten haben. Das Obersteueramt entscheidet zugunsten derer, die eine Zahlung in Assignaten verweigerten. Die Steuereinnehmer wollten keine Assignaten mehr. Die Generalpächter verbieten ihren Leuten, welche anzunehmen. Das Geld der Revolution zurückzuweisen, das ist ein sehr einfaches Mittel, sie auszuhungern, sie zum Bankrott zu treiben und ohne Kampf zu besiegen.

Aber die Fanatiker wollen den Kampf, all das geht ihnen zu langsam. Die Leute von Montauban verfolgen die Patrouillen eines patriotischen Regimentes mit Steinwürfen. In einem der besten Departements, in Ardèche, organisieren die Agenten der Emigration, die Froment und Antraignes, ein ausgedehntes, gefährliches Komplott, um die Kräfte der Nationalgarde gegen sie selbst zu gebrauchen, um die Verbindungen zur Vernichtung des Geistes zu benutzen, der sie schuf. Man ruft die Nationalgarden von Ardèche, von Hérault und der Lozère zu einem Bundesfest beim Schloß Jalès auf, unter dem Vorwand, den Bürgereid zu erneuern. Nachdem dies geschehen und das Fest zu Ende war, steigen das Bundeskomitee, die Maires und Offiziere der Nationalgarde, die Abgeordneten der Armee, zum Schloß Jalès hinauf und beschließen dort, das Komitee

solle dauernd sein, als bevollmächtigte und besoldete Körperschaft bleiben; es solle die Zentralstelle sein für die Nationalgarden, über die Eingaben der Armee erkennen, den Katholiken von Nîmes die Waffen zurückgeben usw. All das war nicht etwa eine kleine, heimliche Aristokratenverschwörung. Es gab da eine gewisse Leidenschaft im Volke, auf den sie sich gründete. Nationalgarden trugen das Kreuz der Bruderschaften des Südens am Hut, ganze Bataillone hatten das Kreuz als Fahne. Ein gewisser Abbé Labastide, General dieser Kreuzritter, hatte fünf Nationalgardisten zu Adjutanten und ritt auf einem weißen Roß durch das Land, rief die Bauern auf, gegen Nîmes zu ziehen und ihre gefangenen Brüder zu befreien, die Glaubensmärtyrer.

Die Nationalversammlung, benachrichtigt und beunruhigt, erließ eine Verfügung, die Versammlung von Jalès habe sich aufzulösen; das war so wenig wirksam, daß die Versammlung noch im Frühjahr fortdauerte.

Die Meinung, die sich verbreitete und in den Geistern festsetzte, ein großer Teil der Nationalgarde sei der Gegenrevolution günstig, mußte mehr als etwas anderes dazu beitragen, den König aus seiner Unentschlossenheit zu reißen: er tat im Oktober zwei entscheidende Schritte. Er war um diese Zeit unwiderruflich auf die religiöse Frage festgelegt, die ihm am meisten am Herzen lag. Im Juli hatte er den Bischof von Clermont um Rat gefragt, ob er, ohne sein Seelenheil zu gefährden, die Zivilverfassung des Klerus bestätigen könne. Ende August hatte er dieselbe Frage an den Papst gerichtet. Obgleich der Papst keine offizielle Antwort gab — da er fürchtete, die Versammlung zu reizen und sie zur Beschleunigung der Einverleibung Avignons zu veranlassen —, darf man nicht daran zweifeln, daß er den König im September seine lebhafte Mißbilligung der Beschlüsse der Versammlung wissen ließ. Am 6. Oktober übersandte Ludwig XVI. seinem Verwandten, dem König von Spanien, eine Protesterklärung gegen alles, was er zu bestätigen gezwungen werden könnte. Damals machte er sich den Gedanken an Flucht zu eigen, den er immer zurückgewiesen hatte, und zwar nicht den einer friedlichen Flucht nach Rouen, die Mirabeau angeraten hatte, sondern einer kriegerischen Flucht nach Osten, von der er mit bewaffneter Hand zurückkehren wollte. Dieser Plan, den Breteuil immer empfohlen hatte, der Mann Österreichs, der Mann Marie Antoinettes, wurde im Oktober durch den Bischof von Pamiers wieder aufgegriffen; der ließ ihn durch den König genehmigen, erlangte an Stelle Breteuils Vollmacht, mit den fremden Mächten zu verhandeln, und wurde von Paris entsandt, um sich mit Bouillé zu verständigen.

Diese Verhandlungen wurden durch den Bischof eröffnet und von Herrn von Fersen fortgeführt, einem Schweden, der seit langen Jahren sehr persönlich und sehr zärtlich der Königin zugetan war, der eigens von Schweden zurückkehrte und ihr sehr ergeben war.

Spanien, der Kaiser, die Schweiz, gaben eine günstige Antwort und versprachen Hilfe.

Spanien und England, die nahe daran waren, Krieg zu beginnen, unterhandelten am 27. Oktober. Österreich brachte schleunigst einen Vergleich mit den Türken zustande, Rußland einen mit Schweden. So stand in wenigen Monaten auf der einen Seite Europa vereinigt, und auf der anderen Seite die Revolution ganz allein.

Es genügt, jährlich eine Revolution zu töten. Die von Brabant in diesem Jahre, die französische im nächsten.

Ein schönes Schauspiel! Europa gegen Brabant, die Welt zieht geeint in den Krieg, der Boden zittert unter den Armeen, — man will eine Fliege zerquetschen. Und außer all ihren gewaltigen Kräften gebrauchen die tapferen Helden die Waffen des Verrats. Die Österreicher hatten durch Lamarck, den Freund und Agenten der Königin, die Belgier gespalten, in ihnen die Hoffnung auf Fortschritt geweckt, ihnen eine goldene Welt gezeigt im Herzen des philanthropischen und empfindsamen Leopold. An dem Tage, da Leopold Englands und Preußens sicher war, machte er sich über die Progressisten lustig.

Dasselbe wäre bei uns den Mirabeau und Lafayette geschehen, denen, die den König aus Interesse oder aus herzlicher Zuneigung und Mitleid unterstützten. Eine ernste Frage, in der vielleicht die größte Gefährdung der Situation lag, war, daß das Königtum, das Europa so grausam bedrückte, das mit solch brutaler Tyrannei gegen die Schwachen vorging (noch unlängst in Genf und Holland, gerade jetzt in Brüssel und Lüttich), daß das Königtum, sage ich, gleichzeitig in Paris Interesse weckte und aus Ludwig XVI. und seiner Familie unschätzbare Kräfte an Sympathie und Mitleid zog. So konnte es mit Degen und Dolch arbeiten, während man darüber Tränen vergoß. Die Gefangenschaft des Königs, der Gegenstand aller Unterhaltungen bei allen Völkern der Welt, schuf, was in unserer modernen Zeit das seltenste ist, das mächtigste und wirksamste: eine Volkslegende! Eine Legende gegen Frankreich. Alle Welt sprach von Ludwig XVI., und niemand sprach von dem armen kleinen Lüttich, das von Ludwigs XVI. Schwager so barbarisch erwürgt wurde. Lüttich, unsere Vorhut im Norden, schon früher um unserer Rettung willen zwei- oder dreimal zerstört, Lüttich, unser Polen an der Maas, — wurde zwischen den nördlichen Riesen zermalmt, ohne daß ein Mensch

darauf achtete. Welchen Wert hat denn des Menschen Herz, wenn solch ungerechte Launen sich in seinem Mitleid bergen?

Ein ausgedehnter, starker Verband zu unausgesetzter Überwachung der Obrigkeit und ihrer Agenten, der Priester und Adligen waren die Jakobiner. Sie sind nicht die Revolution selbst, sondern das Auge der Revolution, das Auge zur Wache, die Stimme zur Anklage, der Arm zum Streich.

Aus sich selbst entstanden natürliche Vereine, zu denen man mit Unrecht einen geheimnisvollen Ursprung suchen würde oder gar verborgene Satzungen. Sie entsprangen aus der Situation selbst, aus dem gebieterischsten Bedürfnis, dem der Rettung. Sie waren eine öffentliche und offenbare Verschwörung gegen die zum Teil sichtbare, zum Teil versteckte Verschwörung der Aristokratie.

Es wäre ein großes Unrecht gegen diesen großen Verband, seinen alleinigen Ursprung in den Pariser Verein zu verlegen und seine ganze Geschichte in der dieses letzteren zu sehen. Dieser war mehr als jeder andere mit unreinen Elementen durchsetzt, besonders mit Orléanismus, war auch verwegener und wenig bedenklich in der Wahl der Mittel; er hat oft die Brudergesellschaften in den Provinzen, die ihm gelehrig folgten, auf machiavellistische Wege gedrängt.

Der Name „Muttergesellschaft“, den man allzuoft gebraucht, könnte glauben machen, alle anderen seien Kolonien der Rue Saint-Honoré gewesen. Die Zentralgesellschaft war „Mutter“ ihrer Schwestern, aber durch Adoption.

Die Schwesterngesellschaften entstehen von selbst. Alle oder fast alle sind als Klubs in irgendeiner öffentlichen Gefahr, bei irgendeiner lebhaften Bewegung entstanden. Eine Menge Menschen kommen bei solchen Gelegenheiten zusammen. Ein paar davon bleiben beieinander, auch wenn die Krisis vorüber ist, fahren fort, sich zu versammeln, sich über ihre Besorgnisse und ihr Mißtrauen auszusprechen, sie sind unruhig, erkundigen sich, schreiben an die benachbarten Städte, schreiben nach Paris. Das sind die Jakobiner.

Indessen ist die Situation nicht der alleinige Grund bei der Bildung dieser Gesellschaften. Ihr Entstehen hängt auch von einer Besonderheit des Charakters ab. Der Jakobiner ist eine eigene, originelle Menschenart. Viele Menschen sind geborene Jakobiner.

Bei der allgemeinen Begeisterung in Frankreich, in den Augenblicken leichter und leichtgläubiger Sympathien, da sich das Volk vertrauensvoll in die Arme seiner Feinde warf, blieben diese Leute, hellsichtiger oder weniger mitfühlend als die anderen, fest und mißtrauisch. Man sieht sie bei den Verbindungen, sie erscheinen bei den Festen, mischen sich unter die Menge, bilden aber eher ein be-

sonderes Korps, einen Überwachungsdienst, der sogar in der Begeisterung von den Gefahren der Situation zeugt.

Manche schlossen ihren Bund abseits, unter sich, bei verschlossenen Türen. Ein Beispiel:

Ich lese in einer unveröffentlichten Akte aus Rouen, daß sich am 14. Juli 1790 drei „Freunde der Verfassung" (diesen Namen nahmen die Jakobiner damals an) im Hause einer Witwe, einer reichen und angesehenen Dame in der Stadt, zusammenfanden; sie leisten den Bürgereid in ihre Hand. Man glaubt, Cato und Marcius beim Lukan zu sehen: „Junguntur taciti contentique auspice Bruto." Sie schicken stolz die Akte ihres Bundes an die Nationalversammlung, die zu gleicher Zeit die über die große Verbrüderung von Rouen empfing, bei der die Abgeordneten von sechzig Städten und einer halben Million erschienen.

Die drei Jakobiner sind ein Gefängnisprediger und zwei Wundärzte. Einer von ihnen hat seinen Bruder mitgebracht, einen Druckereibesitzer mit königlicher Erlaubnis in Rouen. Dazu kommen zwei Kinder, ein Neffe und eine Nichte der Dame, und zwei Frauen, die vielleicht zu ihren Schützlingen oder zu ihrem Hause gehörten. Alle acht schwören in die Hand dieser Cornelia, die darauf für ihre Person allein den Eid leistet.

Es ist eine kleine, aber, scheint's, vollständige Gesellschaft. Die Dame, Witwe eines Kaufmanns oder Reeders, vertritt die großen Vermögen des Handelsstandes. Der Drucker bedeutet die Industrie. Die Ärzte sind die Vertreter der Intelligenz, des Talents, der Erfahrung. Der Priester ist die Revolution selbst; er wird nicht lange mehr Priester bleiben: er verfaßt die Akte, schreibt sie ab und berichtet sie an die Nationalversammlung. Er ist der Leiter der Sache, wie die Dame ihr Mittelpunkt. Durch ihn wird diese Gesellschaft vollständig, obgleich man den Mann nicht dabei sieht, der die Haupttriebfeder bei allen ähnlichen Vereinigungen zu sein pflegt, den Advokaten, den Sachwalter. Als Geistlicher beim Gerichtshof und im Gefängnis, als Seelsorger der Gefangenen und Beichtvater der zum Tode Verurteilten, gestern vom Parlament abhängig, heute Jakobiner und sich als solcher der Nationalversammlung gegenüber bezeichnend, ist der hier durch seinen Mut und seine energische Tätigkeit drei Advokaten wert.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß eine Dame im Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft stand. Viele Frauen schlossen sich diesen Vereinen an; sehr ernste Frauen traten, mit der ganzen Glut ihrer weiblichen Herzen, in einer blinden, von Leidenschaft und Ideen verwirrten Begeisterung, mit ihrem Bekehrungseifer, mit allen

Leidenschaften des Mittelalters in den Dienst des neuen Glaubens. Die, von der wir hier sprechen, hatte sich bei ernster Gelegenheit bewährt; sie war eine jüdische Dame, sah mit an, wie ihre ganze Familie übertrat, und blieb Jüdin; sie verlor ihren Gatten, dann durch einen furchtbaren Unglücksfall ihr Kind; zum Ersatz, wie es schien, für alle diese Verluste wandte sie sich der Revolution zu. Reich und alleinstehend konnte sie, vermute ich, leicht von ihren Freunden dazu gebracht werden, das neue System zu unterstützen und ihr Vermögen im Erwerb von Nationalgütern anzulegen.

Warum gründete diese kleine Gesellschaft ihren besonderen Bund? Weil ihnen Rouen in der Hauptsache allzu aristokratisch erschien, weil der große Bund der sechzig Städte, die sich vereinigten, mit seinen Häuptern, den Herren d'Estouteville, d'Herbouville, de Sévrac usw., dieser Bund mit seinen adligen Mitgliedern, ihr nicht rein genug erschien; schließlich, weil sie sich am 6. Juli gebildet hatte und nicht am 14., dem heiligen Tag der Einnahme der Bastille. Daher feierten sie am 14. stolz für sich zu Hause den heiligen. Sie wollten sich nicht unter sie mengen; in mancher Hinsicht bildeten sie eine Aristokratie des Geldes oder des Talentes und der Energie, im natürlichen Wettbewerb mit der Aristokratie der Geburt.

Wenig geringe Leute gehörten in dieser ersten Zeit zu den Jakobinergesellschaften, vor allen Dingen keine Armen[204]). Nur in den Städten, wo der aristokratische Klub (wie es manchmal vorkam) sich den Titel „Freunde der Verfassung" anmaßte, erleichterte der andere Klub, um sich zu verstärken, die Eintrittsbedingungen und nahm Kleinbürger, Krämer und Handwerker auf. In Lyon und zweifellos auch in einigen anderen Industriestädten nahmen die Arbeiter frühzeitig an den Sitzungen der Klubs teil.

Indessen bildeten weder die letzteren noch die ersteren den wahren Kern der Jakobinerklubs; der bestand vielmehr aus einer, wenn auch untergeordneten Sonderklasse, die schon lange einen heimlichen Krieg gegen ihre Zugehörigen höheren Ranges führte; der Advokat zum Beispiel gegen den Richter, der ihn durch seinen Dünkel verletzte, der Sachwalter und der Chirurg gegen den Advokaten und den Arzt, mit dem er im Ansehen gleichstehen wollte, der Priester gegen den Bischof. Der Chirurg hatte bereits im selben Jahrhundert dank seiner Tüchtigkeit die Schranke zerbrochen und beinahe Gleich-

[204]) Und zwar eben darum, weil viele dieser Gesellschaften die Unterstützung der Armen in ihrem Programm hatten und von ihren Mitgliedern dazu Beiträge erhoben. Ihre Mitglieder waren eingeteilt in „Verwalter", „Armenräte", „Berichterstatter", „Vorleser", „Beobachter", Tröster" usw.

berechtigung erlangt. Das Châtelet[205]) befehdete das Parlament: es siegte im Jahre 1789 und wurde für kurze Zeit (wer hätte das geglaubt?) der große nationale Gerichtshof. Der berühmte Gründer der Jakobinergesellschaft in Paris, Adrien Duport, kam ursprünglich vom Châtelet, wurde dann Parlamentsrat, kehrte aber in der Revolution zum Châtelet zurück und half die Männer des Parlaments vernichten.

All das machte aus den Jakobinern eine herbe, mißtrauische, eifernde und selbstbeherrschte Menschenart, die viel tatkräftiger und geschickter war, als man es nach ihren wenig klaren Theorien erwarten sollte.

Obgleich die alte Eifersucht und der neue Ehrgeiz diese Gesellschaften mächtig anspornten, obgleich die Intrigen verschiedener Parteien sie in dauernde Gärung hielten, so war doch im allgemeinen ihr Charakter, der in dem von mir angeführten Beispiel deutlich hervortritt, ursprünglich der von natürlichen Verbänden, die sich aus einer wahrhaften Religion der Vaterlandsliebe bildeten, aus einer strengen Hingabe an die Freiheit, aus einer anspruchsvollen und zu immer größerer Läuterung strebenden Bürgertugend.

Als Gegner der Priester und genötigt, gegen einen ausgedehnten Verband zu kämpfen, dessen Hauptmittel Beichtstuhl und Denunzierung sind, gebrauchten die Jakobiner ähnliche Mittel und erklärten sich kühn als Freunde der Anzeige; sie erhoben sie zur obersten Pflicht des Bürgers. Wechselseitige Überwachung, öffentliche Kritik, selbst heimliche Angeberei — das lehrten sie, wandten sie an und stützten sich dabei auf die vornehmsten Beispiele des Altertums. Das griechische und römische Gemeinwesen, das kleine mönchische Gemeinwesen des Mittelalters, das man Kloster oder Abtei nennt, haben zum Gegensatz die Pflicht zu dauernder Vervollkommnung und Läuterung durch Überwachung aller Mitglieder der Gemeinschaft untereinander. Und dasselbe Prinzip wenden die Jakobiner auf die ganze Gesellschaft an.

Die Jakobiner waren aus einer großen nationalen Gefahr geboren, inmitten einer ungeheuren Verschwörung, die von den Verschworenen abgeleugnet wurde (und deren sie sich später rühmten); sie schufen also zur Rettung Frankreichs eine Legion, ein Volk von öffentlichen Anklägern.

Aber, und darin unterscheidet sich die revolutionäre Inquisition sehr von der des Mittelalters, die durch Beichtstuhl und tausend verschiedene Mittel bis auf den Grund der Seelen drang, — sie hatten

[205]) Gericht.

nur äußere Mittel zu ihrer Verfügung, Beweismittel, die oft unsicher waren. Daraus entstand ein übermäßiges, krankhaftes Mißtrauen, ein Geist, der um so argwöhnischer war, je weniger er Gewißheit hatte, auf den Grund zu dringen. Alles war aufregend, alles beunruhigte, alles erschien „verdächtig".

Die Besorgnis war zu natürlich bei der Gefahr, in der Frankreich schwebte und mit ihm die Revolution, die Sache der Freiheit und des Menschengeschlechtes! Die glückverheißende Revolution, tausend Jahre erwartet, gestern endlich angebrochen und schon dem Untergang nahe! Gerade war sie mit einem Ruck denen entrissen, die sie begonnen hatten, war in ihre eigenen Herzen gesenkt wie das beste Teil ihrer selbst. Es war nicht mehr ein äußeres Gut, das man ihnen entreißen konnte, es handelte sich um das Leben selbst. Keiner hätte den Verlust überlebt.

Will man den Jakobinern Gerechtigkeit widerfahren lassen, dann muß man sich in die Zeit versetzen und in ihre Lage, muß den Zwang verstehen, unter dem sie sich befanden.

Sie standen einem ungeheuren Bunde gegenüber, der halb aus Idioten, halb aus Schuften bestand, dem, was man die Welt der „anständigen" Leute nannte und nennt.

Da waren einerseits zwei Verräter: der König, der gerade sein Volk an Europa verrät, und der Priester, der das Volk an die Einfältigen verrät, an die Frauen, an die Vendée.

Da war anderseits das ungereimte Bündnis zwischen Lafayette und Bouillé, zum Vorteil des letzteren, das (in der besten Absicht geschlossen) die Revolution in die Hände ihrer Feinde liefern mußte.

Wer vermag im einzelnen zu sagen, was der Bund der „anständigen" Leute bedeutete, in der Stadt, auf dem Lande, in den Dörfern?

Die Priester, die Frauen, die Adligen und sogenannten Adligen. —

Die Frauen! Welch eine Macht! Was braucht man die Presse bei solchen Bundesgenossen? Ihr Wort ist ein viel wirksameres Mittel. Es ist wahrhaft stark und um so stärker, als es nichts Gewaltsames besitzt; es gibt nach, duckt sich, um sich dann höher zu erheben. Sagt den Frauen ein Wort ins Ohr: das Wort läuft, eilt, wirkt, Tag und Nacht, morgens im Bett und am Herd, auf dem Markt und abends beim Plaudern vor den Türen, überall — wirkt auf den Mann, auf das Kind, auf alle. Dreimal Mann, wer da widersteht!

Das ist ein wirkliches, ein furchtbares Hemmnis für die Revolution. Was bedeuten im Vergleich damit das Ausland und alle Armeen Europas? Haben wir Mitleid mit unseren Vätern!

Und wer möchte wohl die verwirrenden Einzelheiten der adligen und sogenannten adligen Welt durchdringen? Die moderne Fäulnis

der Parlamente, ihr altes Polizeiwesen, das stärkste Hindernis, das Lafayette in Paris gefunden zu haben versichert. Die niedere Gefolgschaft der Händler, kleinen Rentner und ganz kleinen Gläubiger, die dem Klerus und den Adligen anhingen.

Und diese Adligen wurden, dank Lafayette und den revolutionären Gesetzen, Vorgesetzte, Offiziere ihrer Klientschaft in der Nationalgarde.

Um alledem Widerstand zu leisten, bedurfte der neue Verband einer sehr straffen Organisation. Die besaß die Pariser Gesellschaft. Deren anfängliche Eigenheit bestand weniger in den Theorien als in dem praktischen Geist ihrer Gründer.

Der bedeutendste war Duport, und er blieb lange Zeit der eigentliche „Kopf" unter den Jakobinern. „Was Duport gedacht hat," meinte man, „das sagte Barnave und tut Lameth." Mirabeau nannte sie das „Triumgueusat". Wegen der kraftvollen Hiebe, die sie dem Königtum versetzten, hielt man sie für Republikaner und vermutete eine tiefe Absicht bei ihnen, einen wohlausgearbeiteten Plan, dem Ganzen an Kopf und Gliedern eine andere Gestalt zu geben. Ihnen selbst schmeichelte dieser schlechte Ruf. Sie verdienten ihn nicht. Sie waren nur unentschlossen. Als es darauf ankam, stellte sich heraus, daß sie Anhänger der Monarchie waren, die sie zerstört hatten.

Dennoch war Duport ein Denker, ein gescheiter Kopf, weitblickender als seine Kollegen; er hatte einen vorausschauenden Geist und besaß gleichzeitig viel revolutionäre Erfahrung schon vor der Revolution. Als Rivale d'Esprémesnils im Parlament war er einer der Hauptleiter des Widerstandes gegen Calonne und Brienne gewesen. Er mußte das geheime Wirken der Parlamentspolizei von Grund aus kennen und die Organisation der Aufstände der Basoche und des Volkes zugunsten des Parlaments.

Während der Wahlen von 1789 begann er eine Anzahl Politiker in seinem Hause (Rue du Grand-Chantier, nahe dem Temple) zu versammeln. Mirabeau und Sieyès erschienen auch, wollten aber nicht wiederkommen. „Höhlenpolitik!" sagte Sieyès. Der große Metaphysiker wollte nur durch Ideen wirken.

Duport empfahl zu wirksamer Unterstützung der Ideen das heimliche Wühlen, die Aufwiegelung der Massen, die Empörung, wenn nötig.

Ein neuer Zusammenschluß geschah in Versailles. Sein Kern waren die Abgeordneten der Bretagne, er hieß daher „Club Breton". Dort wurden unter dem Einfluß Duports, Chapeliers usw. einige der kühnen Schritte vorbereitet, welche die beginnende Revolution retteten. Der kleinere Teil des Adels, zur Hälfte menschenfreundliche große Herren und unzufriedene Höflinge, trat dem „Club Breton" bei

und gab dem dort herrschenden Geist eine sehr zweideutige Färbung. Die verwegensten unter den revolutionären Höflingen waren die Brüder Lameth, junge Obersten aus einer am Hofe sehr bevorzugten, aber durchaus nicht zufriedenen Familie.

Sie waren Edle aus Artois und in der Franche-Comté gewählt worden. Ein Abgeordneter aus dieser letzteren Provinz und sehr wahrscheinlich ein Vertrauensmann der Lameth war es auch, der im Oktober 1789, als die Versammlung in Paris war, von den Jakobinermönchen ein Vereinslokal für die Abgeordneten mietete. Die Mönche vermieteten ihr Refektorium für zweihundert Franken und für zweihundert Franken das Mobiliar, Tische und Stühle. Später, als der Raum nicht mehr ausreichte, ließ sich der Klub die Bibliothek und schließlich die Kirche dazu geben. Die Gräber der alten Mönche, die eingesargte Schule des Heiligen Thomas, die Ordensbrüder von Jacques Clément wurden so die stummen Zeugen und Vertrauten der revolutionären Intrigen.

Außer den Mitgliedern des Club Breton hatten viele Abgeordnete, die niemals vorher in Paris gewesen waren und sich nach den Oktoberszenen nicht sehr behaglich fühlten, die sich in diesem Ozean von Menschen wie verloren vorkamen, in der Rue Saint-Honoré Wohnung genommen, nahe beieinander, um, wenn nötig, schnell zusammenkommen zu können. Sie waren da in unmittelbarer Nähe der Versammlung, die damals in der Manège tagte, an der Stelle, wo sich heute die Rue de Rivoli und die Rue de Castiglione kreuzen. Es war ihnen bequem, sich beinahe gegenüber im Jakobinerkloster zu versammeln.

Zuerst kamen hundert Abgeordnete, dann zweihundert, später vierhundert. Sie nahmen den Titel „Freunde der Verfassung" an. In Wirklichkeit machten sie diese. Sie wurde völlig von ihnen vorbereitet; diese vierhundert waren unter sich enger verbunden, disziplinierter und überdies strenger als die anderen Abgeordneten, und wurden die Herren der Versammlung. Gesetze und Wahlbestimmungen brachten sie fertig mit; sie allein ernannten die Präsidenten, Sekretäre usw. Eine Zeitlang verbargen sie ihre Allmacht und nahmen bisweilen den Präsidenten aus anderen Reihen als den ihrigen.

Im Winter 1789 kam ganz Frankreich nach Paris. Viele bedeutende Männer wollten bei den Jakobinern eintreten. Diese nahmen zunächst ein paar hervorragende Schriftsteller auf — Condorcet war der erste —, dann andere bekannte Persönlichkeiten, die von sechs Mitgliedern eingeführt und empfohlen werden mußten. Der Zutritt war nur mit Karten gestattet, die an der Tür von zwei Mitgliedern sorgfältig geprüft wurden.

Der Jakobinerklub konnte nicht lange nur eine Werkstatt für Gesetze bleiben, ein Laboratorium, um sie vorzubereiten. Er wurde schon bald ein großer Ausschuß der revolutionären Polizei.

Die augenblickliche Lage verlangte es so. Was half es, eine Verfassung zu machen, wenn der Hof durch einen geschickten Streich das mühsam erbaute Gerüst umwerfen konnte? Ich habe berichtet, wie Duport auf die Nachricht von der Verschwörung von Brest, das, erzählte man, den Engländern ausgeliefert werden sollte (27. Juli 1789), durch die Versammlung einen Untersuchungsausschuß errichten ließ. Der Ausschuß hatte keine Beamten zur Verfügung, außer denen der Regierung, die er überwachen sollte. Die ihm fehlenden Agenten fanden sich unter den Jakobinern. Lafayette, der zu seinem Schaden ihre Einrichtung kennenlernte, erzählt, ihr Kern sei ein Ausschuß von zehn Mann, der bei ihnen selbst den Namen „Sabbat" habe, und der jeden Tag den Befehl der Lameth empfinge; jeder der zehn gäbe die Order weiter an zehn andere von verschiedenen Bataillonen und Sektionen, so daß alle Sektionen gleichzeitig dieselbe Anzeige gegen die Behörden empfingen, dieselbe Aufforderung zum Aufstand usw.

Lafayette hatte den Untersuchungsausschuß der Stadt für sich und viele ergebene Leute in der Nationalgarde. Diese beiden Polizeien arbeiteten gegeneinander und gegen die des Hofes. Die der Jakobiner, die im Sinne der Volksbewegung verfuhr, der steigenden Flut, fand ebenso geringe Schwierigkeiten, wie die anderen auf große Hindernisse stießen. Sie verbreitete sich überall, arbeitete in jeder Stadt gegen die Gemeindebehörden, stellte jeder bürgerlichen und militärischen Körperschaft eine Gesellschaft zur Überwachung und Angeberei entgegen.

Ich habe von dem „Club von 89" gesprochen, den Lafayette und Sieyès zuerst den Jakobinern gegenüberzustellen versuchten. Dieser vermittelnde Klub, der die Monarchie mit der Revolution verbinden zu können glaubte, hätte, wäre er ans Ziel gelangt, nur die Vernichtung der Revolution erreicht. Heute, wo so viele heimliche Dinge ans Licht gekommen sind, kann man kühn behaupten, daß ohne die stärkste, ohne die energischste Tätigkeit die Revolution verloren gewesen wäre. Wenn sie nicht wieder zum Angriff überging, dann war sie erledigt. Das törichte Bündnis Bouillés und Lafayettes hatte ihr den schwersten Hieb versetzt. Durch die Jakobiner ergriff sie wieder die Offensive.

Am 2. September erfuhr man in Paris, was in Nancy geschehen war, und am gleichen Tage, wenige Stunden später, erfüllten vierzigtausend Menschen die Tuilerien, belagerten die Versammlung und



Sieyès.
Stich von Fiesinger nach J. Guérin.



Abbé Grégoire



Jean-Paul Marat.
Nach einem Stich von Blanchard.



Hinrichtung des Marquis von Favras
Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

schrien: „Entlassung der Minister! Den Kopf der Minister! Die Minister an die Laterne!“

Die Wirkung der Nachricht war abgeschwächt, die Erregung durch Erregung beherrscht, der Schrecken durch den Schrecken.

Die außergewöhnliche Schnelligkeit, mit der dieser Aufruhr zustande kam, beweist zugleich den leicht entzündbaren Zustand des Volkes und die ausgezeichnete Organisation der Jakobinergesellschaft, die im gleichen Augenblick, wo sie das Signal gab, die Tat zur Ausführung bringen konnte.

Und Herr de Lafayette mit seinen dreißig und einigen tausend Mann Nationalgarde, mit seiner Militär- und Gemeindepolizei, mit den Hilfsquellen des Hôtel de Ville und des Hofes — der sich ihm einen kurzen Augenblick genähert hatte, um „den Streich von Nancy zu führen“ —, Lafayette konnte mit so vielen verschiedenen Mitteln nichts dagegen tun.

Der Minister, gegen den man das Volk zuerst hetzte, tat damals am wenigsten; es war Necker, der Finanzminister. Alles, was er tat, war: schreiben. Er hatte gerade eine Denkschrift gegen die Assignaten erscheinen lassen. Man ließ einige Banden los, um gegen ihn zu schreien und zu drohen. Lafayette, der in Nancy so stark zuschlug, wagte in Paris keinen Streich und riet Necker, sich in Sicherheit zu bringen. Auf den Antrag eines jakobinischen Abgeordneten beschloß die Versammlung, sie würde selbst den Staatsschatz verwalten. Eine schwerwiegende Entscheidung, einer der heftigsten Hiebe, die man gegen das Königtum führen konnte.

Die beiden Parteien haben sich gebildet: die Jakobiner, die Konstitutionellen; beide gebrauchen ihre Kraft, die Gewalttat, den Schrecken. Lafayette trifft durch Bouillé, die Jakobiner durch den Aufruhr. Schrecken in Nancy, Schrecken in Paris.

Wie viele Jahrhunderte trennen uns von dem Bundesfest im Juli? Wer kann es glauben? Zwei Monate. Wo ist das schöne Friedenslicht geblieben? Die strahlende Julisonne verfinstert sich plötzlich. Wir treten in eine düstere Zeit, voll von Verschwörungen und Gewalttätigkeiten. Im September wird alles dunkel. Die hitzige, ruhelose Presse marschiert merkbar tappend. Sie blinzelt, sie sieht, sie sieht nicht, sie vermutet. Die beginnende Jakobinerinquisition gibt schwaches und falsches Licht, erhellend und verdunkelnd zugleich, wie die rauchigen Lichter in dem großen Kirchenschiff des Klosters in der Rue Saint-Honoré, wo sie sich versammeln.

Nur eins war klar in dieser Finsternis: die Anmaßung der Adligen.

Sie hatten überall eine herausfordernde, aufreizende Haltung angenommen. Überall beleidigten sie die Patrioten, die friedlichsten

Leute, die Nationalgarde. Bisweilen mischte sich das Volk hinein; blutige Auftritte waren die Folge.

Um nur ein Beispiel zu nennen: in Cahors machten sich zwei adlige Brüder einen Spaß daraus, einen Nationalgardisten zu beleidigen, der das „Ça ira“ gesungen hatte. Man wollte sie festnehmen; sie verwundeten und töteten, was ihnen in den Weg kam, warfen sich dann in ihr Haus, verstärkten sich, schossen mit mehreren Gewehren auf die Menge, töteten eine ganze Anzahl Leute. Man legte Feuer an das Haus, um dem Gemetzel ein Ende zu machen.

Sogar in der Versammlung, im Heiligtum der Gesetze, hörte man von den Edelleuten nichts als Beleidigungen und Herausforderungen. D'Ambly bedrohte Mirabeau mit seinem Spazierstock. Ein anderer verstieg sich zu der Äußerung: „Warum fallen wir nicht mit dem Degen über diese Bettler her?“

Einer wurde von ihnen bestimmt, Karl de Lameth zu zwingen, sich zu schlagen; er folgte ihm zwei volle Tage. Lameth war sehr tapfer und geschickt, weigerte sich aber hartnäckig, jenen mit einem Degenhieb zu beehren. Am dritten Tage, da nichts Lameths Geduld erschöpfen konnte, beschuldigte ihn die ganze Rechte geschlossen der Feigheit. Der junge Herzog von Castries beleidigte ihn, sie gingen hinaus: Lameth wurde verwundet. Das Volk geriet in große Wut. Man verbreitete, der Degen Castries' sei vergiftet gewesen, und Lameth müsse sterben.

Die Jakobiner hielten die Gelegenheit für günstig, die Duellanten zu erschrecken. Ihre Agenten holten die Menge zum Hôtel Castries; es geschah weder ein Mord noch ein Diebstahl, aber alle Möbel wurden zerbrochen und auf die Straße geworfen. All das ruhig und mit Absicht; die Eindringenden stellten eine Wache vor das Bild des Königs, das allein verschont wurde. Lafayette kam und sah, konnte aber nichts machen; die Mehrzahl der Nationalgarden war selbst über die Verwundung Lameths empört und fanden, daß die Einbrechenden schließlich nicht unrecht hatten (13. November 1790).

Von diesem Tage an wich der Schrecken der Duellanten, der den Adel allmählich gefürchtet machte, einem anderen Schrecken, dem vor der Rache des Volkes. Die persönliche Überlegenheit der Adligen in der Fechtkunst bedeutete vor der Menge nichts. Sie hatten versucht, aus jeder Parteifrage Ehrenfragen zu machen. Sie mißbrauchten die Gewandtheit. Man stellte ihnen die Zahl entgegen. Die tapfersten Revolutionäre, die sich seitdem auf allen Schlachtfeldern bewährten, weigerten sich, den Raufbolden den leichten Vorteil in Zweikämpfen zu lassen.

Dreiundreißigstes Kapitel

Prinzipienstreit in der Versammlung und bei den Jakobinern

Paris gegen Ende 1790. — Der soziale Verein; „Bouche de fer". — Der „Club von 89". — Der Jakobinerklub. — Robespierre bei den Jakobinern. — Die Anfänge Robespierres. — Robespierre als Zehnjähriger verwaist; er wird Stipendiat des Klerus. — Seine literarischen Versuche. — Er wird Strafrichter in Arras, legt sein Amt nieder. — Er plädiert gegen den Bischof. — Robespierre als Mitglied der Generalstaaten. — Am 5. Oktober unterstützt er Maillard. — Verabredung, ihn lächerlich zu machen. — Seine Einsamkeit und seine Armut. — Er bricht mit den Lameth. — Unsicheres und rückschrittliches Auftreten der Versammlung. — Verminderung der Zahl der Aktivbürger. — Doppeldeutiges Verhalten der Lameth und der damaligen Jakobiner. — Sie vertrauen ihre Zeitung einem Orléanisten an (November). — Rechtschaffenheit Robespierres. — Seine Politik. — Im Jahre 1790 stützt er sich auf die einzigen großen Gesellschaften, die damals in Frankreich bestehen: die Jakobiner und die Priester.

Ende 1790 gab es einen deutlichen Stillstand, wenig oder keine Bewegung. Nur die Schlagbäume waren von zahlreichen Wagen gesperrt und die Wege von Emigranten überflutet. Statt ihrer kamen viele Fremde nach Paris, um das große Schauspiel zu beobachten.

Ein beunruhigender, ruheloser Stillstand. Man wunderte sich, man erschrak fast, daß sich nichts ereignete. Der hitzige Camille ist trostlos, daß er nichts zu berichten hat; in der Pause heiratet er und verkündet der Welt dies Ereignis.

Keine Bewegungen mitten im Kriege (denn so empfand man es bereits), — das war unnatürlich. In Wirklichkeit geschahen zwei ungeheure Ereignisse.

Erstens verriet der König Frankreich an die Könige Europas.

Zweitens vollzog sich gegen die kirchlich-aristokratische Verschwörung die starke jakobinische Verschwörung.

Der wesentlichste Zug dieser Zeit ist die Vervielfältigung der Klubs, die ungeheure Gärung besonders in Paris; an jeder Straßenecke bilden sich Versammlungen. Das glänzende und einförmige Paris im Frieden gibt keine Vorstellung von dem Paris von damals. Tauchen wir für einen Augenblick unter in dieses aufgewühlte, lärmende, gewalttätige, schmutzige und dunkle, aber auch lebendige, von Leidenschaften überschäumende Paris.

Wir schulden dem ersten Schauplatz der Revolution, dem Palais-

Royal, die Rücksicht, dort den ersten Besuch zu machen. Ich führe euch geradenwegs hin; denken wir uns die erregte Menge, die lärmenden Gruppen, die Scharen von Frauen, die sich den Freiheiten der Natur gelobt haben, weg. Durchschreiten wir die engen, behinderten, dumpfen Galerien aus Holz, den dunklen Durchgang, in dem wir fünfzehn Stufen hinabsteigen — und wir sind mitten im Zirkus.

Man predigt! wer würde das erwartet haben, an diesem Ort, in dieser durchaus weltlichen, mit hübschen, zweideutigen Frauen untermischten Versammlung? Im ersten Augenblick konnte man an eine Erbauungsrede denken mitten unter den Mädchen. Doch nein, die Versammlung ist viel ernster, ich erkenne zahlreiche Schriftsteller und Akademiker; am Fuße der Rednertribüne steht Herr de Condorcet.

Ist der Redner wohl ein Priester? Dem Kleide nach ja; er hat ein schönes Gesicht, ist ungefähr vierzig Jahre alt, spricht feurig, bisweilen trocken und dann wieder hastig, ohne jede Salbung; er sieht mutig, aber ein wenig seltsam aus. Gleichgültig, ob er Prediger, Dichter oder Prophet ist: es ist der Abbé Fauchet. Dieser heilige Paulus spricht zwischen zwei Theklas. Die eine verläßt ihn nie, sie folgt ihm wohl oder übel in den Klub, zum Altar, — so groß ist ihr brennender Eifer; die andere Dame ist eine Holländerin, gutherzig und edlen Geistes. Frau Palm Alder, die Fürsprecherin der Frauen, die ihre Gleichberechtigung verkündet. Sie arbeiten eifrig daran. Fräulein Kéralio gibt ein Blatt heraus. Bald wird Madame Roland Minister sein und noch mehr.

Ich wundere mich kaum, daß dieser Prophet, der so ganz von Frauen umgeben ist, beredt von der Liebe spricht; die Liebe kehrt jeden Augenblick wieder in seinen flammenden Worten. Es handelt sich glücklicherweise um die Liebe zur Menschheit. Was will er? Er scheint ein unbekanntes Geheimnis zu erklären und dreitausend Menschen anzuvertrauen. Er spricht im Namen der Natur, und hält sich dennoch für einen Christen. Seltsam vereint er, in einer Art Freimaurertum, Baco und Jesus. Bald im Vordertreffen der Revolution, bald Rückschrittler, predigt er heute Lafayette und geht morgen noch weiter als die Demokraten, gründet die menschliche Gesellschaft auf die Pflicht, „jedem ihrer Mitglieder das zum Leben Notwendige zu geben". Manche glauben, in seiner dunklen Lehre das Ackergesetz zu erkennen.

Sein Blatt, das Blatt des „Sozialen Vereins zur Verbindung der Freunde der Wahrheit", heißt „Bouche de fer"[206]), ein drohender, fürchterlicher Titel. Dieser immer geöffnete Mund (Rue de l'Ancienne Comédie nahe beim Café Procope) verschlingt Tag und Nacht die

[206]) „Der eiserne Mund".

anonymen Mitteilungen, die Anklagen, die man hineinwerfen will. Aber beruhigt euch, die meisten bleiben drinnen liegen. Der „Eiserne Mund“ beißt nicht [207]).

Gehen wir hinaus. Wir befinden uns in einer Krisis und müssen wachsam und vorsichtig sein. Hier gibt es zu viel Theorien, zu viel Frauen und zu viel Träume. Die Luft tut uns nicht gut. Liebe, Friede, zweifellos ausgezeichnete Dinge, aber — — der Krieg hat begonnen. Kann man Menschen und Prinzipien, die sich feindlich sind, einander in die Arme treiben, bevor man sie versöhnt hat? Und was mein Mißtrauen mehrt, über dem Zirkus wohnt der verdächtige „Klub von 89“, in glänzenden, hellerleuchteten Räumen, im ersten Stockwerk des Palais-Royal, der Klub der Lafayette, Bailly, Mirabeau, Sieyès, derer, die bremsen möchten, bevor sie Garantien haben. Jeden Augenblick erscheinen diese Abgötter des Volkes auf dem Balkon, grüßen königlich die Menge. Diesem begüterten Klub ist die Hauptsache ein guter Restaurateur.

Ich ziehe es vor, bei dem gelben Licht der Straßenlaternen, die in weiten Abständen den Nebel der Rue Saint-Honoré durchbrechen, der schwarzen Menschenflut zu folgen, die alle dem gleichen Ziel zustreben, der kleinen Pforte des Jakobinerklosters. Hier holen sich jeden Morgen die Urheber des Aufstandes den Befehl der Lameth oder empfangen von Laclos das Geld des Herzogs von Orléans. Zu dieser Stunde ist der Klub geöffnet. Treten wir vorsichtig ein, der Ort ist schlecht erleuchtet. Dennoch ist eine große, wahrhaft ernste, achtunggebietende Versammlung im Gang. Hier findet die öffentliche Meinung aus allen Gegenden Frankreichs ihr Echo; hier regnen die wahren oder falschen Nachrichten aus den Departements, die gerechten oder ungerechten Anklagen. Hier werden auch die Bescheide erteilt. Hier ist wirklich das Zentrum aller Freimauerei, aller Schwestergesellschaften, nicht bei dem harmlosen Fauchet, der nur die leere Form besitzt.

Ja, dieses Kirchenschiff ist dunkel, aber um so feierlicher. Betrachtet die vielen Abgeordneten, wenn ihr deutlich sehen könnt; es waren schon einmal vierhundert; was ihr heute seht, sind ungefähr zweihundert, darunter wie immer die Hauptführer, Duport, Lameth und das anmaßende, herausfordernde, hochmütige Gesicht des jungen, glänzenden Advokaten Barnave. Um die abwesenden Abgeordneten zu ergänzen, hat die Gesellschaft ungefähr tausend Mitglieder zugelassen, alles tätige, ausgezeichnete Leute.

---

[207]) Unter all seinem Wust von falschem Mystizismus und Freimaurerei enthält das Blatt viele gute und seltsame Seiten. Es verdiente vielleicht, neu gedruckt zu werden als geschichtliche Merkwürdigkeit.

Hier ist keiner aus dem Volk. Die Arbeiter kommen zu anderen Stunden und in einem anderen Saal, unter diesem gelegen, zusammen. Man hat zu ihrer Unterweisung einen Bruderverein gegründet, wo man ihnen die Verfassung erklärt. Ebenso beginnt ein Verein von Frauen aus dem Volke sich in dem unteren Saale zu versammeln [208]).

Die Jakobiner sind eine vornehme, gebildete Gesellschaft. Der größere Teil der französischen Literatur gehört ihr an. Laharpe, Chénier, Chamfort, Andrieux, Sedaine und viele andere; reichlich sind die Künstler vertreten: David, Vernet, Larive, und die Revolution im Theater: der junge Römer Talma. An den Türen, um die Eintrittskarten zu prüfen und die Mitglieder zu legitimieren, zwei Kontrolleure: der Sänger Laïs und jener schöne junge Mann, der würdige Schüler der Frau von Genlis, der Sohn des Herzogs von Orléans.

Der dunkle Mann im Bureau, der so düster lächelt, ist der Agent des Prinzen selbst, der nur allzu bekannte Verfasser der „Liaisons dangereuses". Und welch ein Gegensatz: auf der Tribüne spricht Herr von Robespierre.

Der ist ein anständiger Mensch, der fest bei seinen Grundsätzen bleibt. Ein sittenstrenger Mensch, ein begabter Mensch. Seine schwache, ein wenig kreischende Stimme, sein mageres, trübes Gesicht, sein unveränderlicher olivenfarbener Rock (der einzige Rock, langweilig und sorgfältig gebürstet), all das beweist genügend, daß die Grundsätze ihren Mann nicht sehr bereichern. In der Nationalversammlung wenig beachtet, spielt er die erste Rolle bei den Jakobinern und wird sie immer mehr spielen. Er ist die Gesellschaft selbst, nichts mehr und nichts weniger. Er verkörpert sie vollkommen, hält gleichen Schritt mit ihr, eilt ihr niemals voraus. Wir werden ihm ganz aus der Nähe und sehr aufmerksam folgen, jede Stufe seiner Laufbahn beachten und ferner auf die tiefen Spuren hinweisen, welche die Revolution in sein bleiches Gesicht zeichnete, auf die vorzeitigen Runzeln der durchwachten Nächte und die Gedankenfurchen. Man muß ihn erzählen, bevor man ihn malt. Er ist ein völlig künstliches Erzeugnis des Glücks und der Arbeit und verdankt der Natur wenig; man kann ihn nicht verstehen, wenn man nicht genau die Umstände kennt, die ihn schufen, den starken Willen, der ihn schuf.

Wenige Menschen begannen unglücklicher: zuerst Schlag auf Schlag Unglück in Familie und Vermögen; dann von der hohen

---

208) Marat vergleicht die Energie dieser Frauen mit dem Geschwätz der jakobinischen Aristokratie. Nummer vom 30. Dezember 1790.

Geistlichkeit beschützt und unterstützt, die den Ideen des jungen Mannes feindlich war, und dem Geist der Jahrhunderte, dem jener folgte. So entging er dem ersten Unglück nur, um einem viel größeren zu verfallen: der Notwendigkeit, undankbar zu sein.

Die Robespierre waren seit Generationen Notare in Carvin bei Lille. Das älteste Aktenstück, das ich von ihnen kenne, stammt aus dem Jahre 1600[209]). Man vermutet, sie seien aus Irland gekommen. Ihre Ahnen haben vielleicht zu den zahlreichen irischen Kolonien gehört, die im sechzehnten Jahrhundert die Klöster und Seminare an der Küste bevölkerten und dort von den Jesuiten eine Erziehung als Redner erhielten. Dort sind unter anderen Burke und O'Connell erzogen worden.

Im achtzehnten Jahrhundert suchten die Robespierre ein größeres Arbeitsfeld. Ein Zweig blieb in der Nähe von Carvin, der andere ließ sich in Arras nieder, einem bedeutenden, klerikalen, politischen und juristischen Zentrum, Sitz von Provinzialstaaten und höheren Gerichtshöfen, einem Hauptort für Geschäfte und Prozesse. Nirgendwo lasteten Adel und Kirche schwerer. Es gab besonders zwei Fürsten oder Könige von Arras, den Bischof und den mächtigen Abt von Saint-Waast, der ungefähr ein Drittel der Stadt besaß. Der Bischof hatte das Herrenrecht behalten, die Richter am Strafgericht zu ernennen. Noch heute liegt vor seinem ungeheuren Palast die Hälfte von Arras im Schatten. Straßen mit bedeutsamen Namen erinnern an die Rechtsverdreherei, die dort herrschte; feucht und trostlos umsäumen sie die Mauern des Palastes: Rue du Conseil, Rue des Rapporteurs usw. In dieser letzteren, der düstersten, der traurigsten, in einem guten, sehr anständigen Bürgerhause lebte, arbeitete, schrieb Tag und Nacht ein Advokat am Rat von Artois, ein tätiger, ehrenwerter Mann, der 1758 Robespierres Vater wurde[210]).

Er besaß keinen Reichtum außer der allgemeinen Achtung und seinem häuslichen Glück; als ihn das Unglück traf, seine Frau zu verlieren, war sein Leben zerstört. Er verfiel in unheilbare Schwermut, wurde unfähig zu Geschäften, gab die Praxis auf. Man riet ihm zu reisen. Das tat er und ließ nichts mehr von sich hören; man hat niemals erfahren, was aus ihm geworden ist.

Vier Kinder blieben verlassen in dem großen, öden Hause. Der älteste, Maximilian, wurde so mit zehn oder elf Jahren das Haupt der Familie, gewissermaßen Vormund seines Bruders und seiner beiden Schwestern. Sein Charakter änderte sich sofort; er wurde,

---

209) Sammlung des Herrn Gentil in Lille.

210) Nicht 1759. Herr Degearge hatte die Güte, mir aus Arras den kürzlich aufgefundenen Geburtsschein zu schicken.

was er dann geblieben ist: erstaunlich ernst; sein Gesicht konnte lächeln, ein gewisses scheinheiliges Lächeln wurde sogar später dessen gewöhnlicher Ausdruck; aber sein Herz lachte niemals mehr. Noch so jung, mußte er den Vater, den Herrn, den Leiter einer jener kleinen Familien spielen, die er später so ausdauernd zu empfehlen wußte.

Dieser kleine, so reife Mann war der beste Schüler im Collège von Arras. Für einen so ausgezeichneten Menschen erlangte man mühelos vom Abt von Saint-Waast eine der Freistellen, über die er im Collège Louis-le-Grand verfügte. Robespierre trennte sich also von seinem Bruder und seinen Schwestern und kam ganz allein nach Paris, ohne andere Empfehlungen als an einen Stiftsherrn von Notre-Dame, dem er sich eng anschloß. Aber er hatte kein Glück; der Stiftsherr starb bald. Und fast gleichzeitig erfuhr er, eine seiner Schwestern sei gestorben, und zwar die jüngste und geliebteste.

In den dicken, unheimlichen Mauern von Louis-le-Grand, die dunkel sind vom Schatten der Jesuiten, in den tiefen Höfen, in die die Sonne nur selten dringt, ging der Verwaiste allein spazieren, hatte wenig Verkehr mit den Glücklichen, mit der lärmenden Jugend. Die anderen, die noch Eltern besaßen und in den Ferien Familienluft und Weltluft atmeten, wurden weniger rauh von dieser traurigen Erziehung berührt, die den Seelen ihre Blüte nimmt und sie in unfruchtbarem Brand verdorren läßt. Sie drang scharf in die Seele Robespierres.

Als Waise und schutzloser Freischüler mußte er sich durch seine Leistungen schützen, durch Anstrengungen, durch ein ausgezeichnetes Betragen. Von einem Freischüler verlangt man viel mehr als von einem anderen. Er ist gehalten, Erfolg zu haben. Die guten Plätze, die Preise, die für die anderen eine Krönung bedeuten, sind für den Freischüler gleichsam eine Ehrenpflicht, eine Bezahlung, die er seinen Gönnern entrichtet. Eine gedemütigte, freudlose, harte Lage, die indessen einen Charakter wie Camille Desmoulins, einen anderen Freischüler des Klerus, nicht sehr geschädigt zu haben scheint. Desmoulins war jünger, Danton ungefähr gleichaltrig mit Robespierre; Danton gehörte den gleichen Kursen an.

Sieben Jahre, acht Jahre verstrichen so. Dann studierte er die Rechte, wie alle, wollte Anwalt werden. Das gelang ihm nicht gut; obgleich er von Natur ein gutes Urteil und scharfen Verstand besaß und ein Freund von Abstraktionen war, konnte er sich an die Weisheit der Barre, an die Spitzfindigkeiten der Rechtsverdreher nicht gewöhnen. Er war an Rousseau und Mably, an den Philosophen seiner Zeit groß geworden und verzichtete nicht gern auf Allgemein-

heiten. Er mußte schließlich nach Arras zurückkehren und in der Provinz leben. Als Preisträger von Louis-le-Grand wurde er gut aufgenommen und hatte einigen Erfolg in der Welt und in der akademischen Literatur. Die Akademie der „Rosati", die Rosen als Dichterpreise verteilte, nahm Robespierre auf. Er machte Verse wie jeder andere. Er bewarb sich bei der Lobrede auf Gresset und bekam einen zweiten Preis; später bei einem ernsteren Gegenstand: die Rückwirkung des Verbrechens, die Brandmarkung der Verwandten des Verbrechers. All das schwach geschrieben, mit einer pastorenhaften Gefühlsbreite. Aber gerade darum hatte der junge Autor einen um so tieferen Eindruck auf ein Mädchen des Ortes gemacht[211]). Das Mädchen tat den Schwur, niemals einen anderen zu heiraten. Als Robespierre von einer Reise zurückkehrte, war sie verheiratet.

Der Klerus war natürlich stolz auf einen solchen Schützling und blieb ihm sehr geneigt. Er erreichte beim Abt von Saint-Waast, daß sein junger Bruder die Freistelle bekam, die er selbst im Collège Louis-le-Grand gehabt hatte. Der Bischof ernannte ihn zum Mitglied des Strafgerichtes. Als aber Robespierre in den Fall kam, einen Mörder zum Tode zu verurteilen, griff ihn das, wie seine Schwester versichert, so sehr an, daß er seine Entlassung nahm.

Jedenfalls tat er klug daran, am Vorabend der Revolution den verhaßten Beruf eines von Priestern ernannten Richters des ancien régime aufzugeben. Er wurde Advokat. Es war sicher besser, seine Ansichten und sein Leben in Einklang zu bringen, von wenig oder von gar nichts zu leben, abzuwarten. Obgleich es ihm sehr schlecht ging, vertrat er, so erzählt man, mit lobenswerter Gewissenhaftigkeit nicht jede Sache, sondern wählte aus. Er geriet in große Verlegenheit, als er eines Tages von Bauern gebeten wurde, für sie gegen den Bischof von Arras zu plädieren. Er prüfte ihre Sache und fand sie gut; wahrscheinlich hätte zu dieser Zeit kein anderer Advokat gewagt, sie gegen den König der Stadt zu unterstützen. Robespierre hielt die Advokatur für ein Amt; er stellte die Gerechtigkeit höher als Rücksichten, Gefühle, Dankbarkeit und plädierte ohne zu zaudern gegen seinen Beschützer.

Kein Land war so geeignet, glühende Freunde der Freiheit hervorzubringen, als das Artois; keins litt schwerer unter der kirchlichen und herrschaftlichen Tyrannei. Der Boden gehörte ganz den welt-

---

[211]) Um sie handelt es sich nach meiner Meinung in der Unterschrift des ersten Bildes von Robespierre (Sammlung Saint-Aubin): Er ist sehr jung, sehr schlapp, sehr fade, mit der einen Hand die Rose haltend und die andere aufs Herz gelegt. Unten steht: „Alles für meine Freundin."

lichen und geistlichen Herren. Die lächerlichen Provinzialstaaten waren gleichsam eine Beschimpfung der Gerechtigkeit und der Vernunft. Der dritte Stand war dort lediglich durch etwa zwanzig von den Herren ernannte Maires vertreten. Die Herren, die Latour-Maubourg, d'Estournel, Lameth hatten die Verwaltung wie ein Erbgut völlig in ihrer Hand. Die Verwaltung schritt immer mehr zum Ungewöhnlichen. Ein Lameth gesteht es selbst. Zuerst hatte jeder Lehnsmann Stimmrecht, später wurde der Besitz eines Kirchspiels verlangt und der Adel im vierten Gliede, dann der im siebenten Gliede; am Vorabend der Revolution schließlich gab man sich nur noch mit dem Adel im zehnten Gliede zufrieden. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn diese durchaus rückschrittliche Provinz einen strengen Vertreter der neuen Ideen in die Generalstaaten schickte, und wenn dieser Mann, der keine Krümmungen kannte, sondern nur die gerade Linie, einen gewissen mathematischen Geist in die Revolution brachte, das Winkelmaß, den Zirkel, die Grundwaage.

Er kam von Arras und fand Arras auf den Bänken der Versammlung wieder, ich meine den treuen Haß der Priester gegen ihren Schützling, ihren Abtrünnigen und die Verachtung der Herren von Artois gegen einen Advokaten, der aus Barmherzigkeit erzogen worden war und nun neben ihnen saß. Er kannte dies Übelwollen, das die außergewöhnliche Schüchternheit des Anfängers nur vermehren mußte. Er gestand Etienne Dumont, er zittere wie Espenlaub, wenn er die Tribüne besteige. Indessen hatte er Erfolg. Als die Geistlichkeit im Mai 1789 den dritten Stand hinterlistig bat, Mitleid zu haben mit dem armen Volk und seine Arbeiten zu beginnen, antwortete Robespierre mit scharfer Heftigkeit, und als er sich durch den Beifall der Versammlung gestützt fühlte, gab er seiner Leidenschaft nach und wurde beredt.

Da er in der Nacht vom 4. August abwesend war und sich ärgerte, eine so schöne Gelegenheit verfehlt zu haben, benutzte er begierig die gefährlichen Umstände vom 5. Oktober. Als Maillard, der Redner der Frauen, eine Ansprache an die Versammlung hielt, verhielten sich alle feindlich oder stumm; nur Robespierre erhob sich und unterstützte Maillard zweimal.

Ein ernstes Beginnen, für sein Schicksal entscheidend; denn es kennzeichnete diesen schüchternen Menschen als äußerst verwegen und gefährlich und zeigte besonders seinen Freunden, daß ein solcher Mann sich nicht binden oder etwa gelehrig den Parteivorschriften folgen würde. Damals kam man allem Anschein nach unter den adligen Jakobinern überein, dieser ehrgeizige Mann solle lächer-

lich werden vor der Versammlung, solle derjenige sein, der jedermann ohne Unterschied der Partei amüsiert und amüsieren muß. In der Langeweile der großen Versammlung gibt es immer jemanden (oft ist es nicht der unverständigste), den man so dem Unterhaltungsbedürfnis aller opfert. In diesen Augenblicken des Spottes kommt man einander näher, lachen die unversöhnlichsten Feinde miteinander und werden für einen Moment einträchtig; es gibt nur noch einen gemeinsamen Feind.

Einen Menschen lächerlich zu machen, gibt es ein bequemes Mittel, nämlich dies, daß seine Freunde lächeln, wenn er spricht. Die Menschen sind im allgemeinen so oberflächlich, so leicht mitzureißen, so faule Herdentiere, daß, wenn ein Mitglied der Linken, derer um Barnave und Lameth, lachte, unfehlbar die ganze Versammlung einstimmte. Ein einziger scheint an diesen Unwürdigkeiten keinen Teil gehabt zu haben, ein wahrhaft Starker: Mirabeau. Er antwortete dem schwachen Gegner immer ernsthaft und rücksichtsvoll, achtete in ihm das Bild des Fanatismus, aufrichtiger Leidenschaft, beharrlicher Arbeit. Nachsichtig und mit der Güte des Genies enthüllte er schließlich den tiefen Dünkel Robespierres, die Ehrfurcht, die jener gegen sich selbst, gegen seine Person und seine Worte hegte. „Er wird höher steigen," sagte Mirabeau, „denn er glaubt alles, was er sagt."

Die Versammlung besaß viele Redner und war mit Recht anspruchsvoll. An den Löwenkopf Mirabeaus gewöhnt, an die freche Selbstgefälligkeit Barnaves, an Cazalès Hitze und die unverschämte Zanksucht Maurys, fand sie den Anblick des dürftigen Gesichtes, die Unbeholfenheit und Schüchternheit Robespierres peinlich. Die beständige Anspannung von Muskeln und Stimme, sein einförmigmühevoller Vortrag, sein ein wenig kurzsichtiger Blick machten einen beschwerlichen, ermüdenden Eindruck, dem man sich durch den Spott entzog. Um das Unrecht voll zu machen, ließ man ihm nicht einmal den Trost, sich gedruckt zu sehen. Aus Nachlässigkeit oder vielleicht auf den Wink der „Freunde" Robespierres, verstümmelten die Journalisten seine sorgfältigst ausgearbeiteten Reden grausam. Sie blieben hartnäckig dabei, seinen Namen nicht zu kennen, und nannten ihn immer: „Ein Mitglied" oder „Herr N.", oder machten wohl drei Sterne.

So gequält, ergriff er nur um so begieriger jede Gelegenheit, sich reden zu hören, und dieser unverrückbare Entschluß, immer zu sprechen, machte ihn bisweilen wirklich lächerlich. Als zum Beispiel der Amerikaner Paul Jones der Versammlung seinen Glückwunsch aussprach, und der Präsident darauf geantwortet hatte, hielt jeder-

mann die Antwort für genügend, nur Robespierre blieb dabei, ebenfalls zu antworten. Murren, Unterbrechungen: nichts machte ihn irre. Kaum brachte er ein paar unbedeutende, nutzlose Worte hervor, appellierte außerdem an die Tribünen, forderte die Freiheit der Meinung und schrie, man suche seine Stimme zu ersticken. Da brachte Maury alle Anwesenden zum Lachen durch den Antrag, die Rede des Herrn Robespierre müsse gedruckt werden.

Robespierre besaß nichts, diese Demütigungen zu vergessen, die seiner Eitelkeit äußerst empfindlich waren, weder Familie noch Gesellschaft. Er war allein, und er war arm. Er brachte den Ekel mit heim in seine Einsamkeit im Marais, in seine armselige Wohnung in der bescheidenen Rue de Saintonge. Ein kaltes Zimmer, ärmlich, ohne Möbel. Er lebte bescheiden und sehr eingeschränkt mit seinem kleinen Abgeordnetengehalt; davon schickte er noch ein Viertel nach Arras an seine Schwester; ein anderes Viertel erhielt eine Geliebte, die ihn sehr liebte, ihm aber keinerlei Dienste leistete; er verschloß sogar oft die Tür vor ihr und behandelte sie nicht gut [213]). Er war sehr mäßig und aß für dreißig Sous, trotzdem blieb ihm kaum etwas für die Kleidung. Als die Versammlung beim Tode Franklins Trauer anordnete, war Robespierre in großer Verlegenheit. Er lieh sich einen schwarzen Rock von einem Manne, der viel größer war als er; der Rock schleppte um vier Zoll nach. „Nihil habet paupertas durius in se quam quod ridiculos homines facit.“ (Juvenal.)

Um so mehr versenkte er sich in die Arbeit. Aber dazu blieben ihm nur die Nächte, denn die Tage verbrachte er ganz, mit unentwegter Pünktlichkeit, bei den Jakobinern und in der Versammlung, in ungesunden, stickigen Sälen, in denen sich Mirabeau eine Augenkrankheit holte und Robespierre Blutstürze. Wenn ich nach den Merkmalen auf seinen Bildern urteilen darf, so muß sich sein Äußeres damals sehr verändert haben. Sein Gesicht, das bis dahin ziemlich jung und milde aussieht, scheint wie vertrocknet. Äußerste Verschlossenheit, die bis zur Verzerrung geht, fällt daran auf. Tatsächlich hatte er nichts, woran er den Geist erholen konnte. Sein einziges Vergnügen war, seine ziemlich klaren, aber völlig farblosen Reden zu verbessern und zu feilen; durch die Arbeit gewöhnte er sich

---

[213]) Ich verdanke diese und mehrere andere Einzelheiten dem Werke des Herrn Villiers (Souvenirs d'un déporte, 1802), der den größten Teil des Jahres 1790 mit Robespierre verlebte und ihm oft umsonst als Sekretär diente. Im übrigen habe ich mich fast überall an die Memoiren von Charlotte de Robespierre gehalten, die im Anhang zu den „Oeuvres de Robespierre“ (herausgegeben von Laponneraye) gedruckt sind.

die platte Alltäglichkeit ab und gelangte allmählich zu einem schweren Stil.

Am meisten nutzte es ihm, daß er sich ein für alle Male von seiner eigenen Partei losmachte, daß er für sich blieb, mit den Lameth brach und nicht länger die Kette dieser zweifelhaften Freundschaft schleppte. Als Robespierre eines Morgens zum Haus der Lameth kam, konnten oder wollten diese ihn nicht empfangen; da kam er nicht mehr hin.

So war er frei von den Männern der Auswege und wurde der Mann der Grundsätze. Damit war seine Stellung einfach und stark. Er wurde das große Hemmnis derer, die er verlassen hatte. Diese Partei- und Geschäftsmänner fanden nun bei jedem Versuch eines Ausgleichs zwischen Prinzipien und Interessen, zwischen Recht und Umständen, eine Schranke, die Robespierre vor ihnen errichtete: das losgelöste, absolute Recht. Ihren unechten, englisch-französischen, sogenannten konstitutionellen Lösungen gegenüber verwies er auf Theorien, die nicht eigentlich französisch, sondern allgemein, universal waren und dem „Contrat social", dem gesetzgeberischen Ideal Rousseaus und Mablys entsprachen.

Sie schmiedeten Ränke, wandten sich hierhin und dorthin; er blieb unentwegt. Sie mischten sich in alles, machten Kniffe, handelten, stellten sich auf jede Weise bloß; er lehrte nur. Sie erschienen wie Sachwalter, er wie ein Philosoph, ein Priester des Rechts. Er mußte sie ja auf die Dauer schwächen.

Er war ein treuer Zeuge der Prinzipien und trat immer feierlich für sie ein, erklärte sich aber selten über ihre Anwendung und wagte sich nicht auf das mißliche Gebiet der Mittel und Wege. Er sagte, *was man tun sollte*, selten, sehr selten, *wie man es tun konnte*. Doch liegt gerade darin die größte Verantwortlichkeit des Politikers, da strafen ihn die Ereignisse oft Lügen und zeihen ihn des Irrtums.

Übrigens war eine solche Versammlung leicht zu fassen. Sie schwankte, schritt vor- und rückwärts, verlor jeden Augenblick die Revolution aus den Augen.

Im Oktober 1789 erkannte die Versammlung das Wahlrecht nur denen zu, die den Wert von drei Arbeitstagen an Steuern bezahlten. So blieben von sechs Millionen Wählern, die das allgemeine Stimmrecht ergeben hatte, nur 4 298 000. Die Versammlung fürchtete damals zwei entgegengesetzte Mächte: die Volksaufwiegler in den Städten und die Aristokratie auf dem Lande; sie hatte Bedenken, zweihunderttausend Bettler in Paris abstimmen zu lassen — von

den anderen Städten zu schweigen —, und eine Million Bauern, die von den Herren abhingen.

Das war scheinbar richtig im Jahre 1789, aber viel weniger im Jahre 1791. Die Landbevölkerung, die man für unterwürfig hielt, hatte sich im Gegenteil im allgemeinen revolutionär gezeigt; fast überall hatten die Bauern berechtigte Hoffnungen an die neue Ordnung der Dinge geknüpft, sie hatten sich in Mengen verheiratet und bewiesen schon dadurch, daß sie die Gedanken an Ordnung und Frieden nicht von dem der Freiheit trennen würden.

Es lebte ein ungeheurer Glaube in diesem Volke, man mußte nur an diesen Glauben glauben. Man ist sich nicht klar genug darüber, welche Fehler und Treulosigkeiten nötig waren, um ihm dieses Gefühl zu nehmen. Es glaubte zuerst an alles, an die Ideen, an die Menschen, und bemühte sich immer, aus einer allzu natürlichen Schwäche, die Ideen in den Menschen verkörpert zu sehen; die Revolution erschien ihm heute in Mirabeau, morgen in Bailly und Lafayette; selbst unfruchtbare und langweilige Gestalten, wie die Lameth und Barnave, flößten ihm Vertrauen ein. Stets getäuscht, wandte es schließlich sein hartnäckiges Glaubensbedürfnis anderen zu.

Diesen glühenden, begabten, energischen Massen, die 1789 gestimmt hatten, zu erklären, sie besäßen dieses Recht nicht mehr, den Namen „Aktiv"-Bürger den Wählern vorzubehalten, und die Nichtwähler auf den Rang von „Passiv"-Bürgern herabzudrücken, von Bürgern, die keine sind, das erschien wie eine Gegenrevolution. Noch sonderbarer war es, den so in ihrer Zahl beschränkten Wählern zu sagen: „Ihr dürft nur Reiche wählen." Sie konnten nur diejenigen zu Abgeordneten ernennen, die wenigstens den Wert von einer Mark Silber an Steuern bezahlten (54 Franken).

Die Debatten, die sich mehrmals um diesen Gegenstand entspannen, gaben den Konstitutionellen und Nationalökonomen Gelegenheit, mit ihren groben, materialistischen Lehren vom Recht des Eigentums zu prahlen. Die letzteren verstiegen sich zu der Behauptung, die Eigentümer allein seien Mitglieder der Gesellschaft, *diese gehöre ihnen!*[214]).

Die Frage der Ausübung der politischen Rechte, schon an sich so schwer, wurde dadurch noch schwerer, daß die 1 300 000 Richter, Beisitzer und Verwaltungsbeamte, die von der Versammlung geschaffen

[214]) Unfähige Schüler Quesnays und Turgots, sahen sie nicht, daß ihre Meister nur darum das *Recht* des Bodens übertrieben haben, um diesen desto sicherer mit der *Pflicht* der Steuerzahlung zu treffen in einer Zeit, wo er ganz in den Händen der Priester und Adligen war.

waren, in Zukunft nur noch aus den Aktivbürgern genommen werden sollten. Man ging noch weiter: man versuchte, auch die Nationalgarde diesen letzteren vorzubehalten, das siegreiche Volk zu entwaffnen, das gerade die Revolution gemacht hatte.

Dies Mißtrauen gegen das Volk, der Materialismus des Bürgertums, der nur im Eigentum die Bürgschaft der Ordnung sieht, gewann immer mehr Boden in der konstituierenden Versammlung. Bei jeder Empörung wurde es größer. Die Sieyès, Thouret, Chapelier, Rabaut de Saint-Etienne wichen immer weiter zurück und vergaßen, was sie früher getan hatten. Noch merkwürdiger ist, daß jene Leute, die über den Aufstand Bescheid wußten und ihn bisweilen anstifteten, Duport, Lameth und Barnave, keineswegs beruhigt waren; sie stimmten als Abgeordnete für Gesetze, welche dieselben Leute entwaffneten, die von ihnen als Jakobiner aufgewiegelt wurden. Die Stellung dieser drei Männer wurde im Jahre 1790 merkwürdig zweideutig und wunderlich. Ihre Volkstümlichkeit hatte den höchsten Grad erreicht durch ihren Kampf gegen Mirabeau in der großen Frage des Rechtes der Entscheidung über Krieg und Frieden. Und doch: unterschieden sich ihre Ansichten wesentlich und im Grunde von den seinigen? Was waren sie eigentlich? Royalisten.

Ebenso war der einzige Mann auf der Welt, den Mirabeau vom ersten bis zum letzten Augenblick gehaßt hat, derselbe, in dem nach Mirabeaus Meinung die Falschheit der Partei am stärksten zum Ausdruck kam: Alexander von Lameth.

Wenn Lameth, Duport und Barnave sich Mirabeau nur um einen Schritt zu nähern schienen, dann verbreiterten sie den Boden für Robespierre, der bei den Jakobinern immer größer wurde. Ihre Stellung in der Vorhut macht ihnen viele Schwierigkeiten, aber sie wollten sie nicht aufgeben. Sie zauderten, benutzten alles, was Ränke und List an Auswegen bieten konnten. Indessen gingen die Dinge so rasch voran, daß man sich sehr beeilen mußte, wenn man das Königtum noch wieder stärken wollte. Karl von Lameth fand Beifall, als er der vollziehenden Gewalt vorwarf, „sie stelle sich tot“. Der Vorwurf war echt; die Lameth ahnten, daß diese von ihnen so geschwächte Gewalt sie mit sich hinabreißen würde, und wünschten aufrichtig, ihr ihre Wirksamkeit wiederzugeben.

Das wurde deutlich bei dem Ereignis von Nancy. Sie stimmten mit Mirabeau für Bouillé und Lafayette, gegen die Soldaten, zu deren Erregung und Aufwiegelung die von den Lameth geführte Jakobinergesellschaft nicht wenig beigetragen hatte.

Unter diesem offen oder versteckt rückschrittlichen Einfluß beschloß die Versammlung am 6. September, zwei Jahre lang sollten

keine Urwählerversammlungen stattfinden; die von den Urwählern bereits ernannten Wahlmänner sollten zwei Jahre die mit dem Wahlrecht verbundene Macht ausüben.

Die Lameth bereuten beinahe, aus Haß gegen Mirabeau für den Antrag gestimmt zu haben, der den Abgeordneten verbot, ins Ministerium einzutreten. Sie zweifelten nicht, daß bei den neuen Verhältnissen jeder Wechsel die Gewalt in ihre Hände oder in die ihrer Freunde spielen müßte. So traten sie lebhaft dafür ein, man solle den König bitten, die Minister zu entlassen, und zunächst gelang es ihnen durch den Volksaufstand, Necker zu verjagen. Wider alles Erwarten lehnte die Versammlung es ab, die Entlassung der anderen zu verlangen. Camus, Chapelier, die Bretonen und zweihundert Abgeordnete der Linken stimmten gegen den Antrag. Man mußte die Sektionen von Paris in Bewegung bringen, die nun nicht mehr die Entlassung der Minister forderten, sondern ein Verfahren gegen sie. Dieser Wunsch wurde der Versammlung durch Danton vorgetragen, und das erste Auftreten dieses Medusenhauptes genügte, um erkennen zu lassen, man werde vor keinem Schreckmittel zurückweichen.

Der Hof setzte um diese Zeit seine Hoffnung auf das Überhandnehmen der Mißstände; er hielt darauf, vor Europa festzustellen, daß das Königtum nicht mehr bestünde, und hätte gern gesehen, wenn der König die Versammlung gebeten hätte, selbst die Minister zu wählen. Mirabeau bekam Wind von der Sache und widersetzte sich heftig, denn er fürchtete zweifellos, die Versammlung würde unter ihren gewöhnlichen Führern wählen und zu deren Gunsten den Beschluß aufheben, der den Abgeordneten das Ministerium verschloß.

Da sah das Triumvirat, daß es den Hof niemals dazu bringen würde, ihm die Macht anzuvertrauen. Die Lameth waren in Versailles erzogen worden und hatten beim König in Gunst gestanden; sie wußten, daß ihre Undankbarkeit sie zum Gegenstand eines persönlichen Hasses machte. Sie taten einen sehr ernsten Schritt, welcher bewies, wie fern sie in diesem Augenblick Ludwig XVI. und wie nahe sie der Partei Orléans standen.

Am 30. Oktober hatten die Bischöfe ihre „Grundsätzliche Erklärung“ veröffentlicht, eine Kundgebung zum Widerstande, die den ganzen, der Revolution freundlichen niederen Klerus sozusagen unter ein geistliches Schreckensregiment stellte. Als Gegenmaßregel beschlossen die Jakobiner am 31., es solle ein Blatt geschaffen werden, um in Auszügen den Briefwechsel der Pariser Gesellschaft mit den Gesellschaften in den Departements zu veröffentlichen, eine furchtbare Ankündigung, die, wenn verwirklicht, eine gewaltige Menge von Klagen gegen die Priester und die Adligen ans Licht bringen



Danton.
Nach dem Gemälde von J. B. Greuze. (?)



Camille Desmoulins.
Nach einem Stich von F. Bonneville.

mußte. Ein solches Blatt, das so viele Menschen dem Haß des Volkes, vielleicht sogar dem Tode, ausliefern mußte, war in Wirklichkeit ein schreckliches Richteramt; der Mann, der in diesem ungeheuren Durcheinander die Namen ausziehen und wählen würde, die man opfern wollte, war gleichsam mit einer sonderbaren neuen Gewalt bekleidet, die man „Diktatur der Verleumdung“ nennen könnte.

Die Hauptführer der Jakobiner waren um diese Zeit immer noch Duport, Barnave und Lameth. Wer war der ernste Zensor, der untadelige, reine Mann, dem sie diese Gewalt anvertrauen ließen . . .? Wer möchte es glauben? Es war der Verfasser der „Liaisons dangereuses“, der bekannte Agent des Herzogs von Orléans, Choderlos de Laclos. — Er veröffentlichte im Schatten des Palais-Royal selbst, an der Türe seines Herrn, in der Cour des Fontaines, jede Woche diese Sammlung von Anklagen unter dem wenig zutreffenden Titel: „Journal des Amis de la Constitution“; wenig zutreffend, denn damals brachte es durchaus nicht die Verhandlungen der Pariser Gesellschaft, sondern schien eher ein Geheimnis daraus zu machen; es veröffentlichte nur die Briefe, die Paris von den Gesellschaften in der Provinz empfing, Briefe voll von zusammenfassenden und anonymen Anklagen; dazu schrieb Laclos irgendwelche Artikel, zuerst nichtssagende, später einfältige orléanistische, so daß der Orléanismus sieben Monate lang (von November bis Juni) unter der mit Achtung behandelten Deckung der Jakobinergesellschaft in ganz Frankreich verbreitet wurde. Die große volkstümliche Maschine wurde ihrem eigentlichen Gebrauch entfremdet und zum Vorteil des möglichen Königtums in Betrieb gehalten.

Die Leiter der Jakobiner hätten diese merkwürdige Übereinkunft zweifellos nicht getroffen, wenn ihnen nicht die Geldunterstützung der Orléanisten für die Bewegung in Paris unentbehrlich gewesen wäre. Der Hof, der alles zu spät bemerkte, begann zu bedauern, diesen gefährlichen Leuten nicht entgegengekommen zu sein. Er wandte sich zuerst an Barnaves wohlbekannte Eitelkeit (Dezember 1790), später an die Lameth. Er bat Barnave um Rat [215]). Er bat auch Mirabeau darum, Bergasse und alle Welt; und er täuschte alle Welt, denn er hörte, wie wir sehen werden, nur auf Breteuil, der zur Flucht riet, zum Bürgerkrieg und zur Rache.

Das Volk kannte alle diese häßlichen Intrigen nicht. Aber instinktmäßig fühlte es sie. Wohin es sich auch wandte, es sah nichts

---

[215]) Mémoires de Mirabeau VIII, 362.

Sicheres, keinen Menschen, der Vertrauen einflößte. Von den Tribünen der Versammlung und der Jakobiner aus spähte und suchte es nach einem ehrlichen, rechtschaffenen Gesicht. Doch selbst die Gesichter seiner Verteidiger zeugten teils nur von Intrigen, Dünkelhaftigkeit und Unverschämtheit, teils von Verderbnis.

Nur ein einziges Gesicht war beruhigend; auf ihm standen die Worte: „Ich bin ehrlich“ [216]). Auch der Rock sagte es und die Gebärde ebenfalls. Die Reden waren nur Moral, Interesse des Volkes, Grundsätze und immer wieder Grundsätze. Der Mann war nicht unterhaltend, die Persönlichkeit trocken, armselig, durchaus nicht volkstümlich, sondern eher akademisch, in gewissem Sinne sogar aristokratisch, durch ihre äußerste Sauberkeit und Sorgfalt nämlich und ihr ausgesuchtes Benehmen. Er besaß keine Freundschaft, keinen vertrauten Umgang, selbst die früheren Kameraden aus dem Collège wurden ferngehalten.

Trotz all dieser zur Volkstümlichkeit wenig geeigneten Umstände hatte das Volk einen so gierigen Hunger nach dem Rechten, daß der Redner der Grundsätze, der Mann des absoluten Rechtes, der Mann, der die Tugend lehrte, und dessen ernstes, trübes Gesicht deren Ebenbild schien, der Günstling des Volkes wurde. Je übler er von der Versammlung angesehen wurde, um so beliebter wurde er bei den Tribünen. Er wandte sich immer mehr an diese andere Versammlung, die von oben auf die Verhandlungen herabsah, sich in Wirklichkeit für die wichtigere hielt, die als Volk, als Souverän das Recht beanspruchte einzugreifen und ihre Abgeordneten auszischte.

Mit mehr Grund sollte er bei den Jakobinern in die Höhe kommen. Vor allem war er dort wunderbar beharrlich, arbeitsam, sprang immer in die Bresche, sprach immer und über alles. Bei Versammlungen wie bei Frauen wird die Beharrlichkeit immer die wirksamste Eigenschaft bleiben. Viele wurden überdrüssig, langweilten sich, verließen den Klub. Robespierre war manchmal langweilig, langweilte sich selbst aber nie. Die alten Mitglieder gingen fort. Robespierre blieb; andere kamen zahlreich und fanden Robespierre schon da. Sie waren noch nicht Abgeordnete, aber begierig, es zu werden, ungeduldig, an den öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen; in ihnen barg sich gleichsam schon die Nationalversammlung der Zukunft.

---

[216]) Robespierres immer trübseliges Gesicht hatte damals noch nicht das spukhafte, unheilvolle Aussehen, das es später annahm. Es ist ein schönes Medaillon vorhanden (von Houdon oder seiner Schule, im Besitz des Herrn Lebas), welches, wenn es treu, Liebe zum Guten anzeigt, Geradheit und vielleicht eine starke, ehrgeizige Anspannung.

Robespierre besaß weder die politische Kühnheit noch das Gefühl der Stärke, die notwendig sind, um die Macht an sich zu reißen. Ebensowenig hatte er den hohen spekulativen Schwung; er hielt sich allzu ängstlich an seine Meister Rousseau und Mably. Schließlich fehlte ihm die mannigfaltige Kenntnis von Menschen und Dingen; er wußte wenig Bescheid in der Geschichte und in der europäischen Welt.

Statt dessen besaß er mehr als alle anderen einen standhaften Willen und war ein gewissenhafter, bewundernswerter Arbeiter, der niemals nachließ.

Außerdem hatte dieser Mann, von dem man glaubte, er gehe völlig in Grundsätzen und Abstraktionen auf, von Anfang an ein richtiges Verständnis der Lage. Er wußte genau (was weder Sieyès, noch Mirabeau wußte), wo die wahre Stärke lag, wo man sie suchen mußte.

Die Starken wollen ihre Stärke zeigen, wollen sie aus sich selbst schaffen. Die Politiker sind immer auf der Suche, wo sie steckt.

Es gab zwei Kräfte in Frankreich, zwei große Gesellschaften: die eine, die selbst hervorragend revolutionär war, die Jakobiner, — die andere, die aus der Revolution Nutzen zog und leicht mit ihr versöhnt werden zu können schien, ich meine die niedere Geistlichkeit, eine Masse von achtzigtausend Priestern.

Das war die allgemeine Ansicht. Man untersuchte nicht, ob die Idee des Christentums moralisch, in aller Lauterkeit, mit der der Revolution in Einklang gebracht werden kann.

Robespierre beurteilte die Sache als Politiker; er unternahm es nicht, in der Vertiefung des neuen Prinzips die Form einer neuen Verbindung zu suchen. Er nahm, was vorhanden war, und glaubte, wer die Jakobiner und die Priester für sich habe, sei nahe daran, alles für sich zu haben.

Man konnte den Priester auf eine sehr einfache und sehr wirksame Art an die Revolution binden: man mußte ihn verheiraten. Robespierre stellte am 30. Mai 1790 den Antrag. Zweimal wurde seine Stimme erstickt. Die ganze Versammlung erschien einig, ihn nicht verstehen zu wollen. Die Linke wollte es allem Anschein nach nicht Robespierre überlassen, diese große Anregung zu ergreifen. Bemerkenswert und sicher nur dem eifersüchtigen Einfluß der jakobinischen Oberhäupter zuzuschreiben ist, daß die Zeitungen einig waren, die Rede nicht zu drucken [217]), wie die Versammlung einig gewesen war, sie nicht anzuhören.

---

[217]) Perlet spricht davon und ein paar andere; aber in den bedeutendsten Blättern wird sie überhaupt nicht erwähnt, weder in den „Révolutions de Paris", noch in den „Révolutions de France et de Brabant", noch im „Courrier

Der Widerhall beim Klerus war dennoch sehr groß. Tausende von Priestern sandten lebhafte Dankschreiben an Robespierre. In einem Monat erhielt er für tausend Franken Briefe und Verse in allen Sprachen, ganze Dichtungen von 500, 700, 1500 Versen, lateinische, griechische, hebräische.

Robespierre fuhr fort, für den Klerus zu sprechen [218]). Am 16. Juni 1790 beantragte er, die Versammlung wolle für den Lebensunterhalt der siebzig Jahre alten Geistlichen sorgen, die weder Pfründen noch Pensionen besäßen. Am 16. September trat er für gewisse geistliche Orden ein, welche die Versammlung mit Unrecht zu den Bettelmönchen gezählt hatte. Noch viel später, am 19. März 1791, als der Krieg mit der Kirche in vollem Gange war, als die niedere Geistlichkeit von den Bischöfen mit fortgerissen wurde und sehr wenig Hoffnung ließ, man könne ihn mit dem Geist der Revolution versöhnen, erhob Robespierre Einspruch gegen die beantragten strengen Maßregeln; er erklärte, es sei unsinnig, ein Ausnahmegesetz „gegen die aufrührerischen Reden der Priester" zu machen, man dürfe gegen niemanden grausam sein seiner Reden wegen.

Er wagte sich weit vor und gab sich eine große Blöße. Einer von der Linken stichelte ihn mit den Worten: „Gehen Sie doch zur Rechten über!" Er spürte den Hieb, hielt inne, überlegte und wurde vorsichtig.

Er würde sich bloßgestellt haben, wenn er bei dem Zustand, in den die Dinge geraten waren, mit seiner Fürsprache für die Priester fortgefahren wäre. Doch durften die Priester wissen und es sich gesagt sein lassen, sie würden einen Beschützer in diesem Politiker finden, wenn die Revolution jemals zum Stillstand käme.

Durch ihren immer mehr zunehmenden Korpsgeist, ihren glühenden, schroffen Glauben, ihre strenge, inquisitorische Wißbegierde hatten die Jakobiner etwas vom Priester.

---

de Provence", noch im „Point de Jour", noch im „Ami du Peuple", noch im „Moniteur", auch nicht in der „Histoire parlementaire", die hier wie anderwo dem „Moniteur" allzu gelehrig folgt, zum Beispiel in dem freiwilligen Irrtum des „Moniteur" über die angebliche Hochherzigkeit des Klerus in der Nacht vom 4. August (vergleiche Seite 195). — Villiers erzählt, daß Robespierre empfänglich war für die zahlreichen Danksagungen in Versen, die er erhielt. Er speiste mit Villiers und sagte zu ihm: „Man behauptet, es gäbe keine Dichter mehr; Sie sehen, ich kann welche machen."

[218]) Nur einmal widersetzte er sich ihm, aber bei einer Gelegenheit, wo er ihm unmöglich beistimmen konnte, als nämlich ein geistlicher Abgeordneter beantragte, die Geistlichen sollten von Geistlichen gewählt werden. Sie von der allgemeinen Regel, der Wahl durch das Volk, ausnehmen, das hätte ihre Wiederherstellung als Körperschaft bedeutet.

Sie bildeten gewissermaßen eine revolutionäre Geistlichkeit. Und Robespierre wurde allmählich ihr Haupt.

Er bewies in dieser Rolle eine bemerkenswerte Vorsicht, ergriff selten die Initiative, wurde das Werkzeug und die Verkörperung des Jakobinismus, ging niemals weiter als die Jakobiner.

Man sieht es besonders bei der Frage des Königtums. Die Übereinstimmung der an die Generalstaaten gesandten „Hefte" weckte in den Jakobinern den Glauben, Frankreich sei royalistisch. Also war auch Robespierre für einen König; doch sollte der König nicht der Stellvertreter des Volkes sein, wie Mirabeau wollte, sondern der Erwählte des Volkes, von ihm beauftragt und daher verantwortlich.

Die Jakobiner waren damals, wie Barnave glaubte — und sind es verhältnismäßig fast immer gewesen, selbst in der heftigsten Bewegung der Revolution —: eine Gesellschaft des Gleichgewichts.

Robespierre sagte damals mit Bezug auf den Cordelier Desmoulins (und mit besserem Grunde von den anderen, noch ungestümeren Cordeliers): „Sie gehen zu rasch, sie werden den Hals brechen; Paris ist nicht in einem Tage erbaut worden, und man braucht mehr als einen Tag, um es zu zerstören."

Die Kühnheit und die große Initiative gehörten den Cordeliers.

Vierunddreißigstes Kapitel

Die Cordeliers

Revolutionäre Geschichte des Klosters der Cordeliers. — Energische Persönlichkeiten im Klub der Cordeliers. — Ihr Glaube an das Volk. — Ihre Unfähigkeit, sich zu organisieren. — Reizbarkeit Marats. — Die Cordeliers sind noch jung im Jahre 1790. — Trunkenheit des Augenblicks. — Wie es im Klub der Cordeliers aussah. — Camille Desmoulins gegen Marat. — Théroigne bei den Cordeliers. — Anacharsis Cloots. — Die beiden Seelen der Cordeliers. — Ein Bild Dantons.

Beinahe gegenüber der Ecole de médicine, im Hintergrund eines Hofes, steht eine Kapelle von ernster, wuchtiger Bauart. Das ist die Sibyllinengrotte der Revolution, der Klub der Cordeliers.

Das benachbarte Hospiz und die Kapelle waren ursprünglich das Refektorium der Cordeliers und ihre berühmte Schule, der Hauptsitz der Mystiker, wo sogar deren Rivale, der Jakobinerheilige Thomas, Studien machte. Zwischen den beiden Gebäuden erhob sich die Kirche mit ihrem ungeheuren düsteren Schiff voll Grabsteinen. All das ist

heute zerstört. Die darunter befindliche unterirdische Kirche barg eine Zeitlang die Druckerei Marats.

Wunderliches Verhängnis des Ortes! Dieser Umkreis gehörte der Revolution seit dem dreizehnten Jahrhundert, und zwar immer ihrem überspanntesten Geiste. Cordeliers und Cordeliers, Bettelmönche und Sansculotten: der Unterschied ist nicht sehr groß. Religionsstreit und politischer Streit, die Schule des Mittelalters und der Klub von 1790 sind viel mehr in der Form als im Wesen einander entgegengesetzt.

Betrachtet diese Mauern, die erst gestern errichtet zu sein scheinen: sehen sie nicht ebenso fest aus wie die Gerechtigkeit Gottes? Und tatsächlich hat eine große Tat revolutionärer Gerechtigkeit sie gegründet. Der große Freund der Gerechtigkeit, der heilige Ludwig, bestrafte zum erstenmal einen hohen Baron, den Herrn von Concy, für ein Verbrechen. Von der Geldbuße, die jener bezahlen mußte, baute der König-Mönch (selbst ein Cordelier) die Schule und die Kirche der Cordeliers.

Dieser wahrhaft vorbestimmte Ort sah im Jahre 1357, als König und Adel geschlagen und gefangen waren, den ersten Konvent, der Frankreich rettete. Der Danton des vierzehnten Jahrhunderts, Etienne Marcel, Vorsteher von Paris, ließ dort von den Staaten eine Art von Republik errichten, sandte von dort die allmächtigen Abgeordneten in die Provinzen, um die Ausschreibung zu organisieren; und da die Kühnheit durch sich selbst groß wurde, bewaffnete er das Volk durch ein Wort, durch einen denkwürdigen Beschluß, der die Hut des öffentlichen Friedens dem Volke selbst anvertraute: „Wenn die Herren sich befehden, dann werden die guten Bürger über sie herfallen."

Wie sonderbar verspätet erscheint es, daß noch vier Jahrhunderte verstrichen, bis 1789 anbrach!

Der Glaube der alten Cordeliers war im höchsten Grade revolutionär; sie glaubten an die Erleuchtung, an die Inspiration der Einfältigen und Armen. Sie machten aus der Armut die vornehmste christliche Tugend; sie trieben den Ehrgeiz nach dieser Richtung auf eine unglaubliche Höhe, ließen sich lieber verbrennen, als daß sie das Geringste an ihrer Bettelmönchskutte änderten. In ihrem Haß gegen das Eigentum wurden sie die wahren Sansculotten des Mittelalters; sie übertrafen darin ihre Nachfolger vom Klub der Cordeliers und die ganze Revolution, Babeuf nicht ausgenommen.

Die Cordeliers der Revolution haben wie die des Mittelalters einen absoluten Glauben an den Instinkt der einfachen Leute; nur nennen sie es statt göttlicher Erleuchtung „Vernunft des Volkes".

Ihr völlig aus eigenstem Antrieb schaffender Geist, der bald ein-

gegeben, bald „besessen" ist, unterscheidet sie tief von der berechneten Begeisterung, dem düsteren, kalten Fanatismus, der die Jakobiner kennzeichnet.

In der Zeit, in der wir stehen, waren die Cordeliers eine viel volkstümlichere Gesellschaft. Bei ihnen bestand nicht, wie bei den Jakobinern, die Scheidung zwischen der Versammlung der Politiker und der brüderlichen Gesellschaft, wohin die Arbeiter kamen. Ebensowenig war bei den Cordeliers eine Spur von „Sabbat" oder einem leitenden Ausschuß. Auch hatte der Klub kein gemeinsames Blatt (der Versuch, eins zu machen, mißlang). Überhaupt kann man die beiden Gesellschaften nicht miteinander vergleichen. Die Cordeliers waren ein Pariser Klub. Die Jakobiner eine ungeheure Gesellschaft, die sich über ganz Frankreich ausdehnte. Aber Paris bebte und geriet in Aufruhr, wenn die Cordeliers wütend wurden. War Paris einmal in Bewegung, dann blieb den revolutionären Politikern nichts übrig, als zu folgen.

Sehr stark war der Individualismus bei den Cordeliers. Ihre Journalisten, Marat, Desmoulins, Fréron, Robert, Hébert, Fabre d'Eglantine, schrieben jeder, wie er wollte. Danton, der allmächtige Redner, war niemals zum Schreiben zu bringen. Dafür waren Marat und Desmoulins, von denen der eine stotterte und der andere mit der Zunge anstieß, nur Schriftsteller und sprachen selten.

Indessen gab es bei aller Verschiedenheit, bei allen individuellen Instinkten ein sehr starkes Band zwischen ihnen, gleichsam einen gemeinsamen Magneten. Die Cordeliers bildeten eine Art Stamm, sie wohnten alle rings um den Klub: Marat in derselben Straße, beinahe gegenüber, am Türmchen oder in der Nähe, Desmoulins und Fréron zusammen in der Rue de l'Ancienne Comédie, Danton in der Passage du Commerce, Clootz in der Rue Jacob, Legendre in der Rue des Boucheries-Saint-Germain usw.

Der ehrbare Schlächter Legendre, einer der Redner des Klubs, war eins der Originale der Revolution. Ungebildet, unwissend, sprach er trotzdem tapfer unter den Gelehrten und Schriftstellern, ohne zu beachten, ob sie lächelten; er war ein beherzter Mann und trotz seiner wütenden Worte in seinen hellen Augenblicken gutmütig. Seine herzzerreißenden Abschiedsworte am Grabe Loustalots übertrafen bei weitem alles, was die Journalisten sagten, Desmoulins nicht ausgenommen.

Originell war an den Cordeliers, daß sie immer in unmittelbarer Berührung mit dem Volke blieben, bei offenen Türen verhandelten und dauernd mit der Menge in Verbindung standen. Ein paar von ihnen, die bisher an die zurückgezogene und sitzende Lebensweise des

Gelehrten und Literaten gewöhnt waren, schlugen ihren Arbeitstisch in der Straße auf, schafften mitten in der Menge, schrieben auf einem Eckstein. Während sie Bücher herausbrachten, lasen sie selbst nur noch in dem großen Buch, in das sich unter ihren Augen jeder Tag in feurigen Zügen eintrug.

Sie glaubten an das Volk, hatten Vertrauen zu dem Instinkt des Volkes. Sie wandten viel Geist und viel Herz daran, diesem Glauben zu dienen, um ihn vor sich selbst zu rechtfertigen. Es gibt zum Beispiel nichts Rührenderes, als Desmoulins zu beobachten, diesen bezaubernden Geist, wie er sich an den Ecken des Odéon und der Comédie française unter die Maurer und Zimmerleute mischt, die abends philosophierten, und mit ihnen über Theologie plaudert, gerade wie Voltaire es getan hatte, und wie er, von ihrem Geist entzückt, ausruft: „Das sind Athener!"

Dieser Glaube an das Volk machte, daß die Cordeliers allmächtig waren beim Volke. Sie besaßen die drei revolutionären Gewalten, die drei Eigenschaften des Blitzes: das donnernde, zündende Wort, die scharfe Feder, die unverlöschbare Wut, — Danton, Desmoulins, Marat.

Darin beruhte ihre Stärke, aber auch eine Schwäche: die Unmöglichkeit, sich zu organisieren. Sie sahen in jedem Menschen das ganze Volk. Sie verlegten das absolute Recht des Souveräns in eine Stadt, eine Sektion, einen einfachen Klub, einen Bürger. So hätte jeder Mensch einen Einwand gegen ganz Frankreich besessen. Um das Volk besser frei zu machen, unterwarfen sie es der Person.

Marat, so blind-wütend er war, scheint die Gefahr dieses gesetzlosen Geistes gefühlt zu haben. Er schlug schon früh die Diktatur eines Militärtribuns vor und später die Einsetzung von drei Staatsinquisitoren. Er schien die Jakobiner um ihre Organisation zu beneiden. Im Dezember 1790 beantragte er, zweifellos nach dem Vorbild jener Gesellschaft, die Gründung einer Bruderschaft von Aufsehern und Angebern, um die Agenten der Regierung zu überwachen und zu denunzieren. Dieser Antrag hatte keine Wirkung. Da betrieb Marat die Inquisition für sich allein. Von allen Seiten schickte man ihm Anzeigen und Klagen, berechtigte und unberechtigte, begründete und unbegründete. Er glaubte alles, druckte alles.

Fabre d'Eglantine hat von der „Empfindsamkeit Marats" gesprochen. Über dies Wort haben sich die gewundert, die Empfindsamkeit mit Güte verwechseln, die nicht wissen, daß überspannte Empfindsamkeit zur Wut werden kann. Die Frauen haben Momente, wo ihre Empfindsamkeit grausam wird. Marat war ein Weib von Temperament und mehr als ein Weib, sehr nervös und sehr sangu-

inisch. Sein Arzt, Bourdier, las Marats Blatt, und als er es blutdürstiger fand als gewöhnlich — „nach Blut lechzend" —, ging er schleunigst und ließ Marat zur Ader[219]).

Der plötzliche und gewaltsame Übergang vom Studium zur revolutionären Bewegung hatte auf sein Gehirn gewirkt und ihn wie betrunken gemacht. Seine Nachdrucker und Abschreiber, die sich seines Namens und Titels bedienten und ihm ihre Ansichten unterschoben, trugen nicht wenig dazu bei, seine Wut zu vermehren. Er überließ es niemandem, sie zu verfolgen, sondern ging selbst auf die Jagd nach ihren Ausrufern, lauerte ihnen an den Straßenecken auf, nahm sie bisweilen in der Nacht fest. Die Polizei ihrerseits suchte Marat, um ihn zu verhaften. Er floh, wohin er gerade konnte. Bei seinem ärmlichen, unglücklichen Leben und seiner erzwungenen Zurückgezogenheit wurde er immer nervöser, immer reizbarer; wenn ihn Unwille und Mitgefühl für das Volk in die heftigste Bewegung brachten, dann erleichterte er seine wütende Reizbarkeit durch schauerliche Anklagen, Aufforderungen und Ratschläge zu Metzeleien und Morden. Da bei seinem immer wachsenden Mißtrauen die Zahl der Schuldigen, der notwendigen Opfer für seine Begriffe immer größer wurde, so wäre der „Freund des Volkes" schließlich dahin gekommen, das Volk zu vertilgen.

Der Natur und dem Leiden gegenüber wurde Marat sehr schwach; er konnte nach seinen eigenen Worten keine Mücke leiden sehen, aber er hätte allein eine Welt mit seinem Schreibzeug zerstört.

Mag er der Revolution durch seine ruhelose Wachsamkeit auch große Dienste geleistet haben: seine mörderische Sprache und sein gewöhnlicher Leichtsinn in Beschuldigungen hatten einen beklagenswerten Einfluß. Seine Uneigennützigkeit und sein Mut gaben seinen Wutausbrüchen Bedeutung; er wurde ein unheilvoller Lehrer des Volkes, verfälschte dessen gesunden Sinn, machte es schwach und wütend, wie Marat selbst.

Übrigens kann man nach diesem merkwürdigen Ausnahmegeschöpf nicht die Cordeliers im ganzen beurteilen. Wenn man jeden von ihnen für sich nimmt, kennt man die anderen nicht. Man muß sie vereint sehen bei ihren Abendsitzungen, wie es bei ihnen kocht und sprudelt wie in einem Vulkan. Ich werde versuchen, euch hinzuführen. Vorwärts, laßt euch durch nichts irre machen. Gebt mir die Hand.

Es ist gerade der Tag, an dem der Geist der Verwegenheit und Anarchie bei ihnen zum Durchbruch kommt und triumphiert, wo sie

[219]) Das hat Bourdier selbst dem berühmten Physiologen Serres erzählt.

gegen die Gesetze der Nationalversammlung ihr Veto einlegen und erklären, daß die Presse „auf ihrem Grund und Boden“ unbegrenzt frei ist und bleiben wird, und daß sie Marat verteidigen werden.

Beobachten wir sie in dieser Stunde. Die Zeit eilt schnell, sie werden sich bald ändern. Noch haben sie etwas von ihrem ursprünglichen Wesen. Nur ein Jahr soll vorübergehen, und wir erkennen sie nicht mehr. Wir wollen sie heute betrachten. Übrigens dürfen wir nicht hoffen, diese Schattenbilder endgültig festzuhalten, sie gehen vorüber, sie verfließen; uns selbst, die wir ihrem Schicksal folgen, trägt der reißende Strom mit hinweg; er ist aufgewühlt und trübe, voller Dreck und Blut.

Ich will sie heute sehen. 1790 sind sie verhältnismäßig noch jung, wenigstens im Vergleich zu den Jahrhunderten, die sich bis 1794 auf ihnen türmen.

Ja, Marat selbst ist jung in diesem Augenblick. Bei seinen fünfundvierzig Jahren, seiner langen, traurigen Laufbahn, verbrannt von Arbeit, Leidenschaften und Nachtwachen, ist er jung von Rache und Hoffnung.

Dieser Arzt ohne Patienten hält Frankreich für krank; er wird es zur Ader lassen. Dieser verkannte Physiker wird seine Feinde mit dem Blitz zerschmettern[220]). Der Freund des Volkes hofft, das Volk und sich selbst zu rächen. Sie wurden beide mißhandelt und verachtet. Aber ihr Tag bricht an. Nichts hält Marat auf; er flieht, verbirgt sich, trägt seine Feder und Druckpresse von einem Keller zum anderen. Er kommt kaum mehr ans Tageslicht. In diesem düsteren Leben bleibt ein Weib hartnäckig an seiner Seite, die Frau seines Druckers, die ihren Gatten verlassen hat, um sich zur Genossin dieses außerhalb der Natur, außerhalb des Gesetzes, außerhalb der Sonne stehenden Wesens zu machen. Er ist schmutzig, scheußlich, arm, — sie pflegt ihn; in unterirdischen Gelassen Marats Dienerin zu sein, zieht sie allem anderen vor.

Hochherziger Instinkt der Frauen! Er ist es auch, der um dieselbe Zeit Camille Desmoulins seine reizende, vielbegehrte Lucile verschafft. Er ist arm und in Gefahr, darum will sie ihn. Die Eltern hätten es lieber gesehen, wenn ihre Tochter einen weniger bloßgestellten Namen annähme; aber gerade die Gefahr reizte Lucile. Alle Morgen las sie Camilles glühende Blätter voller Schwung und

[220]) Ich werde diesen Charakter später gründlich untersuchen. Hier gebe ich nur den äußeren Marat, Marat als Cordelier, Marat im Jahre 1790. Ich werde später zeigen, wie der wissenschaftliche Terrorist, der Newton, Franklin und Voltaire zu töten meinte, zum politischen Terroristen wurde. Später werde ich über den Würger von 1793 sprechen.

Geist, jene satirischen, beredten, von den Zufällen des Tages eingegebenen Blätter, die dennoch das Zeichen der Unsterblichkeit tragen. Leben und Tod mit Camille: sie nahm alles hin, sie entriß den Eltern die Einwilligung und verkündete ihm selbst, lachend und weinend, sein Glück.

Viele andere machten es so wie Lucile. Je ungewisser die Zukunft wurde, je schwerer sich Stürme am Horizont bargen, um so eiliger hatten es die Liebenden, sich zu vereinigen, ihr Schicksal aneinander zu ketten, sich demselben Glück zu vertrauen, ihr Leben auf die gleiche Karte, auf den gleichen Würfel zu setzen.

Ein bewegter, wirrer Augenblick, in den sich Trunkenheit mischte, wie am Vorabend einer Schlacht; ein anziehendes, spannendes, entsetzliches Schauspiel.

Jedermann in Europa fühlte es. Wenn viele Franzosen abreisten, so kamen dafür viele Ausländer; sie schlossen sich mit ganzem Herzen unserem Tun an und wurden Franzosen für immer. Und selbst wenn sie bei uns sterben sollten, so taten sie das lieber, als anderswo leben; hier waren sie im Tode wenigstens sicher, gelebt zu haben.

So hielt der witzige und zynische Deutsche Anacharsis Clootz hier an, der, wie sein skytischer Namensvetter ein heimatloser Philosoph, seine hundertfünfzigtausend Franken Rente auf Reisen durch ganz Europa verzehrte; er setzte sich hier fest und konnte sich erst durch den Tod wieder losmachen. So wurde der Spanier Gusman, ein spanischer Grande, Sansculotte; und um die Luft des Aufruhrs, die ihm ein Genuß war, dauernd um sich zu haben, wohnte er in einer Dachkammer am Ende des Faubourg Saint-Antoine.

Doch wohin bin ich geraten? Bleiben wir endlich bei den Cordeliers.

Welch ein Andrang! Werden wir hinein können? Bürger, macht ein wenig Platz; Kameraden, ihr seht doch, daß ich einen Fremden bringe. Man wird taub bei diesem Lärm; dafür sieht man auch gar nichts; die rauchigen kleinen Lichter sind nur da, damit man erkennt, wie dunkel es ist. Welch ein Dunst lagert über der Menge! Die Luft ist schwer von Stimmen und Geschrei.

Der erste Anblick ist seltsam, unerwartet. Es gibt nichts so Gemischtes wie diese Menge: gut gekleidete Leute, Arbeiter, Studenten (unter den letzteren seht euch Chaumette an), sogar Priester und Mönche; damals kamen manche von den früheren Cordeliers an den Ort ihrer Knechtschaft und kosteten die Freiheit. Zahlreiche Schriftsteller sind da. Seht ihr den Autor des „Philinte“, Fabre d'Eglantine? Der andere mit dem schwarzen Kopf ist der Republikaner Robert, ein Journalist, der jüngst erst eine Journalistin, Fräulein Kéralio,

geheiratet hat. Dies alltägliche Gesicht ist der künftige „Père Duchesne". Neben ihm der patriotische Druckereibesitzer Momoro, der Gatte der hübschen Frau, die man eines Tages zur „Göttin der Vernunft" machen wird. Ach! diese arme Vernunft wird mit Lucile zusammen in den Tod gehen. Ja, wenn die alle hier ihr Schicksal gewußt hätten!

Aber wer führt da hinten den Vorsitz? Mein Gott, das Entsetzen selbst. — Ein schreckliches Gesicht, dieser Danton! Ein Zyklop? ein Gott der Unterwelt? . . . Das schauerliche, von Pockennarben entstellte Gesicht mit seinen kleinen dunklen Augen gleicht einem finsteren Vulkan. Nein, das ist kein Mensch, das ist das Element des Aufruhrs selbst; die Trunkenheit und der Taumel lagert darauf, das Verhängnis . . . Du düsterer Geist, du machst mir Furcht! Wirst du Frankreich retten oder verderben?

Seht da, er hat den Mund bewegt. Alle Fensterscheiben haben gezittert.

„Marat hat das Wort!"

Was! das ist Marat? Dieses gelbe Etwas in grünem Rock, mit graugelben, hervorspringenden Augen! . . . Er ist sicher viel eher ein Reptil, als ein Mensch[221]). Aus welchem Sumpf kommt diese widerliche Kreatur hierher?

Und doch sind seine Augen eher sanft. Sie glänzen, sind wie durchsichtig, irren sonderbar umher, blicken ohne zu blicken; sie erinnern an einen Visionär, der Charlatan zugleich und Tölpel ist, der meint, er habe den zweiten Blick; an einen Eckenpropheten, prahlerisch, vor allem leichtgläubig; er glaubt alles und besonders seine eigenen Lügen, alle die unfreiwilligen Fiktionen, die seine Übertreibungssucht unaufhörlich hervorbringt. Seine unwissenschaftlichen Gewohnheiten haben seinen Geist so verbildet. Und das wird immer schlimmer; bald ist er so weit, daß er täglich wenigstens ein Wunder finden oder erfinden und von seinem Keller aus verkünden muß, daß er seine zitternden Leser von Verrat zu Verrat führt, von Entdeckung zu Entdeckung, von Entsetzen zu Entsetzen.

Er dankt der Versammlung.

Dann erhellt sich sein Gesicht. Ein großer, furchtbarer Verrat, eine neue Verschwörung entdeckt! Seht, wie glücklich er ist, daß er schaudern kann und andere schaudern macht! Seht, wie das eitle,

---

[221]) Das einzige ernsthafte Porträt Marats stammt von Boze. Die von David sind wenig ähnlich. Man kann auch die Totenmaske vergleichen (obgleich sie vielleicht später ein wenig korrigiert wurde) und die Büste, die früher bei den Cordeliers war. (Sammlung des Obersten Maurin.)

leichtgläubige Geschöpf sich verändert hat! Seine gelbe Haut glänzt vor Schweiß.

„Lafayette hat im Faubourg Saint-Antoine fünfzehntausend Tabaksdosen anfertigen lassen, die alle sein Bild tragen. Da ist etwas im Gange . . . Ich bitte die guten Bürger, die sich welche verschaffen können, sie entzwei zu schlagen. Man wird die Losung der großen Verschwörung darin finden, dessen bin ich sicher [222])."

Manche lachen. Andere finden, man müsse sich erkundigen, die Sache sei der Mühe wert.

Marat verfinstert sich: „Vor drei Monaten habe ich gesagt, es gäbe sechshundert Schuldige, und mit sechshundert Stricken wäre die Sache erledigt. Welch ein Irrtum! Heute kommen wir kaum mit zwanzigtausend aus."

Tosender Beifall.

Marat wurde allmählich ein Götze, ein Fetisch des Volkes. Von den zahllosen Anzeigen und unheilvollen Vorhersagungen, die seine Blätter füllten, waren ein paar richtig eingetroffen und verschafften ihm den Ruf eines Sehers und Propheten. Schon hatten ihm drei Bataillone der Pariser Garde einen kleinen Triumphzug gebracht — der sich indessen verlief — und seine mit Lorbeer bekränzte Büste in den Straßen umhergetragen. Sein Ansehen hatte noch nicht die furchtbare Höhe erreicht wie im Jahre 1793. Desmoulins, der vor den Göttern keine größere Ehrfurcht hegte als vor den Königen, spottete bisweilen über den Gott Marat ebenso wie über den Gott Lafayette.

Ohne Rücksicht zu nehmen auf die Begeisterung Legendres, der, Augen, Ohren, Mund unverhältnismäßig weit offen, die Worte Marats trank, bewunderte, glaubte; ohne Legendres Wut bei jeder Unterbrechung zu bemerken, bemerkte der freche kleine Mann der Propheten vertraulich, wie folgt: „Immer tragisch, Freund Marat, hypertragisch, tragikotatos! Wir könnten dir vorwerfen, wie die Griechen dem Äschylos, du strebtest ein wenig zu ehrgeizig nach diesem Beinamen . . . Doch nein, du hast eine Entschuldigung; du irrst dein Leben lang in den Katakomben umher, wie die ersten Christen, das entzündet deine Einbildungskraft . . . Nun sage uns ganz ernsthaft: sind diese neunzehntausendvierhundert Köpfe, die du als Ergänzung

---

[222]) „Ami du Peuple" Nr. 319. 23. Dezember 1790. — Die Leichtgläubigkeit Marats kommt überall zum Vorschein. In Nr. 320 weint Ludwig XVI. heiße Tränen über die Dummheiten, zu denen ihn die Österreicherin treibt. In Nr. 321 hat die Königin so viele weiße Kokarden verschenkt, daß das weiße Band um drei Sous die Elle teurer geworden ist; die Sache ist sicher, Marat weiß sie von einer Tochter der Bertin (die Putzmacherin der Königin) usw.

den sechshundert von neulich hinzufügst, tatsächlich unentbehrlich? Läßt du nicht einen nach? ... Man soll nicht mit mehr tun, was man mit weniger tun kann. — Ich möchte glauben, daß drei oder vier helmbuschgezierte Köpfe, zu den Füßen der Freiheit rollend, zur Lösung des Knotens genügen würden."

Die Anhänger Marats schnauben vor Wut. Aber ein Geräusch entsteht an der Türe, das ihnen die Antwort abschneidet, ein angenehmes, beifälliges Murmeln. Eine junge Dame tritt ein und will reden. Wahrhaftig! das ist niemand anders als Fräulein Théroigne, die schöne Amazone aus Lüttich. Da ist auch ihr Rock aus roter Seide, ihr großer Säbel vom 5. Oktober. Die Begeisterung nimmt überhand. „Das ist die Königin von Saba," schreit Desmoulins, „die den Salomo der Distrikte besuchen will."

Schon hat sie mit leichtem Panthertritt die Versammlung durchschritten und ist auf die Tribüne gestiegen. Ihr hübscher, geistvoller Kopf mit den blitzenden Augen erscheint zwischen den düsteren Gesichtern Dantons und Marats.

„Wenn ihr wirklich Salomone seid," sagt Théroigne, „so müßt ihr es beweisen, ihr müßt den Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, den Palast der Nationalversammlung. Und ihr müßt ihn auf dem Platz erbauen, wo die Bastille stand.

Wie! Während die vollziehende Gewalt den schönsten Palast des Alls bewohnt, den Pavillon der Flora und die Kolonnaden des Louvre, haust die gesetzgebende Gewalt noch unter Zelten, im Ballhaus, in den Menus, in der Manège ..., wie die Taube Noahs, die kein Fleckchen finden konnte, ihren Fuß darauf zu setzen!

Das kann so nicht bleiben. Die Völker müssen, schon wenn sie die Gebäude betrachten, in denen die beiden Gewalten wohnen, durch den Anblick allein erkennen, wo der wahre Herrscher thront. Was ist ein Herrscher ohne Palast, ein Gott ohne Altar? Woran kann man erkennen, wie er verehrt wird?

Bauen wir diesen Altar! Und alle sollen dazu beitragen! Alle sollen ihr Gold, ihre Edelsteine bringen; hier sind die meinigen. Bauen wir den einzigen, wahren Tempel! Kein anderer ist Gottes würdig als der, in dem die Erklärung der Rechte des Menschen verkündet wurde. Paris, der Wächter dieses Tempels, wird dann weniger eine Stadt sein, als vielmehr das allen gemeinsame Vaterland, der Wallfahrtsort der Stämme, ihr Jerusalem!"

„Das Jerusalem der Welt!" riefen begeisterte Stimmen. Eine wahrhafte Trunkenheit hat die ganze Menge ergriffen. Wenn die alten Cordeliers, die früher unter den gleichen Gewölben ihren mystischen Rausch freien Lauf ließen, an diesem Abend zurückge-

kehrt wären, dann hätten sie sich in den Anwesenden wiedererkannt, hätten geglaubt, sie seien noch immer zu Hause. Gläubige und Philosophen, Schüler Rousseaus, Diderots, Holbachs, Helvetius', alle weissagten sie unwillkürlich.

Der Deutsche Anacharsis Clootz war Atheist oder hielt sich dafür, wie so viele andere, aus Haß gegen die Missetaten der Priester. (Tantum religio potuit suadere malorum!) Aber bei all seinem Zynismus und seinem zur Schau getragenen Zweifel wurde der Mann vom Rhein, Beethovens Landsmann, mächtig ergriffen von allen Stimmungen der neuen Religion. Die erhabensten Worte, die das große Bundesfest eingab, stehen in einem Briefe Clootzens an Madame de Beauharnais. Und keiner fand Sätze von so eigenartiger Schönheit über die künftige Einheit der Welt. Seine Aussprache, seine deutsche Langsamkeit, die lächelnde Heiterkeit und Freude eines geistvollen Toren, der sich ein wenig über sich selbst lustig macht, würzten die Begeisterung mit dem Vergnügen.

„Warum hätte denn die Natur Paris vom Pol und vom Äquator gleich weit entfernt gemacht, wenn nicht, um die Wiege, der Hauptort der allgemeinen Menschenverbrüderung zu sein? Hier werden sich die Generalstaaten der Welt versammeln . . . Ich wage vorauszusagen, daß es nicht mehr so lange dauern wird, wie man annimmt, bis der Turm von London birst, wie der von Paris; und dann ist's geschehen um die Tyrannen. Die Oriflamme der Franzosen kann nicht über London und Paris wehen, ohne bald über den Erdball zu gehen. Dann wird es keine Provinzen mehr geben und keine Armeen, weder Besiegte noch Sieger. Dann kann man von Paris nach Peking reisen, wie von Bordeaux nach Straßburg; der Ozean, von Fahrzeugen überbrückt, wird seine Küsten binden. Orient und Okzident umarmen sich auf dem Bundesfeld. Rom war die Hauptstadt der Welt durch den Krieg, Paris wird es sein durch den Frieden . . . Ja, je mehr ich nachdenke, um so mehr erfasse ich die Möglichkeit einer einzigen Nation, erfasse ich, wie leicht es sein muß für die allgemeine Versammlung, tagend in Paris, den Wagen der Menschheit zu lenken. Ihr Nacheiferer des Vitrup, hört das Orakel der Vernunft: wenn Bürgersinn euren Geist erleuchtet, dann werdet ihr uns einen Tempel bauen können, der alle Vertreter der Welt faßt. Mehr als zehntausend brauchen es nicht zu sein."

„Die Menschen werden sein, was sie sein sollen, wenn jeder sagen kann: Die Welt ist mein Vaterland, die Welt gehört mir. Dann gibt es keine Auswanderer mehr. Eine ist die Natur, die Gesellschaft eine. Geteilte Kräfte stoßen widereinander; es geht den Nationen wie den Wolken, die notwendigerweise gegeneinander donnern."

„Tyrannen, eure Throne werden bersten unter euch. Tretet also freiwillig ab. Dann wird man euch Elend und Schafott erlassen. Ihr Räuber der höchsten Gewalt, blickt mir ins Auge . . . Seht ihr nicht, daß euer Urteil an den Wänden der Nationalversammlung geschrieben steht? . . . Vorwärts, wartet nicht, bis man Szepter und Kronen einschmilzt; kommt einer Revolution zuvor, welche die Könige von den Schlingen der Könige befreit und die Völker von der Rivalität der Völker."

„Es lebe Anacharsis!" ruft Desmoulins, „helfen wir ihm, die Schleusen des Himmels zu öffnen. Es ist noch nichts, daß die Vernunft den Despotismus in Frankreich ertränkt hat; sie muß den Erdball überschwemmen, und alle Throne der Könige und der Lamas müssen, aus ihren Fundamenten gerissen, in dieser Sintflut schwimmen . . . Welch eine Bahn, von Schweden nach Japan! . . . Der Turm von London wankt . . . Ein ungeheurer Jakobinerklub in Irland hat einen Aufruhr auf die Tagesordnung der ersten Sitzung gesetzt. Bei diesem Stand der Dinge möchte ich nicht einen Schilling auf die Güter des anglikanischen Klerus setzen. Was Pitt anbelangt: er ist ein verlorener Mann, wenn er nicht mit der Demission seiner Stellung der Demission seines Kopfes zuvorkommt, den John Bull von ihm verlangen wird . . . Schon beginnt man, die Inquisitoren am Manzanares aufzuhängen; der Sturm der Freiheit braust mächtig von Frankreich in den Süden; bald wird man sagen können: Es gibt keine Pyrenäen mehr."

„Cloots hat mich bei den Haaren genommen, wie die Engel den Propheten Habakuk, und mich auf die Höhen der Politik getragen. Ich erweitere die Schranke der Revolution bis an die äußersten Enden der Welt [223])."

Das ist die Eigenheit der Cordeliers. Voltaire unter den Fanatikern! Denn dieser unterhaltsame Desmoulins ist ein wahrer Sohn Voltaires. Man ist ganz überrascht, ihn bei diesen „bösen Geistern" zu bemerken. Gesunder Verstand, Vernunft, lebhafte Einfälle in

[223]) Ich brauche nicht zu sagen, daß ich dies ganze Kapitel aus den Blättern Marats und Desmoulins habe; ich habe lediglich verstreute Teile zusammengestellt, aber kaum ein paar Worte geändert. Nachdem Desmoulins seiner halb ernsthaften, halb komischen Begeisterung für die Ideen Cloots' Ausdruck gegeben hat, fügt er, um das utile dulci zu verbinden, hinzu: „Ich wollte schon die Feder niederlegen, da mich die Schwerhörigkeit des undankbaren Volkes entmutigte. Jetzt habe ich wieder Hoffnung und konstituiere mein Blatt in Permanenz . . . Ich lade meine teuren und geliebten Subskribenten, deren Abonnement erlischt, ein, es zu erneuern, aber nicht in der Rue de Seine, sondern in meiner Wohnung, Rue du Théâtre-Français, wo ich fortfahren werde, einen bisher unbekannten Handelszweig zu pflegen und Revolutionen anzufertigen."

dieser wunderlichen Versammlung, wo, so könnte man glauben, unsere Propheten aus den Cevennen mit den Illuminaten aus dem Long Parliament zusammensitzen und mit den wackelköpfigen Quäkern. Die Cordeliers sind in Wahrheit das Band der Zeiten; ihr Geist ist wie der Diderots skeptisch und gläubig zugleich und erinnert mitten im achtzehnten Jahrhundert vielfach an den alten Mystizismus, in dem auch bisweilen blitzartig die Zukunft leuchtet.

Die Zukunft! Wie verworren ist sie noch! Wie spiegelt sie sich trübe und düster, erhaben und verschlammt zugleich im Antlitz Dantons!

Vor mir liegt ein Bild dieser furchtbaren, grauenhaft treuen Verkörperung unserer Revolution, eine Skizze von David, die er später liegen ließ, da er den Mut verlor und sich noch nicht fähig fühlte, einen solchen Gegenstand zu malen. Ein gewissenhafter Schüler nahm das Werk wieder auf und malte einfach, langsam und selbst knechtisch jede Einzelheit, Haar für Haar, Stoppel für Stoppel, tiefte eine nach der anderen die Pockennarben aus, die Spalten, Gebirge und Täler dieses zerklüfteten Gesichtes.

Es wirkt wie eine peinliche, mühevolle Entwirrung einer bedeutenden, unklaren, unreinen, gewaltsamen Schöpfung, als wenn die Natur noch tastend suchte und noch nicht genau wüßte, ob sie Menschen oder Scheusale schaffen wollte; in Wirklichkeit warf sie weniger vollkommen, aber energischer, mit furchtbarer Hand ihre gigantischen Versuche hin.

Aber wie friedlich und übereinstimmend sind die zwiespältigsten Schöpfungen der Natur im Vergleich mit den moralischen Spaltungen, die man hier ahnt! Ich höre ein dumpfes, gedrängtes, wildes Zwiegespräch, wie wenn einer gegen sich selbst kämpft, abgebrochene Worte, was weiß ich . . .

Am entsetzlichsten ist, daß er keine Augen hat; wenigstens sieht man sie kaum. Was! Dieser furchtbare Blinde soll Führer der Nationen werden? . . . Finsternis, Taumel, Verhängnis, absolute Ungewißheit der Zukunft, das liest man hier.

Und dennoch ist dieses Scheusal erhaben. — Dies Antlitz fast ohne Augen ist wie ein Vulkan ohne Krater, — ein Vulkan aus Schlamm oder Feuer — der in seinem verschlossenen Schoße heiße Kämpfe der Natur trägt. — Wie wird der Ausbruch sein?

Damals huldigte ein Feind, von seinen Worten erstarrt, noch auf dem Sterbebette dem Geist, der ihn schlug, und sagte von ihm das ewige Wort: Pluto der Beredsamkeit.

Dies Gesicht ist ein Alp, den man nicht heben kann, ein böser, wuchtender Traum, von dem man nicht los kann. Mechanisch nimmt

man teil an dem sichtbaren Streit widereinanderstrebender Prinzipien; man fühlt das innere Mühen, das nicht nur ein Kampf der Leidenschaften ist, sondern auch ein Kampf der Ideen, die Ohnmacht, sie zu versöhnen, oder die eine durch die andere zu überwinden. Das ist ein Ödipus, der sich zum Opfer gibt, der, besessen von seinem eigenen Rätsel, die furchtbare Sphinx in sich trägt, die ihn verschlingen wird[224]).

Fünfunddreißigstes Kapitel

Die Ohnmacht der Versammlung — Die Eidesweigerung (November 1790 — Januar 1791)

Die künftigen Jakobiner erscheinen zum erstenmal. — Die ersten Jakobiner (Duport, Barnave, Lameth usw.) möchten einlenken. — Der Geist des Rückschritts in der Versammlung. — Robespierre überholt Mirabeau und die Lameth bei den Jakobinern (21. November 1790). — Die Lameth stützen sich auf den Religionsstreit. — Die Priester fordern zu ihrer Verfolgung heraus. — Man verlangt den Priestern den Eid ab (27. November 1790). — Der König wird zur Bestätigung gezwungen (26. Dezember 1790). — Die Versammlung befiehlt vergeblich den sofortigen Eid (4. Januar 1791). — Verweigerung des Eides in der Versammlung selbst.

Alexander von Lameth erzählt, daß eine patriotische Gesellschaft ihn und seinen Bruder sowie Duport und Barnave im Juni 1790 zu einem Bankett einlud. Dies von zweihundert Personen, Männern und Frauen, besuchte Bankett war ganz spartanisch, sowohl durch seine patriotische Strenge als durch seine Einfachheit. Als die Gäste Platz genommen hatten, erhob sich der Präsident und sprach feierlich den ersten Artikel der Erklärung der Rechte: „Die Menschen werden frei geboren und bleiben frei usw." Die Versammlung hörte in reli-

[224]) Dieses Porträt (Sammlung Saint-Albin) stellt meiner Ansicht nach Danton im Jahre 1790 dar, in dem Augenblick, da das Drama sich verknotet; Danton ist verhältnismäßig jung, erstaunlich ist die Konzentration des Blutes, des Fleisches, des Lebens, der Kraft. Es ist Danton *vorher*. — Eine kleine, prachtvolle Federzeichnung Davids gibt Danton *nachher*, in einer Nachtsitzung des Konvents, Danton Ende 1793; er hat die Augen weit offen, aber sie liegen tief in ihren Höhlen. Sein Blick ist Schrecken, aber sein Herz ist sichtlich zerrissen: Ob wohl jemand dieses tragische kleine Bild ansehen kann ohne ein Empfinden von Schmerz, ohne unwillkürlich auszurufen: „Der Unmensch! der Unglückliche!" — Außer diesen beiden angeführten Bildern gibt es zwei Entwürfe von David, die sein Profil zeigen; aber in ihnen liegt ein solches Mysterium des Leidens und der Abscheu, daß ich noch nicht davon sprechen will. Das kommt noch früh genug.

giöser Andacht zu, und andächtig verlief das ganze Mahl. Eine Bastille in Relief stand auf der Tafel; beim Nachtisch zogen die Sieger der Bastille, die sich unter den Eingeladenen befanden, ihren Säbel und zertrümmerten die Bastille wortlos; ein Kind mit der Freiheitsmütze sprang daraus hervor. Die Damen setzten den patriotischen Abgeordneten Bürgerkronen auf das Haupt, und die Mahlzeit endete, wie sie begonnen hatte: der Präsident sprach als Schlußwort mit demselben düsteren Ernst den zweiten Artikel der Erklärung der Rechte: „Das Ziel jeder Gesellschaft usw.“

Der Präsident war der Mathematiker Romme, damals Erzieher der Prinzen Strogonoff. Er hatte die Freiheit empfunden, wo man sie zu schätzen weiß: in Rußland; wo die Sklaverei am stärksten lastet, hatte er den Becher der Revolution getrunken. Er war der unentwegte Rechner auf dem Gipfel des „Berges“ und stieg erst am 2. Prairial herab, um sich seinen Zirkel ins Herz zu stoßen.

Die Lameth sahen mit Unbehagen, daß eine ganz neue Welt um sie entstanden war. Die vornehmen, eleganten Jakobiner von 1789 bemerkten die wahren Jakobiner.

Sie geben es selbst zu: „Der steinerne Mann, der den Vorsitz führte, die gesetzgeberischen Texte, die als Trinksprüche ausgebracht wurden, die Andacht, das Schweigen dieser Fanatiker, all das erschreckte sie.“ Sie begannen, den Ozean zu untersuchen, der sich vor ihnen öffnete; bisher hatten sie wie Kinder an der Oberfläche gespielt. Wie viele revolutionäre Generationen trennten sie von diesen hier! Sie begriffen sie kaum. Sie kannten sehr gut die lokalen Wühler, die Anstifter einer Empörung, die sie selbst benutzten und leiteten. Sie kannten die gewaltigen Journalisten, die lärmenden Schreier in den Klubs, aber die Lärmer waren nicht die gefährlichsten. Jenseits von all dem angeblichen oder echten Zorn gab es etwas Kaltes und Furchtbares, woran sie nun gerührt hatten; sie hatten den Stahl der Revolution gesehen. Es überlief sie kalt, und sie wichen zurück.

Sie wollten wenigstens zurückweichen, wußten aber nicht, wie sie es anfangen sollten. Schienen sie doch in der Vorhut zu stehen, sahen sie doch wie Führer aus; aller Augen waren auf sie gerichtet. Die jakobinische Dreifaltigkeit, Duport, Barnave und Lameth, war verehrt als Steuermann der Revolution, der sie voranführte. „Die sind wenigstens standhaft und freimütig,“ sagte man, „sie sind nicht wie Mirabeau.“ Desmoulins rühmt sie hoch, neben Robespierre; Marat, der mißtrauische Marat, hat gegen sie noch keinen Verdacht.

Dennoch verdankten sie diese große Stellung mehr ihrer Gewandt-

heit als ihrer Stärke. Man mußte ja schließlich ihre schwachen Seiten bemerken, ihr Schwanken, ihren unsicheren Charakter.

Man durchschaute zuerst Barnaves Nichtigkeit, dann die Ränkesucht der Lameth. Duport wurde zuletzt erkannt.

Merkwürdig ist, daß der erste Streich, ein leichter, spöttischer Ausfall, durchaus nicht von der Hand eines Feindes getan wurde, sondern von dem unbesonnenen Desmoulins, dem enfant terrible, der immer sehr laut sagte, was viele andere dachten, und zwar oft Dinge, über die nicht zu sprechen man stillschweigend übereingekommen war; wenn Camilles Freunde morgens sein Blatt lasen, fanden sie oft Worte von grausamer Wahrheit darin. Diesmal war es bei Gelegenheit des Antrags auf Entlassung der Minister. Desmoulins spottet über die Versammlung, „welche die Rede des Herrn Barnave immer als das beste bis zuletzt aufspart und dann die Unterredung schließt. Heute war man indessen nicht, wie man zu sagen pflegt, in dem Fall, die Segel zu streichen.“ In demselben Artikel sagt der Schalk ein originelles und richtiges Wort, das nicht nur Barnave trifft, sondern fast alle Redner und Schriftsteller der Zeit: „Im allgemeinen gleichen die Redner und Patrioten zu sehr der Haartracht von 1789, sie sind flach und ungepudert. Wo warst denn du, Mirabeau? . . .“ Dann fragt er, warum die Lameth die Abstimmung verlangt haben, als Petion und Rewbell sich zum Wort meldeten, und „als der Herkules Mirabeau mit seiner Keule die Pygmäen zerschmettern wollte usw.“

Wenige Tage später versetzte man Barnave einen schweren Hieb, von dem er sich nicht wieder erholte. Als man über die Farbigen verhandelte, deren Rechte Barnave nicht anerkannte, veröffentlichte der Journalist Brissot, von dem ich bald ausführlich sprechen werde, einen langen, sehr wirksamen Brief gegen ihn, worin er ihn als eingebildeten Advokaten hinstellte, als eitlen Blender voller Phrasen, aber ohne Ideen. Brissot, der gewöhnlich sehr seicht schrieb, leistete hier etwas Tüchtiges; er entwarf ein strenges Bild des wahren Patrioten, das sich gerade als die Kehrseite von dem Bilde Barnaves erwies. „Der Patriot ist weder intrigant noch eifersüchtig; er hascht nicht nach Beliebtheit beim Volke, damit er dem Hofe furchtbar und daher unentbehrlich werde. Der Patriot ist kein Feind von Ideen, er hält keine Reden gegen die Philosophie. Waren nicht die größten Bürger des Altertums stoische Philosophen? usw.“

Am schlimmsten stellte es jedoch die Partei Barnave und Lameth bloß, daß sie den Augenblick, da Lameths Duell diesen sehr volkstümlich machte, schleunigst benutzten, sich über die gefährliche Frage der Nationalgarde zu erklären. Bis dahin hatten sie in schwierigen

Momenten geschwiegen und still mit ihren Gegnern gestimmt; man hatte es bei der Affäre von Nancy sehen können, wo die Einstimmigkeit bewies, daß die Lameth wie die anderen gestimmt hatten.

Ich habe gesagt, daß die Versammlung Furcht hatte vor dem Volke; zuerst hatte sie es vorwärts getrieben, und jetzt wollte sie es in die Nachhut drängen. Im Mai hatte sie die Bewaffnung befördert durch den Beschluß, niemand sei Aktivbürger, wenn er nicht zugleich der Nationalgarde angehöre. Im Juli, gerade als das Bundesfest bewies, man könne Vertrauen haben, stellte man den sonderbaren Antrag, man solle eine Uniform verlangen; das hieß mittelbar, die Armeen entwaffnen. Im November machte Rabaud-Saint-Etienne den Vorschlag, die Nationalgarden lediglich auf die Aktivbürger zu beschränken. Die letzteren waren sehr zahlreich, wie wir gesehen haben, vier Millionen. Aber so sonderbar sah es damals in Frankreich aus, daß es bei der Verschiedenartigkeit der Provinzen in mehreren von ihnen, zum Beispiel in Artois, fast keine Aktivbürger und also auch keine Nationalgarden gegeben hätte. Das machte Robespierre energisch geltend, aber er verallgemeinerte und übertrieb diese Beobachtung, die für seine Provinz ganz richtig war[225]), und meinte: „Wollt ihr denn, daß ein Bürger eine Seltenheit wird?" Man stelle sich den Beifall, das Trampeln auf den Tribünen vor!

Am Abend des 21. November führte Robespierre dieselbe These bei den Jakobinern aus. Mirabeau war Präsident; bei dem beständigen Schwanken der öffentlichen Meinung gegen ihn, die ihn bald in den Himmel hob und ihn bald gern erdrosselt hätte, hatte er sich um den Vorsitz bemüht, um seine Volkstümlichkeit auf die der Jakobiner zu stützen. Man könnte eher die Wellen im Meer zählen, als das Auf und Ab von Mirabeau; es war eine stürmische Liebe zwischen ihm und dem Publikum, eine Liebe voll von Streit und Wut. Camille verhält sich prachtvoll dabei; er ist niemals kalt oder gleichgültig; heute nennt er ihn angebetete Geliebte und morgen öffentliche Dirne.

Mirabeaus Beliebtheit war gesunken durch seinen Antrag, Bouillé zu danken. Aber sie war wieder gestiegen durch eine gewaltige Rede gegen diejenigen, die es gewagt hatten, sich über die drei Farben lustig zu machen, durch eine jener ewig denkwürdigen Reden, die diesen Mann, wäre er auch noch strafwürdiger gewesen, niemals, wie man es auch anstellen mag, vom Herzen Frankreichs losreißen können. — Dann war sie abermals gesunken, als er vorschlug, die Angliederung Avignons zu vertagen und den Papst noch zu schonen. Und doch stieg sie wieder, als er nur einmal im Theater erschien, wo

[225]) Wahrscheinlich falsch ist auch die Behauptung, der Faubourg-Saint-Antoine würde nur etwa zweihundert Wähler haben.

man zum erstenmal wieder „Brutus“ spielte; bei seinem Anblick vergaß man alles, Liebe und Begeisterung — veteris vestigia flammae — erwachten aufs neue; man sah nur ihn, man bezog tausend Anspiegelungen des Stückes auf ihn; es war ein voller Triumph, aber der letzte.

Das geschah am 19. November. Am 21. war Mirabeau Präsident der Jakobiner und lauschte ungeduldig der Rede Robespierres über die Beschränkung der Nationalgarde auf die Aktivbürger. Er versuchte, ihm das Wort zu entziehen unter dem Vorwand, er spräche gegen erledigte Beschlüsse. Das war schwer und gefährlich vor einer erregten Versammlung, die ganz zu Robespierre stand. „Fortfahren, fortfahren,“ schreit man im ganzen Saal. Der Tumult steigt auf den Gipfel; es ist unmöglich, etwas zu verstehen, den Präsidenten zu hören oder die Glocke. Anstatt sich nun als Präsident zurückzuhalten, unternahm Mirabeau ein großes Wagnis, das ihn entweder in Vorteil bringen oder seine Niederlage deutlich machen mußte. Als wenn der angegriffene Beschluß ihn persönlich anginge, als wenn es sich darum handelte, ihn selbst zu verteidigen und zu retten, stieg er auf den Stuhl und rief: „Her zu mir, ihr Kollegen! Schart euch um mich, liebe Freunde!“ Diese gefährliche Demonstration ließ Mirabeaus Vereinsamung grausam deutlich hervortreten. Dreißig Abgeordnete folgten seinem Ruf, während die ganze Versammlung bei Robespierre blieb. Desmoulins, der ein Schulkamerad des letzteren war und keine Gelegenheit versäumte, seinen Charakter zu rühmen, sagte bei dieser Gelegenheit: „Mirabeau wußte also nicht, daß, wenn der Götzendienst bei einem freien Volke erlaubt ist, er es nur vermöge der Tugend sein könnte.“

Ebenso wurde hier die große Veränderung sichtbar, die sich bereits im Jakobinerklub vollzogen hatte. Er war von Abgeordneten und für Abgeordnete gegründet, zählte aber nur noch sehr wenige als seine Mitglieder, die nicht viel ausmachten. Leichte Eintrittsbedingungen, eifrige, ungeduldige Leute hatten den Klub erneuert; die Nationalversammlung war zweifellos darin, aber die künftige. Und für sie allein sprach Robespierre.

Karl von Lameth tritt ein, den Arm in der Binde; gern wird man wieder ruhig. Jedermann war überzeugt, er sei für Robespierre, und er sprach für Mirabeau! Der Vicomte von Noailles erklärte, der Ausschuß habe den Beschluß anders verstanden, als Mirabeau und Lameth, und zwar wie Robespierre. Dieser ergriff von neuem das Wort, wobei er die ganze Versammlung auf seiner Seite hatte; der Präsident mußte schweigen.

Nun haben die Lameth Ursache zu klagen! Sie hatten den Klub

gegründet und sahen ihn ihren Händen entgleiten. Ihre Beliebtheit begann an dem Tage, da sie in der Frage der Entscheidung über Krieg und Frieden gegen Mirabeau auftraten; und nun waren sie bloßgestellt, standen an Mirabeaus Seite im öffentlichen Mißtrauen. Sie müssen von der Bildfläche verschwinden, wenn sie kein Mittel finden, sich energisch von jenem zu trennen, jenen fallen zu lassen, und wenn ihnen nicht anderseits ihr Kampf gegen den Klerus die öffentliche Meinung wieder zuwendet.

Es ist wahrlich richtig zu sagen, daß die Priester alles taten, um die Verfolgung auf sich zu ziehen. Sie hatten Gewandtheit genug besessen, die Frage der Kirchengüter in ein Halbdunkel und die Frage des Eides in die schärfste Beleuchtung zu rücken. Dieser Eid hatte gar nichts mit der Religion oder dem Charakter des Priesters zu tun; das Volk kannte ihn nicht und glaubte gern, die Versammlung verlange so etwas wie eine Abschwörung von den Priestern. Die Bischöfe erklärten, sie würden jede Verbindung mit den Geistlichen, die den Eid leisteten, abbrechen. Die Gemäßigten sagten, der Papst habe noch nicht geantwortet, und sie wollten abwarten; das heißt, ein fremder Souverän sollte darüber entscheiden, ob sie dem Vaterland gehorchen konnten.

Der Papst antwortete nicht. Warum? Weil Ferien waren. Die Kardinalkongregationen versammelten sich um diese Jahreszeit nicht, sagte man. Inzwischen arbeitete man durch die Pfarrer und Prediger jeden Ranges und jeden Kleides daran, das Volk zu verhetzen, den Bauern in Wut und die Frauen in Verzweiflung zu bringen. Von Marseille bis Flandern bestand ein einmütiges, bewundernswertes Zusammenwirken gegen die Versammlung. In der Provence wurden aufrührerische Schriften durch die Pfarrer von Dorf zu Dorf verbreitet. In Rouen, in Condé predigte man gegen die Assignaten, wie gegen eine Erfindung des Teufels. In Chartres und Péronne verbot man von der Kanzel aus, Steuern zu bezahlen; ein wackerer Pfarrer nahm sich vor, an der Spitze des Volkes auszuziehen und die Empfänger zu töten. Das oberherrliche Stift von Saint-Waast entsandte Missionare, um den Vernichtungskrieg gegen die Versammlung zu predigen. In Flandern bewiesen die Pfarrer nachdrücklich und ausdauernd, die Käufer von Nationalgütern seien unfehlbar verdammt, sie selbst, ihre Kinder und Nachkommen: „Selbst wenn wir sie lossprechen wollten," erklärten sie wütend, „könnten wir es? Nein, keiner könnte es, weder Pfarrer, noch Bischöfe, noch Kardinäle, noch der Papst selbst. Verdammt, auf ewig verdammt!"

Ein großer Teil dieser Vorgänge wurde durch die Korrespondenz der Jakobiner und durch das Blatt des Lalos in der Öffentlichkeit

verbreitet. Der Jakobiner Voidel stellte sie in einem Bericht an die Versammlung gruppenweise zusammen. Mirabeau unterstützte diesen durch eine lange, prächtige Rede, worin er trotz heftiger Worte versuchte, ein mildes Verfahren durchzusetzen und die Beschränkung des Eides auf die Priester empfahl, die zugleich Beichtväter wären; die Schwächung des Klerus solle man der Zeit überlassen, den Löschungen usw.

Aber die Versammlung war strenger. Sie wollte strafen. Sie forderte den unmittelbaren Eid.

Sie vermeinen, daß mit dem Schwur des Priesters und mit der Bestätigung ihrer Beschlüsse durch den König alles zu Ende und gerettet ist.

Der König dagegen, ein honnête homme der alten Zeit, lügt unentwegt den ganzen Tag. Ein Versprechen, von dem jene glauben, es sei eine ernste Sache, ein Hemmnis, eine Schranke, eine Fessel für den Menschen, bereitet dem König keinerlei Verlegenheit. Aus Besorgnis, man möge ihm nicht genug Glauben schenken, überschreitet er alles Maß. Er spricht und spricht unaufhörlich davon, wie sehr er Vertrauen verdiene. Sein Wort, sagt er, ist offen und freimütig, — er ist erstaunt, daß man an der bekannten Geradheit seines Charakters zweifelt . . . — (23. und 26. Dezember 1790).

Und selbst die harmlosesten von allen, die Jansenisten, sind damit nicht zufrieden: sie wollen etwas Festes, Solides, einen Eid — Schall und Rauch.

Da, am 27. November, ein energischer Beschluß: „Die Versammlung verlangt allen Ernstes, daß die Bischöfe, Pfarrer und Vikare innerhalb acht Tagen den Eid auf die Verfassung leisten; andernfalls nimmt man an, daß sie auf ihr Amt verzichtet haben. Der Maire ist gehalten, nach acht Tagen die Versäumnis der Eidesleistung anzuzeigen. Diejenigen, die den geleisteten Eid verletzen, sollen vor das Bezirksgericht gestellt, und die nach Verweigerung des Eides ihr Amt noch länger ausüben, sollen als Ruhestörer verfolgt werden."

Das wird beschlossen, aber nicht bestätigt! Die Jansenisten erschrecken, da sie sich so weit vorgewagt haben. Sie wollen ein Ergebnis. Am 23. Dezember fordert Camus, daß „die Gewalt eingreife," die Gewalt in Form einer Bitte; daß die Versammlung den König bittet, er möge ihr regelrecht auf den Beschluß antworten. Die Gewalt. Darauf wartete der König nur. Er antwortete umgehend,

er habe den Beschluß bestätigt. So kann er Europa erklären, man tue ihm einen Zwang an, und er sei gefangen[226]).

Zu Fersen sagte er: „Ich möchte lieber König von Metz sein. Aber das wird bald ein Ende haben."

Bemerkenswert ist, daß weder Robespierre, noch Marat, noch Desmoulins den Eid verlangt hätten. Marat, der so unduldsame Marat, der verlangt, man solle die Druckpressen seiner Feinde zerbrechen, will, daß man die Priester schont: das ist der einzige Fall, meinte er, wo man schonend vorgehen muß. Es handelt sich um das Gewissen. Desmoulins will keine andere Maßregel, als daß man das Geld des Staates denen nimmt, die dem Staate nicht Gehorsam schwören. „Wenn sie sich an ihre Kanzel festklammern, wollen wir uns nicht der Gefahr aussetzen, ihre Leinenrobe zu zerfetzen, um sie davon loszureißen. Die Sorte von Dämonen, die man Pharisäer, Kappenträger oder Oberpriester nennt, wird nur durch Fasten ausgetrieben: Non ejicitur nisi per jejunium."

Die harte und ungeschickte Forderung, den Eid von den geistlichen Abgeordneten in der Versammlung selbst zu verlangen, war ein sehr schwerer Fehler der herrschenden Partei. Sie gab den Widerspenstigen eine prächtige und Aufsehen erregende Gelegenheit, feierlich vor dem Volke Zeugnis abzulegen für einen Glauben, den sie nicht besaßen. Der Erzbischof von Narbonne sagte später unter dem Kaiserreich: „Wir haben uns wie wahre Edelleute benommen; denn von den meisten von uns kann man nicht sagen, daß sie aus Religiosität handelten."

Es war leicht vorauszusehen, daß die Prälaten, aufgefordert, vor der Menge nachzugeben und feierlich ihre offizielle Meinung zu verleugnen, antworten würden wie Edelleute. So gedrängt, mußte auch der Zaghafteste tapfer werden. Doch: Edelleute oder nicht, sie waren Franzosen. Die revolutionärsten Pfarrer konnten sich nicht entschließen, ihre Bischöfe im kritischen Augenblick im Stich zu lassen; der Zwang kränkte sie, die Gefahr reizte sie, die feierliche Schönheit einer solchen Szene gewann ihre Einbildungskraft, und sie verweigerten den Eid.

Schon in der ersten Sitzung, wo einzig der Bischof von Clermont zu einer Erklärung aufgefordert wurde, konnte man sich ein Urteil

---

[226]) Indessen ist nicht richtig, was Hardenberg sagt (Memoiren eines Staatsmannes), daß der König sich erst nach dieser erzwungenen Bestätigung an die Mächte wandte. Das hatte er schon zwischen dem 6. Oktober und 3. Dezember getan. Am 3. Dezember schrieb er an Preußen, er habe sich schon an alle Souveräne gewandt. Und erst am 26. Dezember gab er die Bestätigung.

bilden über die Wirkung. Am folgenden Tage (4. Januar) versuchten Grégoire und Mirabeau einzulenken. Grégoire sagte, die Versammlung beabsichtige durchaus nicht, einen geistigen Druck auszuüben, sie verlange nicht einmal die innere Billigung und wolle keinerlei Gewissenszwang. Mirabeau erklärte sogar, die Versammlung verlange nicht gerade den Eid, aber sie halte dafür, die Weigerung sei unverträglich mit gewissen Ämtern und bedeute daher, der Weigernde wolle entlassen sein. Das hieß eine Türe öffnen. Barnave warf sie krachend wieder zu, zweifellos in dem Glauben, damit die öffentliche Meinung zurückzugewinnen; er beantragte die sofortige Anordnung des Eides, und sein Antrag ging durch.

Diese unkluge Maßregel mußte für die Weigerung entscheiden.

Wer den Eid weigerte, mußte den Ruhm der Uneigennützigkeit und auch den des Mutes gewinnen, denn die Menge umlagerte die Türen, man hörte Drohungen. Die beiden Parteien beschuldigen sich hier gegenseitig; die einen sagen, daß die Jakobiner den Eid durch Schreckmittel zu erzwingen versuchten; die anderen, daß die Aristokraten die Schreier bestellten, damit es so scheine, als tue man ihnen Gewalt an, damit sie ihre Feinde verhaßt machen und, wie es tatsächlich geschah, sagen könnten, „die Versammlung sei nicht frei gewesen."

Der Präsident begann den Namensaufruf: „Der Herr Bischof von Agen."

Der Bischof: „Ich bitte ums Wort."

Die Linke: „Nichts da! Leisten Sie den Eid, ja oder nein?"

(Lärm von draußen.) Ein Mitglied: „Kann denn nicht der Herr Bürgermeister dafür sorgen, daß diese Unruhe aufhört!"

Der Bischof von Agen: „Sie erklären, daß die Weigernden ihre Ämter verlieren würden. Ich würde nicht so sehr den Verlust meiner Stellung, als den Ihrer Achtung bedauern. Ich bitte Sie, mir glauben zu wollen, daß es mir sehr leid tut, den Eid nicht leisten zu können."

(Der Aufruf wird fortgesetzt.) Pfarrer Fournès: „Ich will schlichte Worte sagen wie die ersten Christen ... Es soll mir Ruhm und Ehre sein, meinem Bischof zu folgen, wie Laurentius seinem Hirten folgte."

Pfarrer Leclerc: „Ich bin ein Kind der katholischen Kirche — —."

Da der Namensaufruf sich so schlecht anließ, machte ein Mitglied die Bemerkung, die Versammlung habe ihn gar nicht verlangt, er sei nicht ungefährlich und man solle sich damit begnügen, den gemeinschaftlichen Eid zu verlangen. Indessen war die Gesamtaufforderung nicht erfolgreicher. Sie brachte der Versammlung keinen anderen Vorteil, als daß diese eine Viertelstunde lang und mehr still und ohnmächtig zuhören mußte, wie ihr Feind die Gelegen-

heit benutzte, einige edle Worte zu sagen, die in einem Lande wie Frankreich nicht verfehlen konnten, der Revolution viele Feinde zu schaffen.

Der Bischof von Poitiers: „Ich bin siebzig Jahre alt und habe fünfunddreißig davon dem Episkopat angehört; ich habe soviel Gutes in meinem Amt getan, wie ich konnte. Jahre und Arbeiten lasten schwer auf mir, mein Greisenalter soll nicht unehrenhaft sein; ich will keinen Eid leisten — (Murren). Ich werde mein Schicksal mit bußfertigem Geiste hinnehmen."

Dies Schicksal war nicht unheilvoll. Die Bischöfe verließen die Versammlung ungefährdet und kehrten zurück, so oft sie wollten. Die Empörung der Menge hatte keine Gewalttat zur Folge.

Die Sitzung vom 4. Januar bedeutet den Triumph der Priester über die Advokaten. Die letzteren in ihrer Ungeschicklichkeit hatten sich gleichsam in die alte Robe des Priesters vermummt, in das Kleid der Unduldsamkeit, das jedem verhängnisvoll wird, der es trägt. Die adligen Bischöfe fanden glückliche und würdige, ihrer Lage angemessene Worte, die für ihre Gegner Degenstöße waren. Die meisten von diesen beredten Prälaten waren doch nur ränkevolle und übel beleumdete Höflinge; in unserer ernsten modernen Welt, die Tugend und Einsicht vom Priester verlangt, hätten sie früher oder später mit Schande den Rückzug antreten müssen. Aber die tiefe Politik der Camus und Barnave hatte das wahre Mittel gefunden, ihnen das Volk wieder zuzuführen, Glaubenshelden aus ihnen zu machen und sie durch Märtyrertum zu weihen.

Die Verzweigung der Häuser Bourbon und Orléans

Ludwig XIII.
aus dem Hause Bourbon † 1643 (vermählt mit Anna v. Österreich)

	Ludwig XIV. † 1715		Philipp von Orléans † 1701 (verm. mit Elisabeth Charlotte v. d. Pfalz)
	Ludwig † 1711		Philipp von Chartres (Regent 1715—1723)
	Ludwig von Bourgogne † 1712		Ludwig von Chartres und Orléans † 1752
	Ludwig XV. † 1774 (verm. mit Maria Leszcynska)		Ludwig Philipp † 1785
	Ludwig † 1765 (verm. mit Maria Josepha v. Sachsen)		Ludwig Joseph Philipp v. Orléans † 1793 (Egalité)
Ludwig XVI. † 1793 (verm. mit Marie Antoinette v. Österreich)	Ludwig XVIII. † 1824 (Graf von Provence „Monsieur“)	Karl X. (bis 1830) † 1836 (Graf Artois)	Ludwig Philipp † 1850 (König der Franzosen 1830 bis 1848, der „Bürgerkönig“)
Marie Therese Charlotte † 1851	Ludwig Joseph † 1789	Karl Ludwig (XVII.) † 1795 („Le petit Capet“)	

Der Königliche Haushalt teilte sich in die „maison civile" und die „maison militaire". Schon unter Ludwig XIV. bestand die „maison civile" aus 4—5000 Dienern, und unter seinen Nachfolgern stieg diese Zahl bis auf 8000. Die maison civile hatte eine große Reihe Unterabteilungen: die Hofgeistlichkeit unter dem Großalmosenier, der Haushalt, der Zimmerdienst, die Kleiderkammer, der Marstall, die Hofjagd, das Bauwesen, der Reisedienst, das Zeremonienwesen usw. Jede Abteilung hatte zahllose Beamte, deren Stellen bis zum letzten Küchendiener käuflich und mitunter sehr einflußreich waren. Ganz bescheidene Stellen, wie die eines Mantelträgers z. B. oder Rasierers, wurden mit 30 000, 40 000 Franken (= 100- bis 150 000 Franken nach heutigem Gelde) und noch höher bezahlt. Selbstverständlich hatten die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses ebenfalls ihren entsprechenden Hofstaat.

Die „maison militaire" bildeten die Haustruppen des Königs. Ihre Zahl schwankte zwischen 8000 und 12 000 Mann. Sie zerfielen in den „inneren Dienst" (garde de dedans), der zum unmittelbaren Dienst um den König bestimmt war, und den „äußeren Dienst" (garde de dehors), der in Kasernen wohnte. Zu der garde de dedans gehörten die gardes du corps (der berittene Teil der Haustruppen), auch „mousquetaires du roi" genannt, und die gendarmes; beide bestanden fast ausschließlich aus Edelleuten. Die garde de dehors waren geworbene Mannschaften, Schweizergarden und französische Garden. Zur maison militaire gehörten außerdem viele höhere Offiziere, die keinen Dienst taten und eine Sinekure am Hofe hatten.

Das Organ für alle äußeren und inneren Angelegenheiten Frankreichs war das „Conseil du Roi", auch kurzweg „Conseil" genannt. Das Conseil war eine uralte Einrichtung, hatte viele Wandlungen erlebt und wurde endgültig erst durch Richelieu und Ludwig XIV. (1673) organisiert. Es zerfiel in:

1. Conseil d'État (d'en haut). Das conseil d'État bestand aus drei bis fünf Mitgliedern, und zwar dem „contrôleur général" (der Finanzen) und zwei oder drei Staatssekretären. Nur die Mitglieder des conseil d'État führten den Titel Minister. Sie hielten ihre Beratungen unter dem Vorsitz des Königs ab. Die Prinzen, mit Ausnahme des Dauphin, waren von den Beratungen ausgeschlossen. In die Zuständigkeit des conseil d'État gehörten sämtliche inner- und außerpolitischen Geschäfte, die von einiger Bedeutung für die Regierung, für den Hof oder für den Staat waren. Krieg und Frieden, Verträge und Bündnisse, Diplomatie und wichtige innerpolitische Fragen wurden hier beraten und beschlossen.

2. Conseil des dépêches, beriet ebenfalls unter dem Vorsitz des Königs. Dazu gehörten außer den unter 1. genannten die Staatssekretäre, die nicht Ministerrang hatten, sowie die Prinzen von Geblüt. Zum Gebiet des conseil des dépêches gehörte die allgemeine Polizei (die „lettres de cachet", die Staatsgefängnisse, die öffentliche Sicherheit — die unter einem im Châtelet residierenden „lieutenant général" stand —, die Disziplin des Klerus und der Justiz), ferner die Provinzial-, Gemeinde- und Kirchenverwaltung. Er pflegte die Beziehungen mit den Provinzialstaaten, erteilte die Aufträge und Instruktionen für die Gouverneure und Intendanten der Provinzen, hatte die Entscheidung über die Verwaltung der Gemeinden, der Spitäler, der finanziellen Beziehungen zur Geistlichkeit, über die Angelegenheiten des Adels, die Naturalisationen, Freibriefe usw.

3. Conseil des finances et du commerce. Er wurde oft statt vom König vom Kanzler geleitet, der gleichzeitig Justizminister (Großsiegelbewahrer — „Garde des sceaux") war. Er bestand ferner aus dem „chef du conseil des finances", der indessen nur ein Ehrenamt hatte, ferner dem wirklichen Leiter der Finanzen (dem „contrôleur général"), zwei Staatsräten und vier „secrétaires-greffiers" (eigentlich Protokollführer). Er hatte die direkten Steuern festzusetzen und die Steuern auf die „Generalitäten" (s. u.) zu verteilen. Er hatte ferner die Steuergerichte, die Pachtkontrakte, die Überwachung der Generalpacht (s. u.), die Kassenkontrolle, das Ämterwesen, die Rentenemissionen, die Gehälter und die Ausgabenprüfung unter sich. Andere Gebiete, wie die Dominialverwaltung, den Ackerbau, die öffentlichen Arbeiten, teilte er mit dem conseil des dépêches.

4. Conseil privé (oder des parties) wurde vom Kanzler präsidiert. Er bestand aus a) den ordentlichen Mitgliedern („membres du droit"), d. h. den Ministern, Staatssekretären, dem Generalkontrolleur und den Intendanten der Finanzen, schließlich den Herzögen und Pairs, die aber gewohnheitsmäßig wegblieben; b) dreißig Staatsräten („conseillers d'État titulaires"), die aus der hohen Geistlichkeit, der Diplomatie, dem hohen Militär, Verwaltungsbeamten und Höflingen gewählt wurden; c) achtundachtzig „officiers du Conseil", meistens Parlamentsräte. Diese letzteren Stellen waren käuflich und übertragbar. Sie kosteten im Durchschnitt 150—200 000 Franken und waren besonders darum gesucht, weil man aus ihnen die Intendanten der Provinzen, der Armee usw. wählte. — Das Conseil privé war der oberste (Appellations-) Gerichtshof und umfaßte sowohl die Zivil- wie die Straf- und Verwaltungsgerichtsbarkeit.

Unter Ludwig XVI. gab es sechs Ministerien, die nach ihrer Bedeutung folgendermaßen geordnet waren: 1. Justiz; unter dem Kanzler (chancellier) oder Großsiegelbewahrer (garde des sceaux). 2. Finanzen; unter dem „surintendant des finances" oder „contrôleur général". 3. Äußeres. 4. Maison du Roi und kirchliche Angelegenheiten. 5. Marine, Kolonien und Handel. 6. Krieg.

Außerdem unterstand jedem Minister ein bestimmter Teil des französischen Gebietes als oberstem Chef seiner Verwaltung. Die Minister bildeten kein sogenanntes Kabinett. Jedes Ministerium war für sich allein vom König abhängig. Die gemeinsame Beratung im conseil des dépêches schloß weder die Solidarität der Regierung noch eine gemeinsame Politik in sich.

Die Rechtspflege unter dem ancien régime war heillos wirr, so daß Voltaire sagen konnte: „Wenn man in Frankreich umherreist, wechselt man die Gesetze so häufig wie die Pferde." Mit dem Gewohnheitsrecht, das durch die königlichen Ordonnanzen reguliert wurde, vermischte sich das römische Recht sowie das kanonische oder Kirchenrecht. Dazu hatte jede Provinz, am ausgeprägtesten die „Pays d'État" (s. u.) ihr besonderes Landrecht. Auch Stadtrechte gab es (Patrimonialrecht); schließlich hatte jeder größere Grundherr, auch der hohe Klerus, die Sondergerichtsbarkeit auf seinem Territorium), und zwar eine hohe oder niedere Gerichtsbarkeit, je nach der Bedeutung der Sachen, die er vor sein Tribunal ziehen durfte. Alle diese Rechte konnten indessen nicht auf die privilegierten

Klassen angewendet werden, die unter Standesgerichten eine besondere Rechtsprechung genossen. Den feudalen Gerichtsbarkeiten unterstand häufig auch die Polizei. In Angers z. B. gab es außer dem Gewohnheits- und dem Landrecht sechzehn grundherrliche Gerichtsbarkeiten. Dijon hatte außer dem Stadtrecht und den allgemeinen Rechten sechs bischöfliche Gerichtsbarkeiten („das Bistum, die Kapitel, die Mönche von St. Bénigne, die Sainte-Chapelle, die Chartreuse und die Komthurei von la Madeleine"). Und so war es überall.

Die wichtigsten Gerichte in Frankreich waren die Parlamente, d. h. die königlichen Gerichte. Sie hatten sich aus der curia regis, dem alten königlichen Hoftage entwickelt und waren früher aus Prinzen von Geblüt, Pairs, Edelleuten, hohen Geistlichen, Höflingen und Rechtsgelehrten zusammengesetzt. Sie waren zugleich der oberste Rat des Königs in allen Staatsangelegenheiten. Allmählich schied sich die richterliche Abteilung ab und erhielt allein den Namen Parlament. Das Parlament zerfiel seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in mehrere Kammern: die große oder Prozeßkammer (grande chambre, chambre des plaids), die Untersuchungskammer (chambre des enquêtes), die Bittschriftenkammer (chambre des requêtes), die Kriminalkammer (chambre de la Tournelle). Paris hatte unter Ludwig XVI. sieben Kammern unter einem Präsidenten, 9 Vizepräsidenten, 15 Kammerpräsidenten und 150 Räten. Die Parlamentsmitglieder waren unabsetzbar. Unter Franz I. wurden die Parlamentsämter käuflich, 1604 durch den Finanzrat Paulet auch erblich („Paulette"). So wurde das Parlament von der Regierung unabhängig. Da die Stellen sehr teuer waren, so ließ man sich die Rechtsprechung entsprechend hoch bezahlen. Die Höflichkeitsgeschenke an die Richter (épices = gewürzte Bonbons) wurden als Zwang angesehen und arteten zu schreienden Mißbräuchen aus. — Ursprünglich hatte nur Paris ein Parlament besessen. Allmählich aber bekamen auch die Provinzen Parlamente, die z. B. in Toulouse, Bordeaux, Rouen, Aix, Pau, Metz, Douai usw. saßen.

Die Parlamente besaßen auch politische Rechte. Erst wenn sie die königlichen Gesetze und Ordonnanzen in ihre Register eintrugen, wurden diese rechtskräftig. Weigerten die Parlamente die Eintragung (remontrances), so fand ein „lit de justice" statt; d. h. der König erschien selbst im Parlament, der Kanzler hielt Vortrag und befahl die Registrierung.

„Lit de justice" war ursprünglich der erhöhte Sitz, auf dem die alten Könige von Frankreich, von ihren Baronen umgeben, Gericht hielten. Später war es die feierliche Parlamentssitzung, in der wichtige Staatsangelegenheiten, Rechtshändel der Großen, Mündigkeitserklärungen usw. verhandelt wurden.

* * *

Außer den Parlamenten gab es eine ganze Reihe Spezialgerichte: „Conseils souverains", Conseils présidiaux", „Sénéchaussées", „Bailliages", „Prévôtés" usw. usw.

* * *

Die Basoche (vom lateinischen basilica = Justizpalast) war der Verein der Schreiber des Pariser Parlaments („clercs de la Basoche", entsprachen etwa unseren heutigen Referendaren). Sie waren schon im Mittelalter bekannt durch ihre „Moralités" und „Farcen", die sie an bestimmten Festtagen zur

Aufführung brachten. Ihrer kühnen Satire wegen, die selbst vor dem König nicht halt machte, kamen sie oft mit der Polizei in Konflikt.

Das französische Heer war ein Söldnerheer, zum großen Teil im Auslande geworben. Die Dienstzeit der Soldaten betrug 16 Jahre. Die Offiziersstellen waren, wie alle anderen Ämter in Frankreich, käuflich, aber nur für Adlige. Viele Regimenter und sogar Kompanien besaßen Selbstverwaltung, die man in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vergeblich zu beseitigen gesucht hatte. Die Vorbildlichkeit des Heeres unter Louvois, Ludwig XIV. Kriegsminister, war allmählich einer gänzlichen Zersetzung gewichen. Bei Errichtung der Nationalgarde wurden die Fremdenregimenter aufgelöst.

Die Verwaltung der Steuern stand unter dem contrôleur général. Im conseil des finances wurde der alljährlich notwendige Betrag der direkten Steuern festgesetzt und auf die Steuerbezirke (généralités), in die Frankreich eingeteilt war, und die unter einem „Finanzgeneral" standen, verteilt. Die Finanzgenerale verteilten sie weiter auf die Verwaltungsbezirke und Kreise des ihnen zugeteilten Gebietes. Außer Kopf-, Kerb- und Beisteuern gab es eine Reihe von Steuern auf das Einkommen (Zehntel-, Zwanzigstel-, Zwei- und Dreizwanzigstelsteuern usw.). Adel und Klerus waren von jeder Steuerleistung befreit, erhoben aber selbst Steuern (Feudalabgaben und Zehnten).

Besonders verhaßt waren beim Volke die indirekten Steuern, die von der Generalpacht (ferme générale) eingezogen wurden. Die Generalpacht hat eine lange Geschichte. Zuerst war es der Gesamtname für die Hauptpächter von Zöllen, Monopolen und anderen Steuern, die ihre Pacht an Unterpächter übertrugen. Die Verschleuderung dieser Pachtungen an Günstlinge hatte Heinrichs IV. Finanzverwalter Sully ein Ende gemacht. Sully führte die Verpachtung an Meistbietende ein und hob die örtlichen kleinen Pachtungen auf. Colbert organisierte die ferme générale neu und machte sie außerordentlich ertragreich. Sie mußte dem Staat ein Darlehn als Kaution geben und eine feste Pachtsumme als Minimalertrag der in Frage kommenden Steuern zahlen. — Die letzte Organisation der indirekten Steuern geschah unter Necker. Er legte ihre Einziehung in die Hände von drei Finanzgesellschaften, deren bedeutendste den Namen ferme générale behielt. Diese bestand aus vierzig Mitgliedern und wurde unter dem Namen des Hauptunternehmers auf sechsjährige Perioden übernommen. Unter Necker hatte die ferme générale das Tabaks- und Salzmonopol, den größten Teil der Zölle, den Eingangszoll auf die Produkte der französischen Kolonien und die Eingangsabgaben von Paris. Ihre Bruttoeinnahmen betrugen in den letzten Jahren vor der Revolution 180 bis 190 Millionen Franken. Der ferme générale nachgebildet waren die „Aides", die die Getränksteuern einzuziehen hatten, und die Dominialverwaltung, der die Verkehrssteuern, die Erbschaftssteuern, die Verkaufsgebühren usw. zu entrichten waren. — Die Einziehung der Steuer unter der Generalpacht geschah mit ausgedehntester Härte und Willkür. Auch trugen die Pächter durch die Bestechungsgelder, die sie an Höflinge und andere einflußreiche Persönlichkeiten zur Erzielung möglichst günstiger Pachtbedingungen zahlten, sehr zur Bestechlichkeit der obersten Schichten bei.

Pays d'Etat nannte man die Provinzen mit Ständevertretung, die wenigstens einen Schatten von Selbstverwaltung bewahrt hatten (Languedoc, Bretagne, Burgund, Provence, Dauphiné, Artois und Flandern, Hainaut-Cambresis-Pau). In den anderen waren die Intendanten, gefügige Werkzeuge der Könige, die allmächtigen Herren. Die Intendanten hatten die Justiz, die Polizei und die Finanzen unter sich. Auch unterstanden ihnen die Gemeinden. Sie besetzten, d. h. sie verkauften die Beamtenstellen in den Gemeinden. Oft kauften die Städte selbst im ganzen das Recht der Stellenbesetzung; sie erkauften dadurch eine gewisse, wenn auch sehr fragwürdige Unabhängigkeit („bonnes villes"), die ihre großen Familien, Patrizier und Notabeln, dazu benutzten, jeden anderen Einfluß auf die Geschäfte, als den eigenen, auszuschalten und die Stadt unter ihre Oligarchie zu bringen.

Inhaltsverzeichnis

Band 1.

Die Ursachen der Revolution und die Ereignisse des Jahres 1789.

Band 2.

Das zweite Jahr der Revolution (1790).

Verzeichnis der Bildbeigaben

Farbtafeln.

Textillustrationen.

